

Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1840

Zweiter Band.



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Sechster Band.

München, 1840.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Das Theater im Mittelalter und das Passionsspiel in Oberammergau.

Manchem unserer Leser wird vielleicht in der Augsburger Allgemeinen Zeitung oder in einem anderen öffentlichen Blatte unter den übrigen Ankündigungen und Anzeigen folgende, durch ihren ungewöhnlichen Inhalt bemerkenswerthe, aufgefallen seyn:

Bekanntmachung.

Mit allerhöchster Bewilligung werden zu Oberammergau, kgl. Landgerichts Werdenfels in Oberbayern,

die Passions-Vorstellungen,

d. h. die Leidensgeschichte des Weltheilandes, auf einer offenen, und wegen des bisherigen äußerst zahlreichen Besuches bei drei- bis viertausend Menschen fassenden Bühne an jedem der nachbenannten Tage stets vollständig aufgeführt, als;

am Sonntag	den	31. Mai,	am Sonntag	den	26. Julius,
„ Montag	„	8. Junius,	„ „	„	16. August,
„ „	„	15. „	„ „	„	23. „
„ Sonntag	„	28. „	„ Montag	„	7. September.
„ „	„	12. Julius,			

Nicht kann hiebei unbemerkt gelassen werden, daß in unserm schönen Ammerthale die vormalige Benedictiner-Abtei Ettal sich befindet, die vom Kaiser Ludwig dem Bayer in Folge eines frommen Gelübdes im Jahre 1330 gestiftet, wegen ihrer prachtvollen Kirche, deren Orgel sammt dem Marienbilde, einem Meisterstück der plastischen Kunst

aus milchweißem orientalischem Marmor, besonders sehenswerth ist; dann daß nicht fern liegt der durch Natur und Kunstwerke erhabene Fürstensitz Hohenschwangau, von wo aus sich öffnen die schönen Thäler Tyrols von Reutte und Lermoos, dann das anmuthvolle Thal von Garmisch-Partenkirchen, begränzt von einer Reihe der lieblichsten Alpen, und beherrscht von Bayerns Riesengebirgen — dem Korwendel, Wetterstein, der Dreithor — Alp — und Zugspitz, einem der Glanzpunkte des bayerischen Hochgebirges, den Reisenden freundlich einladend, um in frommer Herzensstimmung die Macht und die Herrlichkeit Gottes in seinen großartigen wunderschönen Schöpfungen anstaunen und lobpreisen zu können, und gekräftigt durch der Alpen reine Luft, an Geist und Körper neu gestärkt in das Heimathland zurückzukehren!

Möge ein zahlreicher Zuspruch uns beglücken; die vollste Zufriedenheit zu erlangen soll unser eifrigstes Bestreben seyn!

Oberammergau, den 16. Mai 1840.

Die Landgemeinde Oberammergau.

Außer dieser Ankündigung haben unsere Leser vielleicht auch in anderen Blättern einige nähere Nachrichten über diese Passionsvorstellungen bemerkt. Dieselben sind dem Vorberichte zu dem Liedertexte dieses geistlichen Schauspieles entlehnt, der unter folgendem Titel erschienen ist und bei den Vorstellungen selbst an die Zuschauer käuflich abgegeben wird:

„Das große Versöhnungsopfer auf Golgatha, oder die Leidens und Todesgeschichte Jesu, nach den vier Evangelisten, mit bildlichen Vorstellungen aus dem alten Bunde, zur Betrachtung und Erbauung, mit allerhöchster und allergnädigster Bewilligung vollständig aufgeführt zu Oberammergau in Oberbayern, königl. Landgerichts Werdenfels Musik von Dedler. Landshut, 1840. Gedruckt in der Palm'schen Buchdruckerei".

In diesem Vorberichte wird erzählt: wie im Jahre 163[illegible] in der Umgegend des Ammerthales eine böse ansteckende Krankheit vielen Menschen das Leben geraubt habe. Die Ammerthaler hätten freilich alle menschlichen Vorsichtsmaaßregeln ge

braucht, um sich dagegen zu schirmen und abzusperren, allein „der Mensch denkt's, Gott lenkt's“. Einer der Ihrigen, der als Taglöhner in dem angesteckten Eschenlohe zur Sommerzeit in Feldarbeit gestanden, habe daheim das Kirchweihfest mitmachen wollen, darum habe er sich heimlich über das Gebirg hinüber in sein Haus geschlichen; am zweiten Tage schon sey er eine Leiche gewesen, und drei Wochen später ihm 84 gefolgt. In dieser großen Noth nun, wo der menschlichen Weisheit der Flachs auf der Spindel gänzlich ausgegangen, hatten die Ammerthaler ihre Augen zu Dem gerichtet, der auch die mit Kleid und Speise versieht, die nicht spinnen und nicht säen, zu Ihm hätten sie ein feierliches Gelübde gethan, auf daß er mit ihnen Erbarmen haben möge, alle zehn Jahre das bittere Leiden seines Sohnes Jesu Christi, des Weltheilandes, zur dankbaren Erinnerung an die gnädig abgewendete Noth und zu ihrem eigenen Seelenheile öffentlich darzustellen.

Indem sie also für Gottes Ehre und ihr Heil bedacht gewesen, hätten sie zuversichtlich gehofft, daß er sie auch in der leiblichen Noth gnädig heimsuchen, und von dem größten Uebel, eines schnellen, unvorbereiteten Todes zu sterben, befreien würde. Dieses gläubige „Vertrauen“, fährt der Vorbericht fort, „ward nicht zu Schanden. Nicht eine einzige Person mehr starb an dieser Krankheit, obschon noch viele, von derselben angesteckt, darniederlagen. Im darauffolgenden Jahre, 1634, wurde zur Erfüllung des Gelübdes die Leidensgeschichte Jesu zum erstenmale aufgeführt, und so that die Gemeinde, dem Gelübde der Voraltern getreu, jedes zehnte Jahr, ohne sich durch Schwierigkeiten und Hindernisse abhalten zu lassen, und erhielt hiezu auch immer die allerhöchste Genehmigung“. In den letzten zwei Jahrzehnten, heißt es hier weiter, habe man, sowohl in der Musik wie im Texte, zur allgemeinen Zufriedenheit einige wesentliche Veränderungen eintreten lassen, indem man namentlich bedacht gewesen, Christi Leidensgeschichte nicht getrennt für sich, sondern in ihrer Verbindung mit den prophetischen Vorbildern des

alten Testamentes darzustellen. Damit dem Zuschauer die große Wahrheit um so lebendiger vor die Augen trete, daß die ganze heilige Geschichte nur ein Ziel habe — Jesum Christum, die Geister-Sonne, die ihre Strahlen vorwärts und rückwärts sende, durch den alles wahrhaft Lebendige lebe und sich in seinem Lichte spiegele. Die Absicht sey hiebei ergewesen, daß der Zuschauer, wenn er so die Vorbilder und den Erlöser selbst, das Urbild, sehe, nun seinerseits erwägend, daß hier bloßes Schauen und Bewunderen nicht genüge, zum Nachbilde werden. „Möge die sinnbildliche Vorstellung seiner erhabenen Tugenden“, schließt der Vorbericht, „uns zu dem heiligen Entschluße entflammen, in Demuth, Geduld, Sanftmuth und Liebe Ihm nachzufolgen. Dann, wenn das, was wir bildlich gesehen, in uns Leben und Wahrheit geworden ist, hat das Gelübde unserer frommen Väter seine schönste Erfüllung erhalten; und dann wird auch jener Segen für uns nicht ausbleiben, mit dem Gott einst den Glauben und die Zuversicht unserer Väter belohnt hat“. Dieser Absicht gemäß sind auch die beiden voranstehenden Wahlsprüche aus der heiligen Schrift gewählt: „O ihr Alle, die ihr vorübergehet am Wege, gebet acht und schauet, ob ein Schmerz gleich sey meinem Schmerze“ (Klagel. Jer. 1, 12.), und „Ihr Töchter Jerusalems! weinet nicht über mich, sondern weinet über euch selbst und über eure Kinder“ (Luk. 23, 28.).

Dieß waren die beiden Ankündigungen, die dem Beginne des Schauspieles für das Jahr 1840 vorausgingen. Die erste davon erweckte bei dem Schreiber dieser Zeilen einige Besorgniß. Es schien ihm darin nicht der, einem so heiligen Gegenstande gebührende Ton zu herrschen. Hätten sich nicht ohngefähr eben so die Unternehmer eines jeden andern weltlichen Theaters vernehmen lassen können, die zur Mehrung ihrer Einnahme um einen recht zahlreichen „Zuspruch“ bitten, ohne daß sie durch ein heiliges Gelübde der Väter gebunden gewesen wären, oder daß sie die Ehre Gottes und das Heil ihrer armen Seele, als erste und vorzüglichste Absicht

dabei vor Augen gehabt hätten. Der große Zuspruch, den jene Vorstellungen im Jahre 1830, namentlich von der Hauptstadt aus, gefunden hatten, schien mir für die gläubige, demüthige, uneigennützige Einfalt, welche die Darstellung des Heiligsten durch eine Landgemeinde von Bauern unerläßlich fordert, soll sie nicht widerwärtig oder lächerlich werden, eine sehr gefährliche Klippe, an der schon andere Schiffer, als die guten Ammerthaler gescheitert sind. Ich besorgte eine Zeit, der Alles zur gewinnsüchtigen Actien-Industrie geworden, möge sich auch dieses, noch ganz neuen, unausgebeuteten Zweiges bemächtigen, und der Beifall eines blos schaulustigen, unterhaltungssüchtigen, frivolen Publikums der armen Unschuld zum Judaskusse und sein Gold zum lockenden Preise der Verführung werden; mit einem Worte, man möge, wetteifernd hierin mit dem schweizerischen Speculationsgeiste, die reisenden reichen Herren Engländer und andere, um uns eines englischen Ausdruckes zu bedienen, von demselben Werthe und Gewichte, auch zu diesem neuen pikanten Genusse einladen, wie zu jedem andern, mit dem Versprechen einer recht prompten Bedienung. Wer die Macht des Zauberklanges der dreißig Silberlinge kennt; wer da weiß, wie Wenige, nicht Arme, sondern Reiche, ihm widerstanden; wer es gesehen hat, was jene, durch den zahlreichsten Zuspruch der reichen Fremden aller Nationen beehrten, Hirtenthäler der Schweiz geworden sind, wo Alles seinen Preis hat, der wird diese Besorgnisse wohl nicht ungegründet finden. Die alten Ammerthaler konnten sich mit aller menschlichen Vorsicht 1633 nicht vor jener leiblichen Seuche bewahren, möge Gott ihre Enkel vor dieser gefährlicheren moralischen, die sich auch durch den strengsten Cordon durchschleicht, gnädig bewahren!

In dem oben angeführten Vorberichte zu den Liedertexten dagegen herrscht, unserer Ansicht nach, das rechte Verständniß und der wahre Geist, der diese geistlichen Vorstellungen in den Zeiten unserer Väter eingegeben, und in dem sie allein würdig und ohne Aergerniß aufgeführt werden kön-

nen. Sein Verfasser hat gar wohl begriffen, daß es hier nicht auf Zuspruch und Beifall ankomme, Dinge, die dem, der das Himmelreich sucht, nebenbei zugeworfen werden; in diesem Gefühle hat er daher auch die Worte, die den Vorbericht des Liedertextes vom Jahre 1830, der uns gleichfalls vorliegt, schließen: es sey der Gemeinde eifrigstes Bestreben, den ungetheilten Beifall all der zahlreichen Zuschauer aus den früheren Jahren auch in dem gegenwärtigen zu erhalten, als unpassend weggelassen und statt ihrer als höchsten Lohn und die rechte Frucht dieser Betrachtung des Schmerzens ohne Gleichen, den Segen der Buße und Bekehrung den am Wege Vorübergehenden gesetzt. Und in der That, so viele, welche der Vorstellung von 1830 beigewohnt und auf ihrem Lebenswege vor dem Bilde des Kreuzes zu Ammergau stillgestanden, waren davon so sehr erbaut und gerührt worden; so manche, denen der ertödtende Staub der Wissenschaft, die empfindungslose Kälte der Kunst, die gedankenlose Dürre des gewöhnlichen Erwerblebens das Herz seit lange ausgetrocknet und hart und kalt gemacht, hatten mit den Töchtern Jerusalems heiße Thränen vergossen: so viele, die mit ganz anderen Empfindungen und Gesinnungen, wie zu einer ergötzlichen Bauerncomödie hingegangen, waren von den ernsten, überwältigenden Bildern ergriffen worden; Alle sprachen davon mit so vieler Anerkennung, daß auch in mir der Wunsch entstand, trotz jener Bekanntmachung, mit eigenen Augen mich davon zu überzeugen. So bin denn auch ich mit den Tausenden, über die spiegelhellen Seen und die luftigen Berge des Hochlandes, nach dem grünen Ammerthale zu dem Passionsspiele hinübergewandert, und was ich dort gesehen, das soll den Lesern in diesen Blättern getreulich berichtet werden.

Viele, denen die Sitte und Denkungsweise des Mittelalters unbekannt ist, werden vielleicht glauben, das Passionsspiel in Oberammergau sey etwas ganz Einziges in seiner Art, zufällig durch jenes Gelübde des Unglückes im Jahre

1633 hervorgerufen. Ihr Irrthum ist um so leichter zu entschuldigen, da selbst die, welche die Geschichte unserer deutschen Schaubühne geschrieben, von diesen geistlichen Schauspielen, die im Mittelalter über ganz Europa, von den größten Städten bis in die kleinsten Dörfer, verbreitet waren und den größten Einfluß auf das gesammte Leben unserer Vorfahren ausübten, so gut wie gar nichts, namentlich was Deutschland betrifft, wissen.

Denn statt eigene Forschungen in dem Staube der Bibliotheken, in den Archiven der Kirchen, der Stadt- und Landgemeinden und in der Hinterlassenschaft der alten Corporationen und Zünfte anzustellen, finden die Meisten es bequemer, aus sechs Handbüchern ein siebentes zu machen. Geht oder springt ja selbst Ludwig Tieck in der Vorrede zum ersten Bande seines deutschen Theaters mit einigen flüchtigen, vornehmen Worten über diese Schöpfungen des christlichen Geistes im Mittelalter hinweg. Auch Jos. Kehrein, der Verfasser der neuesten Schrift über „die dramatische Poesie der Deutschen, Leipzig 1840, 2 Bände“, der es sich nicht verdrießen lassen, 1200 Bände dramatischer Erzeugnisse aus unserm 19ten Jahrhundert zu lesen, ist gleichfalls, obschon er davon einiges Wenige mehr in Erfahrung gebracht hat, im höchsten Grade dürftig.

Andererseits aber werden auch manche fromme Seelen es mehr als bedenklich und ihrem innersten Gefühle widerstrebend finden, daß die heiligsten Geheimnisse unserer Religion, deren Feier der Kirche angehört, und die die ganze Sammlung und Ehrfurcht des leichtsinnigen, zerstreuungssüchtigen Menschenherzens forderen, nun der Gegenstand einer schauspielerischen Darstellung, eines lügnerischen Gaukelspieles auf einem Bauerntheater werden sollen! Doppelt widerwärtig wird ihnen dieß erscheinen, wenn sie sich der Stellung des neueren Theaters überhaupt zur Religion, erinnern; wodurch z. B. in der gallikanischen Kirche die Schauspieler sämmtlicher Pariser Theater, die Sänger der italienischen Oper ausgenommen, schon als solche excommunizirt sind, und manche französische Prie-

ster im Beichtstuhl den Besuch des Theaters, unter Verwei-
gerung der Absolution, verbieten. Und dieß aus dem einfa-
chen Grunde, weil das Theater hier in der That vielfach im
entschiedensten Gegensatze zur Kirche Gottes, die Kirche des
Teufels geworden ist, wo das Publicum einem orientalischen
Pascha in seinem Harem gleicht, dem das Laster in ganzer
Nacktheit, umgeben von allen Reizen der Sinnenlust, unter
Opferdüften und den Festreigen seiner Tänzerinnen, schmeich-
lerisch das entnervende Lied der Verführung vorsingt, tri-
umphirend seinen diabolischen Cultus feiert und seine infer-
nalen Sacramente begeht. Wie manche Brandfackel re-
volutionärer Lüsternheit, werden sie sagen, die in das
Haus Gottes geschleudert wurde, und mit dem Blut
von Hunderttausenden nur mühsam gelöscht werden konn-
te, hat sich nicht vielleicht an dem blendenden Lichte, das
auf eine Ballettänzerin eines dieser Teufelsstücke fiel, entzün-
det! Und dieß also mit Ehebruch, Blutschuld und Blutschande,
Selbstmord und Meineid, Gotteslästerung und Empörung,
Frevel und Schmutz jeder Art befleckte Theater soll der
Schauplatz des Reinsten und Heiligsten, des Opfertodes Christi
und der Klagen seiner jungfräulichen Mutter werden!

Aber auch abgesehen von dieser Profanation unserer Bühne
wird das Heiligste nicht unter den plumpen Händen unge-
schickter Bauern, was beinahe eben so schlimm ist, ein Ge-
genstand des Lächerlichen werden; sollen sich im 19ten Jahr-
hundert die geistlichen Farcen wiederholen, die wir längst
hinter uns glaubten? So werden vielleicht die Einen und die
Andern sich bei dieser Gelegenheit in der besten Meinung ver-
nehmen lassen.

Um daher den oben erwähnten irrigen Ansichten über den
Ursprung und die Verbreitung dieser geistlichen Schauspiele
und den Mißverständnissen über die ihnen zu Grunde liegende
gute Absicht und die Möglichkeit ihrer Ausführung zu begeg-
nen, wird es nicht unpassend seyn, einige einleitende Worte
über ihre Geschichte im Mittelalter bis in die neuere Zeit, sowie

über den Geist, der sie eingegeben, und die Weise ihrer Ausführung vorauszuschicken.

Wie entfremdet, ja wie feindlich das Theater auch gegenwärtig der Kirche gegenüberstehen mag, so ist doch im Heidenthume, wie im Christenthume, die Schauspielkunst, gleich ihren Mitschwestern, den übrigen Künsten, als eine Tempeldienerin auf den Stufen des Altares aufgeblüht. Im Heidenthume, bei Griechen und Römern, diente Mimik, Tanz und Chorgesang beim Opfer, bei den Festzügen und den Mysterien, zur Verherrlichung der Götter. Das Schauspiel bildete einen Theil des Gottesdienstes; sein Inhalt war ein religiöser; in Bildern und Symbolen sollte es dem Menschen das Walten und die Thaten der Götter und sein eigenes räthselhaftes Wesen und die Geheimnisse der sichtbaren und unsichtbaren Natur darstellen; seine Leitung war daher auch ganz eine priesterliche. Dem Geiste des Heidenthumes gemäß aber trug es auch vorzugsweise seinen, der Natur dienstbaren, sinnlichen Charakter; die großen Freuden- und Trauerfeste der aufblühenden und dahinwelkenden Natur, des steigenden und sinkenden Lichtes, waren darum die vorzüglichsten Spieltage dieses geistlichen Schauspieles. Wie wild aber auch später der Keim bacchantischer Sinnlichkeit und rasender Naturbegeisterung mit der zunehmenden Entartung aufschoß und den ursprünglich höheren und reineren Sinn ganz vergaß, so bewahrte das Drama doch diesen ersten und innigen Zusammenhang mit dem Glauben, noch theilweise bis in die Zeiten der allgemeinen Auflösung der alten Welt. Als das Christenthum ein neues, höheres, geistiges Leben über die, in der Sinnlichkeit verkommene Menschheit verbreitete, und das Bild des gekreuzigten Fleisches und des sich selbst verläugnenden Opfers der reinsten göttlichen Liebe über den Trümmern des alten Venustempels aufrichtete, da wollte es bei der Ordnung seines Gottesdienstes dem seelenvollen Gesange des andächtigen Herzens kein ewiges Schweigen gebieten; eben so wenig wollte es den künstlerischen Trieb des Menschen, der ihn drängt, die Em-

pfindungen und Bilder seiner Seele durch die Farbe, oder im Steine, oder in lebendiger dramatischer Darstellung, in Mienen und Worten äußerlich wiederzugeben, gewaltsam unterdrücken. Das Christenthum gab den früheren heidnischen Darstellungen und Naturfestfeiern nur christliche Ideen zum Gegenstande, und suchte zugleich in der Darstellungsweise selbst, das wilde, üppige Kraut ausgelassener Sinnlichkeit, so viel wie möglich, zu beschneiden. Die heidnische Kunst wurde nicht mit pharisäischer Härte von der Schwelle des neuen Tempels hinweggestoßen; allein sie hatte ein bedeutsames Vorbild in der Geschichte der Magdalena, sie mußte erst, wie diese, mit den Bußthränen eines bekehrten Herzens die Füße ihres Erlösers benetzen, ehe ihr gestattet ward, ihre duftenden Salben darüber auszugießen. Wie der christliche Festcyclus nun an die Stelle des frühern heidnischen Naturcyclus trat, so erhielten auch Malerei, Sculptur, Architektur, Musik und Gesang ihre frühere Stelle bei dem Gottesdienst zurück, und selbst das Dramatische wurde bei der Feier in reichlichem Maaße zugelassen, sollte ja das Kirchenjahr, die Woche und der Tag mit seinen Horen den Christen das Leben des Heilandes und seiner Heiligen lebendig vor Augen stellen. Und wie dramatisch ist der Mittelpunkt alles katholischen Gottesdienstes, das Offizium der Messe, geordnet; das Ganze zugleich eine dramatische Gedächtnißfeier und eine unblutige Wiederholung des größten und heiligsten Weltschauspieles, des Leidens und Opfers Christi, worin alle einzelnen Theile den Fortgang dieser großen Opferhandlung darstellen, die sich gleichsam in fünf Akten vor den Augen der Mitopfernden entwickelt. Zuerst im Introitus bis zum Credo die Vorbereitung und Heiligung des Opfernden, der den heiligen Berg besteigt, dann bis zum Canon die Oblation, hierauf in der Wandlung bis zum Pater Noster die unblutige Opferfeier selbst, darauf die Grablegung in der Communion und endlich zum Schluße die Danksagung und der Segen; ferner die handelnden Personen, der Priester und die ihm beim Hochamte assistirenden

Leviten und das Volk, stets in lebendigem Wechselverkehr einander anredend und antwortend; alle einzelnen Theile, wie die Farbe und Gestalt der priesterlichen Kleidung und des Altares, ja der ganzen kreuzförmigen Kirche selbst ebenfalls symbolisch. Endlich ist auch die Vesper mit ihrem mehr reflectirenden, lyrischen Charakter dem Chore der alten Tragödie vergleichbar; auch sie stellt mit ihren Antiphonen, Capiteln und Responsorien eine Wechselhandlung des Priesters am Altare, als Choragen, mit dem Chore des Volkes bildend, vor. So ist es denn auch wohl kein Spiel des Zufalles, daß sich aus diesem also geordneten Gottesdienste die größten Tonwerke christlicher Meister entwickelten; mit ihnen Hand in Hand entfaltete sich die heilige Dramaturgie des Mittelalters, die sich nur an das Vorbild im Gottesdienste halten durfte, der selbst an manchen Orten dem Volke eine dramatische Theilnahme an den Feierlichkeiten gestattete.

In diesem Sinne war auch die Liturgie der orientalischen Kirche für die Feier von Weihnachten und Dreikönig schon im 5ten und 6sten Jahrhundert verfaßt, wobei der Stern der Weisen erschien. Aehnliche dramatische Vorstellungen wurden auch in Frankreich schon unter den Karolingern an denselben Festtagen in den Kirchen celebrirt. Noch finden sich in unseren alten Bibliotheken die Handschriften von dergleichen alten Ritualen; und noch gegenwärtig wird in der katholischen Kirche das Evangelium von der Passion dramatisch, mit vertheilten Stimmen, gesungen; noch feiert sie sinnbildliche Prozessionen, und die Grablegung und die Auferstehung, und so vieles Andere, was der sinnlichen Darstellung und Anschauung dient, uns aber in der Betrachtung zu weit abführen würde. Hierhin gehören auch ohne Zweifel die Leichenchöre, welche die alte Kirche mit aus dem Heidenthum hinübernahm. So erzählt z. B. Gregor von Tours, daß beinahe zweihundert Klosterschwestern um das Grab der heiligen Radegondis bei ihrer Bestattung, 587, eine Art klagender Eccloge gesungen. Erinnern können wir auch hier an die schöne, weitverbreitete Sitte des Auf-

bauens einer Krippe zu Weihnachten, die der heilige Francis-
cus zuerst in dem stillen Felsenthale von Rieti 1223 den um-
wohnenden Hirten, mit Gutheißung des heiligen Vaters, er-
baute, und die noch gegenwärtig alljährlich auf die sinnreichste
und großartigste Weise in Rom und in Deutschland nachge-
bildet werden. Auch in Frankreich fand in anderer Weise
eine ähnliche Vorstellung statt, die jährlich die Huldigung
der heil. Dreikönige aus dem Morgenlande, vor dem Kinde in
dem Stalle zu Bethlehem, wiederholte. Denn wie uns der
Chronist König Karls V. von Frankreich berichtet, so brachte
er jährlich vor der Krippe sein Opfer dar; drei Ritter, seine
Kämmerer, schritten ihm dabei mit drei Schaalen, die Gold,
Weihrauch und Myrrhen enthielten, voraus *). Was aber
sind diese Krippenvorstellungen anders, als so manche andere
Vorstellungen, die noch heute zu Ammergau dem Zuschauer
vor die Augen geführt werden?

Neben dem dramatischen Elemente in dem fortlaufenden,
geregelten Gottesdienste überhaupt, wo dasselbe indessen immer in
gebührenden Schranken eingehalten werden mußte, finden wir
aber auch schon sehr frühe, Spuren von eigentlichen geistlichen
Schauspielen, die theilweise von Geistlichen verfaßt, von ih-
nen oder unter ihrer Leitung in den Kirchen selbst, oder auf
den Kirchhöfen oder in den Klöstern, zur Erbauung und Beleh-
rung der Christen und zur Verdrängung des heidnischen Thea-
ters aufgeführt wurden. Das wahrscheinlich älteste uns be-
kannte Stück gehört selbst noch dem alten Bunde an, und
hat einen Juden zum Verfasser. Es führt den Titel ἐξαγωγή
und stellt in einer Tragödie die Befreiung der Hebräer oder

---

*) Bekanntlich sind die Herzoge von Burgund Valois, und als
solche haben sie ohne Zweifel diese Sitte auch nach Burgund
verpflanzt, daher das schöne Gemälde von Van Eyck in der Pi-
nakothek zu München, welches Philipp den Guten und Karl den
Kühnen in dieser Opferhandlung der heiligen drei Könige vor
der Krippe darstellt.

den Auszug der Kinder Israels aus Aegypten vor, verfaßt von dem Juden Ezechiel; die Kirchenväter, und namentlich Eusebius, haben uns davon Bruchstücke erhalten. Das zweite ist ein Passionsspiel: der leidende Christus, welches einem Kirchenvater des vierten Jahrhunderts, dem Gregorius von Nazianz in Cappadozien, genannt der Theologe, zugeschrieben wird. Es ist uns noch erhalten und auch in das Deutsche aus dem Griechischen übersetzt. Der Dichter selbst sagt, er habe dabei den Euripides vor Augen gehabt, vielleicht wurde er auch dazu durch den Vorgang des ältern Apollinarius von Laodicea angeregt, von dem es gleichfalls heißt, daß er heilige Tragödien gedichtet. Die dritte Stelle in der Reihe geistlicher Schauspieldichter nimmt eine Deutsche, sächsischer Abkunft, eine Klosterfrau, aus dem Stifte Gandersheim in Sachsen, die gelehrte Hroswitha, im zehnten Jahrhundert, unter den Ottonen ein. Eine ihrer Lehrerinnen war Gerberga, eine Enkelin Kaiser Ottos I. Außer den Geschichten vieler Heiligen in gebundener Rede, schrieb sie in lateinischer Prosa sechs geistliche Comödien, die uns noch gegenwärtig erhalten sind, und in neuester Zeit erst wieder eine größere Aufmerksamkeit in Frankreich, als in Deutschland auf sich gezogen haben. Villemain, Saint-Marc Girardin und Magnin, der den Text mit einer französischen Uebersetzung aufs neue herausgeben wird, haben dieser deutschen Klosterfrau, die im zehnten Jahrhundert Griechisch und Lateinisch verstand, in ihren Vorlesungen über die neuere Literatur ausführlich gedacht. Sie selbst sagt in der Vorrede über die Absicht, die sie dabei geleitet: weil viele Katholiken den Terenz seiner gefälligen Schreibart wegen fleißig läsen, aber dabei von einem Dichter, der das unzüchtige Betragen ehrloser Weiber beschreibe, viele böse Dinge lernten, so habe sie, als die starke Stimme von Gandersheim (clamor validus Gandeshemensis) keinen Anstand genommen, ihn, zur Ehre Gottes und der Tugend, in dem Gegentheile nachzuahmen. Ich habe mich bemüht, sagt sie, nach dem geringen Maaße meines

Witzes (juxta mei facultatem ingenioli) die Siege der Keuschheit zu feiern und namentlich jene Siege, worin die weibliche Schwäche triumphirt oder die männliche Brutalität zu Schanden wird. Von diesen geistlichen Schauspielen, die sie durch ihre Klosterschwestern aufführen ließ, heißt eines: Abraham; ein anderes: Glaube, Liebe, Hoffnung u. s. w. Die nächste bestimmte Erwähnung der Aufführung eines geistlichen Schauspieles fällt gegen Ende des folgenden, eilften Jahrhunderts. Mathäus Paris nämlich schreibt in seinen Vitae abbatum: als Geoffrey (Mitglied der Universität von Paris † 1146), der später Abt von St. Albans wurde, noch weltlich gewesen, habe ihn der damalige Abt Richard von St. Albans eingeladen, aus der Normandie herüberzukommen, um die dortige Schule zu übernehmen. Da sich seine Ankunft aber etwas verzögerte, so sey jene Stelle schon besetzt gewesen, als er angelangt. „Da hielt er denn, in Erwartung der ihm versprochenen Schule von St. Albans, Vorlesungen in Dunesstaplia; dort verfaßte er ein Spiel von St. Katharinen (was wir gemeinhin Wunderstücke — miracula — nennen); zu seiner Decoration erbat er sich von dem Sacristan von St. Albans die Chorkappen, die er auch erhielt.“ Dieß von einem Normannen verfaßte Spiel ist das erste uns bekannte jener zahllosen späteren miracle-plays (Wunderstücke), die in England aufgeführt wurden; dabei wird aber von anderer Seite bemerkt, es sey dieß keine neue Einrichtung gewesen, sondern dem Herkommen der Magister und Schulen gemäß. In einem anderen Spiele dieser Art, dem ohngefähr gleichzeitigen, altfranzösischen Mysterium resurrectionis,*) wird übrigens die Aufführung durch Geistliche, von der wir auch später zahllose Beispiele besitzen, ausdrücklich erwähnt, indem es heißt: es sollen zuerst drei Brüder auftreten, ausgerüstet und gekleidet wie die drei Marien.

*) Gedruckt in dem théatre français au moyen-age publié d'après les manuscrits de la bibliothèque du Roi par L. J. N. Monmerqué et Francisque Michel. Paris 1839. pag. 10.

In der Lebensgeschichte des heiligen Thomás, Erzbischofs und Martyrers, verfaßt von William Fitzstephen gegen 1182, heißt es von dem damaligen London schon: London besitzt statt theatralischer Schauspiele, statt Bühnenstücke, heiligere Spiele (ludos sanctiores), Vorstellungen von den Wundern, welche die heiligen Bekenner vollbracht haben, oder Vorstellungen von den Leiden (passionum), worin die Standhaftigkeit der Martyrer sich verherrlicht hat.“ Ueberhaupt aber werden von nun an, in dem Maaße wie die Höfe der Fürsten glänzender wurden und mit den aufblühenden Städten der Bürgerstand sich immer kräftiger entfaltete, und Wissenschaften und Künste aus der Huth der stillen Klösterzelle und dem heiligen Frieden des Altares, wo sie in sturmbewegten, wilden Zeiten eine sichere Zuflucht gefunden, sich in die Welt hinauswagten, in dem Maaße, sagen wir, wie sich die geistigen Keime des christlichen Lebens in allen Ständen entfalteten, werden auch die Nachrichten über diese geistliche dramatische Poesie immer häufiger. Die Muse, die bis dahin fast ausschließlich nur die heilige Sprache der Kirche, die lateinische, gesprochen oder im Chore zur Orgel mitgesungen und in dem langen Priesterkleide feierlich einhergeschritten, lernte nun, mit immer beredterer Zunge, in den Sprachen und Vers- und Tonarten aller Völker singen und sprechen; sie legte das Kleid eines jeden Volkes an und erschien, nicht nur in der Kirche, sondern überall und allezeit vor dem gesammten Volke, namentlich aber an den großen Jubel- und Festtagen zur Erhöhung und Läuterung seiner Freude und an den Tagen tiefster Bedrängniß und Wehklage, um, gen Himmel zeigend, durch ihre heiligen Bilder von dem Leiden und der Verherrlichung Christi und seiner Kirche die niedergeschlagenen Gemüther aufzurichten und mit Ergebung, Vertrauen und Muth zu erfüllen. Freilich wurde in diesem stets inniger werdenden Verkehre mit der Welt die einst so ernste, heilige Muse auch stets weltlicher gesinnt; die bekehrte und dann in die Welt zurückgekehrte Magdalena konnte, ihrem

Vorbilde untreu, den neuen Verführungen nicht widerstehen; mit der leichteren Bewegung wurde auch ihr Sinn leichter; sie begnügte sich nicht damit, neben den heiligen Vorstellungen jetzt auch den weltlichen sich zu widmen; sie wurde allgemach gegen die ersteren gleichgültig, dann machte sie sich darüber in Parodien, als Possenreißerin, lustig und endlich trat sie allen Heiligen, wie dieß vielfach im neueren Theater der Fall ist, als zuchtlose Apostatin mit teuflischem Hohne und Ingrimm entgegen. Sie würdigte sich nur zu oft zur gemeinen Buhlerin herab, die um den Beifall des Publikums Alles hinopferte. Hat sie ja selbst das Andenken an jene Zeit verloren, wo sie unter heiligem Gesange das Bild der seligsten Jungfrau auf dem Altare schmückte. Und so ist es denn dermalen dahingekommen, daß wir in ein abgelegenes, von der Welt getrenntes, armes Bergdorf, wie Ammergau, gehen müssen, wenn wir eine heilige Vorstellung sehen wollen, wie sie einst in allen Ländern, unter dem größten Pomp, von den angesehensten Männern einer Stadt oder eines Landes gefeiert wurde. Daß dem wirklich also gewesen, daß auch die Muse der Schaubühne in ihrer Jugend zuerst als frommes Kind und dann als züchtige Jungfrau ein auferbauliches, gottesfürchtiges Leben des Gebetes, der Betrachtung und Buße geführt, muß man der leichtfertigen, galanten Weltdame, die mehr französisch als deutsch spricht, und sich über ihre Excommunication in Frankreich mocquirt, nun mühsam aus alten Chroniken und bestäubten Pergamenten beweisen, weil die Feindin „der Bigotterie“ es gar nicht gern glauben möchte. Denn wie weit liegt die Zeit hinter ihr, als über der Thüre des ersten Theaters von Paris ein steinerner Schild mit dem Kreuze und den Leidenswerkzeugen, das Wappen der Confrèrie de la Passion prangte, die durch den Freiheitsbrief König Karls VI. vom 4. Dezember 1404 zur Aufführung von Passionsspielen allein berechtigt worden und 15.. dieß neue Theater mit dem Wappen vom Leiden Christi erbaute. War früher das Theater eine Kirche, das Schausp

ein Gottesdienst, die Schauspieler eine fromme Bruderschaft, wie die von der Passion, so haben umgekehrt die neueren Revolutionen mehr denn eine Kirche zum Theater profanirt. Kehren wir darum mit der Betrachtung zu jenen früheren Jahrhunderten zurück, wo der Glaube und das Leben, die Kirche und die Schaubühne noch einträchtig Hand in Hand gingen.

Auch die uns erhaltenen Stücke selbst werden von dieser Zeit des reiferen Mittelalters an, immer zahlreicher und die Nachrichten über ihre Aufführung würden in den Chroniken noch ungleich häufiger seyn, wenn die damaligen Geschichtschreiber sich nicht unglücklicher Weise meist darauf beschränkten, nur dann ihrer Erwähnung zu thun, wenn sich etwas Außerordentliches, namentlich ein besonderer Unglücksfall dabei ereignete.

So wird nach Apostolo Zeno in den Chroniken eines geistlichen Schauspiels erwähnt, das zum Osterfest 1243 zu Padua im Prato della Valle sey aufgeführt worden und bei Muratori (Vol. XXIV. p. 1205) wird von Friaul erzählt: „im Jahre 1298, Ende Mais, am Tage des Pfingstfestes nämlich und an den folgenden Tagen, wurde eine Vorstellung des Christspieles, das heißt des Leidens, der Auferstehung, der Himmelfahrt, der Herabkunft des heiligen Geistes und des Erscheinens Christi beim jüngsten Gericht an dem Hofe des Patriarchen des österreichischen Staates durch den Klerus preiswürdig und löblich aufgeführt." Wenn hier, wie vielfach anderwärts, der Klerus an der Spitze des Schauspieles, als selbst darstellend steht, so geschah dieß eben darum, weil man jene heiligen Darstellungen wie einen religiösen Akt ansah, an dem gewöhnliche Schauspieler, Histrionen, ohne Zweifel gar nicht einmal Antheil nehmen durften; denn in demselben Jahrhundert gedenken die englischen Zeitbücher von Burton einer Verfügung vom Jahre 1228, die da sagt: „den Histrionen darf Speise verabreicht werden, weil sie arm, nicht aber weil sie Histrionen sind; und es soll ihnen nicht gestattet seyn, daß ihre Spiele in der Gegenwart des Abtes oder der Mönche

gesehen, gehört oder abgehalten werden.“ Zwar wissen wir allerdings nicht, ob jene Spiele von Padua und in Friaul wirkliche dramatische Darstellungen oder nur stumme Vorstellungen waren, wie sie in damaliger Zeit, wo man die Religion durch die stumme Sprache der Bilder den Augen and Herzen einzuprägen suchte, bei Prozessionen und Festzügen so häufig sind. Allein das wissen wir, daß gerade um diese Zeit, die mit der sangreichen, vom Glauben begeisterten und von dem Anblick der heiligen Stätten und ihrer Verunehrung tief bewegten Epoche der Kreuzzüge zusammenfällt, jene stummen Bilder immer gesprächiger und lebendiger wurden. Es ist daher wohl nicht zufällig, daß sich an den Kreuzzug des heiligen Ludwigs eines der ersten uns erhaltenen geistlichen Spiele in einer neueren Sprache anknüpft. Wir meinen das Spiel von S. Nicholai (Li jus de S. Nicholai), von „Johans Bodiaus“ aus Arras um 1260 gedichtet. Der Dichter beklagt, daß er nicht mit dem heiligen König nach dem gelobten Lande habe ziehen und dort ein andächtiges, demüthiges Lied zu seinem Preise habe singen können; zur Entschädigung läßt er die Zurückgebliebenen im Geiste an dem heiligen Kampfe für die Ehre Gottes und die Bekehrung der Ungläubigen Theil nehmen. Der Schauplatz seines Schauspieles ist Afrika, und der Gegenstand einerseits die Bekehrung eines afrikanischen Königs durch ein Wunder des, in Nordfrankreich viel geehrten, heiligen Bischofs von Mira, Nikolaus, andererseits aber die Verherrlichung der gefallenen Kreuzritter, die unter dem Schwerte der Ungläubigen die ewige Palmenkrone des Märtyrthumes gewannen *). In die-

*) Dieß Spiel ist abgedruckt in dem théatre Fr. von *Monmerqué* und *Michel* p. 157 — 162, eine beurtheilende Analyse findet sich bei *Onèsime le Roy* Etudes sur les mystères et sur divers manuscrits de Gerson. Paris 1837. Ihm, sowie den beiden englischen Werken: Ancient Mysteries described by *William Hone*, London 1823, und A collection of english miracle plays or Mysteries by *William Marriott* Ph. Dr. Basel 1838.

selbe Zeit, in das Jahr 1264, fällt die Stiftung der Bruderschaft del Gonfalone zu Rom, welche das Leiden Christi vorstellte, wie es später dort stets in der Charwoche üblich war. Ihre Vorstellungen dauerten bis zum Jahre 1549, wo Papst Paul III. ihr die Aufführungen im Coliseum untersagte, während sie an andern Orten noch fortgesetzt wurden. Gegen das Jahr 1268 wurden auch die geistlichen Wunderspiele zu Chester in England aufgeführt, die alsdann Jahrhunderte fort dauerten. Zu Ende desselben Jahrhunderts fand auch zu York die Einführung des Frohnleichnam-Spieles statt, die von da alljährlich am Donnerstag nach Dreifaltigkeitsonntag aufgeführt wurde. Jedes Gewerbe der Stadt, vom höchsten bis zum niedrigsten, war verpflichtet, auf seine Kosten eine Scene des alten oder neuen Testamentes, zu Ehren des heiligen Sacramentes, bei der großen Prozession vorzustellen. Die Register der Stadt, die darüber viele Verfügungen enthalten, berichten hinsichtlich einer Verlegung dieses Spieles folgenden, für den Geist der Zeit und der Feier selbst sehr bezeichnenden Vorfall: „Während nun lange Zeit die Handwerker und Kaufherren von York diese Spiele am Frohnleichnamstage bei der Prozession feierten, kam mittlerweile ein frommer Pater, William Melton, vom Orden der minderen Brüder, Lehrmeister der heiligen Schaubildnerei (professor of holy pageantry), ein gar berühmter Prediger des Wortes Gottes, in diese Stadt, und empfahl dem Volke das genannte Spiel in verschiedenen Predigten; er betheuerte, daß es an sich selbst gut und sehr zu empfehlen sey; jedoch, sagte er, hätten die Bürger dieser Stadt und andere Fremde, die zu dem Feste herbeigekommen, das Spiel gar sehr durch Lärmereien, Trunkenheit, Geschrei, Gesang und andere Unziemlichkeiten herabgewürdigt, die sich wenig zu den Gottesdien-

und endlich Flögel Geschichte der komischen Literatur Band IV. verdanken wir einen Theil der Notizen, die wir dem deutschen Leser über diesen bei uns, so viel mir bekannt ist, wenig beachteten Gegenstand mittheilen können.

sten des genannten Tages schickten, und was man dabei beklagen müsse, sey, daß sie dadurch der Indulgenzen verlustig gingen, die ihnen Papst Urban IV. dafür so gnädiglich verliehen. Daher wurde also das Volk der Stadt, wie es auch dem Vater William am zuträglichsten schien, Willens, daß das Spiel an einem, und die Prozessionen an einem andern Tage gehalten werden solle. Also hielt Peter Buckei, der Burgermeister von York, eine Versammlung der Vorsteher im Rathhause der Stadt am 6ten Tage des Junius, im Jahr der Gnade 1426, dem vierten der Regierung König Heinrichs IV. nach der Eroberung Englands, und in Folge der heilsamen Ermahnungen und Zusprüche Vater Williams einsehend, daß es keine Sünde sey noch eine Beleidigung Gottes, wenn man Gutes in Besseres verwandele, gaben die Versammelten nach reiflicher Ueberlegung einhellig ihre Zustimmung dazu, und sonach wurde den Bürgern in feierlicher Versammlung verkündet, daß von nun an das Spiel am Vorabend des Festes und die Prozession am Frohnleichnamstage selbst gefeiert werden solle, damit alles Volk in der genannten Stadt andächtig den Matutinen, der Vesper und den übrigen Horen des Festes beiwohnen und der Abläße theilhaftig werden könne, die der erwähnte Papst, Urban der Vierte, hierseits auf das Gnädigste verliehen und bestätigt hat". Wie verschieden ist diese Sprache der alten Stadtregister des katholischen Yorks von der der heutigen protestantischen Engländer über das Frohnleichnamsfest und den Gräuel „römischer Abläße".

Einer ganz besondern Liebe jedoch erfreuten sich dramatische Darstellungen der heiligen Geschichte und Dichtung in den Niederlanden: in den angränzenden Nordprovinzen Frankreichs, in Belgien, und vor allem in Flandern, jenen gewerbsfleißigen, kunstsinnigen Ländern, voll Kraft und Leben, wo einst die Macht- und Prachtliebenden Burgunder geherrscht und das Städtewesen sich in seiner reichsten Blüthe entfaltet. Noch hat sich in diesen Städten, reich an Kunstwerken und Denkmalen

einer großen Vergangenheit, auch die Liebe zum alten Glauben, die Anhänglichkeit an die alte Sprache, Sitte und selbstständige Freiheit, im Gegensatze zu dem leichteren, französischen Wesen, lebendig erhalten. Noch sind ihre Bibliotheken und Museen überreich an solchen geistlichen Schauspielen, vorzüglich in der alten, flandrischen Sprache, der unsre deutsche Poesie so Manches verdankt; noch haben sich hier dramatische Volksbräuche, z. B. die Huldigung der Hirten und ihr Opfer von Käse und Eiern bei der Krippe am Weihnachtsfest, als Gegenstück zu jener älteren königlichen Huldigung mit Gold, Weihrauch und Myrrhen, bis in unser Jahrhundert erhalten; noch werden an den Festtagen der Schutzheiligen die großen, mittelalterlichen Festzüge aufgeführt, wobei die Mitziehenden die triumphirende Kirche mit allen ihren Heiligen darstellen; und noch sind hier, wie bei uns, im bayerischen und tiroler Gebirg, die Passionsspiele und geistlichen Schaustücke nicht ganz ausgestorben. Hier, in dem Lande des städtischen Innungsgeistes, war es auch, wo seit frühe im Kirchlichen zahlreiche Bruderschaften zu gemeinsamer, gottesdienstlicher Feier, zur gegenseitigen Barmherzigkeit und zur Verherrlichung der Kirche durch Kunst und Poesie sich aufgethan. So wird die Errichtung der Confrérie de notre Dame du Puy (unserer Lieben Frauen vom Borne) in Valenciennes, zur Ehre der Mutter Gottes und zur gegenseitigen Unterstützung im Alter und in der Noth, von dem Geschichtschreiber der Stadt schon in das Jahr 1229 gesetzt, 1426 wurde sie erneuert. Ihre vier Vorstände, Fürsten (princes) genannt, waren gehalten, am Bruderschaftsfeste für drei „Menestreux" (Minstrels) und zwei „Trompettes" zu sorgen. In öffentlichen Anschlägen mußten sie ferner die Dichter und Redner der Stadt einladen, durch das Lob der Himmelskönigin sich um die Preise der Bruderschaft zu bewerben. Der Sonntag Mariähimmelfahrt hieß ihnen der Tag des großen Gedächtnisses (du grand record), dann wurde das Bild der Jungfrau, unter Gesang, von zwölf dazu erwählten und als Apostel gekleideten Män-

nern in Prozession umgetragen, singende Kinder, als Engel gekleidet, begleiteten es. In dem großen Schiffe der Kirche, wo sie am meisten mit Gemälden und Bildhauerarbeit geschmückt war, wurde für das verehrte Bild der Mutter der Gnaden eine Bühne errichtet, darüber strahlte ein Himmel, und während die Spielleute aus der Höhe spielten, wurde die Himmelfahrt der Jungfrau bildlich vorgestellt. Nach der Mahlzeit sagte jeder, der die Königin des Festes durch seine Dichtung hatte verherrlichen wollen, seine Reime her; der erste Preisträger empfing von der Bruderschaft eine silberne Krone, der zweite einen silbernen Kranz, alle übrigen Dichter zum Lohne ihres guten Willens und zur Herzenserquickung zwei Krüge Weines. Der Prediger des Festtages erhielt zum Danke einen Viertel Hammel; die Apostel eine Schüssel mit Früchten und einen halben Krug Wein; die feierlich von der Bruderschaft geladenen Karmeliten und Dominikaner der Stadt, als Gäste ihres Festes, doppelte Klosterkost; endlich wurden auch die Armen und alle, welche irgend zum Feste mitgewirkt, mit Speise und Trank gelabt. — Man wird wohl schwerlich ein schöneres Beispiel finden, wo religiöse Andacht, Barmherzigkeit, Poesie und allgemeine festliche Heiterkeit inniger verbrüdert waren, als bei diesem Himmelfahrtsfeste der Bruderschaft von Valenciennes in den Tagen „des finsteren Mittelalters". Wahrscheinlich beschränkten sich aber die Festdichter solcher Bruderschaften nicht auf bloße Loblieder, sondern verfaßten auch geistliche Schauspiele zu Ehren der gebenedeiten Jungfrau, wenigstens besitzt die königl. Bibliothek von Paris noch zwei Foliobände, welche geistliche Dramas von den Wundern unserer lieben Frauen enthalten, und der Schrift nach vor 1350 gesetzt werden *). Die Spieler gehen darin zum Opfer, wie die Bruderschaft an ihrem Feste; beim Beginne, in der Mitte oder am Ende sind mehrere dieser Spiele von einer Predigt begleitet, die mit dem Stück selbst oft in gar keinem Zusam-

*) In dem théatre français au moyen-age sind mehrere davon mitgetheilt.

menhang steht, weil der Prediger dessen Inhalt nicht voraus-kannte; endlich folgt bei einigen ein gekröntes Loblied und am Schluße in einigen Versen ein Envoi, eine Apostrophe an die Vorsteher: der Jungfrau Maria recht von ganzem Herzen zu dienen. Noch ist auch ein solches flamändisches, geistliches Spiel erhalten, das die Bruderschaft von St. Lukas in Antwerpen, die aus Künstlern: Malern, Architekten, Bildhauern, Kupferstechern, Glasmalern, Teppichwirkern u. s. w. bestand, im 15ten Jahrhundert aufführte. Genossenschaften ähnlicher Art waren ferner die sogenannten Kammern der Beredsamkeit (chambres de la rhétorique) in den Niederlanden. Ihre Stiftung wird in das Jahr 1302 hinaufgerückt, ja nach anderen sollen sie noch älter seyn. In dem wetteifernden Geiste, der damals, wie einst in den griechischen Republiken, in jenen Ländern herrschte, rangen die Städte mit einander um den Preis; er wurde der Genossenschaft zu Theil, die das beste Mystère, wie man damals und noch jetzt geistliche Schauspiele in Frankreich nennt, oder die beste Moralité, das heißt ein Stück, worin nur moralische oder vielmehr allegorische Figuren spielen, aufführte; die Genossenschaft, welche den Preis im vergangenen Jahre davon getragen, genoß das Ehrenrecht, den Gegenstand des Schauspieles oder die zu lösende Frage für das künftige zu bestimmen. Oft wurden auch doppelte Preise, einer für das Französische, ein anderer für das Flamändische vertheilt. Wie vorwiegend und conservativer aber der poetische Geist in dem flamändischen, d. h. germanischen Theile war, könnte man daraus schließen, daß ein neuerer französischer Schriftsteller, Onesime le Roy, kein einziges französisches Spiel einer solchen Kammer neben der Unzahl von flamändischen auffinden konnte; allein die französischen Bibliotheken besitzen französische Mystere selbst im Ueberflusse. Wie äußerst zahlreich übrigens diese Genossenschaften waren, und wie eifrig sie sich die Lösung angelegen seyn ließen, kann man daraus abnehmen, daß einmal in Gent neunzehn solcher Kammern der Beredsamkeit ihre Spiele über die Frage: „was

ist des sterbenden Menschen größter Trost," aufführten. Diese alt-niederländischen poetischen Städtevereine erinnern an die gegenwärtigen Liederfeste der rheinischen Städte. Eine jener Kammern, die von Mecheln, wurde durch den Vater Karls V., den Erzherzog Philipp, 1505 errichtet; sie sollte ihren Statuten gemäß aus 15 Männern der Beredsamkeit und einer gleichen Anzahl junger Leute bestehen, die sich verpflichten, die Kunst der Poesie zu erlernen; bewarb sich die Genossenschaft um einen Preis, so hatte sie das Recht, ihr Drama oder ihre Moralitè aufzuführen, um aber unseren Herrn und die heilige Jungfrau auf eine besondere Weise zu ehren, gestattete der Herzog, daß zum Gedächtniß der fünfzehn Freuden Mariens auch fünfzehn Damen zugelassen würden. Unter dem schönen Geschlechte in Mecheln muß aber damals die Beredsamkeit im höchsten Flore gewesen seyn; denn um die fünfzehn leeren Stühle in der rhetorischen Kammer bewarben sich mehr denn fünfzig Rhetoriciennes und die zugelassenen, versichert der Chronist, waren ebenso verständig als schön. Bei diesem Wetteifer von Männern und Frauen kann man sich denken, wie fruchtbar die niederländische Muse an Mysteren und Moralitès war, die nun im Staube der Bibliotheken der Auferweckung ihres besseren, unsterblichen Theiles harren.

Eine der älteren ausführlicher erwähnten Vorstellungen in Frankreich ist die vom Jahre 1317 in Paris, als Philipp der Schöne seine drei Söhne feierlich zu Rittern schlug und die Bürger zur Festfeier auf öffentlichen Schaubühnen mit prächtigen Vorhängen die Freuden der Seeligen im Himmel und die Qualen der Verdammten in der Hölle, so wie zur weltlichen Ergötzlichkeit den sogenannten Aufzug des Fuchses darstellten. Allgemein bekannt ist auch die Beschreibung Froissarts von ähnlichen prachtvollen Vorstellungen beim Einzuge der Königin Isabelle von Bayern in Paris, minder bekannt aber ist wohl, daß die Hofbibliothek zu München eine Passion (kein Passionsspiel) besitzt, welches diese dem bayerischen Fürsten-

hause entsprossene Königin aus dem Lateinischen in das Französische übersetzen ließ. Viele ähnliche solcher Vorstellungen erwähnen die französischen Chroniken der folgenden Zeit bei Festen jeder Art, als eine Lieblingsunterhaltung aller Stände.

Ueber die älteren Aufführungen in Deutschland sind die Nachrichten sparsam, obschon unbezweifelt sehr frühe auch hier sowohl stumme Vorstellungen wie Schauspiele allenthalben im Schwunge waren. Nur einem Zufalle verdanken wir Nachrichten über ein solches, welches 1322 zu Eisenach in dem Thiergarten von den Geistlichen und ihren Schülern zur Erheiterung ihres Fürsten, Markgrafen Friedrichs von Meißen und Landsgrafen von Thüringen, als eine Friedensfeier nach geendeten, langwierigen Streitigkeiten aufgeführt wurde. Sie hatten sich dazu ein Spiel von den klugen und thörichten Jungfrauen ausersehen, und das gerieth ihnen übel. Als nämlich die thörichten Jungfrauen bei den klugen vergeblich um Oel baten und von dem Bräutigam zurückgewiesen wurden, fiengen sie bitterlich zu weinen an und riefen die Heiligen um ihre Fürbitte an. Aber weder diese, noch auch Maria, die gnadenreiche Mutter, konnten das Verdammungsurtheil über ihre Thorheit mildern. Darüber fiel nun der Landgraf in Zweifel, wurde zornig und sprach: was ist denn der Christenglaube, wenn sich Gott nicht über uns erbarmt um der Fürbitte Mariens und aller Heiligen willen? Fünf Tage, erzählt die Chronik, blieb er in diesem Zwiespalte, und die gelehrten Meister hatten Mühe, ihm den rechten Sinn des Evangeliums begreiflich zu machen. Merkwürdig ist es, daß ein Fragment eines der ältesten, uns erhaltenen, halb lateinisch im alten Kirchenstyle, halb vulgair französisch geschriebenen Mystere, denselben Gegenstand behandelt. Ganz in dem feierlichen, einfach strengen, alten Choralstyle gehalten, lautet es fast wie ein Offizium, und bildet so den Uebergang aus der Kirche zur geistlichen Bühne. Zum Theil aus lateinischen Hymnen zusammengesetzt, wie sie noch bei unserem

Gottesdienste gesungen werden und mit den folgenden Versen des Bräutigams beginnend:

Adest sponsus, qui est Christus
Vigilate virgines;
Pro adventu ejus gaudent
Et gaudebunt homines.

schließt sich dieß Mysterium unmittelbar an den kirchlichen Gottesdienst an und diesem entspringend verdient es darum wohl eine größere Beachtung, als jene älteren Nachahmungen griechischer oder lateinischer Klassiker. Seinen Schluß bilden eine Reihe von „Benedicamus“ oder Benedictionen, die also anheben:

Letabundi jubilemus,
Accurate celebremus
Christi natalitia
Summa letitia u. s. w.

woraus offenbar wird, daß es ein dramatisirter Weihnachtsgesang war, wie denn auch jede Zeile von einer andern mit musikalischen Noten begleitet ist. Man kann diesem Weihnachtsspiele, hinsichtlich seines kirchlichen Charakters daher wohl das Osterspiel vom Antichrist gegenüberstellen, das seinem Inhalte nach, zur Verherrlichung der Kirche und kaiserlichen Majestät, in Deutschland, aber ganz lateinisch verfaßt ist. Pez hat es bekanntlich in seinem Thesaurus herausgegeben und schreibt es dem zwölften Jahrhundert zu. Dieß deutsche ludus Paschalis de adventu et interitu Antichristi bildet auch ein dramatisches Gegenstück zu jenen Ostermährlein, die in unserer Zeitschrift schon einmal besprochen wurden (Jahrgang 1839, Band IV. S. 373). In seinem gemischten, halb geistlichen, halb weltlichen Charakter, wo die Synagoge, das rebellische, die Huldigung weigernde Frankreich und der Antichrist der Kirche und dem Kaiser gegenüberstehen, in diesen Gegensätzen, die ganz ebenso auch in jenem altfranzösischen Mysterium, in den klugen und thörichten Jungfrauen, wiederkehren, zeigen sich auch schon auf eine merkwürdige Weise

die Keime des Ueberganges des geistlichen Dramas in das weltliche.

Dieser Uebergang knüpft sich einerseits allerdings an die reinweltlichen Volksfeste, die das Mittelalter so zahlreich aus dem Heidenthume und seinen Naturfesten mit hinübergenommen, und denen die Kirche, die nicht alle in ihren Dienst aufnehmen konnte noch wollte, nur das Heidnische und Unsittliche zu benehmen suchte, indem sie dieselben oft bloß äußerlich an eines ihrer Feste oder den Namen ihrer Heiligen anknüpfte. Wir erinnern hier nur an die vielfachen Fastnachtlustbarkeiten; an die dramatischen Kampfspiele von Winter und Sommer, an das Austreiben und Austragen des Einen, das Bewillkommen und Einholen des Anderen; an die vielen Frühlings- und Maifeste, ihre Mai- und Blumenköniginnen und Grafen; an die Brunnen- und Waldfahrten auf Lätare Jerusalem; an die Sonnenwend- und Johannisfeuer, die Oster- und Weihnachtsspiele und Schwänke; die Gregorius-, Martins- und Nikolausfeste; die Ernte- und Weinleselustbarkeiten; die vielen festlichen Umgänge, welche das schaulustige Mittelalter beging, und die durch ihren seltsamen, unverständlichen Charakter ihren heidnischen Ursprung aus den alten, priesterlichen Götterumzügen, deren schon Tacitus gedenkt, sattsam zu erkennen geben; und endlich an so viele andere Festgebräuche, die bis zum Beginne der Revolution das Volksleben erheiterten. Sie alle, wie auch die Idee vom Todtentanze, gaben, mehr oder minder, Veranlassung zu stummen oder lauten, gereimten oder ungereimten, gesprochenen oder gesungenen dramatischen Darstellungen, Spielen, Scenen oder Aufzügen eines ausschließlich oder doch vorzugsweise weltlichen, bloß ergötzlichen Inhaltes. Dieß war also die eine Quelle weltlicher Dramaturgie, und namentlich der Comödie.

Andererseits aber wurde der Uebergang ins Weltliche durch den Inhalt der heiligen Geschichte selbst, welche jene Mysterien oder heiligen Schauspiele darstellten, vermittelt. Denn nicht nur die Welt, mit allem Guten und Bösen, tritt

hier dem Sohne Gottes, dem Mittelpunkte alles Lebens, gegenüber, sondern auch der Abgrund der Hölle öffnet sich, um ihn zu verschlingen, und in die Vorhölle steigt er hinab, die harrenden Altväter zu erlösen; die Gebenedeiten zur Rechten huldigen ihm und bezeugen ihn mit dem Märtyrerblute, die Verdammten zur Linken schlagen ihn fluchend an das Kreuz, und empfangen ihr Urtheil, wenn er als Richter zum großen Weltgerichte wieder kömmt, wo alle handelnden Personen, von dem ersten gefallenen Sterne bis zum letzten, in der Schlußscene wieder erscheinen.

So boten die Synagoge und das Heidenthum, die Verkäufer im Tempel, Judas und der Versucher auf des Bergesgipfel und so viele andere Charaktere, die nichtreligiösen oder antireligiösen Elemente dar, welche schon in dem ältesten religösen Schauspiele ihren Platz fanden, und die sich von dem indifferenten, seine Hände unter der Frage: „was ist Wahrheit", in Unschuld mit Wasser reinwaschenden römischen Pontius Pilatus bis zur selbstbewußtesten Bosheit zur Hölle hinab, oder zur höchsten, aufopfernden Selbstverläugnung der Liebe in vielen Zwischenstufen zum Himmel hinaufsteigern. In diesem universellen Charakter mit seinen unendlichen Schattirungen fand das weltliche Drama, namentlich das historische, einen Anknüpfungspunkt; in der Schilderung jener indifferenten Charaktere machte es seine erste Uebungsschule, bis es dann selbst, wie der Geist der Zeiten sich immer mehr verweltlichte, indifferenter wurde, und endlich übermächtig geworden, den Heiland und alle Heiligen ganz verdrängte, ihren Dienst auf die Kirchen beschränkend, aus denen es sie, wie wir oben schon bemerkt, mehr als einmal in unserer Zeit vertrieben hat.

Stellte die christliche Schaubühne des Mittelalters in ihrer Universalität Himmel, Erde und Hölle zugleich dar: so hat das neue Theater sich bloß auf das Erdgeschoß beschränkt. Der Himmel ist für sein niederes Dach zu hoch, die Hölle ist mit Brettern, Teppichen und Blumen verdeckt, der Satanas aber spielt nichts destoweniger als grand maitre de plaisir,

der seinen Tauf- und Familiennamen vergessen, incognito mit. Doch kehren wir zu den nichts weniger als diabolischen Schauspielen des alten Deutschlands zurück.

An lateinischen, in dem alten kirchlichen Geiste gedichteten Stücken stehen wir nicht hinter den Franzosen zurück. Zwei Freisinger Handschriften der Münchner Bibliothek, die dem IX. bis XI. Jahrhundert angehören (Cod. Fris. 64 f. 27b et Cod. 64a f. 1), *) enthalten Fragmente versificirter Dramen über die Geburt Christi. Bruchstücke zweier anderen finden sich am Schluße einer Münchner Handschrift, die dem dreizehnten Jahrhundert zugeschrieben wird. Namentlich aber verbindet, als Uebergang bildend, das Mysterium vom Leiden Christi **) und ein dramatisirtes Oratorium in einer Fürstlich Wallersteinischen Handschrift des vierzehnten Jahrhunderts (No. XXV.) beide Sprachen, die lateinische und deutsche, wie das von den klugen und thörichten Jungfrauen die lateinische und die alte Langue d'oc. Ein Bruchstück eines anderen von der Geburt Christi ***) wird in das vierzehnte Jahrhundert gesetzt. Endlich schließt sich auch die in mehreren Handschriften, wovon eine der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts angehört, erhaltene Marienklage †) mit Noten durch ihren musikalischen Charakter, als dramatisirtes heiliges Singspiel, von eben dieser Seite an das Mysterium von den klugen und thörichten Jungfrauen an. Ihr gegenüber und muthmaßlich dem gleichen Jahrhundert angehörig steht das Fragment eines Osterspieles von der Auferstehung Christi (bei Wackernagel deutsch. Lesebuch. 2. Aufl. Sp. 1014), dadurch besonders merkwürdig, daß es abwechselnd mit ernsten Sing- und Spruchstellen von dem Begräbniß und der Auferstehung Christi und Scenen von dem Markte des gewöhnlichen Lebens, zwischen einem Kaufmanne, seinem Diener,

*) Diese Nachweisung verdanke ich der Güte des Herrn Custos Schmeller. **) Dozen Miscellen II. 193. Aretins Beiträge 1806. St. 11 S. 487 — 509 und 1807 S. 1310. ***) Jo. Conr. Dieterici antiq. bibl. p. 21 und Stade lect. Otfrid p. 34. †) Dozen Miscellen I. 94, II. 148. V. der Hagen Grundriß S. 525.

seinem Weibe und einigen Käuferinnen, ein frühes Beispiel der Verbindung des Heiligen und Weltlich-Komischen und der bereits gewandten Behandlung des Letzteren darbietet. Täuscht mich mein Gedächtniß nicht, so befinden sich auch auf der berühmten Bibliothek von St. Gallen sehr alte Mysterien, die ohne Zweifel unter der Leitung dieser geistlichen Bildungsschule des oberen Deutschlands, wie die von St. Albans, aufgeführt wurden; nur ist mir nicht erinnerlich, ob sie deutsch oder lateinisch sind; ich habe auch eine handschriftliche Abhandlung über diesen Gegenstand von einem würdigen Sohne dieses Klosters, seinem gelehrten Geschichtschreiber, Ildefons von Arx gesehen.

Im Jahre 1412 wurde ein Spiel von St. Dorotheen auf dem Markte zu Bautzen aufgeführt, ein Haus, auf dessen Dach viel Volk saß, stürzte ein, — auch zu Ammergau sah ich ein Dach ganz mit Menschen bedeckt — und zerschmetterte 33 Menschen. Ohne diesen traurigen Umstand, der den Spielen zu Bautzen von dem an eine Ende machte, wüßten wir wohl gar nichts von ihnen. Ueber ihr Bestehen in unserem süddeutschen Alpengebirg ist mir keine ältere Ueberlieferung bekannt als die, welche die Sage an die Flucht Herzogs Friedrichs mit der leeren Tasche von Konstanz im Jahre 1416 knüpft. Nachdem der Herzog nämlich Johann XXIII. zum Entkommen behülflich gewesen, und selbst seiner Bürgschaft entsprungen, im Banne der Kirche und der Acht des Kaisers verkleidet umherirrte, da suchte er in dem wildesten Hochgebirg Tirols eine Zuflucht. Die Volkssage folgt dem Flüchtling auf der einsamen Spur in die Wüsten des ewigen Schnees und Eises. Sie weiß, daß er über den Arlberg nach Oberinnthal gegangen, bei seinem Freunde Hans Wilhelm von Müllinen zugekehrt; daß er dann die Gastfreundschaft des Pfarrers von Flauerlingen genossen; noch zeigt sie im Widum oder Pfarrhof eine Oeffnung in der Mauer, wodurch er versteckt der Messe beigewohnt habe; sie berichtet weiter, wie er dann in die todtenstille Wildniß des hinteren Oezthales geflohen, dort auf

dem Rofnerhof, der zum Gedächtniß hieran bis zum reformsüchtigen Joseph II. des Asilrechtes und besonderer Vorzüge genossen, von seinen Mühseligkeiten eine Weile geruht und endlich durch das hohe Schnalserthal in das reiche Etschland hinabgestiegen sey. Auf diesen Irrfahrten nun, erzählt die Sage, als der Herzog zu Landeck mit dem von Müllinen und seinen Vertrauten zusammen gewesen, da habe ihn sehr verlangt, zu erkunden, ob die Liebe an den unglücklichen Herrn im Herzen des Volkes noch nicht erloschen sey. Dieß aber auf eine gefahrlose Weise zu erproben, sey ihm kein besser Mittel in den Sinn gekommen, als ein Reimspiel vor dem Volke aufzuführen. Da stellte er denn die Geschichte von einem Fürsten vor, der verlassen und verstoßen und um Alles gekommen, ein Obdach bei seinen Getreuen suchte; — es war ohne Zweifel eine von jenen rührenden Geschichten, deren unsere Volksbücher und Legenden so manche enthalten und die noch heutiges Tages auf den Tiroler Bauerntheatern gespielt werden. Als nun Alle von den Leiden und Klagen des Verlassenen tief gerührt waren und ihm gern ihre hilfreiche Hand geboten hätten, da gab der unbekannte Fremdling, der verkleidet in das Thal gekommen, sich als den Unglücklichen, ihren geächteten Fürsten, zu erkennen und Alle erhoben in anhänglicher Liebe die Hand zum Willkomm und Schirme. Historisch gewisser als diese Sage dagegen ist, daß sein Gegner, Kaiser Sigismund, der ihn geächtet, in demselben Jahre 1416 auf seiner Reise zu Heinrich V. von England, zur Vermittelung des Friedens zwischen der englischen und französischen Krone, im Pallaste von Windsor mit Vorstellungen aus dem Leben St. Georgs unterhalten wurde. Sie stellten ihm zuerst die Waffnung des heiligen Ritters und Schutzpatrons von England vor, dem ein Engel die Sporen anlegte; dann seinen Ritt und Speerkampf mit dem Drachen; endlich erschien er als Sieger und die Königstochter mit dem Lamme, das sie in das Burgthor geleitete. Solche Ritterspiele St. Georgs wurden bekanntlich an mehreren Or-

ten von Deutschland aufgeführt, unter andern auch in Botzen in Tirol, wo, wenn ich nicht irre, alljährlich einer vom Adel als Drachentödter, und ein Fräulein als die Königstochter erschien. Die sehr kunstreich gearbeitete Rüstung St. Georgs, das Eigenthum der Stadt, wurde erst in neuester Zeit, wie man mir erzählte, an einen Russen verkauft. Wurde der bedeutende Betrag auch zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet, so kann man es, im Vorbeigehen sey es gesagt, doch nur beklagen, daß in unserer Zeit kein Andenken an die Vergangenheit, selbst wenn es öffentliches Eigenthum ist, einiger Sicherheit genießt; Alles lassen wir uns abkaufen, und so wird das eine auf ein Landgut, in das Curiositätencabinet irgend eines grillenhaften englischen Lords, das andere in den Prunksaal eines französisirten moskowitischen Knäsen oder eines kosakischen Obersten verschleppt. — In dem folgenden Jahre nach dem Ritterspiele zu Windsor, am 24. Januar 1417 luden der Bischof von Salisbury und der von London nebst fünf anderen beim Concil von Constanz anwesenden englischen Bischöfen alle Räthe und viele ehrbare Bürger der Stadt Constanz in Burchart Walters Haus zu einem Feste ein. Unter dem Mahle machten sie „solch bild und geberd," wie Christus von der Jungfrau geboren ward. „Und Joseph stellten sie zu ihr, und die heiligen 3 Könige, als die unser Frauen die Opffer brachten. Und hatten gemacht einen lautern guldnen Stern, der ging vor ihnen an einen kleinen eisern Drat. Und machten Konig Herodem, wie er den drey Konigen nachsandt und wie er die Kindlein ertodtet. Das machten sie alles mit gar kostlichem Gewand, und mit grossen guldenen und silbernen Gurteln, und machten das mit groster Gezierd und mit grosser Demuht." *) L'Enfant, der Geschichtschreiber dieses Concils, hat daraus den nichtigen Schluß ziehen wollen, die ehrwürdigen englischen Clergymen hätten uns nach Deutschland die heiligen Schauspiele, ihre Mysterien oder Miracle-plays gebracht; wie wir

*) Herman. Corp. Act. et Decret. N. Constant. Conc. tom. IV. p. 1009.

aber oben gesehen, sind sie bei uns nicht jünger, wenn nicht älter, als bei unseren Brüdern auf der Meerinsel, und dann scheint jenes englische Spiel nur ein stummes, mimisches, kein gesprochenes gewesen zu seyn. Daß es übrigens mit „großer Demuht" vorgestellt wurde, deutet auf den religiösen Geist. Namentlich pflegte man allgemein die Vorstellung von Christus als einen Akt der Buße anzusehen; sie war kein Spiel, sondern bitterer, oft blutiger Ernst. Wir können dabei nur an die Prozessionen erinnern, die in manchen deutschen Provinzen, z. B. in Bayern, am Rheine, in Westphalen gebräuchlich und häufig mit Passionsspielen auf dem Kirchhofe verknüpft waren. Christus mußte dabei unter Geißelstreichen ein schweres Kreuz schleppen, von Vielen, die eine eben so strenge Buße an sich übten, gefolgt. Wie ernsthaft man selbst die Kreuzigung nahm, zeigt eine nicht viel spätere Nachricht über das priesterliche Passionsspiel von Metz *) im Jahr 1437, da heißt es: „Gott, unsern Herrn, stellte vor ein Herr Nicolle, Pfarrherr von St. Victour zu Metz; derselbige wäre aber bald am Kreuz gestorben, so man ihm nicht wäre zu Hülfe geeilet; nun kam man überein, daß ein anderer Priester an das Kreuz gehangen würde, um an diesem Tage die Krenzigung vorzustellen; und am folgenden Tage stellte der genannte Pfarrherr von St. Victour die Auferstehung vor und war sein Spiel gar ansehnlich (très haultement) und wurde vollendet. Und ein anderer Priester, der sich Jean von Nicey nannte und Kapellan von Metrange war, stellte den Judas vor, der über dem Hängen bald gestorben wäre, denn der Athem ging ihm aus; also wurde er eilig abgenommen und auf die Straße gebracht." Gervinus, der in seiner Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen II. Theil S. 355—379 freilich etwas in der beschränkten, kalten, negativen Weise, die alten Mysterien noch der meisten Aufmerksamkeit, meines

*) Les frères Parfait t. II. p. 288.

ten von Deutschland aufgeführt, unter andern auch in Botzen in Tirol, wo, wenn ich nicht irre, alljährlich einer vom Adel als Drachentödter, und ein Fräulein als die Königstochter erschien. Die sehr kunstreich gearbeitete Rüstung St. Georgs, das Eigenthum der Stadt, wurde erst in neuester Zeit, wie man mir erzählte, an einen Russen verkauft. Wurde der bedeutende Betrag auch zu einem wohlthätigen Zwecke verwendet, so kann man es, im Vorbeigehen sey es gesagt, doch nur beklagen, daß in unserer Zeit kein Andenken an die Vergangenheit, selbst wenn es öffentliches Eigenthum ist, einiger Sicherheit genießt; Alles lassen wir uns abkaufen, und so wird das eine auf ein Landgut, in das Curiositätencabinet irgend eines grillenhaften englischen Lords, das andere in den Prunksaal eines französisirten moskovitischen Knäsen oder eines kosakischen Obersten verschleppt. — In dem folgenden Jahre nach dem Ritterspiele zu Windsor, am 24. Januar 1417 luden der Bischof von Salisbury und der von London nebst fünf anderen beim Concil von Constanz anwesenden englischen Bischöfen alle Räthe und viele ehrbare Bürger der Stadt Constanz in Burchart Walters Haus zu einem Feste ein. Unter dem Mahle machten sie „solch bild und geberd," wie Christus von der Jungfrau geboren ward. „Und Joseph stellten sie zu ihr, und die heiligen 3 Könige, als die unser Frauen die Opffer brachten. Und hatten gemacht einen lautern guldnen Stern, der ging vor ihnen an einen kleinen eisern Drat. Und machten Konig Herodem, wie er den drey Konigen nachsandt und wie er die Kindlein ertodtet. Das machten sie alles mit gar kostlichem Gewand, und mit grossen guldenen und silbernen Gurteln, und machten das mit groster Gezierd und mit grosser Demuht." *) L'Enfant, der Geschichtschreiber dieses Concils, hat daraus den nichtigen Schluß ziehen wollen, die ehrwürdigen englischen Clergymen hätten uns nach Deutschland die heiligen Schauspiele, ihre Mysterien oder Miracle-plays gebracht; wie wir

*) Herman. Corp. Act. et Decret. N. Constant. Conc. tom. IV. p. 1009.

aber oben gesehen, sind sie bei uns nicht jünger, wenn nicht älter, als bei unseren Brüdern auf der Meerinsel, und dann scheint jenes englische Spiel nur ein stummes, mimisches, kein gesprochenes gewesen zu seyn. Daß es übrigens mit „großer Demuht" vorgestellt wurde, deutet auf den religiösen Geist. Namentlich pflegte man allgemein die Vorstellung von Christus als einen Akt der Buße anzusehen; sie war kein Spiel, sondern bitterer, oft blutiger Ernst. Wir können dabei nur an die Prozessionen erinnern, die in manchen deutschen Provinzen, z. B. in Bayern, am Rheine, in Westphalen gebräuchlich und häufig mit Passionsspielen auf dem Kirchhofe verknüpft waren. Christus mußte dabei unter Geißelstreichen ein schweres Kreuz schleppen, von Vielen, die eine eben so strenge Buße an sich übten, gefolgt. Wie ernsthaft man selbst die Kreuzigung nahm, zeigt eine nicht viel spätere Nachricht über das priesterliche Passionsspiel von Metz *) im Jahr 1437, da heißt es: „Gott, unsern Herrn, stellte vor ein Herr Nicolle, Pfarrherr von St. Victour zu Metz; derselbige wäre aber bald am Kreuz gestorben, so man ihm nicht wäre zu Hülfe geeilet; nun kam man überein, daß ein anderer Priester an das Kreuz gehangen würde, um an diesem Tage die Kreuzigung vorzustellen; und am folgenden Tage stellte der genannte Pfarrherr von St. Victour die Auferstehung vor und war sein Spiel gar ansehnlich (très haultement) und wurde vollendet. Und ein anderer Priester, der sich Jean von Nicey nannte und Kapellan von Metrange war, stellte den Judas vor, der über dem Hängen bald gestorben wäre, denn der Athem ging ihm aus; also wurde er eilig abgenommen und auf die Straße gebracht." Gervinus, der in seiner Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen II. Theil S. 355 — 379 freilich etwas in der beschränkten, kalten, negativen Weise, die alten Mysterien noch der meisten Aufmerksamkeit, meines

*) Les frères Parfait t. II. p. 288.

Wissens, gewürdigt hat, theilt uns Einiges über ein Passionsspiel mit, das sich in einer Heidelberger, von Wolfram Stück 1514 geschriebenen Handschrift findet: „Hier hebet an das Register der Ordnung von den geschichten Marter und Leyden Jhesu Christi u. s. w. Auch es zeugt davon, wie man auch damal noch das Spiel als einen Gottesdienst ansah; denn sobald die Mitspielenden sämmtlich auf der Bühne in ihren Sesseln sich niedergelassen, beginnt es mit der Anrufung des heiligen Geistes durch den Gesang „Veni sancte Spiritus," worauf von zwey Engeln der Vers „emitte spiritum" folgt. Auch dieß Passionsspiel wird, wie das gegenwärtige von Ammergau, durch die eingeschobenen Vorbilder aus dem alten Testamente unterbrochen. Sein großer Umfang, die zahllose Menge der Mitspielenden zeugen von der Ausbildung des Stoffes und der allgemeinen Theilnahme. Und wie allgemein über Stadt und Land zur Zeit der Reformation diese Passionsspiele waren, dafür haben wir auch zwey andere Zeugnisse, das eine von Tyll Eulenspiegel in seiner bekannten übersaftigen, anrüchigen Manier, das andere von Dr. Martin Luther selbst, der in seiner Vorrede zum Buche Judith sagt: „Und mag seyn, daß die Juden solche Gedichte gespielet haben, wie man bei uns die Passion spielt und andere heiligen Geschichten, damit sie ihr Volk und die Jugend lehrten, als in einem Bilde oder Spiele — Gott vertrauen, fromm seyn und alle Hülfe und Trost von Gott hoffen, in allen Nothen wieder alle Feinde." Und in der Vorrede zum Tobias: „Und ist zu vermuthen, daß solch schöne Gedichte und Spiele bei den Juden viel gewest sind..., denn sie haben gar trefflichs Leute gehabt, als Propheten, Sänger, Dichter;.... Judith giebt eine gute, ernste, tapfere Tragödie, so gibt Tobias eine feine, liebliche, gottselige Comedie." Geistliche Spiele, zuerst in lateinischer und später in deutscher Sprache, waren es auch, die einst in Berlin auf dem Rathhause von den Mönchen durch die Schüler ihrer Lehranstalt aufgeführt

wurden. Die Stadtrechnungen von Berlin und Cöln führen noch die Belohnungen auf, die dem Dichter dafür von der Bürgerschaft zu Theil wurden. Hier wie anderwärts nahmen auch die obersten Klassen der Gesellschaft als Mitspieler Theil, und G. Friedländer hat erst jüngst „eine kurtze Comödien von der Geburt des Herrn Christi, von den Prinzen und Prinzessinen des Churfürstlichen Hofes im Jahre 1589 in Berlin aufgeführt“ nach der Handschrift herausgegeben. Das Christkindlein spielte der achtzehn Monat alte Markgraf Friedrich, die 16jährige Elisabeth von Mansfeld, „eine wunderholdselige Jungfrau“, die drei Jahre darauf mit ihrem Wahlspruch: „Gott wend' mein Elend“ starb, stellte die Muttergottes dar, die übrigen Spieler zählten meist zwischen 8 und 10 Jahren. Leider aber ließ es die Reformation, in England wie in Deutschland, nicht bei solchen harmlosen Kinderspielen zu Weihnachten bewenden, sie bediente sich auch dieses Mittels zu ihrer Polemik, wie z. B. der bloße Titel eines Stückes dieser Art von Thomas Naogeorg, dessen „feste reformatorische Gesinnung G. Friedländer in seiner am Reformationsfest geschriebenen Einleitung als „ehrenwerth und brav“ belobt, zeigt; es führt nämlich in der Uebersetzung von D. Tyrolf Zwiekau S. A. 8 das Aushängeschild: „Ein christlich und gantz lustig Spiel, darin des antichristischen Babstthums, Theufflische Lehre und wesen, wundermeisterlich dargeben wird. Wenn nun Gervinus die Behauptung aufstellt, das Schauspiel habe von früh an, und namentlich seit der Reformation seine Residenz in (dem protestantischen) Norden fast ausschließlich aufgeschlagen, so ist dieß eine Prätension, die über ihre Herkunft und Confession weiter keines Taufscheines bedarf.

Läßt die Tiroler Volkssage ihren Herzog ein Spiel aufführen, um das Volk zu rühren, so sind auch umgekehrt die Beispiele nicht selten, wo das Volk durch das Schicksal seines Fürsten oder eines seiner Helden oder Heiligen zu einem Spiele

gerührt ward. So erzählt Warnkönig in seiner Geschichte von Flandern: als Karl der Gute 1126 betend in der Kirche des heiligen Donatus zu Brügge meuchelmöderisch umgebracht wurde, habe das Volk sein Andenken wie das eines Heiligen verehrt, und seinen Tod in dramatischer Form vorgestellt. Eben so wird noch heutiges Tages, in der noch blühenden Familie, die von dem gottseligen Bruder Klaus von Flüe abstammt, ein Spiel dieser Art aufbewahrt, das einer seiner Enkel gedichtet, um seinem Volke das Bild des heiligen Friedensstifters der Eidgenossenschaft lebendig vor die Seele zu rufen. Ein anderes schönes Beispiel bietet uns die Geschichte der Jungfrau von Orleans dar. Bekanntlich beschlossen die dankbaren Bürger dieser Stadt, zum ewigen Gedächtniß der ihnen von Gott durch die Hand einer Jungfrau wunderbar geleisteten Hülfe, alljährlich, nebst dem Seelengottesdienste für die Jungfrau und die Gefallenen, einen feierlichen Siegesumzug durch die Stadt zu halten, und dabei alle jene Stätten zu besuchen, wo der Kampf am heißesten gewüthet, und ihr Herz am bangsten geschlagen. Päpste haben dieses Fest mit Ablässen begabt. In dem Zuge stellte ein Knabe die Jungfrau vor; die Chorknaben ihrer Kirchen begleiteten ihn singend; die Procuratoren der Stadt, die den Himmel trugen, hatten das Haupt mit Blummenkränzen geziert. An den Hauptstellen waren Bühnen für die Spielleute errichtet, und hier wurden fromme Jubellieder zum dankbaren Gedächtniß an die Sieger, die den Bürgern geholfen, und fröhliche Spottlieder gegen die Engländer, die jenen so hart zugesetzt, abgesungen. Lieder, deren Geist und Inhalt wir nicht besser bezeichnen können, als durch folgende, vor der Kirche Notre-Dame des Miracles gesungene Strophe:

A la doulce priere	Auf des Königs süße Bitten,
Dont le Roy Dieu pria,	Die er Gott dem Herren weihte,
Vint pucelle bergere	Kam die Hirtin hergeritten
Qui pour nous guerroya;	Uns zu helfen in dem Streite;
Par Divine conduite	Und von Gott gelenkt, dem Hohen,
Anglois tant fort greva	Traf sie Englands wunde Seite,
Que tous les mit en fuitte	Daß die Feinde alle flohen
Et le siege leva.	Von der Stadt, die sie befreite.

Auch diese Feier wurde die Quelle eines solchen, halb geistlichen, halb weltlichen Schauspieles; es wurde der Kampf um die Brückenthürme dargestellt, und so das Mystere von der Jungfrau, neben denen von Goliath und David, von St. Stephanus und Karl dem Großen, deren hier gleichfalls Erwähnung geschieht, aufgeführt. Noch kann man in den Archiven von Orleans die Rechnungen nachsehen von den Ausgaben, die für diese Feste und Spiele die Stadt machte.*) Und noch wird zu Rom in der Vaticana unter dem Handschriftenschatz der Königin Christine von Schweden ein Mystere der Jungfrau aus dem 15ten Jahrhundert, wahrscheinlich dasselbe, welches zu Orleans gespielt wurde, aufbewahrt, ein merkwürdiges Zeugniß des christlichen Theaters im Mittelalter. **)

Aus diesen, im Vergleich zu dem unermeßlichen Stoffe nur flüchtig hingeworfenen Andeutungen wird der Leser zur Genüge erkennen, wie sehr jene irren, die da glauben, das Passionsspiel von Oberammergau sey etwas Einziges in seiner Art; ihm wird klar werden, daß es vielmehr ein allgemeiner Gebrauch des katholischen Mittelalters war, der sich zuerst aus dem Gottesdienst selbst entwickelte, und eine große, theils verkannte, theils wenig gekannte dramatische Volksliteratur in Spanien, England, Frankreich, Italien, Deutschland und den Niederlanden hervorrief, an deren Spitze, als ihre reichste und duftvollste Blüthe, der Kastilianer Don Pedro Calderon de la Barca mit seinen Autos Sacramentales steht, deren er mehr denn hundert für die Städte Madrid, Toledo, Sevilla, Granada zu ihren Festtagen gedichtet. Diese Literatur überblickend, werden wir darin dem Spiele von Oberammergau leicht seine Stelle anweisen, und aus ihr Manches zu seinem Verständiß beibringen können, was in der Fortsetzung dieser Betrachtung geschehen soll.

*) D. Lottin recherches historiques sur la ville d'Orléans. Orléans 1836. tome I. p. 279 — 347.

**) VIIe. Dissertation sur quelques points curieux de l'histoire de France et de l'histoire litteraire par P. L. Jacob bibliophile. Paris 1839. p. 29.

II.

Ueber Jesuitenschulen, und namentlich die zu Freiburg in der Schweiz.

(Eine Zuschrift an die Herausgeber der historisch-politischen Blätter.)

Sie fragen mich: jetzt, wo ich seit so vielen Jahren die Schulen der Jesuiten verlassen, wo ich an verschiedenen unserer deutschen Anstalten meine Bildung fortgesetzt und auf unseren namhaftesten Universitäten meine Studien vollendet habe, was denn nun eigentlich mein Urtheil über jenen geistlichen Orden, sein Erziehungs- und Unterrichtswesen sey? Wohl, ich will Ihnen diese Frage aufrichtig und nach meines Herzens Meinung beantworten, selbst auf die Gefahr hin, von manchen unserer wiedererwachten Gespensterseher und Jesuitenriecher (auf die sich leider! nicht alle das Mittel, das bei ihrem Ahnherrn und Stammführer Nicolai, sel. Andenkens, so trefflich wirkte *), anwenden läßt) selbst für einen heimlichen oder offenkundigen Jesuiten gehalten zu werden.

Vor nicht gar langer Zeit erwiederte mir ein sonst sehr unterrichteter, geistreicher junger Mann aus einer protestantischen Gegend, mit dem mich Studiengemeinschaft zusammengeführt hatte, und der hier für Tausende seiner Glaubensge-

---

*) Er wird sich gleich in eine Pfütze setzen,
Das ist die Art, wie er sich soulagirt;
Und wenn Blutegel sich an seinem Steiß ergötzen,
Ist er von Geistern und von Geist curirt.

Göthes Faust, I. Theil.

nossen eintreten kann, auf die bei Gelegenheit hingeworfene Frage: was er sich unter einem Jesuiten denke? nach einigem Ausweichen und Ablehnen: „das könne er zwar nicht näher bestimmen, aber es sey ein Mensch, bei dessen bloßem Namen ihm ein Schauer über den ganzen Leib laufe". Man sieht: kürzester und wahrster Ausdruck für ächte Geisterfurcht. Indessen von der gleichen Abneigung und von gewiß nicht mindern Vorurtheilen, als dieser junge Mann, war auch ich erfüllt, als ich in meinem 16ten Jahre den Jesuiten zur Erziehung übergeben werden sollte. Aufgewachsen zum großen Theile in einem französischen Collegium, worin die meisten Zöglinge der revolutionären Parthei angehörten und allem Religiösen feind waren, in den Zeiten, welche unmittelbar den Julitagen vorangingen, und worin es den Liberalen eben gelungen war, die Jesuiten aus Frankreich zu vertreiben, hatte ich wohl in meinem ganzen Vorstellungsvermögen kein Bild, welches mir so viel Grausen erregte, als das eines Mitgliedes jener Gesellschaft, und mit der gespanntesten Aufmerksamkeit, wie jener protestantische Wirth den Cardinal Pacca, um den Pferdefuß zu entdecken, den derselbe, gleich allen Päpsten und Cardinälen, haben sollte, betrachtete ich mir alle Gegenstände und Gestalten, die mir in die Augen fielen, als ich nun endlich mit äußerster Mühe und fast gezwungenermaaßen in ein Erziehungshaus der Jesuiten gebracht wurde, um die mir so fremden und verhaßten Ungethüme zu erspähen. Wie erstaunte ich jedoch, als ein würdiger und überaus freundlicher Mann, der mich dort empfing und den ich, der großen Aehnlichkeit der Tracht halber, für einen französischen Geistlichen hielt, mir auf die Frage: wie denn die Jesuiten aussähen? sich lächelnd selbst als solchen ankündigte! Ich würde es ihm nicht geglaubt haben, wenn mich die Uebereinstimmung seiner Ordensbrüder, die ich nun bald kennen lernte, nicht von der Wahrheit überzeugt hätte. Statt trübsinniger, düsterer, verschlossener Männer, als welche ich sie erwartet hatte, fand ich lauter heitere, freudige,

offene Gesichter; statt finsterer Strenge und rücksichtsloser Härte im Umgang die mildeste Nachsicht und die leutseligste Zuvorkommenheit; statt schleichender, umgarnender List die ungeheucheltste Geradheit und das aufrichtigste Wohlwollen. Ich muß gestehen, in den ersten Tagen war alle meine Furcht verschwunden, wenn auch das Vertrauen noch nicht da war und nur langsam nachkam. Allein, wie hätte auch dieses ausbleiben können? An den deutschen Schulen, die ich besucht hatte, und die, wie ich seitdem die Erfahrung gemacht, in dieser Beziehung noch zu den bessern gehören, sowie zumal an der französischen, von der ich oben gesprochen, hatte zwischen Lehrern und Schülern, um mich so auszudrücken, eine Art Feindschaft, wenigstens ein schroffer Gegensatz geherrscht. Letztere waren gewohnt, die Ersteren nur als ihre Zuchtmeister zu betrachten, die sie nach Willkühr in allen ihren Freiheiten beschränkten, und nur um des Brodes und des eigenen Vortheils willen ihnen ihre Lehren ertheilten. Leider war das Benehmen der Lehrer nicht immer geeignet, diesen Verdacht und das darauf gegründete Mißtrauen zu beseitigen; und gelang es ja Einem, sich die Gunst seiner Zöglinge zu erwerben, so mußte der Andere, der es minder verstand, doppelt büßen, und war ihrem unaufhörlichen Hasse und Spotte ausgesetzt. Vollends wenn eine ernste Ermahnung gegeben oder eine Strafe verhängt wurde, so wirkte der schlimme innere Sinn, womit alle Handlungen und Arbeiten, die die Lehrer auferlegten, aus Furcht oder Zwang vollführt wurden, immer dem guten Erfolge entgegen, den man sich davon versprach oder versprechen zu können glaubte. Wie ganz anders hier! Zwischen Lehrern und Schülern die schönste Eintracht und die entgegenkommendste Anhänglichkeit und Liebe! Auf niedrige Zwecke und Beweggründe bei den Lehrern zu schließen, die lauter Männer waren, die kein eigenes Vermögen haben durften, und sogar das ihrige und die Welt verlassen hatten, um sich aus höherem Berufe der Erziehung und dem Unterrichte der Jugend zu widmen, konnte schon ohnehin Niemanden in den

Sinn kommen. Selbst die Strafen wurden mit einem ganz anderen Geiste ertheilt und aufgenommen, und weit entfernt, wie anderwärts, Erbitterung und Haß hervorzurufen, wirkten sie größtentheils zur wahren Besserung des Gezüchtigten. Jedes natürliche und kindliche Gefühl hätte in mir erstickt und erstorben seyn müssen, wenn mir dieser Unterschied nicht sogleich aufgefallen wäre, und mich der Geist, der hier wehte, nicht allmählig in seine Sphäre gezogen und dem Einflusse seiner Kräfte zugänglich gemacht hätte. Doch ich will und soll Ihnen ja keine Beschreibung meines ohnehin so kurzen Aufenthaltes in Freiburg geben, und ich würde Ihnen nicht einmal so viel von demselben gesprochen haben, als ich schon wirklich gethan, wenn es mich nicht wie von selbst zu einer allgemeinen Betrachtung hingeführt hätte, die eine wesentliche Seite jeder Erziehungsmethode, und zumal jener der Jesuiten berührt, nämlich die Behandlungsweise der jungen Leute. Wie sich von selbst versteht, ist hier nur von jungen Leuten die Rede, die sich auf Gymnasien oder Vorbereitungsschulen zur Universität befinden.

Ich glaube, es ist eine von Niemanden bestrittene Bemerkung, daß die Achtung und das Vertrauen, welches der Lehrer bei den Schülern genießt, wenn er irgend sonst seiner Aufgabe gewachsen ist, als der Maaßstab für den Erfolg seines Wirkens gelten könne. Diese zu erwerben und noch mehr sie zu behaupten, ist aber keine so leichte Sache, als wofür Mancher sie zu nehmen geneigt seyn möchte. Denn es genügt hier keineswegs, daß der Lehrer ein durch seine persönlichen Eigenschaften und Kenntnisse vorzüglicher Mann sey, den Erwachsene zu schätzen wissen und hochachten, sondern es wird noch ein eigenthümliches Talent von ihm erfordert, mit seinen Zöglingen umzugehen und sich ihnen gegenüberzustellen. Ich habe es oft an Schulen erlebt, daß Leute, die sowohl durch ihre Wissenschaft, als durch ihren Charakter ausgezeichnet und als solche sogar bei den Schülern bekannt waren, dennoch durch die ungeschickte Weise,

womit sie sich gegen diese benahmen, um alle ihre Achtung und ihren Einfluß gekommen und zum Stichblatte des Spottes und des Witzes geworden sind. Wer sich z. B. zu sehr von den Schülern entfernt und abgeschlossen hält; wer sich pedantisch und söldlingsmäßig nur in dem vorgeschriebenen Fache und der vorgeschriebenen Zeit, und darüber hinaus gar nicht, mit ihnen beschäftigt; wer sie, wenn sie jung und Kinder sind, als zu klug und verständig, wenn sie älter und erwachsen, zu sehr als Kinder behandelt; wer zu viel oder zu strenge straft, und mit Ertheilung von Lob und Tadel zu karg oder nicht billig genug ist; nicht minder, wer sich zu sehr zu den Schülern herabläßt; wer Alles als Spielwerk betrachtet und gleichsam selbst nur mitspielen will; wer ihnen zu große Freiheiten gestattet, und im Belohnen und Züchtigen nur der Gunst und der Laune zu folgen scheint: alle Diese mißkennen im höchsten Grade die Natur und Beschaffenheit des Gegenstandes, der ihrer Pflege anvertraut ist, und dürfen es nur sich zuschreiben, wenn kein Gelingen ihre Bemühungen krönt. Von der andern Seite reicht freilich eben so eine Blosstellung der Person, eine Vergebung der Würde, eine sichtbare Schwäche des Lehrers hin, um ihn, wenn auch nicht um jede Gunst, so doch um jede Ehrfurcht seiner Untergebenen zu bringen. Diese beiden Klippen zu vermeiden, ist daher die unerläßliche Bedingung zu einem fruchtreichen Wirken auf junge Leute, und die erste und vornehmste Kunst des Lehrers. Nirgends habe ich nun aber diese Kunst so ausgebildet und ausgeübt gefunden, wie bei den Jesuiten. Zwar will ich nicht läugnen, daß sie als Geistliche, und zumal als Klostergeistliche, Manches vor weltlichen und verheiratheten Lehrern voraus haben. Dahin gehört z. B. das größere Zutrauen und die Ehrfurcht vor ihrem geheiligten Stande; der Eifer und die Liebe, womit sie sich, allem Andern abgewandt, einzig der Erfüllung ihres Berufes widmen können; die Unpartheilichkeit, die die Beiseitsetzung aller weltlichen Rücksichten nothwendig begleitet; ja, ich möchte sagen,

der Fall, daß der Lehrer durch Vergebung seiner Würde, durch persönliche Schwächen und Blößen seine Achtung verliert, kann hier nie oder nur höchst selten vorkommen. Denn wenn auch zwischen den einzelnen Mitgliedern des Ordens in Bezug auf ihre persönlichen Eigenschaften allerdings ein großer Unterschied statt finden kann, den hier so wenig, wie anderwärts, die Schüler nicht zuletzt bemerken; wenn diese letzteren auch dem einen ihrer Lehrer mit mehr Vorliebe zugethan seyn können, als dem andern: so trägt doch der Geist des Ganzen dergestalt den Einzelnen, und der Charakter der Frömmigkeit und strengen Sittlichkeit, der Allen aufgeprägt ist, macht sich so gleichmäßig geltend, daß jene Unterschiede eben nur als solche, nie als das Ansehen des Lehrers gefährdend oder verletzend erscheinen. Aber ich will hier vorzugsweise von jener andern Seite unserer Betrachtung, von der Behandlung der jungen Leute reden, und wenn auch hierin eine vielgeprüfte, und mehr als zweihundertjährige Erfahrung dem Jesuitenorden Vorschub leisten mag, so ist doch eine gewisse Gewandtheit und Sicherheit darin immer mehr oder weniger in der Macht auch jedes weltlichen Lehrers gelegen. Wie einsichtsvoll, trefflich und naturgemäß ist nun aber hierin das Benehmen der Jesuiten! Wachsam, ernst und streng in der Kirche, in der Schule und während der Studienzeit, gewähren sie ihren Zöglingen jede Freiheit und anständige Lustbarkeit in den Spiel- und Erholungsstunden. Da ist kein Vergnügen, welches für das jugendliche Alter paßt, wofür nicht gesorgt wäre; keine leibliche Uebung, keine geistige Unterhaltung, die erlaubt werden kann, und versagt würde. Heiter und launig mischen sie sich selbst in die Spiele und führen sie wohl mitunter an, und die wildesten und ausgelassensten Knaben sind ihnen dann gewöhnlich die liebsten. Wer sie um Rath oder Hülfe in Anspruch nimmt, findet sie stets auf das freundlichste bereit, und indem sie jeden nach seinem Alter und Charakter behandeln, Lob und Belohnung mit Gerechtigkeit austheilen, und nur selten und nie ohne

Noth strafen, halten sie Achtung und Vertrauen unerschüttert aufrecht. Ich wüßte mich keiner angenehmeren und wohlthuenderen Zeit meines Lebens zu erinnern, als der achtzehn Monate, die ich bei den Jesuiten in Freiburg zugebracht habe. Nur in Einem sind sie unerbittlich streng und kennen keine Nachsicht: wer sich zu wiederholten Malen oder auf eine zu arge Weise gegen Religion und Sittlichkeit versündigt, wird ohne weiteres aus ihren Schulen und ihren Häusern entfernt, und hier bin ich bei dem Hauptpunkte dessen, was ich Ihnen über die Jesuiten mittheilen wollte, bei der Herzensmitte ihrer Anschauung und Methode angelangt, wodurch sich ihre Anstalten vor allen andern, und hauptsächlich von unseren deutschen unterscheiden. Bei den Jesuiten nämlich gehen Erziehung und Unterricht Hand in Hand, beide ruhen auf derselben Grundlage, entwickeln sich nach denselben Gesetzen, und können gar nicht getrennt gedacht werden.

Wie ungerecht es wäre, behaupten zu wollen, daß bei unseren deutschen Schulen ohne Ausnahme kein Augenmerk auf die gute Haltung und das ordentliche Betragen der Zöglinge genommen würde, so läßt sich doch nicht leugnen, daß diese Aufmerksamkeit meist von dem persönlichen guten Willen des Lehrers abhängt; daß derselbe dazu durch keine Nothwendigkeit verpflichtet ist, und daß, worauf hier Alles ankömmt, der Unterrichtsplan die Erziehung keineswegs als wesentlichen Bestandtheil in sich befaßt und begreift. Diese wird ganz den Eltern überlassen. Wie die Eltern ihren Kindern Nahrung und Unterhalt gewähren, und ihnen Alles zum Leben gehörige durch Beispiel, Ermahnung und Züchtigung beibringen, so wird denselben auf der Schule Griechisch, Lateinisch, Religion, Geschichte, Mathematik und das Uebrige vorgetragen und eingeschärft, ohne alle, oder nur mit sehr weniger Rücksicht auf jene gleichberechtigte Seite der Ausbildung, die, wie die letztere fast nur Geist und Verstand

im Auge hat, so vorzugsweise auf Gemüth, Herz und Willen zu wirken bestimmt ist.*) Diese Trennung allein, selbst abgesehen von dem verderblichen Einfluß, den die Verschiedenheit der Grundsätze, Ansichten und Behandlungsweise zwischen Lehrern und Eltern, wie sie leider nur zu häufig stattfindet, ausübt, macht die seltsame Erscheinung möglich, daß oft Knaben ein gedoppeltes Leben, so zu sagen ein Schul- und Hausleben führen; daß diejenigen, welche sich in der Schule durch Fleiß und gutes Betragen gegen die Lehrer auszeichnen, oft zu Hause und gegen ihre Eltern die rohesten und ungezogensten sind, und umgekehrt, daß diejenigen, mit welchen die Eltern alle Ursache haben, zufrieden zu seyn, nicht selten in der Schule die gröbsten Unarten kundgeben, je nachdem in ihnen das Ansehen und der Einfluß der Lehrer oder der Eltern überwiegt. Wenn ich eine Entwicklungsgeschichte der neueren Zeit, und namentlich des heutigen Deutschlands schreiben wollte, so würde es mir ein Leichtes seyn, die höhern Quellen anzugeben, aus denen jene Entzweiung in unserer Bildungsmethode, die, meiner Ansicht nach, ein Grundfehler ist, entsprungen, so wie die nachtheiligen Folgen, die sie ihrerseits hervorbringt, und den Zusammenhang, worin sie mit manchen andern traurigen Erscheinungen steht, aufzuweisen. In der Kirche z. B. die Abschüttelung jeder leitenden Autorität; im Staate das Wegwerfen der Geschichte; in der Philosophie das Aushecken aller erdenklichen abstracten Theorien; im Leben das Handeln nach den subjectivesten Meinungen. Wem könnte die Verwandtschaft mit jener zersplitterten und ungleichen Ausbildung der Erkenntniß und Willenskräfte in einzelnen Menschen entgehen? Die sogenannten jungen Deutschen und die aus dem hegel'schen Rationalismus hervorgegangenen Wissenschaftsgaukler, die Leo tref-

*) Der Religionsunterricht allein, der gewöhnlich am schlechtesten bedacht ist, greift mittelbar auch in die Erziehung ein.

fend mit dem Namen der Hegelinge bezeichnet, deren Aller Treiben einer meiner Freunde in folgenden Versen charakterisirt hat:

Nichts gelernt, noch gewußt, doch immer vom Wissen gesprochen;
Flaumen nur erst um das Kinn, und schon für am Ziele sich halten,
Nirgends das Leben geschaut, und wie vom Olympus es richten;
Christ in Wort und Gebehrd', und Jud' und Heide von Herzen;
Dies, mit der Seele gepaart des Affen oder des Hundes,
Nennen sie keck das Ziel, das zu erreichen der Weltgeist
Seit Jahrtausenden mühsam gestrebt: das heiß' ich mir Fortschritt!

können in mancher Beziehung als das folgerechteste und grellste Erzeugniß unseres Unterrichtswesens gelten. Doch hier genügt es mir, den Mangel hervorgehoben zu haben, und ich will nur zeigen, wie er in der Methode der Jesuiten vermieden wird.

(Fortsetzung folgt.)

III.

Literatur.

Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Eine von der Juristen-Facultät in Tübingen gekrönte Preisschrift von Ignatz Longner, Domkaplan an der Cathedralkirche zu St. Martin in Rottenburg. Tübingen. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung. 1840. S. 536 und XX.

Bei der Errichtung der oberrheinischen Kirchenprovinz waren die Katholiken der einzelnen Länder derselben hocherfreut, da sie lange Zeit hindurch ihre kirchlichen Oberhirten hatten entbehren müssen, aber die Freude Vieler war sehr getrübt, als unterm 30 Januar 1830 eine Verordnung der vereinten Fürsten zur Wahrung ihres landesherrlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes erschien, an der man zugleich wahrnahm, daß sie ein Nachklang der Frankfurter Unterhandlungen sey, welche die Gemüther vieler aufrichtigen Katholiken längst mit banger Furcht erfüllt hatten, weil sie in ihnen die Keime der Vernichtung der Rechte der katholischen Kirche zu gewahren glaubten.

Laut und bitter erhoben sich Klagen über Unfreiheit und Unterdrückung der katholischen Kirche in Deutschland, namentlich in den Ländern der vereinigten protestantischen Fürsten. Alle Herrlichkeit, hieß es, ist dahin, die katholische Kirche war eine Königin, nun ist sie eine Magd. Ein anderer Theil von Katholiken, theils geblendet vom äußern Glanze, theils modernen, liberalen, kirchlichen und kirchen-staatsrechtlichen Zeitansichten huldigend, ließ sich in der einmal gewonnenen heitern Anschauung nicht irre machen. Entzückt und begeistert wie einst Johannes in der Offenbarung, sahen sie schon den neuen Himmel und die neue Erde und riefen mit dem Engel: Komm, ich will dir das Weib, des Lammes Braut zeigen — die heilige Stadt, das neue Jerusalem. (Offenb. 21, 9.)

Unter diesen Verhältnissen war es eben so zeitgemäß als interessant, daß die Juristen Fakultät in Tübingen für den Bewerber um den

Fürstbischof von Speyrischen Stiftungspreis für canonisches Recht die Aufgabe stellte: „Es soll eine Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe zu den Domkapiteln untersucht werden, in wie weit die Bestimmungen des gemeinen canonischen Rechtes noch Anwendung finden?“

Der Verfasser ergriff die dargebotene Gelegenheit, und suchte sich bei so schroff entgegengesetzten Ansichten durch eigene Anschauung eine richtige Erkenntniß von der Natur und Beschaffenheit der neuen kirchlichen Provinz zu verschaffen; er war beim ersten Anblicke versucht, die Ansicht von der Unfreiheit und Unterdrückung der katholischen Kirche gänzlich Lüge zu strafen, je länger und genauer er aber nachsah, desto mehr überzeugte er sich, daß das neue Jerusalem noch nicht erschienen sey und die neue Braut Christi sich nicht darstelle als eine fleckenlose. Der Verfasser errang den Preis, arbeitete die Abhandlung um, und übergab sie der Oeffentlichkeit, weil ohngeachtet des gestiegenen Interesses für kanonische Studien über die Rechtsverhältnisse der oberrheinischen Kirchenprovinz bisher keine quellenmäßige, umfassende Darstellung erschien.

In der Einleitung (S. 1 — 28) giebt er eine kurze Geschichte der Gründung der oberrheinischen Kirchenprovinz, erwähnt des Zustandes der katholischen Kirche in Deutschland nach der Säcularisation und erzählt die Errichtung des Generalvicariats Ellwangen aus denjenigen Theilen der Diöcese Augsburg, welche zum würtembergischen Reiche gehörten, wozu später auch noch die zu Würtemberg gehörigen Theile der Diöcesen Constanz, Worms und Speyer kamen. Referent hätte gewünscht, daß der Verfasser im Anfange seines Werkes die in dieser Angelegenheit mit dem Fürsten Primas von Dalberg gepflogenen Unterhandlungen, so wie das Schreiben des päpstlichen Nuntius zu Luzern und die beiden Breven Papst Pius VII. vom 26 März und 5. April 1817 mitgetheilt hätte, und hofft, daß er dieß bei einer, wie bei dem Gehalte dieses Werkes zu hoffen steht, bald nachfolgenden zweiten Auflage nachtragen werde, da alle Aktenstücke aus dieser Zeit, wo die Kirche in Deutschland so verlassen stand, von hohem Interesse sind, aber nur wenige davon und diese größtentheils in einzelnen Flugschriften der Oeffentlichkeit übergeben wurden.

Nach einem kurzen Berichte über die Erfolglosigkeit der Frankfurter Unterhandlungen zur Herstellung eines Concordates mit dem römischen Stuhle giebt uns der Verfasser den Lauf der Unterhandlungen über eine provisorische Organisation der Diöcesen, in deren Folge ein provisorischer Organisations-Entwurf abgefaßt und nach Rom gesendet wurde; die Grundzüge der Frankfurter Unterhandlungen benützte man

zur Abfassung einer Kirchenpragmatik, die man aber nicht für gut fand, nach Rom zu senden, sondern es vorzog, die designirten Bischöfe auf ihren Vollzug zu verpflichten, auf den Organisationsentwurf erfolgte von Seite Roms die Circumscriptions=Bulle vom 16. August 1821, welche durch einen Staatsvertrag vom 8 Februar 1822 genehmigt wurde, die designirten Bischöfe aber und die entworfne Pragmatik erhielten vom römischen Hofe, der von Beiden Kunde erhalten hatte, keine Bestätigung, auch hier hätte Referent die Mittheilung der bezüglichen Aktenstücke gewünscht.

Nachdem die Unterhandlungen auf's Neue begonnen hatten, erfolgte die Bulle Leo's XII. vom 11. April 1827 ad dominici gregis custodiam über die Wahlart und Constituirung der Capitel, die Errichtung der Seminarien, den freien Verkehr mit Rom und die Ausübung der bischöflichen Rechte, sie erhielt die Bestätigung der vereinten Regierungen, die Errichtung der Seminarien und der freie Verkehr mit Rom sind jedoch in der Bestätigungsurkunde übergangen, neue Verhandlungen fanden über die Bulle Leos XII. unter den Vereinsstaaten statt, ihre Resultate wurden am 8. Oktober 1827 in einem Protokolle niedergelegt, dessen Inhalt der Verfasser mit zu großer Kürze angegeben hat.

Am 19. März erfolgte endlich die förmliche Installation des Bischofs von Rottenburg, neben dem Fundationsinstrumente des Bisthums wurde ihm auch der Entwurf einer Landesherrlichen Verordnung über die Ausübung des oberst hoheitlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes über die katholische Kirche mit dem Beisatze übergeben, daß Seine königliche Majestät im Einverständnisse und zugleich mit den übrigen vereinten Fürsten dieselbe erst alsdann zu verkünden gedenken, wenn die fünf bischöflichen Stühle der gesammten Kirchenprovinz besetzt seyn werden.

Es war dieß der Entwurf jener Verordnung, die am 30. Januar 1830 in den vereinten Staaten über das Schutz- und Aufsichtsrecht publicirt wurde, und den Bischof und den Magistrat von Fulda veranlaßten, einige Paragraphe derselben als gegen die Gewissensfreiheit der Katholiken gerichtet zu bezeichnen, so wie den Freiherrn von Hornstein auf ihre Aufhebung in der Ständeversammlung Würtembergs im Jahre 1830 zu dringen.

Der Bischof von Rottenburg erhielt den Entwurf zu dieser Verordnung schon im Jahre 1828 und es dringt sich daher die Frage auf, was derselbe zu ihrer Verhinderung gethan habe, eine Erklärung, die der Verfasser S. 61 anführt, zeigt, daß er sich bei der Errichtung

des Bisthumes, als ihm die Dotations-Urkunde mit allen Aktenstücken, worin zum Theil eben diese oder ähnliche Bestimmungen enthalten waren, übergeben wurden, mit den Worten solenn verwahrt habe: „er nehme diese Dotations-Urkunde, sammt den Bestimmungen derselben, mit tief gefühltem Danke, jedoch nur in so weit an, als sie der katholischen Kirchenverfassung und der durch die Sanction Sr. Majestät des Königs selbst bekräftigten und in der Verfassung gegründeten Autonomie der Kirche nicht zuwiderlaufen".

In demselben Jahre überreichte er auch der hohen Staatsbehörde den Entwurf einer Geschäftsabtheilung, in welcher die Organisation der Kirche besprochen wurde, der jedoch unberücksichtigt blieb.

Die Verwahrung des Herrn Bischofes gegen eine Verordnung, die in manchen Bestimmungen so tief in das kirchliche Leben eingreift, dünkt Referenten jedenfalls zu allgemein; als der zuerst installirte Bischof der neuen Provinz hätte er den übrigen mit einer gegen alle einzelnen, antikirchlichen Bestimmungen abgefaßten Beschwerde vorausgehen sollen, und man konnte dieß um so mehr von ihm erwarten, als er die Verordnung lange vor ihrem Erscheinen schon im Entwurfe mitgetheilt erhalten hatte. Was die übrigen Bischöfe der Provinz nach dem Erscheinen dieser Verordnung thaten, erwähnt der Verfasser nicht, von ihrer Thätigkeit ist auch nichts bekannt geworden, daher Papst Pius VIII. in einem Breve vom 13. Juni 1830 an die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz sagt, er habe den Gerüchten über die Neuerungen gegen die Verfassung der Kirche anfangs keinen Glauben beimessen wollen, da nichts von ihnen angezeigt war, denen es doch obgelegen hätte, wegen einer so großen und wichtigen Sache ungesäumt zu berichten.

Die einzelnen antikirchlichen Bestimmungen der Verordnung aber hat der Papst mit folgenden Worten verworfen: „Libera est institutione divina, nullique obnoxia terrenae potestati intemerata sponsa immaculati Agni Jesu Christi. At per profanas illas novitates in probrosam redigitur miserrimamque servitutem, dum laicae potestati libera datur facultas synodos Dioecesanas confirmandi vel rejiciendi, Dioeces dividendi, initiandas sacris ordinibus ministros et ecclesiasticis muneribus praeficiendos selegendi, regimen praeterea illi attribuitur religiosae ac moralis institutionis ac disciplinae, ipsa etiam seminaria atque alia ejusmodi quomodocunque spirituale ecclesiae regimen attingant, arbitrio committuntur laicorum, impeditis adeo fidelibus ne cum summo illius capite communicare libere possint, utut ea communicatio ad ipsius ec-

clesiae constitutionis naturam essentiamque pertineat, nec intercipi illa possit, quin fideles opportuno ac necessario animabus suis auxilio destituti in apertum aeternae salutis discrimen adducantur.

Der Verfasser führt die landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830 unter dem Namen der Kirchenpragmatik auf, was zu Verwechselungen mit der ältern Kirchenpragmatik Anlaß giebt, besonders, da er selbst wieder Seite 17 diese eine neue Kirchenpragmatik im Verhältnisse zu den Frankfurter Grundzügen nennt; besser hätte er den Namen Verordnung über das Schutz- und Aufsichtsrecht beibehalten, besonders da es sich hier recht schlagend zeigt, wie viel der Staat unter diesem Titel sich anmaaße, auch die Stelle aus dem Breve des Papstes über die Verordnung (das Breve führt der Verfasser S. 92 an) hat Referent hier vermißt.

In den sechs folgenden Kapiteln handelt der Verfasser von den Rechten der Bischöfe in der oberrheinischen Provinz im Allgemeinen, von ihrem Verhältnisse zu den betreffenden Staaten und zum Oberhaupte der Kirche, von den Rechten des Erzbischofes, von den Rechten der Bischöfe bei Verwaltung ihrer Diöcesen im Einzelnen und von ihrem Verhältnisse zu den Domcapiteln.

Der Raum dieser Blätter erlaubt Referenten nicht, jedes einzelne Kapitel näher durchzugehen, sondern gestattet nur, einige Bemerkungen über das Werk des Verfassers, welches sich durch sorgfältige Zusammenstellung und gediegene Verarbeitung des Stoffes empfiehlt.

Im ersten Kapitel erläutert der Verfasser S. 29 die Worte Leo's XII. in der Bulle vom 11. April 1827: „Archiepiscopus in sua dioecesi et provincia ecclesiastica, uti et episcopi in propria dioecesi pleno jure episcopalem jurisdictionem exercebunt, *quae juxta canones nunc vigentes et praesentem ecclesiae disciplinam eisdem competit*" auf folgende Weise: „Unter den jetzt geltenden canonischen Vorschriften und der gegenwärtigen Kirchenverfassung kann aber, wenn man auf die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland und deren wohlerworbene Rechte und Freiheiten Rücksicht nimmt, nichts anders verstanden werden, als das gemeine canonische Recht, in wie weit dieses seit dem Abschluß der Fürsten-Concordate und dem Concil von Trient gilt und es nicht durch neuere rechtliche Bestimmungen und Verträge mit dem heiligen Stuhl eine Veränderung erlitt. Aber gerade wenn man, wie der Verfasser mit Recht verlangt, auf die Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland Rücksicht nimmt, ist der Begriff offenbar

zu enge gefaßt; warum führt der Verfasser nur die Fürstenconcordate allein auf, warum schließt er die ihnen vorhergehenden und nachfolgenden Reichsgesetze und die Praxis aus? vollständiger dünkt Referenten, wäre der Begriff so auszudrücken: unter dem jetztgeltenden canonischen Rechte versteht man das gemeine canonische Recht, in wie weit dieses nach den ältern deutschen Reichsgesetzen und dem Concil von Trient gilt, und nicht durch die Praxis oder neuere Gesetze und Verträge mit dem heiligen Stuhle verändert wurde.

Im dritten Kapitel, über die Verhältnisse der Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz zum Papste, spricht der Verfasser auch von dem Eide, welchen die Bischöfe dem Papste zu leisten schuldig sind, und erklärt sich über die Eidesformel auf eben so würdige als entschiedene Weise: „Freilich erheben sich jetzt die Schreier in und außer der Kirche, und sagen: der dem Papste zu leistende Eid verpflichtet die Bischöfe nicht nur dazu, daß sie nichts thun und dulden sollen, was die Autonomie der Kirche gefährdet, es ist ihnen zur Pflicht gemacht: haereticos et schismaticos et rebelles pro posse persequar et impugnabo. Allerdings, wenn die katholischen Bischöfe nicht Diener derjenigen Religion wären, deren Hauptgebot die Liebe ist, und die selbst die Feinde zu lieben gebietet; wenn die katholische Kirche keinen bessern Begriff von Toleranz hätte, als manche Protestanten; wenn wir noch in jenen Zeiten lebten, wo, wie zur Zeit der Reformation, Fanatismus die Gemüther ergriff; wenn die katholischen Bischöfe statt des apostolischen Hirtenstabes das Schwert in der Hand trugen, ihren Befehlen durch kriegerische Macht, durch Kanonen mit brennenden Lunten, statt durch den Geist und Buchstaben kirchlicher Canonen Nachdruck zu geben vermöchten; möchte jenes pro posse persequar etwas Gefährliches haben, sintemalen aber die Sache ganz anders ist, unsere jetzigen deutschen Bischöfe zur Waffe nur Geist und Herz, das Evangelium und die Satzungen der Kirche, Bitten und Thränen und die Feder haben, deren Gebrauch zur Vertheidigung ihrer heiligen Sache ihnen durch Censur und Placet oft noch sehr erschwert wird; da unsere Bischöfe noch überdieß sich vor der Consecration gegen den Staat eidlich verpflichten und die Verfassung beschwören; so sehe ich nicht ein, was denn obiger Punkt der Eidesformel gar so Schreckliches und Gefährliches habe".

Das Recht des Papstes Appellationen anzunehmen, hat der Verfasser historisch sehr gut entwickelt, und zu dem §. 10 der Verordnung über das Schutz- und Aufsichtsrecht: „Es können in keinem Falle kirch-

liche Streitigkeiten der Katholiken außerhalb der Provinz und vor auswärtigen Richtern verhandelt werden", die Bemerkung gemacht, daß die causae majores hievon ausgenommen seyen, alles Uebrige aber vor delegirten Richtern zu verhandeln und nach den Bestimmungen der Synode von Trient Sess. XIII. C. 1. et ad Sess. XXIV. cap. 20 zu betrachten sey". Diese Bestimmungen, sagt der Verfasser S. 122, in wie weit sie mit den in die Fürstenconcordate aufgenommenen Beschlüssen der Baseler Synode übereinstimmen, müssen, da in den neuern Bullen nichts anders bestimmt worden ist, auch in der oberrheinischen Kirchenprovinz ihre Gültigkeit haben. Durch den Beisatz des Concils von Trient: „Ab his excipiantur causae, *quae juxta canonicas sanctiones apud sedem Apostolicam sunt tractandae;* vel quas ex *urgenti*, *rationabilique causa* judicaverit summus Romanus Pontifex per speciale rescriptum Signaturae Sanctitatis suae, manu propria subscribendum, committere aut avocare" kann den von der deutschen Nation angenommenen und von Eugen IV. und Nicolaus V. bestätigten Decreten der Baseler Synode Nichts derogirt werden". Allein der Verfasser ist hier offenbar im Irrthume, denn was die Synode von Trient mit diesem Zusatze bestimmt, dasselbe haben auch die in die Fürstenconcordate aufgenommenen Beschlüsse von Basel nur mit anderen Worten festgesetzt. Die causae quae juxta sanctiones canonicas apud sedem apostolicam tractandae sunt, wie sich das Tridentinum ausdrückt, sind nämlich die causae majores in jure expresse enumeratae das Concil von Basel, die causae, welche das Concil von Trient dem Papste ex urgenti rationabilique causa vorbehält, sind jene, von denen das Concil von Basel sagt: „si vero quis piam a sedis apostolicae immediate subjecto ad ipsam sedem duxerit appellandum, causa per rescriptum usque ad finem litis inclusive *in partibus* committatur, *nisi forte propter defectum justitiae aut justum metum etiam in partibus convicinis* etc. apud *ipsam sedem foret merito retinenda* Sess. XXXI.

Der Zusatz des Concils von Trient ist demnach schon in den in die Fürstenconcordate aufgenommenen Beschlüssen der Baseler Synode enthalten, und besteht heut zu Tage noch in seiner rechtlichen Gültigkeit, die durch den §. 10 jener landesherrlichen Verordnung in Nichts aufgehoben wird.

Der Verfasser spricht sich S. 155 für die Abhaltung von Provincial- und Diöcesan-Synoden aus, und erwartet hierin Unterstützung von Seite der Regierungen. „Es ist von Seite der Weisheit und

Loyalität der Regierungen, sagt er, zu erwarten, daß sie dem Abhalten von Provincial-Synoden nicht hindernd in den Weg treten, sondern vielmehr dieselbe zu befördern suchen werden.

Daß landesherrliche Commissarien, ohne übrigens eine berathende Stimme zu haben, denselben anwohnen und die Beschlüsse vor ihrer Bekanntmachung der Genehmigung der betreffenden Staaten bedürfen, geht aus dem Majestätsrecht hervor, und ist in Deutschland alte Praxis". (S. 157.) Referent muß gestehen, daß er diesen Beweis aus der Praxis nicht führen und die Herleitung aus dem Majestätsrechte nicht begründen möchte; zwar hat der Verfasser den Satz, daß die Beschlüsse der Provincial-Synoden einer Staatsgenehmigung bedürfen, dahin gemildert, daß der Staat diese Genehmigung nur dann versagen könne, wenn die Beschlüsse zum Nachtheile des Staates gereichen (S. 253), aber die Festsetzung dessen, was zum Nachtheile des Staates gereiche, ist in den verschiedenen Zeiten so verschieden genommen und oft so gegen alles Recht der Kirche behauptet worden, daß auch hierin kein Sicherheitsmittel für die Rechte der Kirche besteht, das historische Bestehen dieser Genehmigung läßt sich auch nur in jener Zeit nachweisen, wo die Provinzial-Concilien in einem ganz andern Verhältnisse zum Staate standen, als es später der Fall war und jetzt ist, wie z. B. unter den Carolingern, wo ganz weltliche Dinge, als wie Heerbann, Münzrecht und Brückenbau auch auf Concilien verhandelt wurden, einen Beweis aus jener Zeit, wo dieses Verhältniß der Concilien mit dem der Kirche zum Staate sich änderte, wird wohl Niemand von der Nothwendigkeit einer Staatsgenehmigung zu führen im Stande seyn.

Unter den S. 158 angeführten Rechten des Erzbischofes hat Referent das Devolutionsrecht bei Beneficien und das Strafrecht, wenn der Ordinarius hierin nachläßig ist, vermißt.

Die Verordnung über das Schutz- und Aufsichtsrecht des Staates, die schon öfter angeführt wurde, räumt eine freie Communication mit dem heiligen Stuhle nur dem Erzbischofe, Bischofe oder Bisthumsverweser ein. Der Verfasser bemerkt hiezu: „Dem aufrichtigen Katholiken, welchem eine freie Verbindung der Vorsteher der katholischen Kirche unter sich und mit dem Oberhaupte als in der Natur und der organischen Verfassung seiner Kirche gegründet, als nothwendig erscheint, stoßen unwillkührlich, im Hinblick auf die gegenwärtigen Verhältnisse, die Frage auf: Ist denn Rom etwa der Sitz von staatsgefährlichen, hochverrätherischen Clubbs? Ist dort nicht mehr der heilige, durch Jahrhunderte in Ehren gehaltene Stuhl?

Ist dort nicht mehr der heilige Vater der Gläubigen und das durch seine Gelehrsamkeit, durch seinen Sinn für Wahrheit und Recht ausgezeichnete, ehrwürdige Collegium der Cardinäle? Finden dort die Legitimität Recht und Gerechtigkeit nicht mehr wie ehemals ihre Vertheidiger und Schützer?

Was ist denn vom heiligen Stuhle in Rom zu fürchten? Gar Vieles und Arges schreien die erbärmlichen Sophisten, Pseudopolitiker und Hofkanonisten in und außer der Kirche, welche schwarz weiß, und weiß schwarz zu machen, viel Geschrei zu erheben, aber nichts zu beweisen wissen.

Was will denn der heilige Stuhl in neuerer Zeit anders, als was seine Aufgabe ist — die Freiheit und die heiligen Rechte der Kirche schützen und vertheidigen.

Oder sollte etwa dieses in neuerer Zeit nicht mehr angehen dürfen? Wahrlich dann wäre sie unter allen Zeiten die beklagenswertheste! Und möchte man fragen, ist denn der doppelte Eid, welchen unsre Bischofe den Regenten leisten, nicht mehr Bürgschaft genug? Ist es nicht genug, daß alle päpstlichen Verordnungen und Erlasse, ehe sie durch die Bischöfe bekannt gemacht werden dürfen, der Genehmigung des Staates unterliegen?

Es ist und bleibt ein schönes Wort, was der Magistrat zu Fulda der dortigen Ständeversammlung in ähnlicher Angelegenheit zu beherzigen gab: Vertrauen kann nur Vertrauen gebären.

Mit Recht bemerkt der Verfasser bei dem Patronatrechte S. 259.) daß es nach der Ansicht der meisten Rechtslehrer nicht als ein Einfluß der Hoheitsrechte angesehen werde könne; Referent konnte auch nie begreifen, wie in einem Staate, von welchem diese Ansicht behaupet wurde, consequent den Juden das Patronatrecht abgesprochen werden konnte, da sich, wenn man von jener Ansicht ausgeht, daß das Patronatrecht aus dem Hoheitsrecht herstamme, durchaus nicht einsehen läßt, warum nicht auch aus dem Hoheitsrechten des Juden das Patronatsrecht fließe.

Den Geschäftskreis des katholischen Kirchenrathes in Würtemberg entwickelt der Verfasser in den verschiedenen Kapiteln seines Werkes, halt man die verschieden Stellen über die Befugnisse des Kirchenrathes und dessen Wirkungssphäre zusammen, so ergiebt sich, daß beinahe die ganze kirchliche Jurisdiction in den Händen des Kirchenrathes sey; daß man in den Geschäftskreis des Ordinariats zu sehr eingegriffen habe, und das Placet auf eine verletzende Weise ausübe, hat selbst ein protestantischer Publicist, Herr von Mohl, in seinem Staatsrechte zugege-

ben, auf den sich der Verfasser S. 60 berufend aus dessen Worten die weitere Folgerung zieht:

„Da“, wie Herr von Mohl in seinem Staatsrechte sagt, „das Staatsoberhaupt sich keine Einmischung in die religiösen Dogmen oder in die Disciplinar- und Ceremonial-Einrichtungen einer Kirche zu erlauben hat, da lediglich nichts darauf ankömmt, ob er sie aus religiösem, sittlichen und intellectuellen Standpunkte billigt oder nicht, wenn nur keine Rechte dadurch verletzt werden, so muthet die Staatsbehörde offenbar der Kirche zu viel zu, wenn sie sich bei rein kirchlichen Gegenständen nicht einmal mit dem Vidit des landesherrlichen Commissiärs, welcher einer jeder Ordinariatssitzung beiwohnt, bei dem Erlasse einer rein kirchlichen Verordnung begnügt, sondern solche Gegenstände vor die von den Ordinariaten entfernten, zur Wahrung der Majestätsrechte aufgestellten Collegien zur Berathung, Einsicht und Zustimmung zieht, und die Verordnung nicht früher bekannt gemacht werden darf“.

Dadurch leidet die Würde der kirchlichen Behörde, in deren Weisheit und guten Willen man Mißtrauen setzt, es leidet der kirchliche Geschäftsgang, welcher dadurch aufgehalten und gelähmt wird.

Daß dieses wirklich schon geschehen, beweisen die Beispiele, welche der Verfasser der Abhandlung: Erinnerungen auf das katholische Landvolk Würtembergs und auf die Antwort einiger Katholiken hierauf in den Kirchenblättern für das Bisthum Rottenburg III. Jahrgang, I. Bd. S. 59 anführt: daß daß Ordinariat in der Lage sich befinde, wenn es in seinem Gremio fertig sey, das Elaborat der Staatsbehörde vorzulegen, der neuen Einwendungen gewärtig seyn, und nicht selten sich entschießen müsse, dann wieder ab ovo anzufangen, was selbst bei unbedeutenden Gegenständen, sogar bei Entwürfen von Kirchengebeten Anwendung finde.

Sodann ist auf das Schicksal der würtembergischen Gottesdienstordnung aufmerksam gemacht, wo die Staatsbehörde sich auch darum bekümmert, ob vor und nach dem Gottesdienst Weihwasser ausgetheilt, das Sanctissimum einmal mehr oder weniger ausgesetzt sey rc. „Es ist daher sehr zu wünschen, daß in unserer Kirchenprovinz eine Ausscheidung der Geschäfte für den Wirkungskeis der katholischen Kirchensection zur Wahrung der Majestätsrechte getroffen, und derselbe mit der päpstlichen Bulle in Harmonie gesetzt werde, wie dieses für Baden vom Staatsrath von Winter bei den Kammerverhandlungen den 17. Oktober 1832 versprochen wurde.“

Im Anhange (S. 491 — 536) giebt der Verfasser die Erections- und Circumscriptionsbulle Papst Pius VII. provida solersque, die Ergänzungsbulle Leo XII. dominici gregis custodiam, das königliche Fundationsinstrument für das neuerrichtete Bisthum Rottenburg vom 14. May 1828, die landesherrliche Verordnung vom 30. Januar 1830 über das Schutz und Aufsichtsrecht, und landesherrliche Verordnungen in Betreff der Erziehung der Kinder aus gemischten Ehen. Referent wünscht, daß dieser Anhang, wie er schon bemerkt hat, vermehrt werde, auch zur bessern Vergleichung die Frankfurter Grundzüge und die von dem Verfasser unter dem Namen ältere Kirchenpragmatik aufgeführte Pragmatik beigefügt werden möchten.

Der Verfasser hat durch sein Werk nicht nur einen zeitgemäßen, sondern auch was Stoff und Bearbeitung betrifft äußerst schätzbaren Beitrag zum deutschen Partikular-Kirchenrechte geliefert, für die katholischen Geistlichen in der oberrheinischen Kirchenprovinz ist dieses Werk nicht zu entbehren, allen übrigen kann es mit vollem Rechte empfohlen werden; auch Referent theilt die Ansicht des Verfassers, daß von Unfreiheit und Unterdrückung der katholischen Kirche in der oberrheinischen Kirchenprovinz nicht die Rede seyn könne, wenn die Bischöfe ihre Rechte mit der Festigkeit, Kraft und Würde, wie es die Heiligkeit ihres erhabenen Amter erfordert, handhaben, und mit christlicher Weisheit ausüben, denn dann kann aus jedem Drucke, wie es die Erfahrung aller Zeiten zeigt, nur das Heil der Kirche hervorgehen.

IV.

Briefliche Mittheilungen
aus Rom und von der Mosel.

Rom den 2. Februar. Nachdem ich mich in Marseille acht Tage lang am Meere und seinen prachtvollen, nackten Felsufern geweidet hatte, schiffte ich mich auf einem Dampfboote nach Genua und Livorno ein. Obgleich ich schon kurz zuvor eine ziemlich ungünstige Seefahrt von Cette nach Marseille glücklich bestanden hatte, so theilte ich doch bei dieser Gelegenheit alsbald das allgemeine Schicksal, das heißt der fatale Wellentanz, den ich nolens volens mitmachen mußte, machte mich so seekrank, daß mir die erhabenen Okeaniden, welche uns so springen ließen, mehr als einmal hätte verwünschen mögen. Genua trägt gewiß mit allem Fug den Beinamen der „prächtigen"; Pallast reiht sich an Pallast, und in allen herrscht die größte Verschwendung im Material wie in der Form, namentlich sind die Treppenhäuser meist ein non plus ultra an Reichthum und Eleganz. Dafür vermißt man aber fast gänzlich jenen würdevollen Ernst des Mittelalters, welcher Florenz insbesondere so sehr auszeichnet, und fast nur die Cathedrale, ein wahrhaft erhabenes Bauwerk im byzantinischen Styl, macht in dieser Beziehung eine Ausnahme. Die Lage der Stadt, am Abhange eines halbkreisförmigen Berges, ist sehr schön, und gewährt die mannichfaltigsten Aussichten. Livorno trägt entschieden den Charakter unseres modernen, einförmigen, industriellen Tendirens an sich, und scheint übrigens gute Geschäfte zu machen, denn große Straßen sind im Begriffe, aus der Erde heraufzuwachsen; am Ende einer solchen erhebt sich auch eine Art von Pikenik-Kirche, deren einzelne Theile nach dem Aufhören der Cholera durch Subscription zusammengebracht wurden; an jedem Pfeiler, Altar rc. ist auf einer Tafel der Name des respectiven Unternehmers in großen Buchstaben zu lesen. Die Stadt Pisa ist zur Zeit öde, wie ein Kirchhof, und langweilig, wie eine Wachtparade, sie birgt aber in ihren vier bekannten Bauwerken Schätze, die ich noch hier in Rom dem Erhabensten beizähle, was mir je zu Gesicht gekommen ist. Ihren Styl möchte ich den heiligen nennen, eine solche

Weihe durchdringt überall die herrlichsten Formen; der Reichthum ist hier noch nicht um seiner selbstwillen ausgestellt, er ist überall der großartigen Idee des Ganzen untergeordnet, gleichsam ein Weihgeschenk für die Gottheit. In Florenz habe ich vierzehn Tage zugebracht; Florenz trägt noch überall das Gepräge der Kraftfülle und des überschwenglichen Bildungstriebes des italiänischen Mittelalters an sich. Freilich die liebe Menschheit, die heutzutage in den Festungspallästen, weiten Hallen und Domen umherwimmelt, gemahnt Einen leicht an Austern, die in Schildkrötenschaalen servirt werden — vielleicht wäre es Einem aber auch schon damals so vorgekommen, und wir messen überhaupt vielleicht mit Unrecht jene Zeit nach der Größe ihrer Reste und ihrer einzelnen Dränger und Treiber. Durch ein Empfehlungsschreiben erhielt ich Eintrit in den Zirkel eines dortigen Literaten, bei welchem sich so ziemlich das ganze gelehrte Florenz von liberaler Farbe zusammenfindet. Natürlich erscheint der heutige Zustand Italiens denselben in nichts weniger als rosenfarbenem Lichte, namentlich aber sind sie schlecht auf den Papst, den König von Neapel und den Großherzog von Modena zu sprechen, die es bei Gelegenheit des letzten Gelehrten-Congresses von Pisa ganz und gar mit ihnen verdorben haben, wie denn überhaupt das desfallsige Verbot des Papstes, diese Versammlung zu besuchen, fast in der ganzen sogenannten gebildeten Welt seinen Tadler finden soll. Dagegen hat der Großherzog von Toskana in neuester Zeit einen großen Stein ins Brett bekommen, und gilt, namentlich in Bezug auf seine persönliche Gesinnung, als der einzige Ankerplatz für die italienischen Reformers. Doch genug hiervon.

Hier in Rom fand ich mich, aufrichtig gestanden, in der ersten Zeit nicht wenig desappointirt; die engen schmutzigen Straßen tragen meist eine ganz ordinäre Werktagsphysiognomie, selbst wo die Palazzis der großen Herrschaft sich hervorschieben. Fast alles, was zunächst in die Augen fällt, ist von Bernini et Comp. versudelt, für mich wenigstens hat dieser frostige, schwülstige Perückenstyl des 17ten und 18ten Jahrhunderts auch nicht den mindesten Reitz. Wenn man aber ein bischen näher zusieht, so fallen einem die Schuppen immer mehr von den Augen, und man hat sich bald auch sinnlich davon überzeugt, daß man in der ewigen Weltstadt wandelt, die nur ihre Toilette etwas geschmackles gemacht hat. Die blendenden Hallen der Peterskirche, die feierlichen Basiliken mit ihren still erhabenen Mosaikbildern und die endlosen Räume des Vatikans mit ihrem Statuengewimmel können sich noch ganz füglich neben dem Colosseum, dem Pantheon und den Thermen sehen lassen, und alles trägt noch heute wie früher den Stempel der

großartigsten Universalität, die nur in einer höheren oder vielmehr der höchsten geistigen Sphäre sich bewegt. Diese Universalität, die von so Wenigen, wie mir scheint, erkannt und erwogen wird, charakterisirt gerade vorzugsweise das heutige Rom und spiegelt sich fast in allen seinen großen Anordnungen, Anlagen, Festen und Gebräuchen ab. — Auf der Treppe des Vatikans, welche zu den Gemächern des Papstes führt, steht unter einem Bilde die Inschrift: „Petre, Petre quare dubitasti?" — Ich bin überzeugt, der Nachfolger Petri zweifelt nicht mehr; im unerschütterlichen Vertrauen auf die Worte des Herrn streckt er seine Hand über die seiner Obhut vertraute Erde hin und es mag ihm wohl mehr als einmal ein Lächeln ablocken, wenn ein bellender Widersacher in irgend einem dunkeln Winkel die Faust ballt, und mit einem Vernichtungskriege droht. — Ist habe es nämlich niemals versäumt, den erhebenden Feierlichkeiten in St. Peter und der Sixtinischen Kapelle beizuwohnen. Auch wer keinen Schatten von Glauben und nur ein klein wenig Gefühl hat, muß da mächtig angeregt und ergriffen werden. Wie knabenhaft winzig und unbeholfen erscheint neben diesem Ceremonienpomp alles, was unsere Ceremonienmeister im Schweiße ihres Angesichtes ausbrüten! — Unter den Cardinälen interessirten mich am meisten Pacca und Lambruschini. Der Erstere, welcher als Decan den Vorsitz führt, hat ein sanft melancholisches Wesen und ist sehr gebeugt. Kein Wunder, daß er gebeugt ist, Er, der so ungeheuere Schicksale tragen geholfen, wie sie noch kaum je über die Kirche hereingebrochen sind! Lambruschini ist so zu sagen das Widerspiel von ihm. Ein kräftig auftretender, frei einherschreitender Mann mit einer sehr charakteristisch ausgebildeten, bewegten Physiognomie, welche mir nicht selten den Ausdruck lächelnder Ironie anzunehmen scheint. Der läßt sich nicht irre machen! — Der Papst sieht kräftig und munter aus, und soll sich auch, wie mir noch gestern sein Arzt Dr. Alertz sagte, einer ganz guten Gesundheit erfreuen, trotz aller der entgegengesetzten wohlwollenden Gerüchte. — Wie oft habe ich hier an das stets schlagfertige Heer von Gemeinplätzen gedacht, die den Obscurantismus des Vatikans, die Ränke der Jesuiten, das Verderbniß der hohen und die Stumpfheit der niedern Klassen, das Heer von Mönchen, Bettlern und Gaunern mit der vollen Indignation eines gebildeten Nordeuropäers brandmarken. Erkundigt man sich hier nach dem Rufe der hohen Geistlichkeit, so erfährt man von allen Parteien, daß kein Makel daran klebt, — nach den Jesuiten und ihrem Treiben, so erhält man zur Antwort, daß diese ehrwürdigen Väter im Vereine mit Gelehrten von europäischem Rufe das Collegium

romanum zu einer Musterschule erhoben hätten und zugleich mit den Franziskanern zur Zeit der Cholera die Schutzengel Roms gewesen seyen; — was die Bettler betrifft, so ist es zwar wahr, daß man öfter, als bequem ist, daran erinnert wird, daß es neben dem Luxus auch noch Armuth und Elend in Masse gibt, dafür begegnet man aber auch nie einem Betrunkenen oder einer entmenschten Branntweinphysiognomie, wie sie unser Norden in allen Spielarten aufzuweisen hat. — Das Ohr muß freilich viel Glockengeläute hinnehmen, wird dafür aber auch fast niemals von Trommeln mit schrillenden Pfeifen allenfalls dazwischen incommodirt, und das Heer der Mönche und Priester machen wenigstens nicht wie häufig junge Militairs die Prätension, daß ihnen jeder aus dem Wege zu gehen hat. Und es will mich bedünken, als ob das äußere Ansehen der Stadt wenig dadurch gewinnen würde, wenn aus den Fenstern der allerdings sehr zahlreichen Klöster lakirtes Lederzeug und Soldatenwäsche heraushinge. — Die Predigten in Italien haben einen ganz eigenthümlichen Charakter, wie Sie wissen. Großer Reichthum an Bildern, viel Action und überhaupt rhetorischer Aufwand, wie es auch nicht anders seyn kann und darf, wenn man auf Italiener einen bleibenden Eindruck machen, den ganzen Menschen gefangen nehmen will. So ein dürrer, wohl geordneter, nach den Regeln der Kunst aufgezäunter Kathedervortrag würde an einem solchen Publikum sicherlich abprallen, wie Wassertropfen von einem glühenden Ofen. Selbst der berühmte Jesuitenprediger Finetti, unter dem sich eine Berlinerphantasie gewiß gleich einen hagern Mann mit gelblich-grauer Physiognomie und Basilisken-Augen vorstellen wird, der aus den stets halb zugekniffenen Lippen nur stechende Sarkasmen herverschießen kann, predigt ganz in derselben glühenden, bewegten, feurigen Weise und ist, nebenbei gesagt, ein recht wohlgenährter, behaglich gutmüthiger, frischer Herr.

Von der Mosel 3. Juni. Bekanntlich wurde die Trierer Seminarskirche, der Gegenstand langer Mißhelligkeiten, durch eine königliche Willensäußerung ihren ursprünglichen, rechtmäßigen Eigenthümern, den Katholiken, wieder zurückzuerstatten versprochen, allein zu unserem Bedauern haben wir von Seiten der Behörden noch keine weiteren Maaßregeln vornehmen sehen, zur Verwirklichung dieser allerhöchsten Zusicherung, und wir müssen uns einstweilen mit Hoffnungen für die Zukunft trösten, und auch hier, wie in der Angelegenheit unserer Bischofswahl, in Geduld, die freilich hart geprüft wird, von der Zukunft das Beste erwarten.

V.

Briefe aus der Fremde.

Siebenter Brief.

London den 20. Mai 1840.

Familienangelegenheiten nöthitgen mich, bald nach dem in meinem vorigen Briefe beschriebenen Festtage, London auf längere Zeit zu verlassen; indessen auch auf diesem Wege bot sich mir so manche Gelegenheit dar, die Zustände der katholischen Kirche in England zu beobachten. Es ist gar nicht zu leugnen, daß dieselbe, trotz mancher heftigen Aeußerungen von Feindschaft gegen sie, in diesem Lande eine große Freiheit genießt. Allerdings hat der weise Rath der Stadt London beschlossen, daß fortan keine Kreuze, keine Heiligenbilder und dergleichen, mithin auch keine katholischen Kapellen in dem Umfange der City aufgerichtet werden sollen, allein dessenungeachtet würden die katholischen Geistlichen, wenn sie anders dieses Mittel für geeignet hielten, eben so gut auf offener Straße ihre Kanzel aufbauen können, wie dieß die Methodisten und Andere thun. Ein Schauspiel der Art bot sich mir an einem Sonntage Nachmittags auf einem Spaziergange durch St. James Park dar. Ich bemerkte schon von Weitem zwei große Menschenhaufen; in der Mitte des einen stand ein junger Mensch in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, welcher den um ihn versammelten Personen eine Stelle der Bibel, welche er in der Hand hatte, auslegte. Er wollte beweisen, daß zur Seligkeit nicht das Bekenntniß einer bestimmten Confession nöthig sey. Interessanter war aber der andere Redner, der ein Auditorium von mehrern hundert Leuten hatte. Er war in geistlicher Kleidung und trug eine Perücke; er hatte sich ein Katheder aufschlagen lassen und saß auf einem hohen Sessel; von diesem aus predigte er mit einer solchen Heftigkeit, daß ihm die Schweißtropfen von der Stirne rannen und mehrmals die Stimme versagte. Sein Thema war der Beruf zum Predigtamte, und sein Sermon war hauptsächlich gegen die anglikanische Kirche gerichtet, von deren Clerus er nur mit dem Ausdrucke: „stumme Hunde" sprach. Es wäre gewiß

sehr unpassend, wenn die Katholiken diese Art des Predigtamtes auch für sich in Anspruch nehmen wollten, aber es ist ihnen gestattet, innerhalb den Kirchen mit der größten Freimüthigkeit zu sprechen. Daher geschieht es auch nicht selten, daß die Protestanten eingeladen werden und auch kommen, um Controverspredigten zu hören. So las ich an einer Kapelle in Birmingham einen gedruckten Anschlag, der eine Aufforderung an alle Protestanten der Stadt enthielt, am nächsten Sonntag Abend eine Predigt gegen eine der Kirche feindliche Schrift zu hören.

Nach Birmingham und noch weiter bin ich auf der Eisenbahn gereist; es giebt wohlgesinnte Leute, welche außerordentlich über alle diese Erfindungen klagen, allein man mag sagen was man will, es reist sich herrlich und bequem. Ich habe die Tour von Preston bis London, beinahe 50 deutsche Meilen, in zehn und einer halben Stunde zurückgelegt. Macht zwar auf diese Weise der Zeitgeist schnelle Fortschritte, so dienen doch dieselben Mittel auch wiederum zum Guten; reisen die Söhne des großen Orients schnell, so thun's die Jesuiten auch. Von Preston wars nicht weit von dem berühmten Stonyhurst, und so konnte ich auch nicht widerstehen, diesen Ort zu besuchen. Nachdem man 14 englische Meilen durch eine äußerst anmuthige Gegend gefahren ist, erblickt man auf einmal das schöne Jesuiten-Collegium und dessen neue, im gothischen Style gebaute Kirche. Ehedem war dieß Collegium der Sitz der Familie Shyrburne, und ist erbaut von Sir Nicholas, der, obgleich Katholik, doch so in Gunsten Elisabeths stand, daß sie ihm erlaubte, einen Kapellan zu halten. Zu dem Schlosse gehört ein wunderschöner Garten, mit vielen Alleen und Hecken von Eiben (Yewtree); von dem Genuße der Beere dieses Baumes starb der hoffnungsvolle letzte männliche Sprößling der Familie Shyrburne, und so kam die ganze Besitzung durch Heirath an die Familie Weld. Als nun im Jahre 1794 die aus Lüttich vertriebenen Jesuiten nach England flohen, schenkte ihnen der Vater des Cardinal Weld, Stonyhurst, und seit dieser Zeit besteht das Collegium in fortwährender Blüthe. Ich fand eine gastliche Aufnahme, und traf unter den Patres auch einen Deutschen, den P. Muth aus Haimburg an, der die Aufsicht über das Seminar hat. Ich brauche nicht zu erzählen, wie ordentlich und vortrefflich die innern Einrichtungen dieses Seminars sind, nur kann ich nicht genug beschreiben, einen wie angenehmen Eindruck die Heiterkeit der Kinder auf mich machte. An hundert und siebenzig wohl aussehende Knaben tummelten sich in muntern Spielen auf dem großen, zu diesem Zwecke bestimmten Platze herum. Für die sehr mäßige Pension

von 40 Pfund Sterling erhalten dieselben freie Kost und Unterricht und eine beneidenswerthe Erziehung. Außer diesem Pensionat gehört zu der Anstalt ein Noviziat, in welchem sich gegenwärtig zwölf junge Männer befinden, und das Seminarium, worin 30 sich zum Empfange der Priesterwürde vorbereiten; die Zahl der Patres beläuft sich auf etliche zwanzig. Wunderschön ist die vorhin erwähnte Kirche, die erst vor fünf Jahren erbaut und seitdem das Modell für viele andere Kirchen geworden ist. Sie war festlich geschmückt, denn vor acht Tagen hatte man das Fest des im vorigen Jahre canonisirten heil. Franciscus a Hieronymis gefeiert, und am folgenden Tage sollte die Octave beschlossen werden. Außer andern Bildern besitzt die Kirche auch eines des heil. Ignatius, welches in unserer Kirche von St. Michael zu schauen ist.

VI.

Zeitläufte.

Protestantische Zustände und Aussichten in Deutschland.

Erster Artikel.

Die gegenwärtige Epoche ist für viele Verhältnisse in unserm Vaterlande eine überaus wichtige Krise. — Auch für jene Union der heterogensten Religionsmeinungen, welche man seit einigen Jahrzehnten, gleichsam als wäre es eine Einheit, unter dem Namen Protestantismus zu begreifen pflegt, naht in diesem Augenblicke ein großer Tag der Entscheidung. — Was wir in dieser Hinsicht beobachtet haben, werden wir unsern Lesern in dem Nachfolgenden mit der Kälte und Unpartheilichkeit darlegen, die sie an uns gewohnt sind. Es versteht sich dabei von selbst, daß hier von Anschuldigungen bestimmter Individuen, oder etwa von den guten oder übeln Willensrichtungen ganzer Massen, auch nicht entfernt die Rede seyn kann; wir halten uns lediglich an die Sache, als das des Besprechens allein würdige, und werden nach den unleugbaren, geschichtlichen Symptomen, die der Gegenwart und nächsten Vergangenheit angehören, ein Prognostikon für die Zukunft stellen. — Wir werden dabei unsern Lesern eine Krankheitsgeschichte, wie jede andere, zu erzählen haben, bei welcher weder eine ira noch ein studium an seinem Platze wäre. Große geistige und moralische Krankheiten, die ganze Völker und Geschlechter befallen, haben eben sowohl ihren natürlichen Verlauf, ihr Wachsthum, ihre Krise, ihre Genesungsperiode, wie die Leibesübel, denen der Einzelne unterworfen ist.

Als der Protestantismus in Deutschland auftrat und, das Schwert in der Faust, politische Anerkennung und Gleichstellung ertrotzte, zerfiel er in zwei große Hauptmassen, deren jede durch ein bestimmtes Programm, Bekenntniß oder Symbol zusammengehalten, wenigstens nach außen hin eine Einheit bildete. — Die Religionsfreiheit in Deutschland war somit auf die alte Kirche und gewisse „Confessionen" beschränkt, welche, außer den besondern Irrthümern ihrer Stifter, unleugbar einen großen Theil der alten, christlichen Wahrheit festgehalten hatten.

Nachdem der westphälische Friede den getrennten Gemeinden eine politische Basis verliehen und äußern Frieden gewährt hatte, ging die innere Entwickelung in den Confessionen ungestört ihren weitern, naturnothwendigen Gang. — Luther hatte in seiner Schrift vom Abendmahl gesagt: „Alle Ketzer sind dieser Art, daß sie erstlich an einem Artikel anfahen; darnach müssen sie alle hernach und alle sammt verläugnet seyn". Die göttliche Gerechtigkeit nahm ihn beim Wort: ex ore tuo te judico! — Der Protestantismus am Anfange des 16ten Jahrhunderts hatte mit dem Leugnen der Autorität des Nachfolgers Petri angefangen; gegen Ende des 18ten und im Anfange des 19ten war er bereits auf jenem Uebergangspunkte aus dem Rationalismus in den Pantheismus angelangt, wo die Nichtexistenz eines persönlichen, von der Welt verschiedenen, seiner selbst bewußten Gottes eine Wahrheit schien, über die kaum mehr gestritten zu werden brauchte, während der Glaube an die Fortdauer der menschlichen Seele nach dem Tode, als eine eben so anmaaßliche als unbegründete Behauptung galt, woraus von selbst erhellt, daß das eigene persönliche Ich in seiner Realität und Wesenheit mindestens etwas zweifelhaft geworden war. Von den alten christlichen Glaubenssätzen, von den Unterscheidungslehren zwischen der Kirche und den Confessionen, geschah unter gescheuten Leuten, die auf der Höhe ihrer Zeit standen, keine Erwähnung mehr. — Die Sache, so schien es, war be-

endigt und für alle Zeiten abgethan. Die Kirche gehörte höchstens noch dem Mittelalter an. Die Ruinen sollten zum Abbruche verkauft werden; die Nivellirung der Baustätte wurde an den Mindestfordernden ausgeboten. — Mit der Erkenntniß der Wahrheit schien auch die Sehnsucht verloren; dem endlichen gemeinen Verstande war so wohl in seinem engen Gehäuse, daß er mit nichten ein Verlangen trug, auch nur einen Blick in die nachtumhüllte Geisterwelt hinaus zu werfen.

Dieß war der Zustand des Protestantismus zu Anfange dieses Jahrhunderts im Ganzen und Großen durch alle Länder Deutschlands. — Was von kleinen, separatistischen Secten noch vorhanden war, drückte sich scheu in die Winkel. — Man konnte mit ziemlicher Probabilität berechnen, wann diejenigen, welche, ihrer Bildung und ihren Jugenderinnerungen nach, noch einer andern Zeit angehörten, bis auf den letzten ausgestorben seyn würden. Die Aufklärung im Sinne von Gedicke, Nicolai und Biester, führte mit tyrannischer Strenge das Scepter unumschränkter Alleinherrschaft. — Als nach dem Tode Friedrich Wilhelms II. die ersten Cabinetsordres des neuen Herrschers der Aufklärung das Wort gesprochen hatten, fing die öffentliche Meinung in Preußen an, sich gegen die Kindertaufe zu erklären. Die Schmälerung der Stolgebühren, welche aller Orten partem salarii bildeten, schien bedenklich, und es war die bekannte Cabinetsordre nöthig, welche, „um der mit der Taufe verbundenen bürgerlichen Folgen willen“ bei namhafter Pön, die neugebornen Kinder in sechs Wochen zu taufen befahl. — Es ist die Frage, wie viele Menschen ohne diesen königlichen Befehl, im protestantischen Norden Deutschlands, heute noch das Bad der Wiedergeburt empfangen haben würden.

Seit jener Zeit nun haben sich drei Facta begeben, die zu laut und eindringlich reden, als daß sie geleugnet werden könnten. — Zuvörderst ist es Thatsache, daß die eben geschilderte Aufklärung, wie ein uferloser Strom, im protestantischen Deutschland sich über die Masse des Volkes ergossen

hat. Mit wenigen Ausnahmen, die nicht zählten, huldigten die Prediger der neuen Richtung. — Wirksamer aber noch und eindringlicher als die langweiligen, rationalistischen Schriftgelehrten, die ihrer eignen Parthei ein Gegenstand des Spottes und der tiefsten Verachtung wurden, predigten das Theater und die schöne Literatur und die Volksschule. — Wir haben vor Kurzem den Bericht eines Consistorialrathes, oder dergleichen, mitgetheilt, dem in einer Dorfschule in der Mark Brandenburg, auf die Frage: ob sie schon etwas von dem Sohne Gottes gehört hätten? die Schulkinder in feierlichem Chor mit: Ne! antworteten. Man frage in den Städten den Eckensteher, den Handwerker, den Ladendiener, und überzeuge sich: ob deren Antwort auf dieselbe Frage anders lautet. — Ein berühmter, protestantischer Theolog bemerkte dem Schreiber dieses vor Kurzem, daß in der Umgegend der großen Städte die Landbewohner, — ihre Taufe abgerechnet, — wiederum, wie zu Constantins des Großen Zeit, mit allem Rechte Pagani heißen könnten. — Dieß ist in jener Sphäre die Folge tiefer Unwissenheit, zu der sich in den mittlern, lesenden Ständen eine eben so große Frivolität, ein mit Bewußtseyn getriebener Widerspruch gesellt, wie er dem grünen Dünkel der Halbcultur entsprießt. — Was zu Friedrich's des Großen Zeit auf dem Throne geglaubt wurde, hallt heute aus der Bauernhütte und der Kellerwohnung des Taglöhners wieder. — Das Factum ist traurig aber unbestreitbar. Wer es leugnet, verschließt seine Augen vor dem hellen Tage, — oder es reicht sein Blick nicht über die vier Pfähle seiner Studierstube hinaus.

Ein zweites Factum, welches wir bereits in mehrern frühern Artikeln beleuchtet haben, ist nicht minder offenkundig. Die Vereinigung der lutherischen und reformirten Confession hat dem, ohnedieß schon im Stadium der hülflosen Greisesschwäche stehenden, alten, historisch-dogmatischen Protestantismus den letzen Todesstoß gegeben. Zuweilen ist es in neueren Zeiten geschehen, daß mit großen Kosten weltberühmte G

binde aufgeführt wurden, und daß sich dann plötzlich, nachdem der Bau fertig geworden und benutzt werden sollte, zum allgemeinen Verdruße zeigte, wie irgend ein nothwendiges, zum täglichen Leben unentbehrliches Gemach vergessen worden war. Aehnliches ist der, von aller Welt gepriesenen und hochbelobten Union wiederfahren. Es zeigte sich, nachdem sie fertig geworden, daß dem Friedenstempel das unerläßlich nothwendige Fundament, nämlich die dogmatische Grundlage, das bestimmte, diese Religionsgesellschaft von andern unterscheidende Bekenntniß ihrer Lehre fehlte, ohne welches eine Confession füglich nicht gedacht werden kann. — In welche mißliche Lage hiedurch die, nach Stabilität ringende, retrograde Bewegung im Protestantismus jener Majorität gegenüber gerieth, welche die Neuerungen liebt, werden wir im Nachfolgenden nachzuweisen Gelegenheit haben.

Neben diesen Erscheinungen kann eine dritte Thatsache, ohne große Ungerechtigkeit gegen die heutigen, deutschen Protestanten, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. — Nachdem der Unglaube, die Verleugnung der Bibellehre, die Lossagung von den Resten der Tradition, die der Protestantismus noch bewahrte, ihren höchsten Grad erreicht hatten, begann im Protestantismus selbst eine Reaction gegen die negative Strömung und den Widerspruch, welche der höchsten Beachtung würdig ist. Wenn die protestantischen Länder Deutschlands noch nicht auf dem Standpunkte angelangt sind, auf welchem unsere Vorväter vor der Predigt des heil. Bonifacius standen, so verdankt Deutschland dieß zunächst und hauptsächlich dem unvertilgbaren und unauslöschlichen Bedürfnisse des menschlichen Herzens, das seiner Bestimmung nach zum Glauben strebt, und in dem Irrthum, in der Leerheit des Gemüths, in dem hohlen Dünkel des Verstandes seine Ruhe nicht finden kann. — Dieß Bedürfniß ist insbesondere dem germanischen Charakter so tief eingepflanzt, daß selbst eine, seit drei Jahrhunderten in der entgegengesetzten Richtung fortgehende Wanderung nicht so weit von dem ursprünglichen,

gemüthreichen Typus unsers Volkes hat abführen können, daß derselbe nicht noch zu erkennen wäre. — Sodann ist die Hälfte Deutschlands durch Gottes Erbarmung katholisch geblieben; ein Umstand, der auf das Entstehen und die weitere Entwicklung der erwähnten Reaction selbst wider den Willen derer, von denen diese ausging, von dem entschiedensten Einfluße gewesen ist. Es war, weil die Parthei des Widerspruchs fortwährend ein Bild der Wahrheit in der lebendigsten Wirklichkeit und eignen Anschauung vor Augen hatte, nicht möglich, sich auf völlig gedankenlose Weise der Vergleichung der Confessionen mit der Kirche zu entschlagen, wodurch dann wiederum das Nachdenken im Allgemeinen geweckt, das Stagniren innerhalb des Gedankenkreises der ungläubigen Aufklärung unmöglich gemacht, und der Kampf gegen die letztere vorbereitet ward. Endlich darf dem neuern, wissenschaftlichen Geiste der Deutschen das Verdienst nicht abgesprochen werden, zu dieser Reaction mitgewirkt und sie hervorgerufen zu haben. — Das rege, in die Tiefe strebende Treiben auf dem Gebiete der deutschen Literatur gestattete keinen Stillstand und keine Versumpfung. — Mag immerhin der Zweifel Vieles erschüttert und zerstört haben; es liegt in der Natur des Menschen, daß zuletzt der auf die Spitze getriebene Zweifel sich selbst bezweifelt, und somit sich selbst aufhebend, in die Anerkennung des wahrhaft Positiven umschlägt. Je rascher also der Umschwung, desto größer die Hoffnung der Heilung. Nur ein durch äußere Gewalt oder durch geistige Trägheit festgenagelter, halber Skepticismus wirkt tödtlich auf das sittliche und geistige Leben einer Nation; wenn einmal der Schritt aus dem Kreise der Wahrheit hinaus geschehen ist, so trägt die unumschränkte, freie Bewegung ihr eigenes Heilmittel in sich. Darum sind wir auch weit entfernt, irgend eine Schranke der wissenschaftlichen Freiheit in Deutschland zu wünschen; die Sache der Wahrheit der kann allein von Bewegung Heil erwarten. —

Das eben Gesagte gilt insbesondere von der frischen,

tüchtigen Thätigkeit auf dem geschichtlichen Gebiete. — Warum ist der elende Seichtling Ellendorf, selbst unter den Protestanten, so schimpflich durchgefallen? — Weil die Geschichtschreibung heutiger Zeit mit Riesenschritten über den Standpunkt hinausgeschritten ist, auf dem sich jene Schmierereien halten, die im Anfange der achtziger Jahre vielleicht noch bemerkt worden wären, auf dem Strome unserer heutigen, geschichtlichen Literatur aber wie Blei zu Boden gesunken sind. — Selbst die Gewalt, die sich dergleichen Organe erkauft, wird heute oder morgen zu der Einsicht gelangen, daß jeder Heller eitel weggeworfenes Geld ist, der für solche Hülfe ausgegeben wird *). Dieß ist ein wahrer und ächter Fortschritt der Zeit, den jeder Jetztlebende anzuerkennen verpflichtet ist. —

---

*) Die Berliner literarische Zeitung vom 21sten August 1839, Nro. 34, spricht sich folgendergestalt aus, über „die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit", eine jener Sudeleien Ellendorfs. „Eine Menge halbverdauter Ideen, in stets aufgeregter, rhetorischer Sprache bilden den Eingang; das Talent besteht mehr in der Leidenschaft, im Zanken, als im Disputiren. Der durchgängige Standpunkt ist der, daß die Fehler der Päpste durch ein Vergrößerungsglas angesehen werden; weder die kirchliche noch die politische Entwicklung ist in dem Buche zu erkennen. Alles ist persönlich, als hätte der Verfasser gegen Gregor den Großen, Adrian I., Leo III. irgend welche ihm widerfahrene Beleidigungen zu rächen; alle Verdienste werden ihnen genommen. Wem dies gefallen kann, für den ist das Buch ein wahres Gaudium. Es ist gar nicht zu läugnen, daß einzelne Facta in demselben richtig sind, aber die Anwendung ist fast durchweg unwürdig und falsch. So wird Jeder zugeben, daß Adrian I. und Leo III. mehr weltliche Zwecke in ihren Briefen an Karl verfolgten, die Wiedererlangung ihrer Besitzungen und Rechte; aber Niemand wird heutiges Tages daran denken, dieß ihnen zur Last zu legen, oder gar in den schimpfenden Jubel des Herrn Ellendorf einzustimmen. Die Katholiken werden das Buch kaum beachten, und die Protestanten bedürfen eines solchen Kämpfers nicht. Am schwächsten zeigt sich der Verfasser

Auf diesem eben geschilderten Boden des Fortschrittes nun ist die protestantische Reaction gegen den herrschenden Unglauben der Zeit erwachsen. — Wer würde leugnen, daß die ehrenwerthesten Elemente, welche der Protestantismus in Deutschland in sich begreift, dieser Richtung angehören! — Daß hier wissenschaftliche Erscheinungen hervorgetreten sind, welche auch von katholischer Seite um so größere Anerkennung verdienen, als sie aus älteren, katholischen Quellen fließen, ist eine Wahrnehmung, der Niemand widersprechen wird. Andererseits ist nicht zu übersehen, daß nicht selten der ingrimmigste Haß und Zorn gegen die katholische, reine und volle Wahrheit mit eben jenem Streite gegen den ungläubigen Protestantismus Hand in Hand geht. — Der „gläubige" Protestantismus ist somit also, von seiner Geburt an, als ein unglückliches, Niemanden befriedigendes Zwittergeschöpf, nach zwei entgegengesetzten Seiten hin in einen Krieg auf Leben und Tod verwickelt, der nur mit seinem Untergange enden kann. — Jene positiven Reste des Protestantismus, — von ihren Gegnern als „Orthodoxie", „Mysticismus" oder „Pietismus" geschmäht, stehen, wenn sie sich des Streites gegen die Kirche unterwinden, völlig auf negativem Gebiete, und müssen gegen die Wahrheit mit den Waffen ihrer rationalistischen Gegner fechten. — Umgekehrt führen sie gegen diese das Geschütz der Kirche auf, und setzen sich, in sofern allerdings mit Recht, dem gegründeten Vorwurfe eines halbkatholischen Strebens aus. — Der Kirche gegenüber ist darum diese sogenannte Orthodorie nicht weniger revolutionär. Weil sie aber dem Rationalismus keine kirchliche Autorität, keine höhere, göttliche Beglaubigung entgegen zu setzen hat, sondern sich höchstens auf eine, nichts weniger als consequente, sondern sich selbst offen in's Angesicht widersprechende, menschliche Meinung berufen, diese aber nur

in seinen Angriffen gegen Leo und Hurter. Unkenntniß paart sich hier mit Arroganz". Dieß ist der gerechte Lohn, den Verrath und Abfall selbst von den Protestanten empfangen.

durch ein: Sic volo, sic jubeo unterstützen kann, so erscheint sie im Verhältniß zu eben jener ungläubigen Strömung als eigentlicher Absolutismus. — Die sogenannte Orthodoxie ist freilich allenthalben, wo sie sich dem Rationalismus gegenüber, auf die Nothwendigkeit des Fortschritts zum Bessern, d. h. zur alten, christlichen Wahrheit beruft, im unzweifelhaften Rechte; aber sie ist im Widerspruch mit ihrem eigenen Princip, wenn sie selbst, dicht vor dem Thor der Kirche, diesem Fortschritte entsagend, in menschlicher Hoffart der Rückkehr zur Wahrheit eine willkührliche Gränze setzen, und der Bewegung tyrannisch zurufen will: Bis hieher und nicht weiter! — In dieser doppelten Inconsequenz der protestantischen Orthodoxie liegt ein nicht zu verkennendes, relatives Recht ihrer consequent ungläubigen Gegner. — Erst wenn man diesen, beide streitende Theile beherrschenden, höhern Standpunkt gewonnen hat, ist man im Stande, ihren Kampf zu verstehen, und dessen Resultate mit der Ruhe und Unbefangenheit eines partheilosen Dritten zu würdigen.

Bei der dermaligen Lage dieses Streites können mehrere Thatsachen nicht bezweifelt werden. — Zuvörderst: daß der Krieg zwischen der positiven, oder richtiger: der sich zum Positiven zurücksehnenden Richtung vieler Protestanten, und der negativen, auflösenden, ungläubigen Strömung täglich weiter um sich greift. An hundert Orten, in Altenburg, Hamburg, Schlesien, Halle, der Rheinpfalz, Holstein, in Magdeburg, Berlin, Westphalen und in Schwaben zugleich ausbrechend, und an einem Orte durch das vermittelnde Dazwischentreten der Staatsgewalt vertuscht, an einem andern wieder um so greller emporflammend, — gewinnt diese Feuersbrunst von Woche zu Woche, von Tag zu Tag einen immer weiteren Umfang. — Sie zu dämpfen, sind heute keine Löschanstalten mehr im Stande, wie sie Censur und Polizei sonst mit Erfolg zu handhaben vermögen. — Die von Staatswegen aufgestellten Pompiers sehen sich, ehe sie dessen inne werden, selbst von der einen oder andern Seite her, wie durch

einen seltsamen Zauber umstrickt; sie müssen der Pfeife des Rattenfängers folgen, der sie gefangen fortführt in der Frau Venus Berg. — Täglich wächst die Zahl der Streitgenossen, welche sich auf die eine oder andere Seite stellen, und heute schon läßt sich ohne Uebertreibung behaupten, daß der Kampf zwischen den protestantischen Orthodoxen und Libertinern sogar noch heftiger, erbitterter und unversöhnlicher ist, als der Zorn, zu dem in neuester Zeit die Confessionen sich selbst gegen die Kirche aufgestachelt haben. — Jene, wie diese Fehde kann fortan keine menschliche Macht mehr hemmen, noch zum Stillstande bringen; von ihrem Ausgange aber hängt Deutschlands Zukunft ab.

Uebersehen wir zur Stunde den Schauplatz des innern Krieges im Protestantismus, so stellen sich, in Betreff der von beiden Seiten bis jetzt ins Gefecht gebrachten Streitkräfte, folgende Resultate heraus. — Der rückläufige, zum Glauben hinneigende Protestantismus ist der rein numerischen Stärke nach in der entschiedensten Minorität; die Zahl der Anhänger des Unglaubens in seinen verschiedenen Abstufungen wäre, wenn es morgen in allen protestantischen Ländern Deutschlands zur Abstimmung käme oder kommen könnte, ihm gegenüber mindestens tausendfach.

Die untern Stände sind der Masse nach dem rationellen, platt verständigen Unglauben verfallen, in so fern sie nicht im absoluten Indifferentismus untergegangen sind, und mit der Kunde vom positiven, traditionellen Christenthume die Neigung, ja die Fähigkeit verloren haben, sich mit Gott und göttlichen Dingen zu beschäftigen. — Der sogenannte Pietismus oder Mysticismus hat im nördlichen Deutschland ausschließlich seinen Sitz im gelehrten Stande, im Adel, in manchen Schichten der höhern Beamtenwelt, und nur in schmalen Streifen reicht er in die Sandwüste des sogenannten höhern Bürgerstandes hinein. — Die Lust und Neigung, sich im niedern Volke Anhänger zu werben, fehlt ihm nicht, und an manchen Orten ist ihm dieß, wenn hinreichende Geldmit-

tel ihn unterstützten, oder ein zum Mystischen hinneigender Zug des Volkscharakters, oder etwa, wie in Zürich, politische Antipathien ihm eine Handhabe boten, in einem gewissen Umfange gelungen. — So ist namentlich in Schwaben und in der Schweiz die antirationalistische Richtung, wenn gleich noch immer bei weitem in der Minorität, dennoch tief in das niedere Volk gedrungen. Wo dieß geschehen ist, hat sie sich sofort zur Secte und somit zum unklaren, pseudomystischen Fanatismus gestalten müssen. Dieß war und ist unvermeidlich; die Leiter und Werber selbst haben in ihren widerspruchsvollen, verwirrten, rein subjectiven Systemen keinen innern, festen Halt und Kern, noch weniger die Macht und das Recht, denen, die sie in eine Bahn stoßen, deren Ende und Ausgang sie selbst nicht kennen, eine feste Gränze und Norm zu geben. Das Volk kann diese Lehre nicht fassen, und dieß aus dem einfachen Grunde nicht, weil eben jene Geistesrichtung, die nicht ungläubig seyn, und doch nicht katholisch, d. h. wahrhaft gläubig werden will, sich selbst nicht versteht, und sich in klare, gemein verständliche und wahrhaft populäre Sätze zu fassen außer Stande ist. — Sollte jemals, was keineswegs unmöglich wäre, das pseudomystische Element in den niedern Volksklassen ein größeres Feld der Wirksamkeit gewinnen, sollte vielleicht ein politischer Zweck der Anführer damit in Verbindung treten, oder, was das allergefährlichste wäre, dieser Umschwung im innern Leben des gemeinen Volkes mit großen, äußeren Calamitäten zusammenfallen, — so könnten wir mit Sicherheit darauf rechnen: die scheußlichsten Erscheinungen des sechszehnten Jahrhunderts (van Leyden's himmlisches Königreich zu Münster, oder die Münzerischen Unruhen, welche damals auf demselben Boden wuchsen), sich wiederholen zu sehen. — Die Zuversicht vieler Staatsmänner: daß die Behelfe der neuern Polizei aller dieser Auswüchse immer und in allen Fällen, wie bisher, in Kurzem Herr werden würden, können wir nicht theilen, und eben so wenig möchten wir die Unwissenheit, die Hohlheit, die gei-

stige und sittliche Verkommenheit der niedern Stände in eben jenen Ländern für eine hinreichende Garantie gegen das Umsichgreifen des Sectenwesens halten. — Die Natur leidet auf die Dauer keinen leeren Raum; auch zeigt die Erfahrung, daß das Umschlagen der leersten Gleichgültigkeit in den glühendsten Fanatismus oft das Werk eines Augenblicks ist.

Sehen wir von dieser die äußere Ausdehnung des pietistischen Mysticismus betreffenden Frage ab, und untersuchen wir, welche Stellung derselbe innerhalb der Schichte der Gesellschaft einnimmt, von der er ausgeht, d. h. im Stande der Gelehrten und der Prediger, auf dem Felde der Wissenschaft und des Bücherwesens, — so dürfte sich zunächst schwerlich in Abrede stellen lassen, daß sich die überwiegend größere Energie, das Uebergewicht der Expansivkraft, vielleicht auch der Talente, auf der Seite der kleinen, pietistischen oder „orthodoren" Minorität findet. — Der Rationalismus wehrt sich ohne Zweifel mit Erbitterung, und zuweilen selbst mit Geschick gegen das Vordringen seines ungestümen Gegners, aber es fehlt ihm die eigentliche zeugende Kraft, die Fähigkeit, Proselyten zu machen. Jene greift an und schreitet vor; dieser ist im Besitze und wehrt ab. — Er muß sich mit denen begnügen, die ihm durch Geburt und Erziehung ohnedieß angehören; während es den protestirenden Mystikern nicht selten gelingt, selbst solche, die ein tieferes Bedürfniß gegen die Wahrheit hin treibt, irre zu leiten und dicht vor den Thoren der Kirche in ihren Netzen zu fangen. Diese Erscheinung erklärt sich einfach daraus, daß gefühlvolle, aber weichliche und wenig unterrichtete Personen leicht durch die falsche Gemüthlichkeit betrogen werden können, die der Pietismus so häufig affectirt, zumal wenn die Verstandesdürre und platte Vornirtheit des Rationalismus sie vorher genugsam abgestoßen und angeeckelt hat, und jene Pseudogemüthlichkeit ihnen dann, vielleicht sogar mit einigen gestohlenen und aus dem Zusammenhange gerissenen, katholischen Ideen aufgeputzt, entgegentritt. — Streitet also auf der Seite des Pietismus das

(falsche) Gefühl, die (verirrte) Phantasie, so ficht für den Rationalismus die Plattheit und der Dünkel der hausbackenen Beschränktheit, die durch ein seltsames Mißverständniß sich zuweilen für Philosophie halten zu dürfen glaubt. —

Hieraus ergiebt sich zugleich die Stellung beider Theile in der Literatur. — Der Rationalismus ist in allen ernsten Wissenschaften auf eine Sandbank gerathen, die ihn von allem Tüchtigen, Großen und Tiefen in der Wissenschaft und in der Geschichte trennt. Dort sitzt er fest, und glaubt in seinem armseligen Dünkel, daß die vorübereilende, wahrhaft fortschreitende Zeit still stehe, während er, der arme Festgebannte allein sich bewege. — Diese Stagnation zeigt sich auch in der neuesten Form des protestantischen Unglaubens, im Hegelthum. — Indem dieß sich in dem Tretrade seiner Formeln mühsam abarbeitet, ohne irgend ein lebendiges Resultat zu Tage fördern zu können, scheint einigen Mitgliedern dieser Coterie zuletzt doch das Bewußtseyn ihrer eigenen Impotenz aufgegangen zu seyn. — Daher die bis zur eigentlichen Verrücktheit gesteigerte, ohnmächtige, zappelnde Wuth in den hallischen Jahrbüchern. — Umgekehrt stehen dem „gläubigen" Protestantismus die Wege zur Erkenntniß offen, und Viele, die heute noch in ihm befangen sind, scheinen der katholischen Literatur einen rühmlichen Fleiß zugewendet zu haben, der sich durch eine gewisse Frische und Lebendigkeit ihrer eigenen Erzeugnisse belohnt. — Giebt dieß der supranaturalistischen Fraction des Protestantismus ein gewisses Uebergewicht, — so gereicht ihr andrerseits der Umstand zum entschiedenen Nachtheil, daß die gesammte belletristische Literatur, fast ohne Ausnahme, in den Händen der abgesagtesten Feinde, nicht bloß des protestantischen Pietismus, sondern des Christenthums liegt.

Noch nachtheiliger wird dem „orthodoxen" oder supranaturalistischen Protestantismus in manchen Ländern der Glaube, daß er, mit der Staatsgewalt gemeine Sache machend, sich derselben um jeden Preis zur Ausrottung seiner Gegner

bedienen wolle; ein Vorwurf, der, wenn auch in Beziehung auf Viele gegründet, dennoch in seiner Allgemeinheit ungerecht ist, und nur die Wahrheit in sich schließt, daß der Protestantismus überhaupt, sey er rationalistischer oder pietistischer Färbung, ohne den Schutz der absoluten, weltlichen Macht, wenigstens in dieser Zeit, als kirchliche Gesellschaft nicht mehr bestehen kann. — Vorläufig erwächst jedoch der ungläubigen Tendenz aus jener Meinung der große Vortheil, sich als freisinnig geberden zu können. Mit großem Unrechte! denn auch der Rationalismus provocirt rastlos auf polizeiliches Einschreiten gegen seine Gegner, sobald er sich von oben herab begünstigt glaubt. Das wirkliche Verhältniß beider Theile zum absoluten Staate werden wir in spätern Artikeln nachweisen.

Wir haben bisher von dem supranaturalistischen, „orthodoren" oder pietistischen Protestantismus als einer Einheit gesprochen, müssen jedoch, was wir späterhin ausführlicher schildern werden, von vorn herein bemerken, daß es keines Sonnenmikroskops bedarf, um den Wassertropfen dieser Secte in eine Welt von Insecten aufzulösen, die unter sich im ingrimmigsten und unversöhnlichsten Kriege begriffen sind. — Der Unglaube, wie verschieden sonst auch die Individualitäten seyn mögen, die ihm angehören, bietet dagegen, weil er sich rein auf dem Gebiete der Negation hält, und alles Positive als falsch verwirft, oder wenigstens als überflüssig und gleichgültig dahin gestellt seyn läßt, das Bild der Einheit dar. — Dieses vorausgeschickt, kann man den protestantischen Unglauben in die beiden Hauptfractionen der Rationalisten und Pantheisten theilen, die es an gegenseitiger, gebührender Verachtung nicht fehlen lassen, während der supranaturalistische Protestantismus in solche zerfällt, welche starr an den alten Symbolen festhalten oder festzuhalten vorgeben, und in solche, welche der „evangelischen" Union ergeben sind. — Die Ultra's jener erstgenannten Richtung sind die alten Lutheraner; die linke Seite der letztern Parthei verläuft sich im Ratio-

nalismus vulgaris; im Centrum stehen jene, welche nach Zeit, Ort und Gelegenheit aus ihren Kindern, Freunden, Dienstboten u. s. w. selbst kleine Kirchen gründen möchten (Swedenborgianer, Magnetiseurs, Bibelstundengeber u. s. w.). Die Lücken zwischen diesen größern oder kleinern Massen füllt der Christianismus vagus, von dem wir in frühern Artikeln zu sprechen Gelegenheit hatten. Die Zahl der Bekenner dieses Glaubens ist Legion; wer Mitglied desselben seyn will, darf vor allen Dingen nicht wissen, was er will; das Uebrige giebt sich von selbst. — Daß noch so manche andere Richtung uns entgangen ist, und hier sich nicht verzeichnet findet, ist bei der Menge derselben leicht begreiflich und verzeihlich.

Was nun die Moralität anlangt, wenn hier die „Orthodoxie" den Ungläubigen mit großem Rechte die jungdeutsche Libertinage vorrückt, so können diese, mit nicht minder gutem Fuge, auf den Pastor Stephan und die Königsberger Mucker deuten. Diese Auswüchse, welche die streitenden Partheien gegen einander auszuwechseln wohl thun würden, abgerechnet, bleibt auf jeder Seite eine Anzahl im bürgerlichen Leben vollkommen achtbarer, unbescholtener, ehrlicher Leute stehen; den Credit derselben im Handel und Wandel schmälert der Umstand nicht, daß etwa die einen dem Rationalismus angehören; andererseits wird aber auch den andern schwerlich Jemand gerade wegen ihres Pietismus ein grösseres Zutrauen schenken, als jenen. In wissenschaftlicher Beziehung ist es nicht anders bestellt; leider sind uns bei beiden, wo sie der katholischen Kirche gegenüber stehen — um ganz mild es auszudrücken und nicht mehr zu sagen — dieselben Künste und dieselben Verdrehungen der Wahrheit vorgekommen; unter sich wissen sie mit vieler Gewandtheit sich ihre Blößen abzusehen, und pflegen sich mit großer Freimüthigkeit höchst unangenehme Wahrheiten in's Gesicht zu sagen. — Wir, als unpartheiische Dritte, sind in dieser Beziehung in der günstigen Lage, es mit keinen von beiden verderben zu müssen, und können ihnen die Versicherung geben, daß sie, was diesen Punkt ihres gegenseiti-

gen Urtheils über einander betrifft, größtentheils beide Recht haben. In der Sache, um welche sich der Streit dreht, stehen freilich die Pietisten zur Hälfte auf unserer, der katholischen Seite; dafür kann aber den Rationalisten die größere Consequenz im Unglauben zugesprochen werden, die zuweilen beinahe den Ausdruck der Naivetät und Ehrlichkeit annimmt, und dadurch wahrhaft Mitleid erregend wirkt, während sich zuweilen manch unerfreulicher Zug in die geistige Physiognomie der „Orthodoxen“ stiehlt, der ihnen die Herzen abwendig macht, da er einen Kampf gegen besseres Wissen und Gewissen von Seiten derer verräth, die der katholischen Wahrheit oft so nahe stehen, daß es unmöglich scheint, dieselbe ohne Absicht und Vorbedacht zu verkennen. Jedoch hoffen wir und glauben: daß ein großer, ja der größte Theil der Irrenden nur aus Unkenntniß der Wahrheit die ihr sehr gebührende Huldigung versagt, und daß die jetzige Aufregung den großen Nutzen haben werde, ihre Vorurtheile zu zerstreuen, ihre Unkunde aufzuklären, und sie über das, was in der innersten Tiefe ihres Herzens und Willens lebt, mit sich selbst zu verständigen. Ja, dieß hoffen wir, wir wiederholen es, vom Grunde unsers Herzens; wir wünschen nichts mehr, als daß dasjenige, was sich von der Wahrheit, trotz des Irrthums, bei unsern christlichen Mitbrüdern noch erhalten hat, ihre Seelen ganz erleuchten möge, auf daß sie klar und deutlich sehen, welch unglückliches Mißverständniß ihre Väter von der Quelle der Wahrheit abwendig gemacht, und sie bisher von derselben entfernt gehalten hat. Gerade in jetziger Zeit klopft die Wahrheit mächtig an die Pforte der menschlichen Herzen, und mahnt sie, den Irrthum zu fliehen; o könnten wir sie froh willkommen heißen! Dieß wird um so leichter geschehen, je mehr sie sich davon überzeugen, daß wir nicht gegen die Protestanten, sondern nur gegen den Protestantismus, als jenen Irrthum, unduldsam sind. Der Irrthum aber ist eine geistige Krankheit, die man gerade, weil man den Kranken liebt, sehnlichst von ihm entfernt wünschen muß.

VII.

Der Hegelianismus und das Christenthum in Preußen.

(Eingesandt.)

Aus Niedersachsen, im Juni 1840.

Seit Jahren ging eine dumpfe Sage, eine stille Ahnung von großen Ereignissen, welche das Jahr 1840 zu einer Weltepoche erheben sollten, im civilisirten Europa um. Alle vergessenen Prophezeihungen wurden wieder aufgefunden, und wurden, wenn sie auch schon früher auf andere Zeiten angewendet waren, jetzt wieder auf dieses verhängnißvolle Jahr gedeutet, viele kaballistische Berechnungen sprechen der Zahl 1840 eine unermeßliche Bedeutung zu, neue Propheten standen in den letzten Jahren auf, und sagten bestimmte Ereignisse in bestimmten politischen Richtungen für dieses Jahr voraus. Vor einem Vierteljahrhundert sollte die bekannte Pariser Wahrsagerin le Normand aus ihrer Kristallkugel einem hohen Herren, den man als die Hauptstütze des jetzigen Friedenszustandes ansieht, nicht bloß das Jahr 1840 als ein Todesjahr, sondern sogar den Tag desselben bezeichnet haben! — Sonderbar war es, daß diesmal nicht aus den untern, den sogenannten abergläubischen Schichten der Völker die Prophezeihungen auftauchten, sich unter diesen verbreiteten und dort geglaubt wurden, sondern sie hatten ihr Entstehen und ihre Verbreitung in den höhern Regionen, und fanden dort den besten Glauben, ja zu jenen niedern Schichten sind sie fast nicht einmal oder doch nur sehr bruchstückweise herabgedrungen.

Fünf Monate des Jahrs 1840 sind verflossen, und eine tiefe Stille herrscht vor, ja ein unverkennbares Streben aller

Völker und Regierungen ist sichtbar, den Weltfrieden aufrecht zu erhalten. — Seit zehn Jahren steigen nach dem Sturze der Bourbonen fast alljährlich ungeheuer drohende Wolken am Himmel auf, aber stets ist es noch den Zauberlehrlingen, umgekehrt wie den Göthe'schen, gelungen, die anströmenden Fluthen zu besprechen, statt sie hervorzurufen. Dumpf grollend sind alle ansteigende Gewitter stets wieder hinter den Horizont hinabgesunken, ohne sich zu entladen.

Aber der Brandstoff, der die Welt entzünden kann, ist nirgends beseitigt; die Räthsel der Zeit werden nirgends gelöst, nur eingeschlossen, mit Wachen umstellt, umsponnen, besprochen, verredet. In Spanien und Portugal nahet sich der äußere Kampf des Königthums mit dem zahmen Liberalismus zu seinem Ende, um wahrscheinlich einem viel tiefern Principienkampfe Raum zu gewähren.

Ueber Frankreich hängt das Schwerdt des Damokles an einem Faden in der Hand eines Mannes; sinkt er in's Grab, wer vermag dort auch nur eine Meinung über die Zukunft zu haben? — In Italien ist die Revolution eine gezähmte Hyäne an der Kette. Deutschland, Polen und Rußland werden bei äußerer glatter Oberfläche, im tiefsten Meeresgrunde durch die katholische Frage gespalten. — Im Norden Europa's dringen die modernen Staatstheorien, nachdem sie bei den romanischen Völkern ihre Schule fast durchgemacht haben, immer schärfer und tiefer in das Volk ein, und werden dort mit jenem kalten und lange andauernden Verstandesfanatismus ergriffen und verfochten, der sich seine Bahn schon brechen wird.

In England endlich stehen fast alle Elemente, die Europa aufregen, koncentrirt einander gegenüber, Englands und Irlands Nationalitäten, Aristokratie und Demokratie, Industrialismus und Pauperismus, dem Haben und Besitz der nackte Hunger, Christenthum und modernes Heidenthum, Katholicismus und die Hochkirche, die Hochkirche und die protestantischen Secten.

Das Jahr 1840 wird wohl in das Meer der Ewigkeit

herabrollen, ohne daß ein ungeheures, die Welt in allen Fugen erschütterndes Ereignisses vor den andern Jahren es auszeichnet; allein dessenungeachtet könnte es eines jener stillen Entwickelungsjahre seyn und werden, in deren Schooße eine große Weltepoche ihre Hauptrichtung und Ausbildung erhielte. Es sind zwei Richtungen in der neuesten Weltgeschichte, die wohl unstreitig alle übrigen demnächst überflügeln und zugleich nach und nach in sich aufnehmen und tragen werden. Es ist dies die politische und vielleicht einst religiöse Entwickelung, welche dem Oriente bevorsteht, und die Entwickelung der sogenannten katholischen Frage.

Da das Prophezeihen so an der Jahresordnung ist, so wagen wir es auch einmal, eine viel bestimmtere Signatur, welche der orientalischen Frage in der zweiten Hälfte des Jahrs 1840 aufgedrückt werden wird, vorauszusagen, werden dann auch später, wenn diese Zeit heranrückt, uns näher darüber aussprechen. Zunächst wenden wir uns aber zu der katholischen Frage.

Die äußern, einander gegenüberstehenden Repräsentanten oder vielmehr Factoren der orientalischen Frage sind England und Rußland, die Repräsentanten der katholischen Frage: Preußen und Rom, oder wissenschaftlich ausgedrückt: hegelsches Staatsthum und katholische Kirche.

Der Staat ist nach Hegel die Verwirklichung der sittlichen Idee der Menschheit. Dies ist die allgemeine Definition aller seiner Schulen, allein über die Definition des Begriffes: „Menschheit“ zerfällt diese Philosophie in zwei Hauptrichtungen, die pietistische und saintsimonistische. Die erstere statuirt den christlichen Gott und Christus, und läßt den offenbarten Logos im erlöseten Menschengeschlechte fortwirken, aber im Innern selbstständig, ohne äußere Repräsentation, im Ganzen der Weltgeschichte, im Fortschreiten der christlichen Kultur. Wenn in früherer Zeit die christliche Kirche auch die Erzieherin der Staaten und Völker gewesen sey, so sey doch gegenwärtig das, was zum äußern Leben der

Menschheit gehöre, zu einer Vollendung in der Entwickelung, zu solchem Bewußtseyn gekommen; die allgemeine menschliche Kultur, allerdings von der Kirche zuerst gepflegt, sey dergestalt in sich vollendet und beschlossen, daß die äußere Gestalt der Kirche gegenwärtig als völlig unnöthig für das Leben, Gedeihen und die Fortbildung der Völker erscheine, und da es ihr an äußerer Kraft, an weltlicher Energie zur fernern Bildung fehle, so sey mit Recht der Staat in ihre Stelle und Rechte getreten, der offenbar die zweite Entwickelung, das zweite Stadium des Christenthums sey, wie die Kirche die erste gewesen *). Das Christenthum sey keiner äußern Gestaltung mehr benöthigt, es sey ein Inneres, eine das ganze Hausleben jedes Einzelnen durchdringende Idee geworden, es durchdringe somit auch den Staat, den Träger aller modernen Intelligenz, und da dieser eine körperliche Gestaltung habe und haben müsse, so könne er auch leicht die dem Christenthume etwa durchaus nothwendige Form, nämlich den äußern Gottesdienst in sich aufnehmen, und so die äußern christlichen Kirchen gänzlich in sich aufnehmen lassen.

Nach der saintsimonistischen Definition ist kein Gott außer und über der Natur, sondern die Menschheit, ihr allgemeiner Geist ist selbst Gott, und die Erde ist sein Körper. Die je-

*) Das Christenthum hat hienach eine dreifache Entwickelung des Menschengeschlechts nach den drei Hauptrichtungen, die in des Menschen Natur liegen, zu vollenden. Zuerst muß die Menschheit, wie der einzelne Mensch, durch den Glauben erzogen werden, später durch Intelligenz, und seine Vollendung muß er durch die Liebe finden. Alle drei Richtungen seyen bereits im Urchristenthume durch Petrus, Paulus und Johannes gegeben und gelegt. Petrus und der Glaube sey durch die Kirche repräsentirt, nun folge Paulus und die Intelligenz, die sich im Staate verkörpere. Die dritte Periode wird natürlich nur angedeutet, da sie in der Zukunft verborgen liegt, doch ist wohl hin und wieder auf das Johannäische 100jährige Reich der Liebe verwiesen.

dermaligen Generationen, wie der einzelne Mensch, sind nur jeweilige Entwickelungsperioden und Gedanken dieses Gottes.

Drei Hauptentwickelungen müssen aber bezeichnet werden, und die könne man füglich an drei menschliche Namen knüpfen, die als Träger und Mittelpunkte für ihre Zeitperiode erschienen waren, Moses, Jesus und Hegel. Der erste habe die Idee des strengen Rechts, das Dein und Mein des Privatrechts und Eigenthums repräsentirt. Jesus habe die Idee der Gemeinsamkeit, des Aufgebens des Privatrechts aufgebracht und die Kirche auch ehrenwerthe Versuche zur Vollendung dieser Richtung gemacht. Da sie selbst aber erklärt, ihr Reich sey nicht von dieser Welt, so habe ihr nothwendig alle Kraft mangeln müssen, das, was sie als richtig erkannt und zu thun ermahnt, auch als ein positives Recht zu setzen und zu gebieten. Allmählig habe sich nun in und neben der Kirche die Idee des Staats entwickelt und in Hegel und dem Hegelianismus seine Vollendung erhalten. Der Menschheit gehören die Erde und ihre Güter, jeder einzelne Mensch hat nur so viele Ansprüche an diese, als er zu seinem individuellen Daseyn bedarf, selbstständige Privatrechte gibt es daher nicht, sondern jeder trägt nur für seine Lebenszeit von der Menschheit als dem Gotte der Erde zu Lehen. Um alle Ansprüche der Einzelnen zu ordnen und festzustellen, habe nun dieser Gott, dieser Geist der Menschheit sich in der Idee des Staats durch Hegel offenbart, dessen Realisirung und Constituirung folglich die Vollendung des Menschengeschlechts seyn müsse.

Das sind die beiden extremen Richtungen des Hegelianismus; in der Praxis gehen sie jedoch in hundert Schattirungen in einander über, sie bekämpfen sich daher auch bis jetzt gar nicht, ungeachtet sie im Grundprincipe völlig einander gegenüberstehen. Der gemeinsame Zweck vereinigt sie hinlänglich. Dieser Zweck ist unstreitig: die christliche Kirche in ihrer Unabhängigkeit und Abgeschlossenheit völlig in dem Staatsthume aufzulösen. Ob der Staat demnächst ein von

der Idee des Christenthums, wie die pietistischen wollen, oder von dem Abgotte der Menschheit oder von der Erde durchdrungener, wie die saintsimonistischen Hegelianer wollen, werden soll, darüber werden sie sich demnächst vereinigen oder bekämpfen.

Zur Realisirung des Hegel'schen Staates konnte nichts geeigneter seyn, als Preußen. Preußen, zusammengesetzt aus den verschiedenartigsten Theilen, Ländern und Völkerstämmen, zwischen denen niemals eine freiwillige Vereinigung zu irgend einem gemeinsamen Unternehmen, z. B. Revolution, möglich ist, zusammengehalten durch eine Regierung, welche nur existiren kann, wenn sie alle Kräfte möglichst concentrirt, gab die natürlichste Grundlage für den Hegelschen Staat. Dazu kam, daß schon seit länger als einem Jahrhundert nach dieser Richtung von den Regenten selbst, wiewohl unbewußt, hingearbeitet war, daß nirgends so viel für Bildung und Intelligenz geschah, daß nirgends eine besser organisirte und ausgebildetere Beamtenhierarchie zu finden war, als hier. Da war es denn durchaus natürlich, daß namentlich in der letztern, der Beamtenhierarchie, die Idee des Hegelschen Staatsthums nicht bloß wohlgefällig angenommen, sondern völlig von ihr in succum et sanguinem vertirt ward.

Das Hegelsche Staatsthum ist nicht bloß die herrschende Doctrin auf den preußischen Universitäten geworden, es hat sich auch ganz vollständig des Ministeriums des Cultus und der Unterichtsanstalten bemächtigt, ist von hieraus in alle Schulen eingedrungen, hat seit 20 Jahren alle Beamten gebildet und ist in allen Zweigen der gesammten Administration vorherrschend geworden. Menschlichem Ansehen nach scheint jetzt dem vollständigen Siege des Hegel'schen Staatsthums in Preußen nichts mehr widerstehen zu können.

Dieser wahrscheinliche Sieg ist aber zunächst herbeigeführt, geleitet, ja überhaupt nur mögtich geworden durch das Ministerium Altenstein. — Darum muß man den Tod des Ministers von Altenstein im Mai 1840 vor Beendigung des

Werks, vor völliger Consolidirung des Hegelschen Staatsthums, allerdings für ein Ereigniß anerkennen, welches entweder spurlos versinkt, oder nicht mehr zu berechnende Folgen haben wird. Es ist ein von der Vorsehung ausgesprochenes Memento! eine Frage an das Geschlecht, ob es die eingeschlagene Bahn verfolgen will, oder eine neue einschlagen. — Der Freiherr von Stein zum Altenstein war ein Mann von Geist und sehr universeller Bildung. In seinen frühern Jahren hatte er ähnlich seinem Vetter in der Vorzeit, dem im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Kavalier (dem Freiherrn von Stein-Kallenfels), in dem Irrgarten aller Philosopheme des Jahrhunderts sich ergangen, bis er endlich in den Platonischen Formen des Hegelschen Philosophirens unterging, daß ihm Inhalt, Principien und Consequenzen völlig unter der Hand verschwanden. — Er hatte vornehme, aristokratische Formen, war aber sehr wenig gesellig und in den letzten 6 bis 8 Jahren fast für Jedermann, selbst dem Rathe seines eigenen Ministeriums völlig unzugänglich. Er hatte wissenschaftlichen Sinn und beschützte und ermunterte jede wissenschaftliche Richtung, ja da er nur die Formen des Hegelschen Philosophirens aufgenommen, auch jede philosophische, selbst der Hegelschen direct entgegenstehende Richtung. In Dingen der Religion war er völlig indifferent, er machte von keiner Gebrauch. Er haßte aber keine Religion, achtete und schätzte jede Ueberzeugung, ja er wandte, wo er konnte, jeden Druck ab und es ist völlig falsch und es zeigt von gänzlicher Unkenntniß der Berliner Verhältnisse, wenn man behauptet hat, Altenstein habe die katholische Kirche bedrängt, oder einen Katholiken seiner Religion halber gedrückt oder auch nur zurückgesetzt oder vernachlässigt. *) Wenn solcher Druck sich hin und wieder spüren ließ, so ging er gewiß nicht von Altenstein, ja nicht einmal ihm bewußt von seinem

*) Aus ziemlich bekannten Gründen kann die Redaction hierin dem verehrten Herrn Einsender nicht ganz beistimmen. Anm. d. Red.

Ministerio aus. Er stand deßhalb stets mit den Bischöfen und Vikariaten auf einem durchaus freundlichen Fuße, er war ihnen auf alle Weise gefällig, schützte sie nach Möglichkeit gegen Anmaßungen und Insolenzen der Behörden und Oberpräsidenten, ja vertrat sie selbst nicht selten vor dem Throne. — Jeder Kundige weiß, daß Altenstein an den Wirren über die gemischten Ehen völlig unschuldig ist; er hat die Unterhandlungen mit dem Erzbischof von Spiegel nicht geleitet, ja den Beschluß erst, nachdem er geschehen, erfahren, und damals gleich offen erklärt, die Bischöfe würden schwerlich halten können, was sie versprochen. Gegen die Gefangennehmung der Erzbischöfe hat er sich nach Möglichkeit gesträubt, und es ist sicher, daß die Schreiben an das Domcapitel zu Köln, an den Oberpräsidenten, die Staatsschrift gar nicht einmal in seinem Ministerio verfaßt worden sind,*) sondern daß sie ihm nur zur Unterzeichnung vorgelegt worden. Er hat das ganze Verfahren stets für eine Betise gehalten, aber dann, als es einmal geschehen, freilich darauf gesehen, daß man consequent fortfahre. Er war in dieser Beziehung viel zu gut in seinem Ministerio berathen, er hatte einen Mann darin, einen Katholiken, auf dessen Kenntnisse der orthodoxen Lehren der Kirche er sich völlig verlassen konnte, und sein geistiger Tact und Instinkt sagte es ihm stets sehr richtig, daß eine Einmischung in die Dogmen von Seiten des Staats eine unermeßliche Thorheit sey, und auf diesem Felde die katholische Kirche stets siegen müsse. — Ihm war jeder Lärm in dieser Richtung tief zuwider und es hat gewiß nicht an ihm gelegen, wenn über diese Angelegenheit auch späterhin kein Uebereinkommen mit der katholischen Kirche zu Stande gekommen ist.

*) Das eine höchst schwache Machwerk ist vom Geheimrath S......t im Ministerio Rochow, das andere vom Geheimrath E....n im Ministerio Werther. Wie der letztere den guten Altenstein zur Unterzeichnung zu bringen gewußt, gehört zu den besten Berliner Anekdoten.

Aber dennoch hat die katholische Kirche keinen gefährlichern Gegner gehabt, als Altenstein. Er haßte, wie gesagt, die Kirche nicht, aber er war der Mann der sogenannten Aufklärung und wenn auch nicht in ihm, so steckt doch in der Hegelschen Schule derselbe kalte Verstandesfanatismus, wie in den Jakobinern. Er aber mit seinen milden, nirgends direkt verletzenden Formen deckte die tief eindringenden Begriffe dieser Doctrin. Auf dem Felde der Schule war es, wo er den Katholicismus, insbesondere aber eigentlich auch das ganze Christenthum in seinem innersten und tiefsten Leben zu zersetzen und zu vernichten strebte. Er hatte sich nach und nach nicht bloß der Universitäten, denn hier duldete er jede Doctrin, selbst die katholische, sondern aller Gymnasien, höhern Schulen, endlich auch aller niedern Schulen in der Stadt und auf dem Lande völlig bemächtigt. Für die geringste Dorfschule, wie für das Gymnasium, war der Lehrplan genau vorgeschrieben, die Lehrbücher, selbst die Hülfs- und Lesebücher bezeichnet. Es war dafür gesorgt, daß in allen die antikatholischen Lehren und Tendenzen, wenn auch oft sehr fein verdeckt, ausgesprochen und verbreitet waren, aber nirgends durfte deßhalb ein offener Angriff gegen die katholische Kirche oder das Christenthum vorhanden seyn. Dabei war er sehr vorsichtig; kein allgemeiner Lehrplan für die ganze Monarchie, nicht ein für alle Mal bestimmte Lehrbücher wurden vorgeschrieben, sondern in jedem Regierungsbezirke war dieß verschieden, überall war die Wahl zwischen mehrern Lehrbüchern offen gelassen, auch Modificationen zwischen den verschiedenen Confessionen gestellt. Mit den Katholiken ward dabei ungemein vorsichtig verfahren, die Speise ward Jedem gereicht, wie er sie eben vertragen konnte. Am Rhein und in Westphalen, wo der Katholicismus noch am concentrirtesten herrschte, war die Einmischung nur sehr leise; die Bischöfe wurden gefragt, ihnen der Lehrplan vorgelegt, nur durch die weltlichen Scienzen ward das Antikatholische allmählig verbreitet; in Schlesien und Westpreußen ging man

offen zu Werke, eine Einmischung der Kirche in die Schulen ward hier gar nicht mehr geduldet. Am Katechismus selbst rührte man natürlich nirgends, aber pseudokatholische Erbauungs- und Andachtsbücher wurden überall hier eingeschmuggelt. Noch wichtiger war, daß man die Schullehrerseminarien gänzlich der Aufsicht der Kirche entzog. Hier wurden die antikatholischen Tendenzen völlig begründet und festgestellt; von hier aus verbreiteten sie sich als mündliche Lehre, als mündliche Commentare von vielleicht sonst unschuldigen und nicht unkatholischen Büchern durch alle Adern des Volkes. Hier war und ist jede Controle fast unmöglich; auch trifft Bischöfe und die katholische Geistlichkeit vielfach der Vorwurf, daß sie dieselbe nicht einmal versucht haben! Sie bekümmern sich leider um die Anstellung der Landschullehrer nur zu wenig; bei diesen aber ist die sogenannte Emancipation von der Kirche eine fixe Idee, und in den östlichen Provinzen stehen Schullehrer und Pfarrer, wenn sie nicht gerade beide die rationalistischen Sympathien haben, sich häufig direkt in allen Einwirkungen entgegen.

Den Lutheranern und Reformirten geht es nirgends besser, ja bei ihnen ist die Sache schon viel weiter gefördert, da ein großer Theil ihrer Geistlichkeit von selbst in diese Richtungen seit lange eingegangen ist.

Laßt uns nur die Schule! sagte das Ministerium Altenstein, die Pracht eures äußern Gottesdienstes, eure äußere hierarchische Einrichtung, eure Bischöfe und Capitel lassen wir euch gern, wir werden sie ehren und schützen, sie dienen uns in diesem Augenblicke sogar noch sehr gut als Deckmantel, unsere Anordnungen zu fördern, wir erhalten durch sie die Ruhe der Katholiken. Ist aber erst das wesentlich Katholische in dem Herzen des Volkes erlöscht, sind die alten Traditionen durchschnitten, dann fällt ja die Hierarchie von selbst und wird als alter Plunder in den Kehricht geworfen, um zertreten zu werden, oder höchstens unter den übrigen Staatsbeamten einrangirt!

Darum konnte dem Ministerium Altenstein nichts unerwünschter kommen, als der Streit über die gemischten Ehen. Hierdurch wurden die Katholiken aus der Lethargie geweckt, ihr Selbstbewußtseyn erwachte und das vorsichtig und fein begründete, schon halb aufgeführte Gebäude des Hegelschen Staatsthums ist auf einmal in Frage gestellt.

Darum kann der Tod des Ministers von Altenstein im Jahre 1840 allerdings als ein bedeutendes, für Preußen providentielles Ereigniß angesehen werden. Wird das neue Ministerium in demselben Geiste und Sinne handeln, so wird der Krieg auf Leben und Tod mit der katholischen Kirche fortgesetzt, aber nicht mehr im Geheimen, wie bisher, sondern öffentlich; denn die Katholiken wissen gegenwärtig sehr wohl, worauf es ankommt, und die Laien fast noch besser als der Clerus.

Und sollte das Regentenhaus nicht einsehen, wie gefährlich es wäre, wenn die katholische Kirche in Preußen unterginge? Würde nicht die völlige Zersetzung der protestantischen, und fast alles positiven Christenthums die nothwendige Folge seyn?

Noch ist es Zeit zur Umkehr, und wenn es auch unendlich schwer seyn mag, eine eingeschlagene Bahn völlig zu verlassen, so sind doch Auskunftsmittel zu finden, auch ist mit jener pietistischen Schule des Hegelthums allerdings eine Ausgleichung möglich.

VIII.

Über die Besetzung des Cultusministeriums in Preußen.

Schon seit mehreren Monaten haben sich die Zeitungen vielfach mit Gerüchten und Vermuthungen über die Wiederbesetzung des Ministeriums Altenstein beschäftigt. Eine Reihe von Candidaten hat man dem harrenden Publicum als mögliche und muthmaßliche Nachfolger bezeichnet, und es sind darunter zum Theil sehr achtbare Namen ge-

nannt worden, unter andern aber auch einer, von dem man es kaum für möglich halten sollte, daß ein verständiger Mensch auf ihn bei dieser Frage noch hätte verfallen können, wenn man seinen diplomatischen Charakter betrachtet, wie er dem Leser des fünften Bandes dieser Zeitschrift handgreiflich klar geworden seyn muß, wenn man zudem erwägt, welchen, selbst sprüchwörtlich gewordenen, Widerwillen er sich unter den Katholiken zugezogen. Darum konnte der Zeitungscorrespondent selbst sich nicht enthalten, auf die Unglaublichkeit dieser Wahl hinzudeuten. Aber auch bei andern in Vorschlag gebrachten Männern, deren Wahl solche aus ihrem bisherigen Wirken hergenommene Bedenken gar nicht oder doch bei weitem nicht in dem Maaße entgegenstanden, hat man hin und wieder auf die großen Schwierigkeiten dieses Amtes in Beziehung zu den katholischen Kirchenangelegenheiten aufmerksam gemacht, und namentlich ist gesagt worden, daß ein hoher Provincialbeamter, dem man sonst viel Geschick in der Verwaltung zutraut, deßhalb die höhere Stellung einzunehmen selbst Bedenken trage, weil er in seiner jetzigen Stellung schon gute Gelegenheit gehabt habe, die Schwierigkeiten, mit denen er dort zu kämpfen haben würde, zu erkennen. Und wahrlich diese Schwierigkeiten sind von der Art, daß sie auch jedem andern aufmerksamen Beobachter nicht leicht entgehen können. Seit mehrern Decennien hat derselbe Mann der weltlichen Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten in Preußen vorgestanden. Seine Tendenz ist dadurch so tief in der Gewohnheit eingewurzelt, daß es dem Nachfolger gewiß schwierig seyn muß, einen andern Weg als den bisher verfolgten einzuschlagen und, der herrschenden protestantischen Beamtenpraxis und den Traditionen der Bureaukratie trotzend, consequent fortzuschreiten. Und doch haben es die neuesten Ereignisse für unumgänglich nothwendig erkennen lassen, von der bisher betretenen Bahn, namentlich in Behandlung der katholischen Kirchenangelegenheiten, abzulenken. Denn auf dieser Bahn hat man sich in eine Masse von Verwicklungen verirrt, aus welchen sich herauszuwinden eben als die nächst zu lösende schwierigste Aufgabe dem neuen Minister bevorsteht; und man darf nicht etwa glauben, daß mit einer glücklichen Beschwichtigung der jetzt obschwebenden Differenzen als einer bloß persönlichen Angelegenheit der beiden Erzbischöfe die Sache abgethan seyn werde, übrigens aber die frühere Behandlungsweise fortgesetzt werden könne. Die Differenzen haben einen tiefern Grund; gleiches Verfahren von Seiten der Regierung könnte jederzeit wieder gleiche Verlegenheiten erzeugen; es bedarf einer aufrichtigen Anerkennung der gerechten Ansprüche, welche eine Masse von mehr als fünf Millionen katholischer Unterthanen in

kirchlicher Beziehung machen kann; es bedarf der Lossagung von jenen herrschenden Ansichten der Beamtenwelt, nach welchen man die Würdenträger und Diener der katholischen Kirche gleich gewöhnlichen Staatsdienern den Regeln strenger amtlicher Subordination unterwerfen will, und, die freie Thätigkeit der Kirchengewalt in dem ihr zustehenden Gebiete hemmend, in jeder Opposition, welche vom kirchlichen Standpuncte aus gegen Administrativbefehle erhoben wird, eine freche Auflehnung gegen die öffentliche Ordnung erblickt; es ist nothwendig, jenes Vermischungssystem aufzugeben, nach welchem man den Unterschied der Confessionen auch in kirchlicher Beziehung möglichst zu neutralisiren suchte, in der That doch immer zu Gunsten der einen Seite, so daß sich die Tendenz einer Paralysirung des eigenthümlich Katholischen deutlich genug zu erkennen gab, während ein sicherer Friede nur durch Gewährung freier Entfaltung des kirchlichen Lebens zu erreichen stand, und dadurch auch, verbunden mit wahrhaft gleichmäßiger politischer Behandlung der verschiedenen Religionsverwandten, bei der anerkannten practischen Toleranz der Katholiken leicht zu erreichen war.

Wenn man nun die besondern Schwierigkeiten in der Verwaltung des Ministeriums der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten allgemein einsieht und eine recht befriedigende Lösung derselben zu wünschen scheint, so ist es zu verwundern, daß man bisher noch eine Seite gar nicht berührt hat, von welcher ausgehend doch noch am ersten eine dauernde Beseitigung derselben mit einigem Grunde sich erwarten ließe. Nur ein einziger katholischer Rath war bis dahin für den Vortrag über katholische Kirchen- und Schulsachen in dem Ministerium angestellt, überhaupt, wenn wir nicht irren, der einzige Katholik unter allen Räthen dieses Ministeriums, von der Abtheilung für Medizinalangelegenheiten abgesehen. Wer nun einigermaßen eine Vorstellung hat von der unendlichen Menge der an das Ministerium einlaufenden Sachen, muß es unglaublich finden, daß alle diese von dem einen katholischen Mitgliede bearbeitet, geschweige denn reiflich erwogen und gründlich vorgetragen werden können. Nicht nur die Verhandlungen über alle wichtigern kirchlichen Fragen mit Bischöfen und Domkapiteln und die Wahrnahme der Regierungsinteressen in Besetzung dieser Stellen gehört zum Ressort jenes Ministeriums; es stehen auch unmittelbar unter demselben die Universitäten, von denen zwei gemischte eine katholisch-theologische Facultät haben, desgleichen die beiden rein katholischen Halb-Universitäten in Münster und Braunsberg, in deren Angelegenheiten die (protestantischen) Curatoren oder Regierungsbevollmächtigten nur als vermittelnde Berichterstatter dienen; und dann muß man außerdem die unendliche Menge von

Kirchen= und Schulsachen kennen, welche von den Provincialbehörden an die höhere Centralbehörde gelangen. Was diese letzten betrifft, so ist es kaum anders denkbar, als daß auch bei ihrer Behandlung in dem Regierungscollegium häufig das katholische Interesse sehr verabsäumt oder hintangesetzt werde, und man kann es oft schon für ein Glück ansehen, wenn dieselben auf Betreiben der kirchlichen Behörden an das Ministerium gebracht werden, indem sich darin wenigstens eine Widerstandskraft der ersten kund gibt, die doch oft wohl auch Erfolg hatte. Bei den Regierungen derjenigen Bezirke, in welchen sich eine beträchtliche katholische Bevölkerung findet, ist ein katholischer Kirchen= und Schulrath angestellt, so wie andrerseits bei allen Regierungen ein protestantischer. Jener ist gewöhnlich oder doch häufig zugleich Pfarrer, und mit Arbeiten verschiedener Art überhäuft. Zudem ist es wohl der Fall, daß er der einzige katholische Rath in dem ganzen Collegium ist, und überall, auch in den Bezirken, deren Bevölkerung fast ausschließlich oder ganz überwiegend katholisch ist, und zumal vor 25 Jahren war, steht er einer unverhältnißmäßig starken Majorität protestantischer Mitglieder gegenüber, welche nicht selten gänzlich unkundig der innern Verhältnisse der katholischen Kirche oder in den crassesten Vorurtheilen befangen und von oft schroff genug sich äußernder Abneigung gegen alles Katholische beherrscht, der Geltendmachung katholischer Interessen sich entgegenzusetzen, wo es sich irgend thun läßt, nur zu sehr geneigt sind. Ja es ist schon der Fall vorgekommen, bei einer Regierung, deren Untergebene zu mehr als fünf Sechstel Katholiken sind, daß in der bestehenden besondern Abtheilung für Kirchen= und Schulsachen, während langer Vacanz der Stelle des katholischen Rathes, ein katholischer Referendarius sine voto allein die Interessen seiner Kirche zu vertreten hatte gegen den protestantischen Dirigenten und zwei oder drei andre protestantische Mitglieder. Ist nun ein solcher Vertreter auch energisch genug, um gegen die meistens einflußreichern, dissentirenden Collegen seine Meinung zu behaupten (und man will bemerkt haben, daß manche übermäßig nachgiebig sind), so läßt sich doch denken, daß er sehr oft auch da, wo er nach des Unbefangenen und Sachkundigen Urtheil Recht oder Billigkeit auf seiner Seite hat, doch nicht durchdringt. Zudem hat das Referat über die rein weltliche Seite jener Angelegenheiten, wenn es sich z. B. um Beschaffung oder Verwendung der Mittel zu kirchlichen und Schulzwecken, zur Gründung oder bessern Dotirung von Stellen, zu Bauten und Reparaturen u. dgl. handelt, ein anderer Rath, und es ist wieder eine seltne Ausnahme, wenn dieser etwa einmal ein Katholik ist. Wie bedeutend aber dessen Einfluß

auf die Behandlung jener Sachen seyn könne, das mag aus dem einzigen Factum wohl erkannt werden, daß bei einer andern Provincialregierung die wiederholte dringende Vorstellung der zahlreichen katholischen Gemeinden einer gemischten Stadt, worin um Verbesserung ihres Schulwesens gebeten wurde, weil sonst den Katholiken nichts andres übrig bleibe, als ihre Kinder in die protestantische Schule gehen zu lassen, daß, sage ich, diese Vorstellung einfach ad acta gelegt, und deren Einsicht auf solche Weise dem katholischen Schulrathe ein ganzes Jahr lang vorenthalten wurde, ohne Zweifel, weil der Decernent, dem die Sache zuerst in die Hände gekommen, es als ein sehr ersprießliches Resultat betrachtete, wenn die Kinder der Katholiken die protestantische Schule zu besuchen genöthigt würden, ein Resultat, was auch in andern Städten schon durch den Verfall der katholischen Schulen glücklich erreicht war. Auch in den unmittelbar unter den Oberpräsidenten stehenden Provincialschulcollegien befindet sich höchstens ein katholisches Mitglied, und man ist daher in einer Provinz, von deren Bevölkerung etwa acht Dreizehntel katholisch sind, schon daran gewöhnt, einen protestantischen Provincialschulrath als Visitator auch der katholischen Gymnasien umherreisen zu sehen, obwohl man vom Umgekehrten noch kein Beispiel hat.

Wenn man diesem nach zu der Behandlung der katholischen Kirchen- und Schulsachen bei den Provincial-Verwaltungsbehörden keineswegs großes Zutrauen haben kann, so stellt sich doch das Verhältniß im Ministerium durchaus nicht günstiger, vielmehr noch ungünstiger. Hier steht der einzige katholische Rath als bloßer Referent, ohne entscheidende Stimme, unter dem Minister, dessen Beschluß von des Referenten und seiner Miträthe Votum nicht abhängt, und wenn der Minister auch auf den Beschluß seiner Rathsversammlung großes Gewicht legt, so steht doch jener bei den Ministerialberathungen immer allein den übrigen protestantischen Dirigenten und Räthen gegenüber, wo es auf Verfechtung katholischer Interessen und Ansichten gegen entgegenstehende protestantische ankommt. Und es gehört auch eine größere Energie und Festigkeit des Charakters dazu, um des mächtigen Ministers entschiedener Meinung kräftig entgegenzutreten. Setzen wir aber auch auf Seiten des Referenten unerschütterliche Freimüthigkeit, auf Seiten seines Vorgesetzten die größte Bereitwilligkeit, Rath anzunehmen, voraus, so ist es doch immer eine höchst bedenkliche Sache, daß bei den Ministerialberathungen nur die Stimme eines Einzigen gehört wird, der sich zu den Millionen zählt, deren Wünsche und Hoffnungen die Entscheidung betrifft. Zutrauen kann dieß wenigstens nicht erwecken;

es kann nicht fehlen, daß sich die Meinung bilde, nur von Protestanten gehe doch eigentlich Alles aus, was dort beschlossen werde, und wenn in einem namhaften Falle für die Entfernung eines Regierungsvicepräsidenten katholischer Confession die Unzufriedenheit der protestantischen Geistlichkeit darüber, daß derselbe in Abwesenheit des Oberpräsidenten an dessen Statt das Präsidium des Provincialconsistoriums führte, das Hauptmotiv gewesen ist, wie das Gerücht behauptete, so kann man wahrlich den Katholiken ihre Unzufriedenheit über obige Einrichtung billiger Weise nicht verdenken. Wenn aber etwa jener Einzige durch sein Verhalten einmal besondern Grund zum Mißtrauen gegeben, oder diese Meinung mit mehr oder weniger Grund sich verbreitet hat, oder wenn derselbe etwa einmal in persönliche Conflicte mit einem Kirchenobern gekommen ist, die eine fortdauernde Disharmonie nach sich ziehen, so muß alsdann vollends das Verhältniß mißlich und unersprießlich werden.

Wie viel befriedigender erscheint in Vergleichung hiermit in einem Lande unter katholischem Fürsten die Stellung der protestantischen Consistorien? Sie bilden selbstständige, in ihren Berathungen und Beschlüssen von jedem fremdartigen Einfluße freie Collegien, subordinirt etwa einem eben so rein protestantischen Oberconsistorium, dessen Vorsitzer gewöhnlich einen sehr hohen Rang unter den Staatsdienern einnimmt, und zum Beispiel in Bayern zugleich Mitglied der Kammer der Reichsräthe und des Staatsrathes ist. Sie erfreuen sich in ihrem eigenthümlichen Wirkungskreise einer Unabhängigkeit, um welche sie wohl die protestantisch-kirchlichen Behörden in manchem Lande unter protestantischem Regenten beneiden möchten. Freilich wird man uns entgegnen, diese Vergleichung sey unzutreffend; denn die Consistorien seyen eigentlich kirchliche Behörden, denen die Ausübung der Kirchengewalt übergeben sey, die einen Theil der Verfassung der protestantischen Kirche ausmachen; sie dürften also nicht den weltlichen Behörden für Kirchen- und Schulangelegenheiten entgegengesetzt werden; wollte man eine passende Vergleichung anstellen, so müßte man die ganze hierarchische Ordnung der katholischen Kirche in die andere Wagschaale legen, und da möchte bei der festen Gliederung und Verkettung in der Verfassung dieser letzten der Vorzug doch wohl auf deren Seite fallen. Allerdings verdienten wir diesen Vorwurf, wenn wir obige Vergleichung in jeder Beziehung geltend machen wollten. Allein Jedermann weiß auch, wie vielfach sich die mehr weltliche Seite der kirchlichen Angelegenheiten mit der rein geistlichen berührt, wie die Regierung beflissen ist, ihren Einfluß auf die erste geltend zu machen, wie weit sie daher ihre Wirk-

samkeit in den angegebenen Beziehungen ausdehnt, wie sehr sie die katholischen Kirchenobern in ihrer Thätigkeit einschränkt, wie unendlich wichtig daher bei den herrschenden Grundsätzen auch für die katholische Kirche die Tendenz und Thätigkeit derjenigen weltlichen Beamten ist, welchen diese Seite der Regierungsgeschäfte übertragen ist, während bei den protestantischen Consistorien, die ja doch landesherrliche Behörden sind, sich von selbst die verschiedenen Rücksichten in der Behandlung der zu ihrer Competenz gehörenden Sachen mit einander vermischen, und dieselben es auch als ihren Beruf ansehen, in jeder Beziehung die Interessen ihrer Confession zu vertreten und zu fördern. Nun ist aber leicht einzusehen, wie viel kräftiger und wirksamer für ihre Zwecke im Vergleich zu dem Einflusse der einzeln stehenden katholischen Regierungsbeamten in Preußen die Thätigkeit solcher selbstständigen Collegien seyn müsse, die ihre Berathungen unabhängig halten, ihre Beschlüsse, Anträge, Wünsche und Beschwerden in wohlerwogener, motivirter Fassung vorlegen können, wo sie höhere Bestätigung, Gewährung oder Abhülfe erheischen, worauf dann eben auch motivirte Bescheide erlassen werden; es ist leicht ersichtlich, wie viel mehr Ursache die Confessionsverwandten haben, in die gehörige Vertretung ihrer Wünsche und Ansichten durch ein solches Oberconsistorium Vertrauen zu setzen, als die Katholiken da, wo nur ein einzelner Katholik sein Votum in einer Versammlung protestantischer Räthe geltend zu machen und dem vorgesetzten Minister über die seine Kirche berührenden Angelegenheiten Vortrag zu halten hat.

Erwägt man nun Alles dieses, so wird es gewiß ein sehr billiges Verlangen erscheinen, daß in dem preußischen Ministerium der geistlichen Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten eine besondere Abtheilung für die katholischen Kirchen- und Schulangelegenheiten gebildet werden möge, deren Dirigent und einzelne Mitglieder alle Katholiken seyn müßten und unter denen es wohl angemessen wäre, auch einen oder andern tüchtigen katholischen Geistlichen Platz nehmen zu lassen. Wir wollen unsere Ansprüche nicht so weit ausdehnen, daß wir die Bildung eines abgesonderten Ministeriums für das katholische Unterrichtswesen in Antrag brächten, wenn gleich ein solches bei der Größe der katholischen Bevölkerung Preußens, die für sich allein den größten Staat in Deutschland nächst Preußen ausmachen würde, eine billige, in der garantirten Rechtsgleichheit beider Confessionen vollkommen gerechtfertigte Forderung ist. Allein abgesehen davon, daß dieser Anordnung schon finanzielle Bedenken in den Weg treten würden, abgesehen auch davon, daß die Parthei, welche so lebhafte Furcht äußert, es möchten

den Katholiken zu große Concessionen gemacht werden, die ihr Mißbehagen darüber oft auf die ungebührlichste Weise in den Zeitungen ausläßt, und der auch nur ein einziger Katholik als preußischer Minister eine horrible Vorstellung ist, einen gewaltigen Lärm erheben möchte, so würde vielleicht auch die vielfältige Berührung der katholischen und protestantischen geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten eine Trennung in besondere Ministerien unthunlich erscheinen lassen. Wohin z. B. wäre das Universitätswesen, so weit es dabei auf die Confession nicht wesentlich ankommt, wohin die Angelegenheiten mancher andern Unterrichtsanstalten, als höherer Real- und Gewerbschulen, bei welchen dieselbe Rücksicht weniger bedeutet, wohin die Angelegenheiten der gemischten Gymnasien zu verweisen? Aber die Bildung einer selbstständigen Abtheilung des Ministeriums unterliegt gar keinen Schwierigkeiten; wie schon eine besondere Abtheilung für das Medizinalwesen, eine andere für die protestantischen geistlichen Sachen besteht, von welcher letzten die angesehensten protestantischen Geistlichen Mitglieder sind, und wie drittens eine eigene Abtheilung die allgemeinen Unterrichtssachen zum Ressort hat, so könnte füglich, und zwar mit verhältnißmäßig geringem Aufwande, eine besondere Direction und Abtheilung für die Angelegenheiten der katholischen Kirche und ausschließlich katholischer Unterrichtsanstalten gebildet werden; bei der Berathung derjenigen Sachen aber, welche nicht eine oder die andere Confession speciell angehen, brauchte man nur der Unpartheilichkeit wegen einige Mitglieder der katholischen Abtheilung zuzuziehen; und das Ganze stünde unter der Leitung Eines Ministers, der die Ressortverhältnisse der verschiedenen Abtheilungen und ihre gegenseitigen Beziehungen überwachte. *)

Gewiß würde eine solche Anordnung, zumal wenn man auch in der Wahl der anzustellenden Ministerialbeamten nicht durch ungehörige Rücksichten sich leiten ließe, von allen guten Katholiken, die gern auch gute Unterthanen sind, als ein Pfand des Vertrauens und des wiederkehrenden Friedens im religiösen Verkehr freudig begrüßt werden, und sie wäre mehr geeignet, als die beste Wahl des Ministers selbst, Vertrauen auf die künftige Regierung einzuflößen, so wie sie auch jedem, welcher zur Leitung dieses Ministerii berufen werden mag, seine Stellung wesentlich erleichtern würde. Wir sind zwar weit entfernt, uns einzubilden, daß dadurch einzelne Conflicte oder Differenzen mit

*) Wenn auf diese Weise die katholische Abtheilung so wie die protestantische, gemeinsam unter dem Cultusminister stehen soll, so scheint es uns eine in der garantirten Confessionsgleichheit gegründete, gerechte Forderung, daß dieser Minister nicht exclusiv nur ein Protestant seyn müsse.

Anmerkung der Redaktion.

den geistlichen Behörden ganz und gar ausgeschlossen würden. Immer wird es manche Fälle geben, wo auch die katholischen Beamten als solche von andern Gesichtspunkten ausgehen, als Bischöfe und Kapitel, und es können auch wirkliche Uebergriffe der letztern vorkommen, gegen welche jene pflichtmäßig die Rechte des Königs vertreten müssen. Aber die Gefahr jenes fortschleichenden, alle Verhandlungen durchdringenden gegenseitigen Mißtrauens und der daraus sich entwickelnden Exacerbation, die wiederum die schlechtesten Früchte bringen muß, wäre bei weitem nicht so sehr zu befürchten; es würde eine Menge von Conflicten vermieden und Verständigung auf leichte friedliche Weise erreicht werden, wo bisher so leicht zweckloser Hader herrschte oder erbitternde rücksichtslose Abfertigung von Seiten der Regierungsbehörde die Geistlichen verletzte und mit neuem Mißtrauen erfüllte; es würde selbst auch die von der Regierung in Anspruch genommene Vermittelung der Correspondenz mit Rom Einiges von ihrer Gehässigkeit verlieren, wenn die vermittelnde Regierungsbehörde aus katholischen Mitgliedern bestände, statt daß bisher einem protestantischen Ministerium die Depeschen der Bischöfe überantwortet werden mußten, um sie, wenn es dieß für gut fand, durch den protestantischen Gesandten in Rom an ihre Bestimmung gelangen zu lassen, während doch früher selbst der König der Niederlande, der auch in seiner Residenz einen päpstlichen Gesandten empfieng, den man in Berlin nicht annehmen mag, discreter Weise einen Katholiken bei dem päpstlichen Hofe als seinen Gesandten accreditirte.

Und sollte man nicht hoffen dürfen, daß die oben geäußerten Wünsche Anklang und Gewährung finden? Ungeachtet der großen Zerwürfnisse, die mit dem 20. Nov. 1837 ausgebrochen, darf man doch nicht verkennen, daß in den Beamtenverhältnissen in neuerer Zeit sich Einiges zu Gunsten der Katholiken geändert hat. Während im Jahre 1825 noch Anstand genommen wurde, den ersten, nach bestandenem Staatsexamen zum Kammergerichtsassessor ernannten Katholiken als solchen bei diesem Gerichtshofe in Eid und Pflicht zu nehmen, ist doch jetzt, wenn wir nicht irren, ein und anderer Katholik auch bei dem höchsten Gerichtshofe für die nicht unter französischer Gesetzgebung stehenden Theile des Reiches, bei dem geheimen Obertribunal in Berlin, angestellt, und während fast zwanzig Jahre nach dem Frieden in den sämmtlichen Ministerien nicht ein einziger Katholik (es wäre denn etwa im Subalterndienste) angestellt war, außer dem Ministerialrath für die katholischen Kirchen- und Schulsachen, sind in neuerer Zeit doch auch in andern Ministerien einige Katholiken zu Räthen ernannt worden, und seit

mehrern Jahren ist selbst ein Katholik Secretair des Staatsrathes, unter dessen (beiläufig hundert und fünfzig) ordentlichen und außerordentlichen Mitgliedern sonst freilich nur einige wenige Katholiken vorkommen. Auch ist vor wenigen Jahren zum erstenmal einer von den 25 Regierungen ein Katholik als Chef-Präsident vorgesetzt worden. So hat man sich also schon daran gewöhnt, einzelne Männer, welche zu dieser Kirche sich bekennen, bei der obersten Leitung der Staatsgeschäfte in den Centralbehörden beschäftigt zu sehen, und hat, wie es scheint, nicht Ursache gefunden, mit deren Dienstleistungen sehr unzufrieden zu seyn. So wird man denn wohl um so weniger Anstoß daran nehmen, die Leitung derjenigen Verwaltungsgegenstände, welche wesentlich nur die Interessen der katholischen Unterthanen berühren, zunächst einem Collegium von Räthen, die aus diesen genommen sind, anzuvertrauen. Unter den mannichfaltigen Hoffnungen und Wünschen, deren Erfüllung von der neuen Regierung erwartet wird, und vielleicht um so befriedigender eintreten wird, je mehr sie den Ungeduldigen zu zögern scheint, mag auch diese Hoffnung bescheidentlich ihren Platz einnehmen.

IX.

König Friedrich Wilhem III. und sein Nachfolger.

Um die Zeit, als König Friedrich Wilhelm III. von Preußen im Jahre 1797 die Regierung angetreten, hat er eine Instruction für seinen Generaladjutanten, den Major von Köferitz, wonach er sich richten werde, wenn er König sey, erlassen, worin er, die zwar angefochtene Aechtheit dieses Documentes vorausgesetzt, die Grundsätze erklärt, nach denen er die Regierung zu führen, sich vorgesetzt. Dies läuft im Wesentlichen darauf hinaus: der König, der erste Diener des Staats, nach dem Worte, das Friedrich gesagt, dies will auch ich seyn; möglichstes Glück der Unterthanen ist der Endzweck der Liebe, die ich zu ihnen trage; jeder soll daher freien Zutritt zu mir haben, und keine Bittschrift ungelesen bei Seite gelegt, und dreimal wöchentlich über Alles Bericht erstattet

werden, die Gründe dafür und dawider erwogen, wenig Worte, aber das Beschlossene unwiderruflich; der Schatz, die Basis und Stütze des preußischen Staates, da er aber nichts als Schulden hat, darum möglichste Sparsamkeit, keinen Aufwand und keine Schenkungen; über das Militär recht oft Revue gehalten, und die Truppen geübt, um sie in Thätigkeit zu erhalten; keine Vorliebe für den Krieg, er kostet Menschenblut und Geld, also Frieden mit allen Nachbarn, die sich untereinander aufreiben mögen nach Gefallen, wir selbst neutral, wer aber angreift, gegen den Vertheidigung bis auf den letzten Mann.

Neben diesen Grundsätzen und Maximen, die sich die neue Regierung selber vorgeschrieben, kündigte sie sich bald handelnd durch Abschaffung der Willkührlichkeit der Cabinetsjustiz, Aufhebung des Religionsedictes und alles kirchlichen Zwangs, weil Religion nur Gefährtin der Vernunft und der Freiheit seyn könne, und Einführung einer minder drückenden Censur an. Wie in diesen Handlungen die Einwirkung und die Farbe der Zeit sich ausdrückt, so in den Maximen mehr der Hausgeist und die Ueberlieferung; daneben begegnen wir individuellen Vorsätzen, wie sie wohlgesinnten Prinzen eigen zu seyn pflegen, die, wenn sie lange vom Weltlauf sich verletzt gefühlt, zuletzt auf die Meinung kommen, durch Aenderung einiger leitenden Ideen, verbunden mit strengem Halten auf Pünktlichkeit und Ordnung, sey Allem abzuhelfen, und Glück und Zufriedenheit leicht herbeizuführen. In ruhigen Zeiten wird nun rasch zur Realisirung vorgegangen, aber bald begegnen den Ideen, die von heute oder gestern sind, andere, die wie die alten Eichen im Walde stehen, und wenn mit Gewalt niedergeworfen, nun wieder aufs Neue aus ihren Wurzeln aufschlagen; der Ausführung von Ordnung und Pünktlichkeit tritt auch die Schwäche der menschlichen Natur in den Weg, und so behauptet der Weltlauf nach kurzer Störung, nur mit einem kleinen Wechsel in Form und Gestalt, wieder sein Recht. Nun aber waren es nicht ruhige Zeiten, die des jungen Für-

sten warteten. Als er diese Beschlüsse zur Ordinirung eines reinlichen, geordneten, aber knappen Haushaltes während seiner Regierungszeit gefaßt, da waren die rächenden Mächte, die das alte, vermoderte Europa aus seinen Angeln reißen und niederwerfen sollten, ans Werk gegangen, und förderten rasch die übernommene Arbeit. Das Verderben von Land zu Land sich wälzend, erreichte bald auch das Seinige, das er, als neutral, von der Welt hatte abschließen wollen. Der Diener des Staates wurde bald der der Ereignisse; vom Glück der Unterthanen war weiter nicht die Rede, kaum von ihrer Existenz, als erst nach geendeter Neutralität die Schlacht bei Jena in der Selbstvertheidigung übel ausgeschlagen, und die wöchentlichen Audienzen nur Zahlungsfristen wurden, dem leeren Schatze aufgelegt, um das Letzte der Unterthanen in den unerschwinglichen Kriegssteuern hinzubringen. Die Macht indessen, die die Heimsuchung herbeigeführt, um den Eigendünkel der Menschen zu demüthigen, brachte Hilfe; die Ueberschwemmung kehrte in ihre Ufer zurück, und es wurden wieder ruhigere Zeiten.

Nachdem in dieser Weise ein Menschenalter seit jenem ersten Documente vorübergegangen, tritt im Jahre 1827 im Testamente des Königs ein zweites hervor, uns die in allen diesen Stürmen gemachte Lebenserfahrung auslegend. Es beginnt mit den Worten: Meine Zeit mit Unruhe, meine Hoffnung in Gott! An deinem Segen, Herr ist Alles gelegen. Gott wolle meinen Geist aufnehmen und mir ein barmherziger und gnädiger Richter seyn, wie denn auch ich allen meinen Feinden vergebe, auch denen, die durch hämische Reden, Schriften oder durch absichtlich verunstaltete Darstellungen das Vertrauen meines Volkes, meines größten Schatzes, — doch Gottlob nur selten mit Erfolg — Mir zu entziehen bestrebt gewesen sind. Nach Rückblicken dann auf die gnädige Führung in den Jahren 1813, 1814 und 1815 und seine persönlichen Lebensverhältnisse, sagt er dem Nachfolger, indem er ihm die Bürde der Regierungsgeschäfte

mit ihrer ganzen Verantwortlichkeit überträgt; an ihm sey es nun, vorbereitet, wie er sich finde, seine gerechten Erwartungen und Hoffnungen und die des Vaterlandes zu erfüllen, — wenigstens darnach zu streben, und ein Vater seiner Unterthanen zu werden. Weiter räth er ihm, vor der so allgemein um sich greifenden Neuerungssucht und vor unpractischen Theorien, deren so unzählige jetzt im Umschwunge seyen, sich zu hüten, zugleich aber auch vor einer fast ebenso schädlichen, zu weit getriebenen Vorliebe gegen das Alte sich zu wahren; denn nur, wenn er diese beiden Klippen zu vermeiden verstehe, dann seyen wahrhaft nützliche Verbesserungen gerathen. Das Heer, das in einem seltenen guten Zustand alle seine Erwartungen im Kriege wie im Frieden erfüllt, möge stets seine hohe Bestimmung vor Augen haben, das Vaterland aber auch nimmer vergessen, was es ihm schuldig sey. Fördere, setzt er hinzu, nach Kräften die Eintracht unter den europäischen Mächten, vor allem aber möge Preußen, Rußland und Oesterreich sich nie von einander trennen; ihr Zusammenhalten ist als Schlußstein der großen europäischen Allianz zu betrachten. Eine Aufforderung an die geliebten Kinder, sich durch einen nützlichen, thätigen, sittlich reinen, gottesfürchtigen Wandel auszuzeichnen, und ein Aufblick zu Gott um seinen Segen über Vaterland und Haus und die Regierung des Nachfolgers beschließen das Aktenstück.

Man fühlt es diesem Documente, das offenbar aus der Seele des Schreibenden ausgeflossen, leicht an, daß die Erlebniß der verlaufenen, tief einschneidenden Jahre keineswegs unfruchtbar für ihn geblieben. Nicht Angesichts des Todes, sondern nur eines an ihn mahnenden Ereignisses sammelt er sich auf seiner Höhe, um die Resultate seines Lebens zu überschauen. Ruhige Zeiten hatte er erwartet, und sie durch stilles, fleißiges Mühen in ihrem Gemach zu erhalten sich vorgesetzt. Aber unruhige, maaßlos anstürmende Zeiten waren ihm geworden, denen er mit dem ihm gegebenen Maaße der Kraft nicht zu stehen vermogt; er hätte darum seine Schwäche

gefühlt, und im Rückblick auf die höheren Führungen war er zur Anerkenntniß des höheren Helfers gelangt, durch dessen Segen alles Thun und Mühen der Menschen erst fruchtbar wird. Indem er sein Erbarmen für sich in Anspruch nimmt, vergiebt er denen, die im Laufe seines Lebens ihn versehrt, dabei voraussetzend, daß auch die, welche unter ihm versehrt worden und über Unbill zu klagen hätten, — was in der Stellung der Könige und Fürsten häufiger als das Andere eintreten muß, — ihm dieselbe versöhnliche Gesinnung erwiedern würden.

In dieser demüthigen und frommen Stimmung überträgt er, sich auf sein Sterbebett versetzend, die Bürde der Regierung auf den Nachfolger, bei der Investitur den Diener des Staates durch den Vater der Unterthanen ergänzend; und dabei die Bedingung setzend, daß er die gerechten Erwartungen des Vaterlandes erfülle; sogleich aber mit Bescheidenheit sie dahin beschränkend, daß wenigstens sein Streben dahin gerichtet sey. Das Steuer soll er also führen, daß er einerseits die Klippe neuerungssüchtiger, unpractischer Theorien, andererseits die zu weit getriebene Vorliebe gegen das Alte meide; das Heer soll er bei seiner Bestimmung halten, sein Verdienst aber achten nach Gebühr; endlich nach auswärts Frieden, besonders aber die Einigkeit Preußens, Rußlands und Oesterreichs, den Grundpfeiler der öffentlichen Ordnung schirmen, sonst aber dem Segen von oben vertrauen.

Hätte vor vielen Menschenaltern einer der erlauchten Vorfahren in ähnlicher Weise testirt, dann würden die Worte an den Nachfolger in engster und triftigster Kürze wohl also gelautet haben: Halte stets in all deinem Thun Gott und seine ungefälschte Lehre vor Augen, mit unverbrüchlicher Treue aber an Kaiser und Reich und seiner Ordnung; begehre nicht der Güter eines Andern, aber sorge, daß die Rechte, Güter, Besitzthümer und Freiheiten deines Hauses ungekränkt auf deinen Nachfolger übergehen; dann wird Teutschland immer groß, gefürchtet, stark und unabhängig stehen, und keines

Andern bedürfen, um den Frieden in Kirche und Staat durch ganz Europa hindurch zu handhaben und zu wahren.

Hätten dann Alle gethan nach diesem Rathe, dann wäre das Alte nicht vermodert, und aus dem Moder wäre nicht das Gewürm des schlechten Neuen hervorgekrochen, und man hätte nicht das ewig junge Alte und das im frischem Alter grünende Neue gänzlich außer Acht lassend, den Gegensatz von Alt und Neu schlechthin als Norm des Verfahrens aufstellen dürfen. Das alte Reich in seiner Ordnung stünde dann noch, durch die Erfahrung der Zeiten gekräftigt, glänzender, dann es je gewesen, und mit ihm die einzige Verfassung, die bei der Freiheitsliebe und dem Unabhängigkeitssinn der teutschen Stämme, verbunden mit ihrer instinctartigen Wahlverwandtschaft, mit ihrem Triebe und Bedürfniß nach Einheit, und ihren Neigungen zum freien Gehorsam, für Teutschland auf die Länge passend und gedeihlich ist. Hätten Alle so gehandelt, dann hätten sie, als die Zeit einer Crise und Verjüngung der Kirche herangekommen, diese unter höherer Beihilfe von unten herauf, ohngefähr wie sie gegenwärtig unter unseren Augen sich begiebt, zu fördern gesucht; sie hätten nicht, indem sie kräftigen, aber zügellosen Priestern Gehör gegeben, sich verleiten lassen, das Werk auf dem Wege gewaltsamer Revolution zu vollbringen; noch wären sie, indem sie mit Aexten und Schwertern den geistigen Bau der Kirche angelaufen, und natürlich mit dem Verfallenen auch das innen grünende Gute in Haufen niedermähen lassen, dem stillen Wirken der Gottheit in den Weg getreten; hätten auch nicht den auf solches Thun durch alle Geschichte gesetzten Fluch auf sich genommen, und nun in Kirche und im Staat eine Ordnung der Dinge herbeigeführt, die jeder Verständige als ganz unhaltbar an sich erkennen, und doch mit aller Anstrengung aufrecht erhalten muß. Die alte, an sich geschlossene Ordnung, stets fortdauernd sich verjüngend auf dem früheren Grunde, wäre dann vielmehr in ihrem Bestand geblieben, und Teutschland hätte in Mitte Europas in alter Kraft gestanden, keine Macht

wäre neben ihm aufgekommen, an deren wohlwollender oder deren feindlicher Gesinnung sein Schicksal und das Schicksal Europas geknüpft gewesen, und die es zwischen Kaiser und Teutschland einzuschieben sich bewogen gefunden, wie es zuerst mit dem Westen und nun mit dem Osten der Fall ist, der hier zwischen die beiden stärksten Glieder des teutschen Bundes eingeschoben wird.

Der Mensch ist indessen seines Thuns selbsteigener Herr geschaffen, der Lauf der Dinge wird wohl rechts und links durch leises Gegenwirken in einem gewissen Bette gehalten, aber der Strom kann doch seinem Eigenwillen folgend übertreten und sich andere Bahnen suchen, hat er erst Gefahr und Verantwortung auf diesen seinen Willen übernommen. Es ist nun eben einmal im Laufe der Jahrhunderte durch uns also geworden, wir haben unseren Lusten gekühlt und die Folgen auf uns genommen, und diese Folgen sind, wie es in der Welt geordnet ist, keineswegs alle schlecht und nachtheilig gewesen; der Strom kann nicht ins alte Bette zurück, das verwachsen ist und eingestürzt, wir müssen uns im neuen zurechtzufinden suchen. Es sind also die alten Maximen des königlichen preußischen Hauses, wie der König durch seine nächsten Vorgänger sie festgestellt vorgefunden, und die er als bewährt seinem Nachfolger überliefert. Er hat durch die Erfahrung seines Lebens sie geprüft; früher hätte das Princip gelautet: zwischen dem alten und dem jungen Frankreich halte zu dem napoleonischen, das die Fundamente zu dem europäischen Frieden und der Ordnung in sich enthält; nach dem russischen Feldzug aber ist die siegreiche Macht in seine Stelle eingetreten.

Seit der Zeit, daß jenes zweite Document niedergeschrieben worden, ist indessen abermal nahe ein halbes Menschenalter abgelaufen, und der Monarch hat innerhalb dieser Frist Gelegenheit gefunden, die vor ihm aufgestellten Maximen am Laufe der Zeiten auf Haltbarkeit und Unhaltbarkeit zu prüfen, und tiefer in ihren Inhalt vorzudringen. Was ihre eine

Hälfte in Bezug auf die äußerlichen Verhältnisse betrifft, so ist er ihnen unverbrüchlich treu geblieben und er hat damit allerdings in dankenswerther Weise den Weltfrieden für seinen Theil erhalten helfen. Aber Alles war gegründet auf die Voraussetzung, daß die Zeiten seit dem Wiener Frieden dieselben geblieben, da doch die Julitage in Frankreich, die Reformen in England, die Revolutionen in Portugal und Spanien, der Aufstand in den Niederlanden, der Abfall Polens, das Leben, das sich in dem Slavenstamme an den östlichen Gränzen seines Reiches stets mächtiger entwickelte und herandrängte, die orientalischen Verwirrungen endlich beim Zusammenfallen des türkischen Reiches es täglich augenscheinlicher machen mußten, daß die neuen, Deutschlands Selbstständigkeit und die Grundfeste der Monarchie bedrohenden Concessionen, die jene Umwälzungen der alten Ordnung abverlangten, auch eine neue Politik nothwendig machten, um ihnen ohne Verlust an Gut und Ehre zu entgehen. Bei der ernsten, nach innen gerichteten Stimmung, die das Alter herbeizuführen pflegt, war aber Aufmerken und Bemühen vorzüglich auf die andere Hälfte hingerichtet, indem er hier die Mitte zwischen Alt und Neu im Religiösen zu erbauen unternommen. Auf dem Standpunct eines protestantischen Fürsten, was konnte hier das Alte, gegen das jede Vorliebe zu meiden war, anders seyn, als die katholische Kirche, die nach seinem Glauben die Erbschaft aller Vorurtheile und menschlicher Eingriffe in das Göttliche als Fideicommiß auf alle kommenden Jahrhunderte zu übertragen sich vorgenommen. Was aber könnten die um sich greifende Neuerungssucht und die rings grassirenden Theorien, — vor denen er schon in jenem früheren Briefe an die Herzogin von Cöthen, in dem er sich auch über jene ausgelassen, seinen ganzen Abscheu bezeugt, — bedeuten, als jene rationalistischen und pantheistischen Systeme, von denen er diesen seinen Glauben unterhöhlt und innerlich zerfressen sehen mußte. Was war also natürlicher als der Gedanke, hier jenen Grundsatz von der rechten Mitte anzuwenden, und

durch ein Einbeugen und Zuneigen der verschiedenen Ueberzeugungen gegen sie hin mit linder Gewalt dem Fortgange des Verderbens Einhalt zu thun.

Was bei diesem Unternehmen ihm begegnet, dessen sind wir Augenzeugen gewesen. Die Frage und der Streit der Zeit hat sich daraus hervorgearbeitet. Eine äußere Ordnung und eine Art von anständiger Schicklichkeit hat er in der protestantischen Kirche hergestellt; aber während er dahin all seine Aufmerksamkeit hingerichtet, hat der böse Feind, der in der Theorie und Wissenschaft einen Stützpunkt sich gesucht, Unkraut mit vollen Händen auf seinen Waizenacker hingesäet; und ihn also unterhöhlt, daß alle Saat, in ihren Wurzeln versehrt, ihm abgewelkt, und ohne daß er im Eifer seiner Absicht es wahrgenommen, alles zu einem allgemeinen Umsturz in diesem wie in allen verwandten Gebieten sich vorbereitet. Als zuletzt auch das Princip auf die alte Kirche angewendet werden sollte, und nachdem die gütliche Verhandlung mißlungen, die Gewalt beugen wollte was sich nicht fügte, da hatten die Arbeiten an die Nähe der Brunnkammer des menschlichen Herzens hingeführt, wo die Vorräthe, über die allein eine höhere Macht gebietet, aufbewahrt und beschlossen liegen. Darum brachen, wo Alles versiegt und verlechzt geschienen, mit einemmale Ströme der Wässer hervor, von deren Daseyn die Gelehrten und die Klugen nichts geahndet; Wässer, die täglich reicher quellend, in unmeßbare Tiefe gründen. Umsonst hat man mit allen Formeln und Worten sie beschworen, umsonst hochmüthig sie sich ausgeredet; die immer mehr ansteigende Fluth hat Alles mit sich dahingerissen. Denn Er, der nicht wie der Mensch, die enge Gegenwart beherrscht, sondern in alle Zukunft blickt, hat sie für diese hervorgerufen; weil diese ihrer bedürfen wird, um die Gefahren zu bestehen, gegen die ihr der Kampf aus der Ferne droht. Darum ist ganz eine andere Zeit, als die Nächstvergangene gewesen, jetzt hervorgetreten; zerrissen sind die Maximen und Traditionen, die zuvor geherrscht,

und mit dem Werdenden müssen sich neue bilden, die früher nimmer gepaßt.

Die letzten Zeiten des Lebens des Königs waren durch diese unvorhergesehenen Ereignisse mit Bitterkeit gefüllt; und ehe dann er in ihnen sich zurecht finden gekonnt, war das diesem Leben gesetzte Ziel herangekommen. Es ist aber um das Sterbebett eines jeden Menschen, der Fürsten zumeist, eine sehr ernste Sache. Jene Luftspieglung, in der jeder mehr oder weniger lebt, die aber um die Hochgestellten vor Allen hoch und weit und die Wirklichkeit verhüllend sich zusammenzieht; sie zerfließt und verweht und zerstreut sich in die Leere, im Verhältniß, wie es mit dem Leben zur Neige geht. Alle jene Täuschungen und Illusionen, die wir uns gemacht, und die wir mitunter wohl die Poesie des Lebens genannt, lösen sich in ihre Nichtigkeit; alle jene Uebereinkünfte, die wir gegenseitig in Thun und Lassen zu gegenseitiger Zufriedenheit miteinander abgeschlossen; alle Capitulationen mit der Wahrheit, dem Rechte und der Gerechtigkeit, die wir auf die Bürgschaft Anderer hin abgeschlossen: sie liegen zerrissen an der Erde um uns her, denn die Bürgen sind insolvent erklärt worden, und Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit stehen vor uns da, nackt wie wir selbst in die Welt eingetreten. Denn der Lügner in uns ist unser Ankläger geworden, die aber von außen ihm lügen und betrügen geholfen, haben sich davon gemacht; sie müssen den neuen Brodherren in Zeiten aufsuchen, und lassen den Alten allein seinen Streit ausstreiten. Ist um dessen Lager her auch der Schmerz und die Theilnahme seiner Familie und Angehörigen versammelt; drängen sich um ihn, so er ein Fürst ist, auch ganze Massen des Volkes allen aufrichtigen Antheil ihm bezeugend; sie mögen ihm alle keine Hilfe bringen, er allein muß einsam seinen Kampf ausstreiten. Das Urtheil der Welt wird nicht geachtet vor jenem Richter, der seiner Zeit Alle, die auch an diesem Urtheil Theil genommen, wieder richten wird, nur davon anerkennend, was mit seinem höheren und weiseren Rathschluß übereingestimmt,

wie er auch Fürst und Volk gemeinschaftlich für die gemeine That zur Verantwortung zieht, nicht einseitig lohnend oder heimsuchend für das, wofür sie Beide haften müssen. Wie aber auch sein Urtheil falle, die Gerichteten werden sich, als ewige Schuldner seiner Erbarmungen bekennen müssen.

Der verstorbene König hat seinen Kampf gekämpft, und das Angesicht seines Richters gesehen. Sicherlich, könnte er die Einsicht, die er sich dabei erworben, in Laut und Schrift erfassen; es würde ein drittes Document entstehen, ganz andern Inhaltes, als die beiden, die ihm vorangegangen. Wie das Zweite die an sich nützlichen Erheblichkeiten des Ersten gänzlich außer Acht gelassen; so würde dies Dritte wohl Vieles, was das Zweite enthält, und das ihm noch als höchst wichtig gilt, in seiner Würde zwar anerkennen, aber über ganz Anderes in ganz verschiedener, und fruchtbarerer Weise für seinen Nachfolger sich vernehmen lassen. Solches zu vermögen ist aber dem Menschen nicht gestattet, weil die Ausgänge des Gegenwärtigen und die Eingänge des Künftigen zwar enge miteinander verkettet, aber der diesseitigen Gegenwart verhüllt erscheinen. Darum ist der Inhalt solchen Aktenstückes unsichtbar in die Zukunft der Geschichte Preußens eingeschrieben, und wird mit dem Verlaufe der Menschenalter allmählich sich enthüllen. Glücklich, wenn der Nachfolger divinatorisch die Fügungen höherer Macht erkennt, und wenn er selber einst jenen Kampf streiten muß, sich sagen kann, daß er mit trüglicher Menschenweisheit ihnen wissentlich niemal in den Weg getreten. Einstweilen hat er damit angefangen, daß er in rührender Weise alle Pflichten der Pietät gegen den verstorbenen Vater geehrt und erfüllt; durch den Ernst und die anständige Würde, die er dabei bewiesen, der Welt eine starke Gewähr darbietend, daß er auch die andern Pflichten seines Amtes mit gleichem Ernst und würdigem Nachdruck zu erfüllen wissen werde.

Mit ihm beginnt nun wirklich eine neue Zeit, in Mitte der Alten, deren Grundfaden er freilich fortzuspinnen hat, wie jeder Andere, der vor ihm gewesen, in den aber andere

Fäden im Laufe der Zeit eingeschlagen worden, die wesentlich das ganze Gespinnst verändern. Seine Jugend gehörte nicht den älteren Zeiten an, und hat aus ihnen keineswegs Eindrücke angenommen, die, wenn sie so frühe Zugang finden, bald zu festen Concrementen zu verhärten pflegen. Sie fällt vielmehr in die Tagen, in denen, was jetzt besteht, schon sich vorbereitet; und er konnte sich jene Fügsamkeit aneignen und jene allgemeine Billigkeit und Gerechtigkeitsliebe, die seine gegenwärtige Lage fordert. Nicht dem alten protestantischen Preußen und seiner Ordnung gehört er an, sondern dem neuen gemischten, das durch Zutritt bedeutender katholischer Landschaften, zu denen, die schon im Complexe begriffen waren, geworden, was es gegenwärtig ist. Eine neue, geistige Dynastie von Königen fängt also mit ihm zu herrschen an, die jedem seinen Theil zumessen soll mit gleichem Maaße, und dadurch in die neuen Verhältnisse einwächst, die sie vorgefunden. Es ist dieselbe gründliche Umgestaltung, wie sie gegenwärtig in Englands vereinten Reichen vor unsern Augen, obgleich unter starken Convulsionen sich begiebt. Die Könige und Parlamente dieser Reiche haben auch dort in ausschließend protestantischer Gesinnung bisher geherrscht, nicht achtend der katholischen, die in die Verbindung eingegangen. Sie haben die empörendsten Maaßregeln gegen den Glauben derselben angewendet, sie gänzlich aus ihrem Besitzstand herausgeworfen, und rechtlos sie erklärend als bloße rohe Materie sie betrachtet, die sie mit ihren Beamteten gouvernirt, und aus der sie unter protestantischen Offizieren ihre Heere gebildet. Mit aller angewendeten Gewalt und Brutalität haben sie aber keineswegs was sie gewollt, erstrebt. Der kleine, unter die Füße getretene Keim, an dem sie hochmüthig vorübergegangen, hat sich gemehrt, und die Millionen, die aus ihm hervorgegangen, stehen jetzt in stolzer Ruhe da, ihr Recht verlangend, und keine Macht auf Erden ist im Stande, es ihnen vorzuenthalten. Dazu aber muß erst die höhere Gerechtigkeit besänftigt den Fluch zurückgenommen haben, der auf das unterdrückende Volk gefallen, und dessen Auf=

rechthaltung und Handhabung si: in die Hände seiner Leidenschaften gelegt. Darum handelt es sich in England, ob die Interessen und Leidenschaften Meister werden und Verderben bringen und Untergang; oder die wahrhaft conservativen Instincte, und in jener intendirten Umgestaltung das Reich neuerdings auf Jahrhunderte befestigen.

Wie dort, so ist es überall, wo die Confessionen in unmittelbare Berührung gekommen, also auch bei uns. Zwar der Fluch, der auf die Gräuel der Gewalt gelegt worden, die die Eine derselben im Inselreiche geübt, hat nicht in unserer Mitte die auf Jahrhunderte vorhaltende Intensität erlangt, an der alle Menschenklugheit sich ohne Erfolg abmüht. Denn, als der Entscheidungskampf im Reich sich kämpfte, da hat die katholische Seite also des Angriffs sich erwehrt, daß sie den Angreifern gegenüber ihre Selbstständigkeit gerettet, und jedem etwa aufsteigenden Gelüst zu Aehnlichem einen festen Damm entgegengesetzt. Was inzwischen geschehen, als die Umwälzungen der Zeit bedeutende Massen des katholischen Theiles dem Protestantism überliefert, hat die Unmöglichkeit des Gelingens solcher Versuche auch dem Blindesten erwiesen. Die Kirche steht siegreicher, gesicherter, fester, als sie seit Jahrhunderten gestanden; die ihr Angehörigen haben durch alle Lande hindurch sich erfühlt und aneinander geschlossen; die Herzen haben der Hege und Pflege des gefährdeten Princips mit um so größerer Begeisterung sich angenommen, je mehr sie es in der äußern Ordnung verdrängt gesehen. Daß es dem von dem kirchlichen Radikalism aufs äußerste gefährdeten Protestantism je gelingen könne, die alte, in allen Tiefen der menschlichen Natur wohl bewurzelte Kirche zu bemeistern und zu verdrängen, ist eine Absurdität geworden, die auszusprechen niemand mehr wagt, der auf gesunde Sinne Anspruch macht. Mit dem aber, was als eine große, fest gegründete Macht unbesiegbar steht, muß man sich vertragen, will man in thörichten, fruchtlosen Versuchen sich nicht zerschellen. Es

ist also auch für Preußen sein Frieden mit der Kirche erstes und dringendstes Bedürfniß.

Wahr ist's, die Sache bietet manche bedeutende Schwierigkeit. Die Natur der Dinge ist so lange und so hart mißhandelt worden, daß sie in dem abgeschlossenen Wehrstande, in den sie sich gesetzt, auch dem besseren Willen kaum mehr zugänglich geblieben. Auf der andern Seite hat man, wie neuliche Vorgänge in der Hannöverschen und Badenser Kammer zeigen, alle Gedanken von altem Rechte und guter Gerechtigkeit so gründlich ausgereutet, daß auf der dürren Heide auch nicht eine Spur der Grüne mehr haften will. Darum sehen wir sie in den öffentlichen Blättern ihre Programme auslegen. Es ist, so wie es geworden, und darum ist das Gewordene gut; bei dem Vernunftstaat, wie er sich gestaltet, wird es daher sein Bewenden haben. Er muß es lassen, wie er es gefunden, weil das Bestehende stärker ist als er. Andere geben zwar ihre Zweifel zu verstehen, ob Kraft genug vorhanden, um das Aufgerichtete zu schirmen; vertrauen aber um so freudiger darauf, daß es sich selber zu schützen wissen werde. Noch Andere endlich, die billig seyn wollen, fordern zwar den Frieden auf Gleichheit basirt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß alle Machteingriffe kirchlicher Gewalt gänzlich abgewiesen werden; ein Vorbehalt, der bei ihren Begriffen von der Omnipotenz des Staates die erste Forderung gänzlich zu nichte macht. Die Maschine, die sich dieser Staat, theilweise eben um das Kirchliche entbehrlich zu machen, erbaut, hat ihre Kraft in sich, obgleich sie dem höheren Impuls gehorcht. Sie kann und darf nicht demontirt werden; davon ist das Bewußtseyn ihr gegeben. Hat sie nun erst die Versicherung erlangt, daß alle, die sich in sie eingewöhnt und eingelebt, unverrückt in ihrem Kreise bleiben; dann lebt sie der freudigen Hoffnung, daß es der ihr einwohnenden Gewalt gelingen werde, sich jedem störenden Impulse zu entziehen. Darum hat das große Getümmel um den neuen Regenten her

sich erhoben. Die, welche den Dahingegangenen umstanden, und im Lichte ihm gestanden, drängen sich jetzt zu Haufen um den, der ihnen früher selber im Licht gewesen, um in anderer Weise das Werk fortzusetzen. Mit ungemessenem Lobe, statt früherer gemessener Redensarten, wird der Anfang gemacht; Anderes wird nachfolgen, entspricht der Erfolg nicht den gehegten Wünschen.

Der neue Regent wird in seinem edeln Naturell Mittel finden, allen diesen Täuschungen, die so oft schon in ähnlichen Lagen wiederkehrten, auf den Grund zu sehen; und was etwa aus der Gutartigkeit der menschlichen Natur entspringt zu unterscheiden von dem, was in ihrer Böswilligkeit entstanden. Eben so wird er zu unterscheiden wissen, was in jenen Hemmnissen wirklich Achtung gebietet, und was blos durch Abweichung vom Wege der Gerechtigkeit also sich gestellt, daß es jetzt unüberwindlich scheint; aber sich sogleich zum Ziele legt, wie man zurücklenkt in die verlassene Bahn. Er wird wissen, daß was-Noth thut vor Allem, die Wiederherstellung des Vertrauens und die Zuneigung aller seiner Unterthanen ist, mit denen sich, wie überall so besonders in Deutschland, zu einer Zeit wo die schützenden, sammelnden und einigenden Formen der alten Verfassung alle hingesunken, und in allen Fahrnissen nur bloß der gute Wille in gemeinsamer Uebereinkunft für sie einstehend helfen kann, allein regieren läßt. Vertrauen aber erwirbt sich allein durch Acte der Gerechtigkeit, die die ganze Welt erwartet, und befestigt sich allein durch fortgesetzte Handhabung der ersten aller Regententugenden; Liebe und Zuneigung aber wird nie einseitig gespendet, nur erwidert. Er selber hat sich bewogen gefunden, bei Bekanntmachung jener beiden Documente im Gefühle der Ungewißheit der Zukunft, die Möglichkeit eines neuen Aufrufs an sein Volk vorauszusetzen; wie aber, wenn dieser Aufruf einen Theil dieses Volkes in seiner gegenwärtigen Stimmung träfe? Womit die Vorsehung Völker und ihre Regenten be-

wiesener Ungebühr wegen zu züchtigen pflegt, ist fremde Unterjochung, und innere Zerrüttung und Aufstand im Gefolge der Erschlaffung aller erhaltenden Thätigkeiten. Eine auswärtige Unterjochung haben wir schon geschmeckt, und eine Art der Zerrüttung ist dicht an unserer Lahmheit vorübergegangen. Sind wir, nun so eben noch dem Verderben entronnen, geborgen gegen jede andere Ueberziehung? ist keine Macht weiter, die uns gefährlich wäre? Haben wir nicht das Herverdrohen der schimpflichsten, erniedrigendsten Knechtschaft, ehrloser denn die, welche zuvor bestanden, anhören müssen? Preußen aber liegt unmittelbar am Eingange des Weges, auf dem sie einherschreiten müßte. Und was die neue Zerrüttung betrifft, fehlen ihm, wie dem übrigen Europa, etwa die Elemente einer solchen, die alle früheren überbieten würde, weil sie das erste Band, in dem die Staaten gebunden werden, das Verhältniß zu Gott negirt. Hat diese Negation gerade in seinem Schooße nicht mit sich selber in schulgerechter Weise abgerechnet, systematisch sich abgeschlossen und festgestellt, und ist die volle Gleichheit mit Gott nicht ihr erstes Dogma, und was mag vor diesem bestehen? Diese so vollkommen in sich verständigte Doctrin wird dem Volke, das seine Führer mit der ödesten, tödtlichsten Indifferenz auf's gründlichste vorbereitet, von den Dächern in allen verführerischen Formen gepredigt; urtheile jeder selbst, was ihm irgend Begeisterungsfähiges noch übrig geblieben. Wahrlich, von allen denen, die die vielen Dynastien, deren Trümmer wir auf dem Zeitenstrome jetzt herumtreiben sehen, verdorben, sind Keine aus besserer Schule hervorgegangen, und haben den Saft der Lehre in so enger Concentration geschlürft.

4. Der große Königsweg, auf dem die Fürsten dieser Zeit wandeln, geht also keineswegs wie ein Weg, der über die Heide führt, nach Wohlgefallen weit und breit über freigegebene Räume hin; er ist links und rechts mit Gefahren eingefaßt, die den Ausweichenden zurückwenden auf das Ziel, das

als das nothwendig zu erreichende ihnen vor Augen gestellt ist, und um das in Preußen glücklicherweise die Wünsche eines großen Theils des Volkes gesammelt stehen. Diese Wünsche des katholischen Volkes sind weltbekannt, und es wird nicht nothwendig seyn, sie hier noch einmal weitläuftig auszulegen. Wahrlich, es handelt sich nicht blos darum, wieder einfach aufzuheben, was besser ungeschehen geblieben wäre. Menschliches Recht über das göttliche hinauszusetzen; Handlungen, die dem Letzteren angehören, vor den eigenen einseitigen Richterstuhl zu ziehen und hochachtbare Männer, die vor Gott und allen Menschen, die aufrichtigen Herzens sind, Kronen verdienen, verurtheilen zu lassen; die Kirche in der Uebung ihrer garantirten Rechte zu hemmen, und also ihr inneres Leben auf die traurigste Weise zu beeinträchtigen. Wem konnte dieß frommen als der Revolution, und diese hat sich daher auch beeilt, es aufs vollkommenste zu approbiren und ihren herzlichsten Beifall ihm zu zollen. Aber von einer geordneten, legitimen Regierung ausgegangen, hat es diese sogleich auch in Verlegenheiten verwickelt, die von Allen beklagt werden, die es mit ihr wohl meinen. Den Fuß der Schreitenden haben die vernunftlosen Erdkräfte schon gebunden, und das Staatsschiff geentert, als sey es am Magnetberg angefahren; und als erst Rom gesprochen, als es seine Autorität noch mit allen Gründen des Rechtes und der Gerechtigkeit, ja der gesunden Vernunft gestärkt, so daß jeder Widerspruch verstummen mußte; da hatte Gott freilich vor aller Welt ein Beispiel ausgestellt, welche Macht er in das von ihm gesetzte Recht gelegt, und wie hoch er die Versehrung desselben ahnde.

Nicht davon also ist allein die Rede, daß aufhöre, was ohnehin nimmer bestehen kann; sondern von der Gewähr, daß dergleichen in der Zukunft nie mehr wiederkehrt. Das katholische Volk am Rheine und in den westphälischen und nordischen wie östlichen Marken will seinem Gotte dienen in der

Weise, wie seine Vorfahren seit anderthalb Jahrtausenden gethan; ungeirrt von einem andern Glauben, und ohne daß dieser jeden Augenblick in Frage setzen dürfe, was in seiner Ueberzeugung sich vollkommen festgestellt. Der Staat, mit dem es sich verbunden findet, muß also ihm gegenüber aufrichtig allen jenen ausschweifenden Gedanken von seiner Omnipotenz, die eben und allein in dem Glauben, zu dem er sich bekennt, ihren Ursprung genommen, entsagen, und mit dem Rechte allgemeiner Aufsicht sich begnügen. Im Verbande muß es diesen seinen Glauben nach allen Seiten frei entwickeln können, äußerlich in freier Berührung mit dem Kirchenoberhaupte, innerlich durch alle Gliederungen hindurch, die zum Bestand einer Kirche gehören; und die, wo sie ausgefallen, hervorzutreiben nach dem Bedarfe dieser Kirche ihm unbenommen bleiben muß; ohne daß irgend eine andere Hemmniß als eine solche, die, den Betheiligten selbst einleuchtend, im Interesse des Guten läge, eintreten dürfte. In der Genossenschaft mit Protestanten muß es kirchlich mit derselben Freiheit sich bewegen dürfen, als seyen diese nicht vorhanden; wie es seinerseits auch ihnen innerhalb ihres Bereichs dieselbe Freiheit in keine Weise anzustreiten Willens ist. Denn es will als ein integrirendes Glied dieser Genossenschaft betrachtet seyn, auf den Beding der Rechtsgleichheit in dieselbe eingetreten, und nicht wie ein Findling, den man vor der Thüre aufgerafft, und aus Erbarmen als der dienstbaren Geister Einer in den Haushalt aufgenommen. Es will nicht, daß in fortdauerndem, stillen, listigen Kriege eine beständige Erweiterung des einen Theils auf Unkosten des andern gefördert werde; und wenn daher im äußern Verkehre der Confessionen Irrungen entstehen, dann will es nicht herrisch und gewaltsam zurückgeschreckt seyn, weil sein Richter schon vorab im Interesse des Gegners ist; sondern es hofft in seinem König einen gerechten Richter zu finden, der sein Recht abwiegt, und nicht seine Neigungen und Vorneigungen mit in die Waagschale wirft. Darum auch muß diesem selbst daran gelegen seyn, dieß Volk

auch in den öffentlichen Aemtern, vor allem in jenen, die seiner Person nahe stehen, gebührend vertreten zu sehen; und zwar also, daß nicht der Grad der Abtrünnigkeit in den Individuen die Wahlfähigkeit bedingt; damit es nöthigenfalls an ihnen Vertreter seiner Sache finde, die die Rückkehr solcher unglaublichen Mißgriffe, wie die vorgefallenen, verhindern mögen. Das wünscht und hofft das katholische Volk von seinem neuen Regenten, es ist viel in den wenigen Worten ausgesprochen, aber nichts, was nicht auf strengstem Recht und guter Billigkeit gegründet wäre; und Alles, was Arglist und Sophisterei und die keckste Bethörung des Sectengeistes dagegen vorgebracht, hat als mit Nichtigkeit geschlagen sich bewährt. Es ist auch nicht die Sache einer gutwilligen Aufwallung, realisirbar in wenigen Augenblicken, sondern allein einer großen beharrlichen Geduld mag es damit gelingen. Gebe Gott, daß der neue Regent diese in seinem Herzen finde, es ist die Aufgabe, die zu lösen ihm gegeben, und das Heil Preußens und Teutschlands ist daran geknüpft, wie es ihm damit gelingt.

X.

Die Fahrt nach Oberammergau.

Nach unserer Wanderschaft in den Tagen der Vergangenheit und bei den Ländern der Fremde wird es Zeit seyn, daß die Betrachtung zur Gegenwart und in die Heimath zurückkehre, zumal da sich uns die Gelegenheit noch öfter darbieten wird, von hier aus einen Blick in die Ferne zu werfen.

Früher, als geistliche Vorstellungen noch eine häufig wiederkehrende, allgemein verbreitete Feier waren, zogen sie

ohne Zweifel nur in ganz besonderen Fällen Fremblinge herbei. Jeder konnte daheim bleiben und dort mitspielen oder zuschauen; er hatte nicht nöthig, fünfzig Stunden Weges um eines Passionsspieles willen hin und her zu laufen. Nur wenn die Aufführung mit außerordentlichem Aufwande vorbereitet wurde, oder wenn die Spielenden durch ihre Zahl, ihren Rang oder ihre Persönlichkeit in ganz besonderem Ansehen standen, brachte das Spiel ein großes Zusammenströmen von Menschen hervor.

Dieß ist gegenwärtig anders geworden. Da sie mit dem Beginne unseres Jahrhunderts beinahe überall aufgehört haben, und kaum noch in der Erinnerung des ältern Geschlechtes leben, so strömt nun Alles herbei. Eine kleinere oder größere Landfahrt, wenn auch keine Wallfahrt, ist daher für die Allermeisten mit dem Besuche dieser Vorstellungen verbunden, und so wird es nicht unpassend seyn, wenn der Schreiber dieses Berichtes, auch der seinigen in flüchtiger Erinnerung gedenkend, auf diese Weise den Leser allmählig dem wachsenden Strome der dem Schauspiele Zuziehenden zugesellt. Von selbst versteht es sich dabei, daß, wer den moralischen Einfluß solcher Volksschauspiele in seinem ganzen Umfange schätzen will, diese Bewegung, die sie in einem weiten Umkreise hervorbringen, nicht übersehen darf. Es nehmen ja an ihnen nicht bloß die Theil, die hinziehen, sondern auch die, welche zurückbleiben, und sich von den Vorüberziehenden oder Heimkehrenden davon erzählen lassen, oder sie untereinander zum Gegenstand ihres Gespräches machen. Sind der Zuschauer zu Ammergau auch vielleicht nur 6000, so ist die Zahl deren, die in dem Lande weitum an ihren Empfindungen und Gefühlen bei dem Anblicke jener ernsten und heiligen Bilder durch die lebendige Mittheilung des Gespräches Theil nehmen, vielleicht hundertfach. Nur wenn man dieß bedenkt, wird man es minder räthselhaft finden, warum auch das heidnische Alterthum mit so ängstlicher Scheue selbst über die anscheinend geringfügigsten Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten bei seinen religiösen Schau-

spielen machte, wovon unsere Schauspieldirectionen in ihrem kosmopolitischen Geiste sich nicht das Geringste träumen lassen, dafür aber auch mit ihren leichten, französischen Vaudevilles keinen Anspruch auf eine wahre deutsche Volksbühne haben.

Doch nun zur Fahrt. Samstag den 13. Juni Morgens fuhr ich mit einem rheinischen Landsmann bei hellem Sonnenschein von München ab, den blauen Bergen zu. Da am folgenden Montag 8 Uhr in der Frühe gespielt wurde, so hatten wir zwei Tage vor uns. In dem langen Forstenrieder Park können weder die Rehe, die man im Vorbeifahren grasen und davonspringen sieht, noch die alte Römerstraße, die ihn durchschneidet, noch auch der Anblick des Nadelholzes zur Rechten und Linken ein Erhebliches zur Abkürzung der ununterbrochen eben und geradlinigt nach der Melodie von: „u. s. w.“ fortlaufenden Landstraße beitragen. Dagegen hat der, welcher in der Mittagshitze solche schattenlose, staubige, langdahingestreckte Straßen wandert, die schönste Muße, zur Kurzweil seine Betrachtungen über die neuere Staatsmaschinenmeisterei anzustellen, die mit Centralisiren, Nivelliren, Kastriren und Uniformiren aus dem Leben der Völker einen solchen langweiligen Forstenrieder Staatspark machen möchte, den man nach allen Richtungen hin in geraden Linien eisenbahnmäßig durschneiden kann. Erst mit dem Anblicke des Stahremberger Sees beginnt die Gebirgslandschaft. Bald vorspringend, bald einbuchtend zieht sich seine Fläche, dem Blicke offen, tief hinauf gen Süden; die Ufer von einer niederen, mit Wald und Wiese grün bewachsenen Hügelkette umsäumt; die einsamen Schlößer, die freundlichen Landhäuser, die Dörfer und Kirchen, die halb im Grünen versteckt, in weiten Zwischenräumen, am Saume des Wassers oder auf dem Kamme der Hügelkette stehen; das Alpengebirg endlich, das sich im Hintergrunde, wie von seinen Wellen bespült, erhebt, und hier nicht mehr dem Blicke wie eine lange Mauer erscheint, deren Fugen sich im Dunste verbergen, sondern mit seinen Schluchten und Wänden, Hörnern und Zinken sich

schon deutlicher erschließt: all Dieß gewährt ein Bild, worin ein freundliches, heiteres Stillleben mit großartigem Ernste sich mischt, wie die blumenreichen Hügel im Vorgrunde, und die starren Schneeberge mit den nackten Felswänden im Hintergrunde. An dem Ufer des Sees, unter freiem Himmel, im Schatten eines Baumes, im Angesichte der brandenden Wellen hielten wir unser Mittagmahl, und nahmen dann einen Schiffer, um den See in seiner ganzen Länge, bis Seeshaupt, zu durchschiffen. Auf dieser vierstündigen Fahrt hatten wir Zeit genug, uns mit den Geistern der Wellen und Wogen, die uns rauschend dahin trugen, zu besprechen. Der eigenthümliche Zauber solcher Seegegenden ist ohne Zweifel das wundervolle Lichtspiel ihrer Wellen, das an die Natur und Tiefe des Wassers, die Farbe des Bodens, der umgebenden Berge, der ziehenden Wolken, an das Sonnenlicht und die darüber hinspielenden Lüfte geknüpft ist, und mit ihnen so unendlich wechselt; einen noch tieferen, geheimnißvolleren Reiz jedoch gewährt das Spiel der bewegten Wellen sebst. Zuweilen, wenn auch seltener, ist ihr Spiegel so ruhig, so unbeweglich, so glatt, wie ein großer, tiefgefärbter, lichtstrahlender Edelstein in grüner Fassung von Wiesen und Wäldern. Das Wasser ist dann manchmal so durchsichtig, daß die grauen, nackten Bergwände, die an den Ufern steil aus den Fluthen auftauchen, kaum erkennen lassen, wo sie aufhören und wo ihr Spiegelbild im Wasser beginnt, so lufthell strahlt die Fluth Alles zurück. Meistens jedoch sind diese Seen in lebendiger, athmender Bewegung; wie mannichfaltig aber ist diese! in welchen raschen Uebersprüngen durchläuft sie alle Stufen der Tonleiter von dem leisesten, kaum bemerkbaren Unduliren an, wo das sonnenhelle Antlitz des Wassers dem eines eingeschlummerten, lächelnden Kindes gleicht, das, von der Mutterliebe eingesungen, sorgenlos und leicht athmend in Träumen kindischer Lust an der Mutterbrust ruht, bis zur rasendsten Wuth des schwarzen, brüllenden Sees, wo, unter Donner und Blitz, Woge auf Woge aus dem finsteren,

aufgewühlten Grunde in kurzen Athemzügen gegen das eindämmende Ufer heranstürmt, dort hochaufspringend in selbstverzehrendem Grimme zerschellt und ohnmächtig in ihr Nichts zurücksinkt, von einer zweiten gefolgt, die, kaum erschienen, einer dritten weicht. Viele Menschen, selbst Kinder, ja sonst prosaische Naturen, können stundenlang am Ufer, im Sinnen verloren, diesem Spiele der ununterbrochen von ferne heranrollenden und zu ihren Füßen zerschellenden Wellen zusehen, ohne zu gewahren, daß die Sonne, wie man einst sagte, zu Gnaden gegangen und die Schatten länger geworden, als ob sie mit Karl dem Großen sehnsuchtsvoll nach dem geheimnißvollen Zauberringe der Geliebten blickten, der im tiefen Schooße kühler Wellen begraben liegt. Mir scheint es, als liege zwischen diesen nimmerruhenden Wogen des Wassers und dem Sinnen des Menschen etwas Verwandtes, was ihn dazu einladet. Auch bei dem in Nachdenken Verlorenen rollt Gedanke um Gedanke von ferne heran, mancher zerschellt schon, wenn er kaum aufgetaucht, jeder aber sinkt in sich zurück am Ufer der Verwirklichung und macht einem neuen Platz. Und wie die Fischer dieser Seen sagen, daß ihre Wellen keineswegs alle von äußern Lüften der Oberfläche aufgejagt werden, sondern daß sie auch von inneren, verborgenen Gewalten getrieben als Grundwellen aus der Tiefe aufsteigen: so quellen und tauchen auch beim Nachsinnen die Gedanken aus dem unergründlichen Meere des Geistes, gar oft ohne äußere Veranlassung, auf, und springen in einer Weise über, die dem Nachdenkenden selbst ein Räthsel ist. Findet sich aber so das Sinnen von der wogenden See verwandt angesprochen, wird der Blick des Geistes, durch den Blick auf die fernhin geöffnete Fläche erweitert, und dem Fernen, Verborgenen, in Dunst- und Nebelgehüllten zugekehrt, so liegt in dem gleich gemessenen Auf- und Niederwallen der Fluthen, in dem eigenen Ton, womit sie ans Ufer branden, ein gewisser Rhythmus, der unbewußt auch dem denkenden Geiste sich mittheilt, und seine Gedanken zum Gedichte macht. Die Sprache selbst

gibt uns ein Zeugniß für diese Verwandtschaft; leitet ja selbst der rigorose Grimm unser deutsches Wort Seele, gothisch Saiwala, von dem Begriffe der wogenden Bewegung (Saivs) her, als sey die Seele die bewegte See des Geistes.

Die Seefräulein oder „die Meerweiber“, wie das Niebelungenlied sie nennt, schienen gerade nicht in der besten Laune bei unserer Stahremberger Fahrt; die Lieder, die sie uns zusangen, wurden immer drohender und trotziger. Als wir uns der ehemaligen Probstei regulirter Chorherrn St. Augustins, Bernried, näherten, standen rings um uns her finstere Gewitter; das Gebirg selbst schien tiefblau, wie eine Wetterwolke; es donnerte und blitzte in der Ferne; die Regenwolken ergossen sich in breiten Strömen bald näher bald ferner, zuweilen bedeckten sie uns auch mit einem Zipfel ihres nassen Gewandes; dicht hinter uns aber jagte der Sturm die Wogen hoch auf; in majestätischem Zorne ringelten sich die Wellenschlangen gemessenen Schrittes in unabsehbarer Zahl gegen uns heran; ihr Leib war schwarz, wie die Nacht, wenn sie sich aber zornig überschlungen, dann glänzte ihr Kamm weiß, wie Schnee, und es schien, als wollten die schäumenden uns drohend ihr scharfes Gebiß zeigen, womit sie schon so Manchen verschlungen; sie trafen wie mit Thors Donnerhammer, unsern schwachen Kahn, der, von dem Rückender Zornigen getragen, auf und abtanzte. Es konnte einem dabei das schöne und kurze Gebet der bretagnischen Fischer einfallen, das sie beten, wenn sie in die See hinausfahren:

Ach hilf mir lieber Herr!
Dein Meer ist gar so groß,
Mein Schifflein ist so klein;
Drum hilf mir lieber Herr
Und laß mich nicht allein!

Das Wasser war ja von je ein guter Prediger und auch ein guter Dichter; auf ihm fühlen wir besser, als auf dem Lande, unsere ganze Hilflosigkeit, wenn wir uns selbst überlassen sind; auch der kühnste und stärkste Segler erliegt zuletzt der Gewalt der Stürme, müde entsinkt ihm das Ruder:

„Und so verschlingt uns Well' um Welle;
Hin ziehn wir ohne Bahn und Spur.
Fällt oft ein Blitz auch — seine Helle
Beleuchtet eine düstre Stelle; —
Der Himmel bringt die Ruhe nur.

Also singt ein Dichter, zu dem auch das Meer gesprochen: die Welt ist all ein flüchtig Scheinen (the world is all a fleeting schow), und dieser Gesang war wol kein unpassender Prolog für ein Passionsspiel. Unser Schiffer indessen, ein Alter, der auf der unruhigen See des Lebens die Stürme von sechzig Jahren glücklich bestanden, ließ sich durch die ungestümmen Hämmerer nicht aus der Fassung bringen: er durchschnitt die Wogen mit rüstiger Kraft; nur einmal wurden sie des Alten Meister, und warfen, trotz unserer Hilfe, den Nachen völlig im Kreise herum. Allein er blieb ruhig und sagte uns gelassen, daß er schon mehr als einmal die See bei böserer Laune gesehen, wo sie ganz anders aufbegehrt und ihm gute Gelegenheit gegeben habe, seiner armen Seele zu gedenken.

Bernried, an dem wir nun unter Donner Blitz vorbeifuhren oder tanzten, war eines jener Schlösser, welches die Frömmigkeit unsrer Vorfahren: „zu Gottes Ehren und Ausbreitung seines heiligen Glaubens, zu ihrer Seele Heil, zum Frommen des armen Volkes und zum Besten von Kunst und Wissenschaft, oder auch zur Ausrottung der Wildniß", wie sie sich in ihren Stiftungsbriefen darüber auszudrücken pflegten, in ein Gotteshaus umgewandelt. Otto von Vallay stiftete es 1120, und unter den ersten Pröbsten lebte hier, durch Gelehrsamkeit und Frömmigkeit ausgezeichnet, der Biograph Gregors VII., Paul von Bernried, nachdem er aus Regensburg hatte weichen müssen, weil er sich wider Heinrich IV. für den Papst ausgesprochen. Er schrieb auch das Leben der gottseligen Herluka, die, seine Zeitgenossin, hier starb und begraben liegt. Sie war eine von den prophetisch-begeisterten Klosterfrauen jener bewegten Zeit; wie die rheinische Hildegardis hatte sie manche Gesichte auch über das Schicksal des

spielen machte, wovon unsere Schauspieldirectionen in ihrem kosmopolitischen Geiste sich nicht das Geringste träumen lassen, dafür aber auch mit ihren leichten, französischen Vaudevilles keinen Anspruch auf eine wahre deutsche Volksbühne haben.

Doch nun zur Fahrt. Samstag den 13. Juni Morgens fuhr ich mit einem rheinischen Landsmann bei hellem Sonnenschein von München ab, den blauen Bergen zu. Da am folgenden Montag 8 Uhr in der Frühe gespielt wurde, so hatten wir zwei Tage vor uns. In dem langen Forstenrieder Park können weder die Rehe, die man im Vorbeifahren grasen und davonspringen sieht, noch die alte Römerstraße, die ihn durchschneidet, noch auch der Anblick des Nadelholzes zur Rechten und Linken ein Erhebliches zur Abkürzung der ununterbrochen eben und geradlinigt nach der Melodie von: „u. s. w.“ fortlaufenden Landstraße beitragen. Dagegen hat der, welcher in der Mittagshitze solche schattenlose, staubige, langbahingestreckte Straßen wandert, die schönste Muße, zur Kurzweil seine Betrachtungen über die neuere Staatsmaschinenmeisterei anzustellen, die mit Centralisiren, Nivelliren, Kastriren und Uniformiren aus dem Leben der Völker einen solchen langweiligen Forstenrieder Staatspark machen möchte, den man nach allen Richtungen hin in geraden Linien eisenbahnmäßig durschneiden kann. Erst mit dem Anblicke des Stahremberger Sees beginnt die Gebirgslandschaft. Bald vorspringend, bald einbuchtend zieht sich seine Fläche, dem Blicke offen, tief hinauf gen Süden; die Ufer von einer niederen, mit Wald und Wiese grün bewachsenen Hügelkette umsäumt; die einsamen Schlößer, die freundlichen Landhäuser, die Dörfer und Kirchen, die halb im Grünen versteckt, in weiten Zwischenräumen, am Saume des Wassers oder auf dem Kamme der Hügelkette stehen; das Alpengebirg endlich, das sich im Hintergrunde, wie von seinen Wellen bespült, erhebt, und hier nicht mehr dem Blicke wie eine lange Mauer erscheint, deren Fugen sich im Dunste verbergen, sondern mit seinen Schluchten und Wänden, Hörnern und Zinken sich

schon deutlicher erschließt: all Dieß gewährt ein Bild, worin ein freundliches, heiteres Stillleben mit großartigem Ernste sich mischt, wie die blumenreichen Hügel im Vorgrunde, und die starren Schneeberge mit den nackten Felswänden im Hintergrunde. An dem Ufer des Sees, unter freiem Himmel, im Schatten eines Baumes, im Angesichte der brandenden Wellen hielten wir unser Mittagmahl, und nahmen dann einen Schiffer, um den See in seiner ganzen Länge, bis Seeshaupt, zu durchschiffen. Auf dieser vierstündigen Fahrt hatten wir Zeit genug, uns mit den Geistern der Wellen und Wogen, die uns rauschend dahin trugen, zu besprechen. Der eigenthümliche Zauber solcher Seegegenden ist ohne Zweifel das wundervolle Lichtspiel ihrer Wellen, das an die Natur und Tiefe des Wassers, die Farbe des Bodens, der umgebenden Berge, der ziehenden Wolken, an das Sonnenlicht und die darüber hinspielenden Lüfte geknüpft ist, und mit ihnen so unendlich wechselt; einen noch tieferen, geheimnißvolleren Reiz jedoch gewährt das Spiel der bewegten Wellen sebst. Zuweilen, wenn auch seltener, ist ihr Spiegel so ruhig, so unbeweglich, so glatt, wie ein großer, tiefgefärbter, lichtstrahlender Edelstein in grüner Fassung von Wiesen und Wäldern. Das Wasser ist dann manchmal so durchsichtig, daß die grauen, nackten Bergwände, die an den Ufern steil aus den Fluthen auftauchen, kaum erkennen lassen, wo sie aufhören und wo ihr Spiegelbild im Wasser beginnt, so lufthell strahlt die Fluth Alles zurück. Meistens jedoch sind diese Seen in lebendiger, athmender Bewegung; wie mannichfaltig aber ist diese! in welchen raschen Ueberspringen durchläuft sie alle Stufen der Tonleiter von dem leisesten, kaum bemerkbaren Unduliren an, wo das sonnenhelle Antlitz des Wassers dem eines eingeschlummerten, lächelnden Kindes gleicht, das, von der Mutterliebe eingesungen, sorgenlos und leicht athmend in Träumen kindischer Lust an der Mutterbrust ruht, bis zur rasendsten Wuth des schwarzen, brüllenden Sees, wo, unter Donner und Blitz, Woge auf Woge aus dem finsteren,

Zeit unter Scherz und Gespräch recht kurz und wir schieden, wo der Fußpfad abgeht, als die besten Freunde, uns ein glückliches Wiedersehen in Ammergau und eine gute Reise durchs Leben wünschend. Es wäre nicht uninteressant, die verschiedenen Stimmungen und Lagen zu kennen, worin die Tausende dem Schauspiele auf hundert Wegen zuziehen, und wie es zu mancher harmlosen Freude unter Verwandten und Befreundeten Veranlassung bietet und dadurch wohlthätig und erheiternd auf das Volksleben wirkt, das sich dadurch inniger verknüpft. In der Glashütte Aschau, am Fuße unseres Berges, bildete das Spiel oder Spill, wie man hier sagt, natürlich wieder den Hauptgegenstand der Unterhaltung. Die Leute bemühten sich als Augenzeugen uns die beruhigendsten Versicherungen zu geben, daß wir des steilen, mühsamen Weges ungeachtet doch mit unserer Fahrt zufrieden seyn würden, habe ja sogar der Kronprinz das Spill mit seiner Gegenwart beehrt und es schön gefunden und der sey doch kein Freund von etwas Häßlichem. Wir stiegen also beruhigt hinan. Der Pfad ist gerade keiner von den schlimmsten, zu den besten gehört er indessen auch nicht; eine halbe Stunde geht es ganz sachte an einigen Abgründen vorüber in einer Art von Trog d. h. in einer von Holz gezimmerten Rinne, worin im Frühling, wenn der Schnee schmilzt, mit dem Wasser das Holz hinab zur Hütte geführt wird. Jenseits der Schneide senkt sich der Berg als eine offene Wiese von oben bis unten in gerader Linie ins Thal. Sobald wir aus dem Gehölz der Höhe diesen Wiesengrund betraten, ließen wir uns darauf nieder und offen vor uns lag das Ammerthal, das umschließende Hochgebirg, die grüne Thalsohle, der sanft sich hindurch schlängelnde Bach, das freundliche Dorf und die längs dem Gebirg hinziehende Landstraße und darauf sahen wir viele Menschen, die näher und ferner dem Theater zuwanderten, das zu unseren Füßen auf grüner Wiese, dem ersten Blicke erkennbar, sich darbot. Es lag da offen unter den freien Himmel gebaut und Sonne und Mond und die Sennen von den umliegenden Bergen können dem Spiele nach Wohlgefallen zuschauen.

gibt uns ein Zeugniß für diese Verwandtschaft; leitet ja selbst der rigorose Grimm unser deutsches Wort Seele, gothisch Saivala, von dem Begriffe der wogenden Bewegung (Saivs) her, als sey die Seele die bewegte See des Geistes.

Die Seefräulein oder „die Meerweiber“, wie das Niebelungenlied sie nennt, schienen gerade nicht in der besten Laune bei unserer Stahremberger Fahrt; die Lieder, die sie uns zusangen, wurden immer drohender und trotziger. Als wir uns der ehemaligen Probstei regulirter Chorherrn St. Augustins, Bernried, näherten, standen rings um uns her finstere Gewitter; das Gebirg selbst schien tiefblau, wie eine Wetterwolke; es donnerte und blitzte in der Ferne; die Regenwolken ergossen sich in breiten Strömen bald näher bald ferner, zuweilen bedeckten sie uns auch mit einem Zipfel ihres nassen Gewandes; dicht hinter uns aber jagte der Sturm die Wogen hoch auf; in majestätischem Zorne ringelten sich die Wellenschlangen gemessenen Schrittes in unabsehbarer Zahl gegen uns heran; ihr Leib war schwarz, wie die Nacht, wenn sie sich aber zornig überschlungen, dann glänzte ihr Kamm weiß, wie Schnee, und es schien, als wollten die schäumenden uns drohend ihr scharfes Gebiß zeigen, womit sie schon so Manchen verschlungen; sie trafen wie mit Thors Donnerhammer, unsern schwachen Kahn, der, von dem Rückender Zornigen getragen, auf und abtanzte. Es konnte einem dabei das schöne und kurze Gebet der bretagnischen Fischer einfallen, das sie beten, wenn sie in die See hinausfahren:

Ach hilf mir lieber Herr!
Dein Meer ist gar so groß,
Mein Schifflein ist so klein;
Drum hilf mir lieber Herr
Und laß mich nicht allein!

Das Wasser war ja von je ein guter Prediger und auch ein guter Dichter; auf ihm fühlen wir besser, als auf dem Lande, unsere ganze Hilflosigkeit, wenn wir uns selbst überlassen sind; auch der kühnste und stärkste Segler erliegt zuletzt der Gewalt der Stürme, müde entsinkt ihm das Ruder:

und Vorschriften, die der Lehrer ertheilt, **wie** und **weil** er sie ertheilt; ich verstehe darunter das Eintreten und Bürgschaftleisten eines dem Schüler Aeußeren (des Lehrers) für die Wahrheit und Güte dessen, was er sich innerlich machen und aneignen soll. Bei der Erziehung leuchtet die Nothwendigkeit und das Daseyn einer solchen Autorität von selbst ein. Um sie als gleich wesentlich für den Unterricht zu erkennen, genügt es, daran zu erinnern, daß hier von jenen Schulen die Rede ist, wo die Gegenstände, die der Lehrer vorträgt, dem Zöglinge eben so neu und fremd sind, als sein Verstand unentwickelt und unfähig ist, diese Gegenstände in ihrem innern Grund und Zusammenhang aufzufassen und zu begreifen *). Die Autorität ist also, wie die Persönlichkeit in Bezug auf das zu erziehende und zu unterrichtende Subject, so in Bezug auf das Object, das verknüpfende und einigende Band zwischen Erziehung und Unterricht, und diese können nicht getrennt werden, ohne jenes zu zerstören, noch jenes zerstört werden ohne die nachtheiligsten und verderblichsten Folgen für diese. So entsteht die Forderung: das Princip zu finden, welches in seiner Einheit, Verstand und Wille, Erziehung und Unterricht gleichmäßig, und zwar in Weise der Autorität, befaßt. Dieß Princip nun ist die Religion; und die Religion ist es, welche der Methode der Jesuiten zum Grunde liegt. Ich sage: es ist die Religion, und will damit nicht blos die Vortrefflichkeit dieses Princips vor den

*) Der natürliche Gang der Sache ist daher, daß in den höheren Classen, wo die Erkenntniß und Urtheilskraft ausgebildeter ist, jene Autorität des Lehrers immer mehr in den Hintergrund trete, d. h. dem nun einmal durch sie angeleiteten Geiste immer mehr freies Feld gestattet werde, aus sich selbst heraus zu wirken. Davon weiter unten. Meines Erachtens unterscheidet sich das academische Studium wesentlich dadurch von dem gymnasialischen, daß in ihm das **selbstständig** gewordene Individuum sich den Wissenschaften als **freien** oder solchen ergiebt, wozu Neigung und Beruf es bestimmen und antreiben.

deutschen Reiches, welche sie niederschrieb und die sich zu Rom in der Palatina befinden sollen. Weiter rühmt sich dies Kloster noch, daß aus ihm stammend Walthar als Erzbischof von Ravenna 1144 starb. Die Säcularisation, die diese frommen Stiftungen, wie all die übrigen tausendjährigen, die sich in ihrer Jugend schon der Huld und Fürsorge Karls des Großen erfreut, als gute Beute erklärte, fand in der hiesigen Bibliothek unter anderen einen dickleibigen türkischen Codex. Er war nicht der einzige Orientale, der in den reichen, mit treuer Sorgfalt so viele Jahrhunderte hindurch bewahrten Bücherschätzen der benachbarten Klöster eine Zuflucht gefunden. Besaß ja Benediktbeuern allein bei der Aufhebung eilf Handschriften mit merovingischer Majuscelschrift geschrieben, die schon im vorigen Jahrhundert ihr tausendjähriges Jubiläum gefeiert, zum besten Beweiß, daß in allen Stürmen der Zeit, bei Brand und Kriegsnoth und den tausend übrigen Nöthen von zehn Jahrhunderten, diese Mönche vor allem ihre geistigen Schätze in Sicherheit gebracht, und nicht bloß ihres Leibes gefröhnt, wie ihnen ihre raubsüchtigen Gegner Schuld gaben. Nun hört man dort, wo einst die merovingischen und orientalischen Handschriften aufbewahrt wurden, nur noch das Wiehern stampfender Rosse und das Brüllen wiederkäuender Kühe!

Auch ein wunderthätiges Marienbild ward diesem Stifte zu Theil, an das sich eine eigenthümliche Legende knüpft, die vielleicht einen ernsteren Sinn enthält, als es auf den ersten Blick Manchem scheint. Anno 1382, so berichtet die Legende, habe vor diesem Bilde, das damals schon recht alt ausgeschaut, ein Weiblein gekniet, und da habe dieser Frau das gute alte Gnadenbild doch gar zu alt und unansehnlich geschienen, und es sey in ihrem Herzen der eitle Gedanke erwacht, wenn doch ein berühmter Künstler daher käme, der das Bild neu und kunstmäßig und ansehnlich zurecht schnitte, damit es recht in die Augen fiele. Da aber habe Gott, der seine Gnade nicht immer an das Augenfällige und Prächtige knüpft, ihre äußerliche Augenlust, die sich an dem bemüthigen Aussehen des al-

ten, unansehnlichen Bildes nicht habe genügen lassen, gestraft. Ihre Augen seyen von Stund an krank geworden und die Erblindete habe aus der Kirche geführt werden müssen. Diese Blindheit habe aber also lange gewährt, bis sie im Herzen ihren eiteln Gelüsten entsagt. Seitdem aber sey der Zudrang der hülfesuchenden, frommen Pilger zu dem alten, unansehnlichen Bilde noch viel zahlreicher und ansehnlicher geworden. Diese Legende bestätigt eine sonst bekannte Erfahrung, daß die größten, von der Welt gesuchtesten Künstler, welche die schönsten Bilder malen, gerade nicht die Meister der wunderwirkenden Gnadenbilder zu seyn pflegen. Mit dem Preis, den ihnen das Auge zuerkennt, haben sie ihren Lohn dahin. Damit wollen wir jedoch keineswegs gesagt haben, daß jeder schlechte Maler ein guter Gnadenbildmaler sey und daß seine Pinselei, je unansehnlicher sie sey, um so größere Wunder wirken werde. Denn die Erfahrung lehrt ja auch täglich, daß die wunderliche Eitelkeit der kleinen Maler sehr oft größer ist, als die der größten Meister und daß sie die größten Wunder von ihren Werken erwarten, über deren Häßlichkeit sich die Welt höchstens nur zu verwundern pflegt.

Zu Seeshaupt nahmen wir Abschied von dem See, auf Fußwegen den Bergen zuwandernd. Die Landschaft wird nun, je mehr sie sich den Alpen nähert, stets unruhiger und wellenhafter, der Weg führt Hügel auf Hügel ab, meist durch Wiese und Wald an zerstreuten Höfen vorüber, worunter auch der von Lauterbach, der Geburtsort eines der beliebtesten bayerischen Schnaderhüpferl. In Antdorf blieben wir des stärker gewordenen Regens wegen über Nacht, denn ein gutes altes dortiges Schulmeisters „Rößli“ hatte schon drei Stunden gemacht, was man als einen gerechten Grund ansah, daß das „Rößli“ heute nicht weiter könne. Hier übrigens, noch neun Stunden von Ammergau entfernt, waren wir schon in den Kreis des Passionsspiels eingetreten, denn im Wirthshaus nahm man im voraus an, daß auch unser Weg dorthin gehe und sagte nns, daß wir morgen viele Begleiter haben

würden. Dieß traf auch richtig ein, es begegneten uns Männer und Frauen, die alle dem Passionsspiel zuwanderten, und mit denen wir uns theilweise in Gespräche einließen. Sie erwiederten unsere Fragen wohlgelaunt, mit freundlicher Gutmüthigkeit. Dem sonntäglichen Gottesdienst wohnten wir in einem kleinen, aber sehr freundlich und heimlich geschmückten Kirchlein am Riegsee bei. Schon von ferne schallte uns daraus ein einladender lieblicher Kirchengesang entgegen; der Gottesdienst war anständig und die Andacht der Bauerngemeinde in ihrem Sonntagsputze auferbaulich. Das Mittagmahl hielten wir in Murnau, wo die Burg Ludwigs des Bayern steht, der hier in den Voralpen sich einst mehr als anderwärts der Jägerlust erfreut zu haben scheint, wovon auch ein altes Kreuz ohnweit Hohenschwangau Zeugniß gibt. Von Murnau aus wollten wir nicht in der Ebene, auf der Landstraße, um den Berg herum, sondern auf dem Gangsteig darüber hin ins Ammerthal hinabsteigen. Ueber eine Stunde Weges jedoch mußten wir vorerst der Landstraße am Fuße des Gebirges folgen und hier hatten wir zur Begleitung ein ländliches Brautpaar, das Hand in Hand, in der fröhlichsten Stimmung von der Welt, dem Passionsspiele, als einer auferbaulichen, ehrbaren Lustbarkeit, zuwanderte. Der Bräutigam war ein junger Bauer aus der Gegend des Kochelsees, er hatte das Spiel schon einmal vor zehn Jahren gesehen, und doch ließ er sich den Weg nicht verdrießen, noch einmal dahin zu gehen, so wohl war er damit zufrieden gewesen. Die Braut war eine Ammerthalerin und diente ihm zur Führerin. Die Mittagssonne brannte indessen heiß, der Weg schien ihm sehr weit, er gab ihr sein „Jankerl" zum tragen und äußerte dabei scherzend Zweifel, ob sie ihn auch den rechten Weg führe, denn er sey gar so gutherzig, daß er ihr überall nachtrete, wobei er denn doch zuletzt angeführt seyn möge. Sie bestand indessen lachend auf ihrer Führung, da sie ja doch in ihrer Heimath Bescheid wissen müsse, ohnehin werde die Reihe des Folgens bald genug an sie kommen. So wurde uns die

aber, nach welcher zwei= oder dreimal in der Woche ein Religionslehrer durch jede Klasse hindurchgeht, läßt offenbar und nothwendig nur einen theoretischen und speculativen Unterricht zu, und schleudert durch ein letztes unfehlbares Resultat junge Leute in die Welt, welche zwar Religion im Kopf und im Gedächtniß, aber nicht im Herzen und im Willen haben. Heißt das nicht ein Schiff mitten in die Stürme ohne Steuer und Lenker schleudern *)"?

Läßt sich nun hieraus erkennen, wie ernst es den Jesuiten mit der Religion gemeint ist, und zwar nicht mit einer abstracten Religion, sondern mit einer solchen, welche in's Leben übergeht, und die Wurzel und das Unterpfand der Sittlichkeit ist, so bleibt mir noch das Mittel anzugeben, wodurch sie diesen Zweck zu verwirklichen, und das ihm Widerstrebende aus dem Wege zu räumen suchen. Ich habe hierauf schon in der Betrachtung über die Behandlungsweise der jungen Leute hingedeutet; hier tritt uns dies Mittel näher bestimmt als das entgegen, was man unter dem Namen der Disciplin zusammenfassen kann, und was die Jesuiten wirklich unter diesem Namen begreifen. Die Disciplin nun ist es, welche über der Erfüllung der religiösen Pflichten wacht; sie bestimmt deren Zeit, Dauer und Ordnung; sie gibt den Geist an, der sie beleben soll, vernachlässigt Nichts, was in den Herzen der jungen Leute die Tugenden des Christenthums pflanzen und nähren könnte, und hält sie mit einem sanften Zwang zur Benützung der kirchlichen Heilsmittel an. Sie schützt und hegt die guten Sitten, deren Reinheit von so hoher Bedeutung für die Religion, und dadurch, daß sie Geist und Körper frisch und kräftig, das Urtheil unverfälscht, das Gedächtniß getreu, den Geschmack für das Wahre, Gute und Schöne lebendig und un=

*) Mémoire présenté par le recteur du collège St. Michel au Tit. Conseil d'éducation du canton de Fribourg, en réponse au rapport sur l'enseignement du collège.

XI.

Ueber Jesuitenschulen, und namentlich die zu Freiburg in der Schweiz.

(Eine Zuschrift an die Herausgeber der historisch-politischen Blätter.)

(Fortsetzung.)

Um die Grundlage der jesuitischen Methode nach Gebühr zu würdigen, möchten folgende Betrachtungen hier nicht an der unrechten Stelle seyn. Wie ich schon früher andeutete, geht der Unterricht mehr auf die Ausbildung des Verstandes und des Geistes, die Erziehung mehr auf die des Willens und Herzens; jener ist mehr theoretischer, diese mehr praktischer Natur. Verstand und Wille haben aber ihre Einheit in einem Dritten, das beide umfaßt, und folglich höher, als beide, steht, in der Persönlichkeit, in dem Subjecte, das erzogen und unterrichtet werden soll, im wirklichen, ganzen Menschen. In Bezug auf diesen erscheint der Unterricht eben so sehr als Erziehung, wie umgekehrt die Erziehung als Unterricht erscheint; beide durchdringen sich wechselseitig, fallen in einem volleren, höheren und allein wahren Begriff, der Erziehung des Menschen zusammen, und ihre Trennung gibt sich als eine naturwidrige, tödtliche Abstraction kund. Von der andern Seite ist es sowohl im Unterrichte, als in der Erziehung die Autorität, und die Autorität allein, auf die sich das ganze Verhältniß des Lehrers zu seinem Zöglinge gründet. Unter Autorität verstehe ich hier nicht jenes persönliche Ansehen und Zutrauen, von dem ich weiter oben gesprochen, und das ein Lehrer mehr, als der andere genießen kann; sondern ich verstehe darunter jenes einfache, auf Treue und Glauben Hinnehmen und Befolgen von Seiten des Schülers aller Lehren

und Vorschriften, die der Lehrer ertheilt, **wie** und **weil** er sie ertheilt; ich verstehe darunter das Eintreten und Bürgschaftleisten eines dem Schüler Aeußeren (des Lehrers) für die Wahrheit und Güte dessen, was er sich innerlich machen und aneignen soll. Bei der Erziehung leuchtet die Nothwendigkeit und das Daseyn einer solchen Autorität von selbst ein. Um sie als gleich wesentlich für den Unterricht zu erkennen, genügt es, daran zu erinnern, daß hier von jenen Schulen die Rede ist, wo die Gegenstände, die der Lehrer vorträgt, dem Zöglinge eben so neu und fremd sind, als sein Verstand unentwickelt und unfähig ist, diese Gegenstände in ihrem innern Grund und Zusammenhang aufzufassen und zu begreifen *). Die Autorität ist also, wie die Persönlichkeit in Bezug auf das zu erziehende und zu unterrichtende Subject, so in Bezug auf das Object, das verknüpfende und einigende Band zwischen Erziehung und Unterricht, und diese können nicht getrennt werden, ohne jenes zu zerstören, noch jenes zerstört werden ohne die nachtheiligsten und verderblichsten Folgen für diese. So entsteht die Forderung: das Princip zu finden, welches in seiner Einheit, Verstand und Wille, Erziehung und Unterricht gleichmäßig, und zwar in Weise der Autorität, befaßt. Dieß Princip nun ist die Religion; und die Religion ist es, welche der Methode der Jesuiten zum Grunde liegt. Ich sage: es ist die Religion, und will damit nicht blos die Vortrefflichkeit dieses Princips vor den

*) Der natürliche Gang der Sache ist daher, daß in den höheren Classen, wo die Erkenntniß und Urtheilskraft ausgebildeter ist, jene Autorität des Lehrers immer mehr in den Hintergrund trete, d. h. dem nun einmal durch sie angeleiteten Geiste immer mehr freies Feld gestattet werde, aus sich selbst heraus zu wirken. Davon weiter unten. Meines Erachtens unterscheidet sich das academische Studium wesentlich dadurch von dem gymnasialischen, daß in ihm das **selbstständig** gewordene Individuum sich den Wissenschaften als **freien** oder solchen ergiebt, wozu Neigung und Beruf es bestimmen und antreiben.

andern hervorheben, sondern es geradezu als das einzige, außer welchem kein anderes der angegebenen Forderung entspricht, bezeichnen. Denn die Religion allein bietet sich dem Menschen ohne Unterschied, wie als höchsten Gegenstand und letztes Ziel seines Denkens und Erkennens, so als Gesetz, Ordnerin und Endzweck seines Wollens und Handelns dar; sie empfängt das neugeborne Kind in ihre Mutterarme, und es erst mit der süßen Milch des Glaubens nährend, und in seinem zarten Herzen die Keime aller himmlischen Tugenden pflanzend, reicht sie dem Heranwachsenden bald stärkere Speisen und kräftigeren Trank, öffnet ihm die ganze Fülle und den Reichthum ihrer Güter und Schätze, tritt dem Manne in seinem Streben und Wirken liebend, ermahnend, helfend und tröstend zur Seite, und am Bette des Altersschwachen, des Kranken und Sterbenden sitzt sie, die treue, unablässige, unermüdliche Pflegerin und Gefährtin; lindert die Schmerzen der Krankheit, verscheucht die Schrecken des Todes und schwebt der scheidenden Seele als lichter Hoffnungsengel in ein anderes, besseres Leben voran. Die Religion allein, indem sie so das ganze menschliche Leben umfaßt, erscheint als die sichere, unwandelbare, immer sich gleichbleibende Autorität, an deren Hand nicht nur der schwache, ungeübte, wankende Wille und Gedanke eine Stütze findet, erstarkt und sich entfaltet, sondern deren Macht, auch wenn der Charakter sich gebildet, Geist und Verstand sich entwickelt haben, und frei und selbstständig geworden sind, unverändert fortdauert, und so die Einheit zwischen den verschiedenen Bildungs- und Entwicklungsstufen des Menschen vermittelt. Der Lehrer und Erzieher, der in ihrem Namen seinem Zöglinge entgegentritt, ist wie mit einer höhern, unsichtbaren, magischen Gewalt bekleidet, und doch, indem er selbst dieser Gewalt nicht minder als sein Schüler unterworfen ist, erhält das ganze Unterwürfigkeitsverhältniß dadurch das Gepräge der vollsten und unmittelbarsten Freiheit und Unabhängigkeit. Die Religion allein endlich macht auch da, wo die Eltern sich mit dem Lehrer in

die Erziehung ihrer Kinder theilen, ein erfolgreiches Zusammenwirken möglich, indem christliche Eltern stets die Frömmigkeit und Sittlichkeit ihrer Erziehung zu Grunde legen werden, und folglich in Einheit mit den Grundsätzen der Schule handeln und handeln können. Darum wird nun aber auch bei den Jesuiten die Religion nicht als bloßer Fachgegenstand, dem etwa noch durch die beigefügten Stunden zur Ausübung eine Art Vorrang zugestanden wird, behandelt; sondern sie durchdringt das ganze häusliche und Schulleben dergestalt, daß alles Andere nur von ihr getragen und gewissermaaßen nur in Bezug auf sie von Werth erscheint. Ich kann mich hier nicht enthalten, die herrlichen Worte, die der Rector des St. Michael-Collegiums zu Freiburg, P. Drach, im Jahre 1833 an den Erziehungsrath des Cantons geschrieben, um die Bedeutung der Religion als Basis des Unterrichts und die Nachtheile der Fächerlehre, die man ihm vorschlug, zu zeigen, in der Uebersetzung mitzutheilen. „Es ist ohne Zweifel nützlich", sagt er, „die jungen Leute für die Literatur, die schönen Künste und Wissenschaften heranzubilden; aber es ist vor Allem nothwendig, in ihren Herzen diejenigen Tugenden zu nähren, welche den guten Sohn, den guten Bürger ausmachen, welche das Glück und den Frieden der Familien, und den Wohlstand und den Ruhm des Vaterlandes sichern. Nun hat aber die Religion allein die Sendung und die Macht, diese Tugenden zu verleihen; den ehrlichen, redlichen Menschen zum Christen zu erheben, und zugleich seine Kenntnisse und sein Glück zu fördern. Denn, indem sie die Zöglinge unter die Augen Gottes stellt, legt sie ihnen in seinem Namen den Gehorsam und die Arbeit auf, und macht ihnen daraus ein Verdienst, dessen Urheber und Beweggrund einzig Gott ist, dessen würdige Belohnung einzig Gott seyn kann. Dadurch lindert sie die mit der Arbeit verbundenen Beschwerden, streut sogar Annehmlichkeiten in die Studien, und läßt in ihnen durch die Erfüllung seiner Pflichten eine gewisse Süßigkeit finden; sie wacht da, wo das

Auge des Lehrers nicht wachen kann, und kömmt der Nachlässigkeit und Trägheit zuvor; sie gibt den wahren, heilsamen Gebrauch aller Kenntnisse an, führt sie auf ihren Ursprung zurück, weiht sie zu ihrem letzten Zwecke ein, und wird die sicherste Bürgschaft für die guten Sitten, die Gelehrigkeit und die Fortschritte des Schülers. Die Religion muß also der Hauptgegenstand des Unterrichts seyn; in jeder andern Methode aber wird sie nur ein einfacher Nebenzweig, ganz dem Rechnen, der Geometrie u. s. w. gleichgestellt. Muß sie dann aber nicht ihre Würde in den Augen einer Jugend verlieren, die sich immer mehr zu andern Kenntnissen hingezogen fühlt, als zu der dieser Religion, die ihr ein strengeres Joch auferlegt? Und welchen heilsamen Einfluß wird ein Unterricht auf Geist und Herz ausüben können, dem die Natur abgeneigt ist, und der sich mit so wenig Glanz und Ansehen darbietet? Gesetzt jedoch, daß dieser Unterricht den ersten Rang, der ihm gebührt, beibehalte; daß, Dank der Sorgfalt des mit der Religion beauftragten Lehrers, der Glaube des jungen Mannes das rationabile obsequium des Apostels werde; daß sein Gedächtniß der treue Bewahrer desselben sey; mit Allem dem ist das Ziel noch nicht erreicht, das erreicht werden soll. Der Unterricht ist ein Strahl, der erleuchtet und blendet, aber das Herz weder erwärmt noch entzündet; und doch ist dieses Herz der erste, ich möchte sagen der einzige Gegenstand der Sorgfalt eines guten Lehrers. Auf das Herz muß er wirken, um jener Lehre, deren Wahrheit die Vernunft erkannt hat, Liebe, Achtung und Ausübung zu verschaffen; anders wird man wohl gelehrte, aber keine tugendhafte Menschen bilden; denn die Religion, wenn sie nur zum Gegenstande der Erklärung, des Beweises, und vielleicht zum Nahrungsmittel einer profanen Neugierde wird, steigt nicht in das Herz der Schüler hinab, um darin die Leidenschaften zu bekämpfen, und der Tugend den Sieg zu erstreiten; ein Sieg, der die Frucht religiöser Gewohnheiten und des practischen Religionsunterrichtes ist. Eine Methode

aber, nach welcher zwei= oder dreimal in der Woche ein Religionslehrer durch jede Klasse hindurchgeht, läßt offenbar und nothwendig nur einen theoretischen und speculativen Unterricht zu, und schleudert durch ein letztes unfehlbares Resultat junge Leute in die Welt, welche zwar Religion im Kopf und im Gedächtniß, aber nicht im Herzen und im Willen haben. Heißt das nicht ein Schiff mitten in die Stürme ohne Steuer und Lenker schleudern *)"?

Läßt sich nun hieraus erkennen, wie ernst es den Jesuiten mit der Religion gemeint ist, und zwar nicht mit einer abstracten Religion, sondern mit einer solchen, welche in's Leben übergeht, und die Wurzel und das Unterpfand der Sittlichkeit ist, so bleibt mir noch das Mittel anzugeben, wodurch sie diesen Zweck zu verwirklichen, und das ihm Widerstrebende aus dem Wege zu räumen suchen. Ich habe hierauf schon in der Betrachtung über die Behandlungsweise der jungen Leute hingedeutet; hier tritt uns dies Mittel näher bestimmt als das entgegen, was man unter dem Namen der Disciplin zusammenfassen kann, und was die Jesuiten wirklich unter diesem Namen begreifen. Die Disciplin nun ist es, welche über der Erfüllung der religiösen Pflichten wacht; sie bestimmt deren Zeit, Dauer und Ordnung; sie gibt den Geist an, der sie beleben soll, vernachlässigt Nichts, was in den Herzen der jungen Leute die Tugenden des Christenthums pflanzen und nähren könnte, und hält sie mit einem sanften Zwang zur Benützung der kirchlichen Heilsmittel an. Sie schützt und hegt die guten Sitten, deren Reinheit von so hoher Bedeutung für die Religion, und dadurch, daß sie Geist und Körper frisch und kräftig, das Urtheil unverfälscht, das Gedächtniß getreu, den Geschmack für das Wahre, Gute und Schöne lebendig und un=

*) Mémoire présenté par le recteur du collège St. Michel au Tit. Conseil d'éducation du canton de Fribourg, en réponse au rapport sur l'enseignement du collège.

verdorben erhält, auch für den Erfolg in den Wissenschaften von viel größerer Wichtigkeit ist, als von vielen Seiten darauf gelegt wird. Sie wehrt von der Anstalt alle die Zöglinge ab, die durch ihre Zeugnisse nicht hinlängliche Sicherheit für ihre guten Sitten gewähren (eine Ursache, warum die Jesuiten am liebsten die Schüler jung, und ehe sie eine andere Anstalt besucht haben, aufnehmen), verliert sie nie aus den Augen, und entdeckt sie unter ihnen einen Feind der Sittlichkeit und guten Ordnung, so sucht sie ihn erst durch Sanftmuth und Festigkeit auf den rechten Weg zurückzuführen, und wenn ihr dieß nicht gelingt, entfernt sie ihn ungesäumt aus dem Kreise der Uebrigen. Sie führt eine strenge Aufsicht über Alles, was zerstreuend und nachtheilig auf den Geist der Zöglinge wirken könnte; läßt kein Buch in ihren Händen, was ihr Herz zu verderben, ihr Urtheil zu fälschen, ihre Phantasie anzustecken im Stande wäre, und hierhin kann man auch das rechnen, daß die Jesuiten sich in ihren Schulen nur sogenannter „gereinigter“ Ausgaben der Classiker bedienen, worin nämlich die anstößigen Stücke ausgelassen, und die schlüpfrigen oder zerstreuenden Stellen verändert sind, Etwas, was man ihnen oft als „Verstümmelung der Classiker“ vorwirft, ohne zu bedenken, daß diese Ausgaben nur für die Schule bestimmt sind; daß man später noch immer Zeit genug hat, mit den in jenen Stücken und Stellen enthaltenen „Eigenthümlichkeiten“ des antiken Geistes bekannt zu werden, und daß ein junger Mann von 16 bis 17 Jahren die Schönheit z. B. der horazischen Ode: Integer vitae etc. eben so gut oder noch besser empfindet, wenn er statt des am Ende vorkommenden, für einen Erwachsenen ganz unschuldigen: Dum meam canto Lalagen, die Worte: dum sequor calles dubios oder ähnliche, gleichgültige liest, die wenigstens nicht, wie jene, seine Aufmerksamkeit von der Hauptsache abzulenken fähig sind. Die Disciplin endlich ist es, welche die Beobachtung der Gesetze, auf denen die Haus- und Schulordnung ruht, einschärft, die Uebertretungen bestraft, dem ganzen Körper eine

gleichmäßige Bewegung mittheilt und jene schöne Gliederung hervorbringt, die die Zierde, das Gedeihen und den Ruf einer Anstalt begründet. Ich muß den Jesuiten das Zeugniß geben, daß ich nirgends, weder an den Schulen und Anstalten, die ich selbst besucht, noch an denen, die ich durch Beschreibung und den Umgang mit Solchen, die an ihnen erzogen worden sind, kennen gelernt habe, eine Frömmigkeit, Sittlichkeit und einen Gehorsam gefunden habe, die sich auch nur von ferne mit denen vergleichen ließen, die in der ihrigen herrschten. Und wenn auch hier manchmal ein Einzelner die Bemühungen und Erwartungen der Lehrer und Eltern täuscht; wenn hie und da Einer die Anstalten der Jesuiten verläßt, der, sey es, weil er zu kurze Zeit bei ihnen zugebracht, sey es, weil die verdorbene Natur in ihm überwog, sey es endlich, weil die Lockungen und Verführungen des Lasters einen zu mächtigen Reiz auf ihn ausübten, in der Welt nichts mehr von jener Frömmigkeit und Sittlichkeit erblicken läßt: so sind ihrer gewiß eben so Viele, welche bei den Jesuiten ihren verlorenen Glauben, die Reinheit ihres Gewissens, die Liebe und den Eifer für Wohlanständigkeit und Tugend wieder gefunden haben, und es möchte nur wenige Eltern geben, die sich über die Grundsätze und das Betragen ihrer bei den Jesuiten erzogenen Kinder zu beklagen hätten; abgesehen davon, daß selbst jene Verirrten und Ausgearteten häufig früher oder später auf die rechte Spur, die in ihr Herz eingegraben, und nur durch die Leidenschaft verschüttet war, zurückkehren. Freilich ist das herrliche Beispiel, womit jene gottseligen, ganz in den Fußstapfen des Erlösers wandelnden Männer ihren Zöglingen vorangehen, kein geringer Hebel zum segensreichen Erfolge ihres Wirkens, und Viele werden vielleicht hier die Frage aufwerfen, ob und in wiefern sich eine solche Erziehungs- und Unterrichtsmethode, die ich als allgemein nothwendig und einzig wahrhaft bezeichnet habe, ohne einen geistlichen Orden und außerhalb der katholischen Kirche (auf deren Lehren und Satzungen die ganze je-

suitische Erziehung gebaut ist) verwirklichen läßt? An dem Gelingen des Ersten möchte man zweifeln, wenn man in der Vorrede zu Thiersch „Ueber gelehrte Schulen“ Band I. liest, daß ein Verein von Männern, die sich aus Beruf, mit Einer Gesinnung und mit den gehörigen Fähigkeiten (!) versehen, dem Unterrichte der Jugend widmen, zu den Unmöglichkeiten und den auf Erden unausführbaren Idealen gehöre! Auf das Zweite läßt sich mit Bestimmtheit antworten: zu verwirklichen ist jene Methode außerhalb der katholischen Kirche nur in dem Maaße, als noch ein positiver, und dadurch bindender und einigender Kirchenglaube vorhanden ist, so wie nur da, wo Religion und Sittlichkeit durchaus auf derselben Grundlage ruhen *). Nachdem ich Ihnen nun die allgemeine Basis der jesuitischen Methode, und zunächst vornehmlich in Bezug auf die Erziehung, auseinandergesetzt habe, wende ich mich zum Unterrichte insbesondere.

Bei dem Unterricht erscheint uns die Religion als jene Einheit der Kenntnisse, jenes Centrum der Anschauungen, wodurch eigentlich erst ein Wissen möglich wird, wie dieß in einem früheren Hefte Ihrer Zeitschrift trefflich dargestellt war **); und ich will hier nur noch hinzufügen, daß sie als die allgemeinste Einheit zugleich jenes Studium, welches man das der Wissenschaften um ihrer selbst willen zu nennen pflegt, zuläßt, wenn auch nicht in dem Sinne, wie der Rationalismus es versteht oder vielmehr miß-

*) Daß dieß nicht überall im symbolischen Protestantismus der Fall sey, geht aus Luthers Lehre vom abstracten Glauben hervor, der so sehr von der Sittlichkeit getrennt ist, daß er uns allein selig macht, „selbst wenn wir durch noch so große Sünden unser Heil verlieren wollten“. Siehe die hieher gehörigen Stellen aus Luthers und seiner Anhänger Schriften in Möhlers Symbolik 4te Aufl. p. 150 — 160.

**) Wenn ich nicht irre, war es in dem Aufsatze: „der absolute Staat und die Schule“ im 7ten oder 8ten Hefte des fünften Bandes.

versteht. Denn eine Wissenschaft an sich auffassen wollen, ohne sie auf ihre Wurzel und ihren Ursprung zurückzuführen, ist Widerspruch. Halten wir dieses fest, und ziehen wir daraus die unmittelbare und nothwendige Folgerung, daß also die ganze Unterrichtsmethode so viel als möglich das Streben nach jener Einheit, das Beharren in jenem Mittelpunkte begünstigen und darstellen soll, so bleiben uns drei Seiten zu betrachten: 1) der Lehrgegenstand, 2) der Schüler, 3) der Lehrer.

Was den Lehrgegenstand betrifft, so ist es offenbar, daß, von welcher Natur er immer seyn mag, die erste Bedingung, um ihn zu erlernen, ein allmähliges Fortschreiten von seinen Anfängen und Grundlagen zu seinen ferneren, reicheren Bestimmungen und seinem verwickelteren Inhalte ist. Nicht minder deutlich, als dies Fortschreiten in Bezug auf den einzelnen Gegenstand, ist ein ähnliches Fortschreiten in Bezug auf die verschiedenen Lehrgegenstände unter sich. Denn auch hier gibt es einige, welche als ganz einfache und allgemeine gleichsam die Elemente der übrigen bilden, und folglich zuerst erlernt seyn müssen, während andere auf diesen, als ihren Voraussetzungen beruhen, und wieder andere selbst in ihren Anfängen nur durch viele Kenntnisse und Vergleichungen recht begriffen werden können. Eben so verschieden sind die Gegenstände in Bezug auf ihre Natur; der eine nimmt mehr die Einbildungskraft, der andere den Verstand, der dritte das Gedächtniß in Anspruch, und die nämlichen verschiedenen Ansprüche macht oft ein und derselbe Gegenstand auf seinen verschiedenen Entwicklungsstufen. Um also die Gegenstände unter die erforderte Einheit zu bringen, sind durch ihre Natur selbst ganz bestimmte Stufengänge, so wie an den Erlernenden ganz bestimmte Anforderungen gestellt. Aber der Gegenstand ist nicht abstract für sich, und darum nicht allein zu berücksichtigen. Der Schüler soll ihn auffassen und sich aneignen, und so steht denn der Natur des Gegenstandes mit ihren Anforderungen die Natur des Schülers mit den ihrigen entgegen. Ein altes Sprichwort sagt: „was

Hänschen nicht lernt, lernt Hanns nimmer mehr"! und deutet damit an, daß unter den verschiedenen Altern des Menschen, die Jugend am besten zum Lernen geeignet sey. Sie ist es aber darum, weil in ihr, wie die körperlichen, so auch die geistigen Kräfte sich entwickeln; eine Entwickelung, die, wie jede andere organische und lebendige, ganz bestimmten Gesetzen unterliegt, und darum nicht verkehrt werden kann, ohne jene Kräfte zu zerstören. Und zwar ist es beim Kinde das Gedächtniß, welches sich zuerst entfaltet, und frischer, begieriger, thätiger ist, als in spätern Jahren, durch dieses genährt und erregt ist es dann die Einbildungskraft, welche ihm der Zeit nach in der Entwickelung folgt; endlich ist es der Verstand und die Urtheilskraft, welche sich langsam und zuletzt im Menschen ausbilden, und für sie sammeln, bewahren und bereiten das Gedächtniß und die Einbildungskraft alle Früchte und Schätze der ersten Kindheitsübungen vor. Für die Entfaltung einer jeden dieser Kräfte hat nun aber die Natur gewisse Zeiten und gewisse Lebensjahre des Menschen angeordnet, wenn auch der Unterschied nicht so aufgefaßt werden darf, als ob die verschiedenen Kräfte durch die verschiedenen Jahre von einander abgegrenzt und gesondert würden; vielmehr, wie in dem Wesen des Geistes die Keime aller enthalten sind, so werden sie durch die mannichfaltigsten Uebergänge mit einander vermittelt und verknüpft, die niedern und frühern sind in den höhern und spätern aufgenommen, und durch jene Abschnitte soll nur das periodische Vorwiegen der einen oder der andern Kraft ausgedrückt werden. Haben wir also an den Lebensjahren selbst eine durch die Natur vorgezeichnete Reihenfolge, welche sich von Seiten des Subjects (des Schülers) gegen das Object (den Lehrgegenstand) geltend macht, so ist offenbar, daß die einzig wahrhafte und richtige Lehrmethode nur jene seyn kann, worin die beiden von mir angegebenen Stufengänge, der Lehrgegenstände nämlich, und des lernenden Geistes, zusammenfallen, worin die Natur und der Umfang

der vorgetragenen Lehren jedesmal den Fähigkeiten und der Natur des auffassenden Geistes entspricht, worin also z. B. weder das, was hauptsächlich den Verstand und die Urtheilskraft in Anspruch nimmt, in den Schulen vorgetragen wird, in welchen diese Fähigkeiten der Schüler noch nicht ausgebildet sind, noch auch in solcher Weise und in solchem Umfang, daß es dadurch über den Kreis und die Entwickelungsstufe des Zöglings hinausgeht. Durch dies Zusammenfassen und Verbinden der beiden betheiligten Elemente auf ihren verschiedenen Entfaltungsstufen entstehen im Fortgang des Unterrichtes gewisse Ruhe- und Wendepunkte, welche, wie die Knoten der Ekliptik den jedesmaligen Stand der Sonne, so den jedesmaligen Stand des Zöglings im Kreise seiner Studien bezeichnen; in welchen zwar weder ein eigentlicher Stillstand, noch auch eine Unterbrechung des gleichmäßigen Fortschreitens der verschiedenen Lehrgegenstände Statt findet, sondern in welchen sich diese letztern, wie im Großen zur Einheit um die Religion, so in kleinern Sphären zur Einheit um bestimmte Mittelpunkte sammeln, die alle in einander überführen und ein organisches Ganzes bilden. Diese Gliederung nun liegt der Jesuitischen Classeneintheilung zu Grunde.

Man würde sehr irren, wenn man aus dem Umstande, daß auch in dem modernen Systeme die verschiedenen Schulen den Namen von Classen führen, etwa den Schluß ziehen wollte, daß folglich die Eintheilung dieselbe sey. Unsere Methode ist einzig und allein auf die Fächerlehre gebaut, d. h. auf jenes erste Element, von dem ich gesprochen, ganz abstract genommen. Treffen hie und da die beiden Stufengänge zusammen, so ist das nicht vermöge der innern Organisation der Classen, sondern aus bloßem Zufall, weil das Fortschreiten der Gegenstände und des Alters des Schülers solche Begegnungen mit sich bringen. Es bestehen in unseren Schulen eben so viele Einrichtungen, die jenem Zusammentreffen geradezu entgegenwirken. Eben so wenig, wie in unserer Methode Erziehung und Unterricht vereinigt sind, wie die Religion im

Großen die Einheit der Kenntnisse und Anschauungen vermittelt, eben so wenig verbinden sich die Gegenstände in den einzelnen Classen zu organischen Einheiten, sondern sie werden alle mit gleichen Rechten und Ansprüchen neben- und nacheinander gelehrt, etwa noch so, daß einigen, z. B. den alten Sprachen, mehr Stunden, als den übrigen gewidmet werden, und wo man daher die Schulen abtheilt, ist es etwas ganz Aeußerliches und Beliebiges, was eben so gut anders seyn könnte. Diese Aeußerlichkeit unserer Classeneintheilung und der Unterschied der jesuitischen von ihr, gibt sich sogleich durch die Namen kund, womit die verschiedenen Schulen bei den Jesuiten und bei uns benannt werden. Bei den Jesuiten heißen die Classen in aufsteigender Ordnung: Principien, Rudimente, Grammatik, Syntaxis, Humanität, Rhetorik, Philosophie und Physik, und diese Namen, wenn man sich auch nicht vorstellen darf, daß sie den ganzen Lehrgegenstand der jedesmaligen Classe begreifen, haben doch alle eine sachliche, qualitative Bedeutung, und stehen in einem wesentlichen Verhältnisse zu einander. Wir nennen die Schulen: Sexta, Quinta, Quarta, Tertia, Secunda, Prima, mit der alleräußerlichsten und gleichgültigsten Bestimmung, die sich denken läßt, mit der Zahlen-Bestimmung. Wer diese verschiedene Auffassung und Eintheilung der Schulen mit öffentlichen Zuständen und Instituten in Verbindung bringen und vergleichen wollte, dem würde es nicht entgehen, daß hier ein ähnlicher Unterschied wie zwischen der Provinzial- und Ständeverfassung einerseits, und der Kreis- oder Departemental- und Repräsentativverfassung andererseits obwaltet. Die Provinzen sind zwar auch Departemente und Kreise des Reichs, so wie die Stände Vertreter des Volks und der Massen sind, aber außer diesem bloß natürlichen und Zahlenverhältnisse*) haben beide noch eine ganz

*) Ich nenne hier ein natürliches Verhältniß, die Abtheilung und Benennung der Departemente nach Flüssen, Bergen u. s. w. Die Ausbildung des diesen Eintheilungen zu Grunde liegenden

andere Bedeutung. Beide drücken nämlich ein Geschichtliches, Eigenthümliches, Selbstständiges aus, welches in der Departemental- und Repräsentativverfassung aufgehoben und nivellirt ist, durch die abstracte und darum falsche Voraussetzung, daß alle Landestheile nur ein und dasselbe Interesse hätten und alle Bürger gleiche Bildung und Kenntnisse besäßen. Die Folge davon ist, daß einzelne Departemente und Stände gedeihen und reich werden, während die übrigen darben und zu Grunde gehen.*) Auf gleiche Weise verhält es sich mit unseren Schulen. Daher in ihnen jene Zersplitterung und Spaltung, welche für ein gründliches Studium so schädlich sind und nothwendig jene Oberflächlichkeit erzeugen, die in dem schon einmal von mir angeführten Aufsatze Ihrer Zeitschrift als ein Hauptgebrechen unserer Unterrichtsmethode hervorgehoben ist. Daher die Unmöglichkeit für alle Schüler, dem Gange des Unterrichts gleichmäßig zu folgen, und die Erscheinung, daß nur Einzelne beim Austreten aus dem Gymnasium sich den an sie gestellten Forderungen wirklich gewachsen zeigen, und die noch seltsamere, daß gerade diese Ausgezeichneten sehr häufig später fast unter die Gewöhnlichkeit zurücksinken, eine Erscheinung, die sich nur durch ein zu frühzeitiges Reifwerden und eine falsche Ausbildung ihrer Kräfte auf der Schule erklären läßt. Denn nur in der von mir dargestellten Methode wird dieser Uebelstand vermieden. In ihr allein ist es allen Schülern möglich gemacht, den Lehrgegenständen zu folgen, indem einerseits das zur Einheit

Princips hat die Franzosen unter andern auch auf die Idee gebracht, daß der Rhein die natürliche Grenze von Frankreich sey.

*) Jenes Nivellirungssystem ist das Charakteristische der Revolution, sey's nun der von oben her (des Absolutismus), sey's der von unten herauf (der Democratie). Im Ersteren beliebt man es Centralisation zu nennen. In welchem Verhältnisse die beiden Formen zu einander stehen, hat die Geschichte der letzten 150 Jahre in Frankreich zur Genüge dargethan.

gesammelte Viele weder ermüdet noch zerstreut, und andererseits die dem Geiste gebotene Nahrung gerade seinen jedesmaligen Fähigkeiten und Neigungen entspricht, so daß hier nur wirkliches (kein Treibhaus=) Talent und Fleiß über den Vorzug entscheiden. In ihr allein läßt sich die Verschiedenheit der Geister und Anlagen genau beobachten und erkennen, und, was von so hoher Wichtigkeit ist, dem Schüler selbst wird die Einsicht und die Liebe zu der Lebensthätigkeit, zu der ihn die Vorsehung durch Verleihung besonderer Kräfte und Neigungen bestimmt, zu seinem Berufe, erleichtert und bewahrt; während auf unseren Schulen dieser Beruf den jungen Leuten nur gar zu häufig dadurch verloren geht, daß sie, an dem Punkte angekommen, wo sie sich entscheiden sollen, eine solche Abneigung und einen solchen Ueberdruß an den Gegenständen, die ihnen auf eine unangemessene oder verkehrte Weise vorgetragen worden, gewonnen haben, daß sie sich freuen, endlich einmal davon befreit zu werden; und daher ergreifen so unverhältnißmäßig Viele beim Austritte aus dem Gymnasium das juristische und medizinische Fach, die ihnen mit dem Reize der Neuheit und Lebensfrische entgegentreten, indeß nur Wenige und, mit geringen Ausnahmen, nur die Unbemitteltern oder die durch Andere zu ihrer Wahl Bestimmten sich der Theologie und Philologie widmen.

Um Ihnen jedoch einen vollständigern Ueberblick über die Jesuitische Schuleinrichtung zu verschaffen, will ich in kurzen und allgemeinen Umrissen das Geschäft und den Zusammenhang der einzelnen Classen zu zeichnen versuchen. Der ganze Cursus umfaßt, die Vorbereitungsschulen abgerechnet, die, wie bei uns dem Gymnasium vorangehen, 8 Jahre, ein Zeitraum, der fast überall für die gymnasialischen Studien festgesetzt ist, indem sich nämlich bei uns die Secunda in zwei Jahre und die Prima gleichfalls in zwei Jahre theilt, woraus 8 Classen von der Sexta ab entstehen. Von diesen 8 Jahren sind 3 vorzugsweise zur Uebung und Ausbildung des Gedächtnisses bestimmt: das vierte vermittelt den Ueber=

gang zu den Gegenständen oder ihrer Entwicklungsform, welche die Phantasie zumeist in Anspruch nehmen, wie das sechste zu denen, welche dem Verstande angehören. Ich habe jedoch schon bemerkt, daß hierunter keine eigentliche Trennung und Abgrenzung zu verstehen sey, und daß folglich eine mannichfaltige organische Verzweigung Statt finden könne und Statt finde; aber das Vorherrschende, Ueberwiegende entscheidet.

In den Principien z. B. werden die Grundlagen der verschiedenen Fächer, ihre ersten und leichtesten Begriffe, alle für das Gedächtniß in seiner einfachsten Form berechnet, vorgetragen, so jedoch, daß sie sich vornehmlich um die Principien der lateinischen und der Muttersprache, als ihren Mittelpunkt sammeln, auf die sich dann auch die mündlichen und schriftlichen Uebungen beziehen. In den Rudimenten wird nach Wiederholung des Vorangegangenen weiter vorgeschritten. Das Griechische wird begonnen; im Lateinischen und in der Muttersprache treten bei entwickelterer Kenntniß die charakteristischen Merkmale hervor, die Uebersetzungen werden häufiger und schwieriger; Beispiele zur Nachahmung aufgegeben. Eine umfassendere Kenntniß der lateinischen Sprache und ihrer Eigenthümlichkeiten, sowie der Muttersprache, und die Anwendung derselben bezeichnet die Grammatik. Hier werden die Regeln der Prosodie gelehrt, und in den Uebungen, die vorgenommen werden, neben den grammaticalischen Analysen, hauptsächlich auf die Unterschiede zwischen den verschiedenen Sprachen eingegangen. In der Syntaxis darauf, der Uebergangsclasse, wird durch tieferes Eindringen in die Sprachschwierigkeiten, Aufmerksammachen auf die Schönheiten und die Eigenheiten der Ausdrücke, der Construction, des Styles, das eigentliche Formelle und, wenn auch nicht allein, doch hauptsächlich dem Gedächtniß Anheimfallende des Sprachstudiums geschlossen. Neben den Uebersetzungen und dem Lesen der verschiedenen Schriftsteller (im Lateinischen: bisher des Phädrus, des Cornelius Nepos, des Cesars, ausgewählter Stücke des Cicero, Ovid, Virgil, Titus

Livius, Sallustius und anderer; im Griechischen: der Fabeln des Aesopus, der Todtengespräche des Lucianus, der Cyropädie des Xenophon und gewählter Stücke aus dem Homer; in der Muttersprache: verschiedener Classiker) werden jetzt schon Aufsätze von bestimmter Form: Uebungen im Briefstyl, in der lateinischen und in der Muttersprache verfaßt. In der Mathematik war bisher nur die Arithmetik bis zu den arithmetischen Progressionen und der Ausziehung der Quadratwurzeln vorgetragen worden. Hier beginnt die Algebra und geht bis zu den Gleichungen des ersten Grades. So sind wir zur **Humanität** hinübergelangt. In ihr wird die eigene, freie Productivität, die Einbildungskraft, zunächst der Poesie zugewandt, als vorherrschend geachtet, und auf sie, als den Mittelpunkt, beziehen sich die Vorträge und Uebungen. Hier werden die Lehren von der Poesie im Allgemeinen, von den Bildern, dem Styl, den poetischen Wendungen und Gedanken, [illegible] Versbildung, und den verschiedenen Gattungen der Poesie, von den kleinern Gedichten, der Idylle, Eccloge, Elegie, Satyre, Epistel, Ode u. s. w., so wie einige Vorbemerkungen über die Beredsamkeit und Redekunst vorgetragen, und in Bezug auf sie die Schriftsteller gelesen und ausgelegt, so wie freie Aufsätze in den verschiedenen Sprachen verfertigt. Gelesen also werden im Lateinischen: ausgewählte Erzählungen des Titus Livius, die Rede des Cicero in Verrem de signis et [illegible] Gesänge der Aeneis, die ars poetica, sowie mehrere Oden, Satyren und Episteln des Horaz, ausgewählte Stücke aus der heiligen Schrift; im Griechischen: mehrere Lebensbeschreibungen aus dem Plutarch, die schönsten Erzählungen und Beschreibungen aus der Ilias u. s. w. Entsprechende Stücke in der Muttersprache. In dieser Classe vollendet sich der Unterricht in der Geographie nach folgendem Verlaufe: 1) Grundbegriffe, Eintheilung des Erdglobus und Europas, Geographie des Vaterlandes; 2) allgemeine Uebersicht Europas und seiner verschiedenen Länder; 3) die übrigen Welttheile; 4) alte Geographie zum Ver=

ständnisse der griechischen und lateinischen Schriftsteller; 5) der Globus und die Sphäre. Die Rhetorik, welche nun folgt, spricht mit ihrem Namen schon ihren Charakter aus. Sie handelt von der Redekunst, von der Erfindung, der Anordnung, dem Vortrage und den verschiedenen Arten der Beredsamkeit, der Kanzel-, Gerichts-, akademischen und politischen Beredsamkeit. Hierdurch wird einerseits der Einbildungskraft der freiste Spielraum gegönnt, und andererseits der Schüler zu den reinen Verstandeswissenschaften vorbereitet und hinübergeführt, indem einige Vorkenntnisse der Logik, z. B. die Lehre von den Schlüssen, und dergleichen, schon hier vorgetragen werden. Darum werden die lateinischen und griechischen Schriftsteller in Bezug auf diesen Mittelpunct gelesen und erklärt: Ciceros Reden, Tacitus, Demosthenes, Reden aus Homer und Virgil, desgleichen aus den Kirchenvätern und den besten vaterländischen Schriftstellern. In der Poesie wird die Poesie der heiligen Bücher, die epische, dramatische und lyrische Dichtart abgehandelt, und die berühmtesten Stellen aus der heiligen Schrift, die Oden des Horaz, die Gesänge Pindars und Anakreons, gewählte Stellen aus Sophokles und Euripides, die Ilias und die Aeneis, sowie die heimischen Classiker sind es, womit der Schüler hier bekannt gemacht und vertraut wird. Die eignen freien Aufsätze bilden größtentheils Reden in der lateinischen und Muttersprache, lateinische Verse, oratorische und poetische Analyse, während die lateinischen und griechischen Uebersetzungen fortdauern. In der Mathematik wird das, was in den vorhergehenden beiden Schulen von der Algebra gelehrt worden, und was nur bis zu den Gleichungen des zweiten Grades, den Brüchen, Progressionen und Ausziehungen der Quadratwurzeln geht, wiederholt und die Geometrie erst angefangen, und bis zu der Lehre von den drei runden Körpern vorgetragen. In dieser Classe endigt der Religionsunterricht im engeren Sinne, sowie der Vortrag der Geschichte; letzterer mit der chronologischen Uebersicht der allgemeinen Ge-

schichte, mit besonderer Berücksichtigung der vaterländischen, nachdem in den vorangegangenen Schulen auf eine der jedesmaligen Fassungskraft des Lernenden angemessene Art die heilige und die Kirchengeschichte, die alte griechische und römische, sowie die mittelalterliche Geschichte, besonders des Vaterlands, dargelegt worden war. In den drei zuletzt genannten Classen sind sogenannte Akademien errichtet, in welche die besten Schüler aufgenommen werden, und durch ganz freiwillige Arbeiten und Vorträge, jedesmal dem Stande und der Aufgabe der Classe entsprechend, sich in ihren Fächern zu vervollkommnen streben. Endlich treten wir aus der Rhetorik in die obern Classen, in die Philosophie und Physik über. Hier macht der Verstand hauptsächlich sein Recht geltend. Was Gedächtniß und Einbildungskraft sich erworben und bewahrt, wird seiner Herrschaft unterworfen. Was dem frühern Geistesvermögen überlegen war, findet hier seinen Bewältiger. Um den Besitz des Erlernten zu sichern und dem Zögling völlig damit vertraut zu machen, so wie zu gleicher Zeit um demjenigen, der nun einen gelehrten Stand, vor Allem die Theologie ergreift, jedes Hinderniß aus dem Wege zu räumen und ihn in seine Studien hinüber zu geleiten, ist es die lateinische Sprache, die Sprache der Gelehrten und vornehmlich der katholischen Kirche, welche die Sprache der Schule wird und worin alle Unterrichtsgegenstände abgehandelt werden. Was man auch gegen ihren Gebrauch in Vorträgen über gewisse Gegenstände einwenden mag, es findet darin seine Erledigung, daß hier noch immer von Vorbereitungsschulen zur Universität die Rede ist, worin also nicht, wie in den letztern, jene Gegenstände in ihrem vollen Umfange und allen ihren, vielleicht dem Bereich der lateinischen Sprache entgehenden, Eigenthümlichkeiten und Besonderheiten vorkommen. In der Philosophie ist es zunächst die Logik, die Metaphysik, die praktische Philosophie (welche die Moral und das Naturrecht umfaßt) und eine Uebersicht der Geschichte der Philosophie, welche den vornehm-

sten Theil des Unterrichts bildet; freilich Alles in der von den heutigen Philosophen sogenannten alten Verstandesweise, aber mit hinlänglicher Bürgschaft für die Festigkeit und Sicherheit ihrer Grundsätze, und für Jeden genügend, der sich nicht dem besondern Studium der Philosophie widmet. Sodann ist es die Mathematik, welche weiter entwickelt wird, vornehmlich die Geometrie, und zwar die ganze reine und angewandte Geometrie. Um die Mathematik, namentlich die Physik, dreht sich zuletzt, wie dies schon der Name besagt, das Geschäft der zweiten philosophischen Classe, der Physik, die den Schlußstein des Ganzen bildet, und außer den vollständigen und gewöhnlichen Lehren der Physik, auch die allgemeinern der Astronomie, einen Elementarcursus der Chemie, sowie die höhere Algebra und Trigonometrie befaßt. Ganz frei steht den Zöglingen der beiden philosophischen Classen: ein Cursus der Naturgeschichte, der hebräischen Sprache und der griechischen Literatur, jeder durch zwei Jahre hindurchgehend. Die Religionslehre hat in diesen beiden Classen aufgehört, weil auf den ausgebildeten Charakter mehr das lebendige Beispiel als der Unterricht wirkt und wirken soll.

So vollendet sich die ganze Schulordnung wie ein wohl gefügter, in sich abgerundeter Organismus, aus dem kein Glied herausgerissen werden kann ohne Gefahr und Nachtheil für das Ganze, und es läßt sich daher ermessen, wie unbillig es ist, wenn man von Schülern, welche z. B. die Rhetorik der Jesuiten verlassen (eine Schule, die der Zahl (nicht den Jahren) nach unserer Prima entspricht), und welche also nothwendig in der Mathematik und Physik noch gar nicht sehr bewandert sind, dasselbe verlangt, als von Solchen, die unsere Prima verlassen, und, wenn sie es nicht leisten können, auf einen Zustand der Inferiorität des Jesuitischen Collegiums schließt. Auf eine ähnliche Weise verhält es sich mit der Geschichte. Denn auch diese wird nirgends bei den Jesuiten, wie bei uns, mit jener übertriebenen Facta- und Zahlenausführlichkeit vorgetragen, die eigentlich nur für das Universitätsstudium paßt,

und überhaupt wird bei ihnen von dem festen Bewußtseyn ausgegangen, daß der junge Mann eben so wenig gemacht aus dem Gymnasium tritt und treten kann, als der Mediziner oder Jurist gemacht von der Universität scheidet; daß das Gymnasium nur eine Vorbereitungsschule, und der Zögling folglich das ist, was er seyn soll und kann, wenn er, dort angekommen, wo der Himmel ihm seine Lebensbahn vorzeichnet, im Stande ist, sich zu den ernsteren Studien und Wissenschaften zu erheben, die sein Beruf von ihm fordert. Darum wird bei ihnen auch in der lateinischen und griechischen Sprache weniger auf jene linguistischen Feinheiten (oft Spitzfindigkeiten), Varianten, und das Aengstlichclassische, (welche zwar für den Philologen vom Fach bemerkenswerth und wichtig, für den Schüler aber pedantisch und geisttödtend sind, und häufig den Ekel an der Philologie erregen), als darauf gehalten, daß der Zögling allmählig in den Geist der beiden Sprachen eindringe, daß er ihre Unterschiede und Schönheiten kennen, empfinden und beurtheilen lerne, daß er sich die Fertigkeit erwerbe, sich frei und mit Geschick in ihnen zu bewegen, den Vorbildern nacheifernd, die an seinen Augen vorübergeführt werden. Eben jenes Bewußtseyn liegt den verschiedenen Anregungsmitteln zu Grunde, deren sich die Jesuiten bedienen, um das Talent zu fördern und die Liebe zur Arbeit zu wecken, die in unseren Schulen größtentheils verschwunden sind, als z. B. die Compositionen um die Plätze, die Verkündigung der Sieger und ihre Auszeichnungen, die öffentlichen Prüfungen und Uebungen und vor Allem die feierlichen Preisvertheilungen; lauter Dinge, die zwar für den Verständigen unnütz sind, und darum in den obern Classen auch bei den Jesuiten nicht mehr Statt finden, deren Vortheil aber in den unteren Schulen sich nicht ohne die gröbste Verkennung der jugendlichen Natur läugnen läßt. Endlich gehört auch hierher das, was ich weiter oben in einer Anmerkung über das verschiedene Verhältniß des Lehrers zu seinem Schüler im Fortgange des Unterrichts angedeutet habe, und dies leitet

mich von selbst zu dem dritten und letzten hier zu besprechendem Punkte, dem Lehrer, hinüber.

Vor Allem muß hier festgehalten werden, daß die Einheit von Erziehung und Unterricht, die wir unter der Form der Autorität in der Religion gefunden haben, dasjenige sey, auf dem alle fernern Bestimmungen ruhen. Sodann ist es der Classenorganismus, welcher die verschiedenen Stellungen des Lehrers bedingt. Alles daher, was jene untergräbt oder unmöglich macht, und diesen zerstört, ist als verderblich aus der Methode zu entfernen. Die Einheit aber von Erziehung und Unterricht und die Autorität geht offenbar da verloren, wo einerseits durch unzulängliche Bekanntschaft des Lehrers mit seinem Schüler es dem ersteren unmöglich wird, den letzteren in seinen Neigungen und Leidenschaften zu beobachten, in seinen Gewohnheiten zu verfolgen, in seinen Untugenden zu bekämpfen und durch eine fortgesetzte Ueberwachung in seinen Fehlern zu bessern, und wo andererseits dem Schüler Gelegenheit geboten ist, sich den Blicken und der Macht seines Lehrers zu entziehen, das Betragen und die Würde desselben nach seiner Zu- oder Abneigung zu beurtheilen, und dem Einfluße desselben einen anderen, nicht minder berechtigten entgegenzusetzen. Der Classenorganismus kann da nicht bestehen, wo jeder Lehrgegenstand, jedes Fach mit gleichen Ansprüchen und ohne Rücksicht auf den Lernenden sich dem Schüler darbietet und ihn nach sich zieht. Es bedarf aber nur einer oberflächlichen Betrachtung, um einzusehen, daß alle diese Uebelstände unvermeidlich und eine nothwendige Folge da sind, wo in derselben Schule mehrere Lehrer sich, den Fächern nach, in den Unterricht theilen; denn von der Handhabung der Disciplin kann nicht mehr die Rede seyn, und die Einheit der Classe zerfällt und zersetzt sich von selbst. Darum hat bei den Jesuiten jede untere Classe ihren besondern, und zwar nur Einen Lehrer. „Durch diese Einheit erhalten die Religion und die Wissenschaften, die Haupt- und Nebenzweige des Unterrichts Ein

und dasselbe Organ; alle Herzen haben nur Einen Gegenstand ihrer Zuneigung, alle Geister genießen derselben Pflege und Bildung, und die ganze Classe, indem sie Einem und demselben Leiter, der ihre starken und schwachen Seiten kennt, unterworfen ist, empfängt von ihm, ohne Wechsel wie ohne Unterlaß, einen zu gleicher Zeit für alle Schüler gemeinsamen, wie für jeden unter ihnen besondern Antrieb, je nach ihren allgemeinen und besonderen Bedürfnissen. Und man hüte sich wohl zur Vertheidigung der Fächerlehre anzuführen, daß der mit einem einzigen Unterrichtsgegenstande beauftragte Lehrer aus Pflichtgefühl und mit Vorliebe die Arbeiten aller Schüler ohne Ausnahme besser überwachen werde. Dies ist eine ganz beliebige Unterstellung. Aber, gelänge es auch den verschiedenen Lehrern, für ihre Gegenstände von ihren Schülern einen gleichmäßigen Fleiß zu erreichen, so giebt es Kinder, deren Bildung oberflächlich und oft nichtig seyn wird, weil pluribus intentus minor est ad singula sensus, oder deren Ausdauer und Beharren in der Arbeit moralisch unmöglich wird, durch die Unmöglichkeit selbst, lange Zeit mehreren Lehrern gleichmäßig und unermüdet zu folgen" *). Eben so verschwindet die Einwendung, daß Ein Lehrer allen Gegenständen nicht gewachsen sey, durch die Bemerkung, daß doch jeder einzelne Schüler alle lernen soll; ferner, daß die Aufgaben in den untern Classen gar nicht zu hoch gestellt sind, und die ganze Einrichtung allerdings erleichternd helfen muß. Die Anstrengung der Lehrer aber wird durch die Abwechselung des Vortrags und die Ersparniß der Zeit vermindert, indem bei den Jesuiten der Unterricht täglich nur fünf Stunden, bei uns immer sechs, oft sieben begreift. Hat sich nun eine solche Ordnung für die untern Classen als nothwendig, und dem Principe der ganzen Methode gemäß erwiesen, so erfordern die höheren allerdings andere Rücksichten. In ihnen ist Verstand, Wille

*) Mémoire présenté etc. S. oben.

und Charakter ausgebildeter; die Freiheit und Selbstständigkeit des Individuums macht sich geltender, die Lehrgegenstände selbst sind von verwickelterem Inhalte und weiterem Umfange; der Zögling ist in einen Kreis eingetreten, wo er der in den untern Schulen ihm Schritt für Schritt folgenden Aufsicht nicht mehr bedarf, wo die Autorität mehr in sein Inneres übergegangen, als im Lehrer vorgestellt ist, und von wo er bald in ein ihm nach allen Seiten hin offenes Leben sich begeben soll. Dem gemäß muß sich also das Verhältniß des Lehrers zu dem Schüler gestalten. Vermittelt wird der Uebergang in dieser Beziehung einerseits durch die freie Natur und Behandlung der in der Humanität und Rhetorik vorgetragenen Gegenstände, und andererseits hauptsächlich durch die in diesen Schulen bestehenden Academien, die zwar unter der Aufsicht, nicht aber unter der directen Herrschaft des Lehrers stehn. In der Philosophie und Physik endlich ist für jeden Gegenstand ein besonderer Lehrer bestimmt, und was früher schädlich war, wird hier als heilsam erkannt. Noch deutlicher wird dieser Unterschied durch die in die freie Wahl eines Jeden gestellte Befolgung einzelner von mir oben erwähnter Lehrcurse hervorgehoben, und so gelangt der Schüler in keiner Beziehung als vollkommener Neuling und Fremdling zur Universität.

Nachdem ich Ihnen nun den ganzen Lehrcyklus der Jesuiten in seinem innern Zusammenhange, zu Ihrer eigenen Beurtheilung, dargestellt, bleibt mir noch übrig eine Einwendung, die das Collegium von Freiburg hinsichtlich seines französischen Charakters zunächst betrifft, zu beantworten, und alsdann Ihnen auch meine Absicht über die Einführung der Jesuiten in Deutschland schließlich mitzutheilen, was mit derselben Freimüthigkeit geschehen soll, die Sie in dem Vorhergehenden nicht werden verkannt haben.

(Schluß folgt.)

XII.

Zeitläufte.

Protestantische Zustände und Aussichten in Deutschland.

Zweiter Artikel.

Wir haben im vorigen Artikel den Grundriß des gegenseitigen Standes der Partheien im Innern des deutschen Protestantismus geliefert. — Heute wollen wir einige Facta beleuchten, aus welchen der Kundige schließen kann, wie weit die naturnothwendige und unabweisliche Entwickelung desselben bereits gediehen sey, und welche Erscheinungen eine Zukunft, an deren Schwelle wir stehen, unfehlbar bringen wird und muß. — Zunächst also ein Symptom, welches den heutigen Stand des Rationalismus charakterisirt. Wir meinen den Streit, der sich zu Magdeburg über die Anbetung Christi erhoben hat. Die preußischen Blätter haben davon zu seiner Zeit Meldung gethan, aber nur leise, eilig, mit gepreßter Stimme. Eine höhere Hand traf Vorkehrungen: diese Aufklärung, über die dermaligen inneren Verhältnisse der „evangelischen Kirche", den Augen der Welt möglichst fern zu rücken; es schien nicht „angemessen", die Sache, in ausführlicher Erörterung, zur allseitigen Entwickelung kommen zu lassen. Daß es galt, den Streit so bald als möglich abzubrechen, begreift sich freilich; aber auch der Wunsch der Katholiken liegt nahe: etwas Genaueres und Gründlicheres über jene Angelegenheit zu erfahren. — In der That können sie daraus eben so viel Trost als Belehrung schöpfen.

Das Comité des Magdeburger Kunstvereins hatte das Bild des Malers Becker, welches eine, vor einem Gnaden-

bilde im Walde knieende Bauernfamilie darstellt, lithograpl
und die Abdrücke in herkömmlicher Weise an die Kunstfre
vertheilen lasseu. Das Bild gefiel allgemein und wark
Publikum vielfach besprochen. In Folge dessen ließ ei
Kassenbeamter nachfolgendes Gedicht in die Magdebu
Zeitung vom 3. Februar rücken.

Wo warst du heut so frühe schon?
Frägt Mütterchen den blonden Sohn,
Der jubelnd, daß die Tenne schallt
Herein in's enge Stübchen springt.
„Ich war mit Vater in den Wald,
Der grünend unser Haus umringt,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist".

Und Anna tritt, ihr Töchterlein,
Mit Blumen jetzt zur Thür herein.
Wo warst denn du? — „Mit Bruder Hans
Und Vater in den Wald spaziert.
Da hab ich mit dem frischen Kranz
Der Eiche heil'ges Bild geziert.
Vom lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist".

Und habt ihr, wo sein Bildniß steht,
Auch fromm gesprochen ein Gebet? —
„Wohl flehten wir zum lieben Herrn
Und haben deiner auch gedacht,
Weil wir erlöst dich sähn so gern
Aus deiner Augen dunkler Nacht,
Durch unsern Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist".

Die Mutter preßt mit weichem Schmerz
Den zarten Säugling an das Herz,
Sie legt der Tochter und dem Sohn
Die Hand stillsegnend auf das Haupt
Und kniet im Geist vor dessen Thron,
An welchen ihre Seele glaubt,
Den lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Da tritt der Vater schweigend ein
Und winkt dem Sohn, dem Töchterlein.
Die schleichen scheu hinaus zur Thür
Und sehn erwartungsvoll sich an;
Der Wundarzt kommt herein dafür
Und spricht: nun sey's mit Gott gethan
Und unserm Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Die Augenbinde löst er sacht
Und senkt die Nadel mit Bedacht.
Der Schleier fällt. „O Himmelslicht! —
Und seh' ich“? seufzt sie zweifelsbang.
„Ich seh“! und da sie's weinend spricht,
Beugt schon ihr Gatte sich voll Dank
Vor seinem Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Froh hüllt der Arzt die Augen ein,
Ruft Hänschen, Aennchen schnell herein:
„Gelungen ist's, die Mutter sieht!
Bald soll sie euch, ihr Kinder, sehn.
O preiset den in That und Lied,
Der ließ solch Heil durch mich geschehn,
Den lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist“!

Da pilgern nun am andern Tag
Sie schon dem Sonnenaufgang nach,
Die Mutter noch verhüllten Blicks,
(Die Wandlung dünkt sie fast ein Traum!)
Im Hochgefühl des neuen Glücks
Wald einwärts zu dem heil'gen Baum,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

Die Mutter ruht auf weichem Moos,
Den blühnden Säugling an dem Schooß,
Und Hanns und Anna, auf die Knie
Sind hingesunken vor dem Baum.
Dem Vater gleich erheben sie
Die Händ' empor zum Himmelsraum,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.

O Freude, die im Herzen webt,
O Dank, der wortlos aufwärts strebt,
O Glaube, der den Geist erquickt,
Wenn sich in Nacht die Bahn verliert,
Und unverwandt zum Retter blickt,
Der endlich doch zum Schauen führt,
Zum lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist!

Dieser schuldlose poetische Erguß ward das Zeichen zu einer theologischen Fehde. — Wenige Tage später erschien von dem Pastor an der heiligen Geistkirche, W. F. Sintenis, nachfolgende Kritik:

„Was sich öffentlich dargiebt, das setzt sich auch öffentlicher Besprechung aus. Das im achtundzwanzigsten Stück dieser Zeitung befindliche Gedicht, „die betende Bauernfamilie“ benannt, hat in besonderer Beziehung solche verschiedentlich angeregt, und Schreiber dieses verfährt gewiß im Geist und Sinn sehr Vieler, wenn er — bescheidenst und ohne alle und jedwede Persönlichkeit, da er den Verfasser durchaus nicht kennt, — hier seine Stimme laut werden läßt. Es handelt sich theils um den Gegenstand des Gedichts im Allgemeinen, theils aber auch hauptsächlich um den in allen Strophen wiederkehrenden Refrain:“

„„Vom lieben Heiland Jesus Christ,
Der aller Noth Erbarmer ist.““

„Dem Dichter zwar, wie dem Künstler, steht es frei, sich das Sujet zu seiner Behandlung zu wählen, und es ist — wer wüßte das nicht! — zu unterscheiden zwischen Kunst und Stoff, zwischen Phantasie und Wahrheit; aber es kann doch ein böses Zeichen der Zeit seyn, wenn Künstler und Dichter sich in den Dienst des Aberglaubens geben, oder — ohne Absicht — mit ihren Erzeugnissen dem Aberglauben förderlich werden. Den Aberglauben predigend aber ist es, wenn der Verfasser des bezeichneten Gedichts da immer und immer von dem „lieben Heiland Jesus Christ“ spricht, wo der Wahrheit gemäß nur von Gott die Rede seyn darf. Denn nirgends

hat Christus gesagt, daß die Menschen, seine Gläubigen, zu ihm beten sollen, wenn er auch fordert, daß sie in seinem Namen (und das ist gehörig zu verstehen) beten sollen. Er erklärt vielmehr ernstest und feierlichst: „Es steht geschrieben: Du sollst anbeten Gott, deinen Herrn, und ihm allein dienen!“ Er betheuert eben so entschieden: „Ich sage euch nicht, daß ich den Vater für euch bitten will; denn er selbst, der Vater, hat euch lieb!“ Er weiset uns mit unserm Bitten und Flehen, mit unserm Danksagen und Lobpreisen für empfangene Wohlthaten zu keinem Andern, als zu Gott; denn er spricht: „„Gebt Gott die Ehre!““ Das Gemälde von J. Becker, auf welches sich das Gedicht bezieht, ist als Kunstwerk vortrefflich, und der nach demselben gefertigte Steindruck ist als Kunstblatt ebenfalls wohl gelungen und lobenswerth. Aber die Darstellung ist den Aberglauben unter einschmeichelnder Form nährend und darum gefährlich. Der Maler hat es den Blicken verborgen gehalten, welches Heiligen- oder Gnadenbild es sey, vor dem die Bauernfamilie betet. Der Dichter — dessen Gedicht sich übrigens ganz gemüthlich liest — macht daraus ein Christusbild. Vermuthlich ist er ein Protestant, der ein anderes Heiligenbild nicht gern sehen und anbeten lassen mag. Aber, daß er der Wirksamkeit des „„lieben Heilands Jesus Christ““ das zuschreibt, was von Gott nur erbetet und erflehet, erhofft und erwartet werden soll, das ist dennoch unevangelisch und leitet auf den Wahn, als ob „der Vater in den Ruhestand versetzt sey.“ Noch einmal: der Künstler kann sein Sujet wählen, wie ihm beliebt; aber christlicher, rein evangelischer wäre es gewesen, wenn Herr J. Becker die fromme Bauernfamilie vor dem unsichtbaren Gott, der „im Geist und in der Wahrheit“ angebetet seyn will; der durch Mosen schon befahl: „„Ihr sollt euch keinen Götzen machen, noch Bild, und sollt euch keine Säule aufrichten, noch keinen Maalstein in euerm Lande, daß ihr davor anbetet; denn Ich bin der Herr, euer Gott!““ — sich inbrünstig, vertrauensvoll, demüthig und dankbar hätte nie-

derwerfen lassen, und wenn danach dann der Dichter in seiner frommen Begeisterung gesungen hätte. Wem es willkommen seyn möchte, noch mehr über das, was hier angedeutet worden ist, zu lesen, der verschaffe sich eine jüngst einzeln herausgekommene Predigt, die gewiß noch in hiesigen Buchhandlungen zu bekommen ist: „Die Kunst von ihrer Schattenseite. Homilie über Apostelgesch. 19, 23 — 40, von Dr. G. A. Keferstein. In der St. Michaelskirche in Jena am 17. p. Trin. 1839 gehalten.“

Der Dichter zog sich in nachfolgender Erklärung aus der Sache und auf das Gebiet seiner subjectiven Ueberzeugung zurück:

„Friedliche Entgegnung.“

„Der Verfasser der „betenden Bauernfamilie“ bedauert herzlich, daß Herr W. F. Sintenis nicht an Christus glaubt, wie er, und Poesie und Kunst nicht auffaßt, wie er; ist jedoch zu alt und in beiden Beziehungen zu sehr Laie, um mit den neuen Meistern streiten zu können“.

Natürlich erregte dieser Federkrieg, der seinem tiefsten Grunde nach über Seyn und Nichtseyn des Christenthums in Magdeburg geführt ward, tiefe Sensation. — Mehrere Prediger machten schon am nächsten Sonntage den „zeitgemäßen“ Gegenstand zum Texte ihrer Kanzelreden. — Drei derselben ließen ihre Vorträge drucken. Eilf Prediger wollten sogar eine Gegenerklärung gegen Herrn Sintenis abgeben, „nahmen jedoch Abstand vor deren Veröffentlichung durch die Zeitung, um nicht den Schein einer persönlichen Gehäßigkeit gegen ihn auf sich zu laden.“ (!) — Ueber den weitern Verlauf der Sache berichtet die „Berliner allgemeine Kirchenzeitung“ des bekannten Rheinwald Folgendes:

„Mittlerweile hatte das Provinzialconsistorium den Sintenis zur Erklärung aufgefordert, ob die in der Magdeburger Zeitung erschienene „Kritik“ von ihm herrühre, unterließ auch nicht, als er dieß bejahte, ihn auf sein Anstoß erregendes Betragen, seine schriftwidrigen Behauptungen aufmerksam zu machen und zu ernstlicher Selbstprüfung zu ermahnen. Sintenis antwortete schon des andern Tages, daß die gegen ihn in Anwendung gebrachte dogmatische Deduction (eine solche war

aber in der That gar nicht vorhanden!) nicht annehmen könne, im Uebrigen aber bei seiner Ueberzeugung verharre. Dieß bewog die Behörde, ihm sowohl wegen seiner vorschnellen, von keiner Meditation zeugenden Entgegnung ihr Mißfallen auszudrücken, als auch über seinen Standpunkt, sowie über seine Stellung in der Gemeinde die nöthige ernstliche Belehrung beizufügen. — Indessen steigerte sich die öffentliche Theilnahme an der Sache immer mehr. Von allen Seiten strömten der Magdeburger Zeitung Aufsätze zu. Diese aber erklärte, die Aufnahme derselben könne um des in ihnen erörterten Gegenstandes willen nicht erfolgen. Der Grund davon war ein Verbot, welches das Oberpräsidium hatte ergehen lassen, ohne Zweifel in der Besorgniß, durch Verhandlung eines solchen Gegenstandes in einem politischen Tagblatte möchte das Aergerniß auf die Spitze getrieben werden. Gleichzeitig ermahnte das Consistorium die gesammte Stadtgeistlichkeit, vorläufig diesen Gegenstand aus ihren Predigten fern zu halten, und namentlich die Stille der Quadragesima durch Polemik nicht zu stören. Alle diese Maaßregeln haben zwar für den Moment eine äußerliche Ruhe bewirkt, aber die Gemüther in eine innerliche Spannung versetzt, um so mehr, als der Indifferentismus jetzt trotzig sein Haupt erhebt, und aus dem Stillschweigen in den Zeitungen und auf den Kanzeln den Schluß zieht, man wisse gegen Sintenis nichts Erhebliches vorzubringen".

Dann heißt es etwa drei Wochen später:

„Die Angelegenheit des Pastor Sintenis ist nach allerlei Verhandlungen, die ich hier übergehe, beigelegt. Erwähnung verdient nur, daß dem P. S. sechs Sätze vorgelegt wurden, über welche er sich erklären sollte. In denselben war unter Anderem ausgedrückt, er verspreche künftig in seinen Vorträgen, und sonst die Kirchenlehre und das Wort der Schrift mehr als bisher im Auge zu behalten. Sintenis hat dieß in seiner Weise und nicht ohne Restrictionen zugesagt. — Vor einigen Tagen wurde S. vor das Consistorium geladen. Er empfing vor dem versammelten Collegio durch den weltlichen Vorstand wegen seines unberufenen, unziemlichen Benehmens einen ernstlichen Verweis, und ward unter Androhung schärferer Maaßregeln zu einem des evangelischen Amtes würdigen Benehmen, namentlich auf der Kanzel und in der Jugendunterweisung ermahnt. Zugleich erhielt der hiesige Superintendent Aßmann den Auftrag, das amtlich

Betragen des S. genau zu überwachen. Das Kirchencollegium am h. Geist, welches schon während der ganzen Procedur seine lebhaften Sympathien für diesen Mann aussprach und bei der Gemeinde für mögliche Wechselfälle eine, wie man sagt, reichlich ausgefallene Collecte eingeleitet hatte *), ist über diesen Sieg der „guten Sache" hoch erfreut, und diese Gefühle theilt nicht nur die Gemeinde am h. Geist, sondern $\frac{1}{12}$ der hiesigen Bewohner, besonders aus der industriell-mercantilischen Region. — Das also ist die Stufe der christlichen Erkenntniß, auf der unsere alt-evangelische Stadt im neunzehnten Jahrhundert angelangt ist, so weit ist das seit 25 Jahren in der evangelischen Kirche neu erwachte Leben unter uns gediehen! Es liegt am Tage, daß die Ansichten, als stehe es bei uns in dieser Hinsicht besser, als anderswo, ja, wie Manchen vorkommt, wohl gar am Besten, auf einer ungemeinen Täuschung beruhen. Ganz nüchtern betrachtet, befinden wir uns so ziemlich auf Einem Niveau mit Altenburg".

So weit das Factum. — Jetzt einige unpartheiische Bemerkungen. —

In Hinsicht der ersten Veranlassung zu diesem Streite ist nicht zu läugnen, daß das Bild, welches das ursprüngliche Object des dogmatischen Kampfes geworden, — seinem Gegenstande nach katholisch ist. — Wir fragen jeden Unbefangenen: wird er, im wirklichen Leben, wenn er durch einen Wald fährt, und vor einem Gnadenbilde eine Bauernfamilie knieen sieht, diese für katholisch halten, oder wird er sie einer der bis jetzt an's Licht getretenen vielfachen Fractionen der „evangelischen" Religion beizählen? — Die Antwort kann keinen Augenblick zweifelhaft seyn. Denn erstens hat und kennt der Protestantismus keine Bilder, an welche sich irgend eine Gnade knüpft; zweitens stellt er dieselben, wenn dergleichen etwa aus aufgehobenen Klöstern in seine Hände gefallen sind, nicht an „heiligen Bäumen" und im Walde auf,

*) Nach einer spätern Erklärung soll dieselbe Collecte, welche dermalen jedenfalls überflüssig seyn würde, da niemand gewagt hat, dem Verfechter der Aufklärung einen pecuniären Nachtheil zuzufügen, jetzt einen andern Zweck gehabt haben.

sondern verbirgt sie in Rumpelkammern, oder hängt sie, des etwaigen Kunstwerthes halber, in Gallerien; und drittens pilgert kein Protestant zu einem Gnadenbilde, wenn man auch annimmt, daß ein solches etwa, auf katholischem Grunde stehend, der Bilderstürmerei der Reformations- und Secularisationsperiode entgangen sey. — Sollten aber gar in irgend einem Winkel des protestantischen Deutschlands sich dergleichen katholische Sitten der Bauern bis auf unsere Zeiten hinübergerettet haben, so würde in dem „Staate der Intelligenz“, so wie dergleichen verlautete, die Beamtenwelt, — Superintendent und Landrath an der Spitze, — ihres Amtes warten. Das „vermeintliche Gnadenbild“ würde in's Feuer geworfen, der „heilige Baum“ abgehauen, die pilgernden Bauern, nöthigenfalls durch die bekannten, gegen die Lutheraner angewandten Mittel der Ueberredung auf andre Gedanken gebracht werden. — Folglich ist, was zu erweisen war, — die auf dem Bilde des Herrn Becker betende Bauernfamilie keine protestantische, — und die gottesdienstliche Handlung, auf der sie sich betreten läßt, weder lutherisch, noch kalvinisch, noch unirtistisch, sondern katholisch. — Folglich wäre das einzige Factum dieses Gebets, an diesem Orte und vor diesem Bilde, in frühern Zeiten, etwa während der Verfolgung in England und vor der Aufhebung der Strafgesetze gegen die Katholiken vollkommen genügend gewesen, diese unglückliche Familie in üble Händel zu verwickeln. — Herr Sintenis, etwa als Kronanwalt unter der jungfräulichen Königin Elisabeth gedacht, hätte sich gewiß des besten Erfolges zu erfreuen gehabt; — die betenden Bauersleute wären verbrannt oder gehängt worden; nicht minder hätte während der Schreckensregierung in Frankreich nur ein halbes Wunder sie vor der Guillotine schützen können. — Wenn wir diese goldenen Zeiten der Geistesfreiheit und Aufklärung nicht auch in unserm deutschen Vaterlande erleben, — so liegt die Schuld nicht an den Geistesverwandten des Herrn Sintenis. — Wie dem aber auch sey, jedenfalls kann Niemand in Abrede stellen, daß der Pastor zum

h. Geiste nichts als die Wahrheit gesprochen, in sofern er meint, daß vielbesagte, betende Familie nothwendig katholisch sey. — Recht muß Recht bleiben. Dieß ist jedoch kein Vorwurf gegen den Maler, sondern es beweist nur, daß Kunst und Protestantismus zwei Begriffe sind, die sich wechselweise ausschließen. — Der Künstler, welcher Glaube, Liebe, Hoffnung, Andacht, Hingebung malen will, wird, selbst ohne es zu beabsichtigen und zu wissen, in seiner Darstellung katholisch. Kunst ist menschliche Schöpfung im Reiche des Schönen; wer sich verschließt, wer mißtrauisch und engherzig sich von dem Geiste scheidet, der durch die Geschichte, die Natur und die Kirche fluthet, wer gegen ihn protestirt, — kann nicht schaffen und zeugen, sondern nur zerstören. — Dieß hat die Geschichte bewiesen, so lange es eine Kunst giebt. Die Negation läßt sich nicht malen, und alles wahrhaft Positive ist katholisch. Dieß ist so wahr, daß der Künstler, der nicht selbst glaubt, sich doch wenigstens in den Glauben der allgemeinen Kirche hineinphantasiren muß, um irgend etwas zu leisten, was auch nur den Anspruch macht, über der allerplattesten, poesielosesten Gewöhnlichkeit des alltäglichen Lebens zu stehen. — Von dieser großen Wahrheit liefert der in Rede stehende Disput einen recht anschaulichen, praktischen Beweis.

Allein die künstlerische Seite der Sache ist nur von untergeordneter Wichtigkeit. — Heutzutage drängt Alles hin auf die große Angelegenheit der ganzen Menschheit; auf jedem Schritte steht ein Merkzeichen, welches an das Eine erinnert, was Noth thut. — Darum gewinnt jede, auch die scheinbar gleichgültigste Frage, sofort eine tiefe theologische Beziehung auf den Heiland der Welt. Die Zeit der blödsinnigen, stumpfen Gleichgültigkeit ist vorüber, — Christus will heute bekannt oder verleugnet seyn. Weit entfernt also, diesem Geiste der Zeit zu grollen, welchem, ohne es zu wissen, auch der Pastor Sintenis als Werkzeug dient, sind wir hoch erfreut über jedes Zeichen eines wiedererwachenden Lebens. — Ein

solches ist auch der in Magdeburg ausgebrochene Streit. Wenn Alle eins und einig wären im gewöhnlichen Rationalismus, dem die Masse der Protestanten huldigt, so gäbe es keinen Widerspruch, — die Sache wäre stillschweigend geschlichtet; das Bild des Malers und das Gedicht des frommen Rendanten hätten als poetische Grille kaum ein Kopfschütteln erregt, Niemand würde noch vor einem Vierteljahrhundert darin etwas anders, als ein leichtes Spiel künstlerischer Laune gesucht haben. Heute sieht der landübliche Unglaube durch jedwedes Bekenntniß der Gottheit des Erlösers sich in seinem innersten Wesen und in seinem Besitze bedroht. Und weil er die Kette von unabweisbaren Folgerungen zwischen diesem Bekenntniß und der Anerkennung der einen, wahren, sichtbaren und allgemeinen Kirche mit einem Blicke übersieht, erhebt er ein lautes, zorniges Geschrei. Dieß ist, wir wiederholen es, ein riesenhafter Fortschritt der Zeit. Denn gerade dadurch muß der Unglaube der Wahrheit dienen, und Jene, die von einer großen, aber isolirt stehenden Wahrheit ausgehen, auf alle Folgerungen aufmerksam machen, die aus derselben nach allen Richtungen hin gezogen werden müssen. — Nach unsrer innersten Ueberzeugung ist Jedweder, der dem alten oder neuen Rationalismus (Deismus oder Pantheismus) entsagt, und mit wahrem und festem Glauben aufrichtig bekennt: daß das Wort Fleisch geworden ist und unter uns gewohnet hat, — nicht nur auf dem geraden Wege zur Kirche, sondern, sofern er wirklich die Wahrheit liebt, und nicht etwa aus Stolz oder Menschenfurcht freiwillig die Augen vor dem hellen Tageslichte verschließt, ist es sogar unmöglich, daß er außerhalb der Kirche bleibe. Es kömmt dann nur darauf an, daß er, unter dem Beistande des Geistes der Wahrheit, seine natürlichen Geistesgaben gebrauche, und sich seines Standpunktes ganz bewußt werde. Dann wird und muß er in kurzer Frist erkennen, wo die wahre Gemeinschaft der Gläubigen und ob der Glaube, das Leben, die Geschichte und der Gottesdienst der allgemeinen Kirche, oder der Wirrwarr der sich mannig-

fach widersprechenden, täglich wechselnden Systeme der protestirenden Confessionen, des menschgewordenen Gottes würdiger sey. — Auf diese Consequenzen aufmerksam zu machen, diejenigen in das Innere der Kirche zu drängen, die aufrichtigen Herzens und ohne Widerstreben gegen den heil. Geist an die Gottheit Christi glauben, und folglich an der Schwelle stehen, — dieß ist das Geschäft der rationalistischen Polemik; je plumper, desto besser erfüllt sie ihren Beruf. Lassen wir die Zeit ihr wunderthätiges Amt verrichten, und folgen wir anbetend dem Gange des Allerhöchsten in der Geschichte!

Diesem nothwendigen Gange der Entwickelung des Protestantismus gegenüber, hat die weltliche Regierung, zumal in Preußen, einen schweren Stand und eine dornenvolle Aufgabe. — Ihr liegt nach den Grundsätzen des territorialistischen Kirchenrechts die Regie und Instandhaltung der protestantischen Staatsreligion ob; sie kann sich folglich auch der Rücksicht auf das Dogma nicht ganz entschlagen, wiewohl dieses, dem Geiste der Zeit gemäß, vornämlich seit der Union des Lutherthums und Calvinismus, als unwesentliches Adiaphoron möglichst „an seinen Ort" gestellt, d. h. in den entferntesten Hintergrund geschoben wurde. Allein die Reibung der Gegensätze ist zu mächtig. Der Rationalismus in seinen verschiedenen Abstufungen einerseits, und die Fragmente, Trümmer und Reste des positiven Glaubens andrerseits in einer „evangelischen Landeskirche" durch den Reif der Militairagende auf die Dauer zusammen zu halten, wäre etwa dem Versuche der Vermischung des Feuers und Wassers zu vergleichen, von welchem die Chemiker versichern, daß es bis jetzt noch nicht habe gelingen wollen. — Nur dadurch, daß es gelang, beide Richtungen nach innen hin zu neutralisiren, nach außen hin aber denselben hinreichende Beschäftigung im gemeinschaftlichen Kampfe gegen die katholische Kirche zu geben, war ein Hinausschieben des unvermeidlichen Bruches der sich abstoßenden Elemente möglich. — Und in dieser Hinsicht ist die unpartheiische Geschichte dem Andenken des verewigten Ministers

das Zeugniß schuldig, daß er nicht bloß das Mögliche, sondern geradezu das Unglaubliche geleistet hat. — Zu diesem Resultate konnte er aber auch nur dadurch gelangen, daß er sich selbst auf den mathematischen Punkt, zwischen dem positiven und negativen Protestantismus gestellt hatte. — Von dieser Mitte aus, welche er mit einer Leidenschaftslosigkeit ohne Gleichen festhielt, gelang es ihm, beide Partheien in der Schwebe zu halten. — Und dieses Walten des greisen Staatsmannes erkennen wir in der hier in Rede stehenden Magdeburger Streitsache wieder. — Es erhebt sich die Frage: ob Christus der Herr in der protestantischen Stadt Magdeburg angebetet werden solle oder nicht? — Die bloße Frage hätte vor 200 Jahren Himmel und Erde, vor 100 Jahren wenigstens noch das Reich in Bewegung gesetzt. — Heute ist es anders. — Die Staatsklugheit weiß die schwache Seite des Protestantismus, — das Dogma und Alles, was dahin gehört, — zu schonen. — Es erfolgt keine Absetzung des Pastors, der mit dürren Worten die Anbetung Christi für abergläubischen Götzendienst erklärt; man geht auch nicht näher auf die Details der Sache ein, — es könnte zu unangenehmen Erklärungen kommen. Wo wäre der Canon der Wahrheit? wo die Gränze zwischen dem modernen Protestantismus und der Lehre Socin's, auf dessen Vorgang sich zu berufen, es Herrn Sintenis leicht hätte einfallen können! Zudem hat die unirte Kirche noch keine symbolischen Bücher; — die Bibelerklärung ist frei; — Paulus in Heidelberg, der fünfzig Jahre lang gelehrt, wie Herr Sintenis predigt, kürzlich noch von allen protestantischen Facultäten Deutschlands beglückwünscht! Genug: — Ruhe! — Der hypersocinianische Pastor wird zur größern Vorsicht ermahnt; seinen positiven Amtsbrüdern unter den Fuß gegeben, daß zwar das Reden, aber auch das Schweigen seine Zeit habe, endlich wird als souveraines Beschwichtigungsmittel die einfache Verfügung an die Censur erlassen: daß weitere Discussionen über diesen Gegenstand nicht statthaft seyen. — Die Sache ist, wie jeder sieht, auf

dem kürzesten Wege „beigelegt"; — die „Einheit" der „evangelischen" Kirche in Preußen gerettet. Der Glaube aber ist nach eben diesem kirchlich-politischen Systeme bekanntlich etwas Inneres, über dessen Inhalt zu streiten der Kultur des Jahrhunderts widerspräche. — Tadeln wir etwa diese Prozedur? Keineswegs! Jeder treibt sein Geschäft so gut und so lange er kann. Auch die Regierung, die also handelt, ist Gottes Dienerin und arbeitet, ohne es zu wissen, den Planen der Vorsehung in die Hand. Gerade diese künstlich bewahrte, scheinbare Ruhe, dieses Zurückdrängen der Erörterung, diese Anstrengung, einen Leichnam zu beleben, dieses Abwehren der frischen Lebensluft beschleunigt die Gährung und befördert den Verwesungsproceß. Wenn einst die Gegensätze genugsam erstarkt seyn werden, dann wird ein geistiger Kampf beginnen, den kein Palliativmittel absoluter Polizeigewalt mehr zurückdrängen oder aufschieben kann. — Aber damit dieser Kampf entscheidend werde, ist es nothwendig, daß vorher noch das, was man den protestantischen Positivismus (auch Pietismus, Mysticismus oder Supranaturalismus) nennt, an politischem Einfluß und an äußerer Ausdehnung gewinne, die ihm beide nicht entgehen werden.

Inzwischen ist die Discussion über den in Rede stehenden Fall nur in Preußen gehemmt; in den rationalistischen Blättern des übrigen Deutschlands geht sie ihren seichten, breiten, geistlosen Gang. — Zum denkwürdigen Zeichen, wo diese Geistesrichtung bereits in Deutschland auf völlig legalem Wege, unter dem Schutze der Polizei und Censur, angelangt ist, theilen wir hier den Schluß eines ungemein breiten und platten Aufsatzes in der Darmstädter allgemeinen Kirchenzeitung (Nro. 63 vom 19. April 1840) mit:

„Was aber endlich 3) das Beten zu Christo als Erbarmer und Helfer, namentlich zeitlicher und leiblicher Noth, so wie das vorzugsweise und fast ausschließliche Beten zum Heilande betrifft, so ist dieß Nichts als eine Gewohnheit des neueren Pietismus, von dem die ältere christliche Kirche Nichts

weiß. Vielmehr ist diese Gewohnheit gegen das Wort und das beständige und unzweifelhafte Beispiel des N. Test., welches Gott allein als den Erbarmer und Helfer in aller Noth, ganz besonders der zeitlichen und leiblichen, darstellt, und durch öftere Ermahnungen und so viele Beispiele uns anweist, in unserer Noth zu Gott zu beten. Mithin ist diese Gewohnheit eine unevangelische und verwerfliche".

Wer ist der Verfasser dieser mehr als arianischen Blasphemie? Derselbe Herr Generalsuperintendent Bretschneider, dessen Glaubenssystem im vorigen Jahre durch die bekannte Vertheilung des Freiherrn von Sandau in Preußen amtlich anerkannt, empfohlen und verbreitet ward. — Wer aber etwa glauben möchte, daß hieraus eine besondere Verlegenheit erwachse, kennt die Natur des weltlichen Absolutismus nicht. — Daraus, daß vor einem Jahre die Religion des Freiherrn von Sandau zur Regula fidei erhoben ward, folgt mit nichten, daß heute nicht auch ein entgegengesetztes System begünstigt, oder selbst amtlich vorgeschrieben werden könne. Dieß hängt von den jedesmal herrschenden Verhältnissen ab, — da sich, wie einst einem Altlutheraner in Schlesien geantwortet ward, „der heilige Geist nach den Umständen zu richten hat".

XIII.

Das Passionsspiel zu Oberammergau.

Die Sonne stand noch hoch am Himmel; die Hitze hatte selbst auf der Höhe nur wenig von ihrer erdrückenden Kraft verloren; die Luft war durchsichtig hell; das Gebirg lag vor uns, wie ein scharf gegossenes Bildwerk aus Erz; ich hatte nicht zu eilen, denn Ammergau, das Ziel meiner Reise, lag zu meinen Füßen: so blieb ich also eine gute Weile oben auf

der Bergmatte im weichen Grase liegen, bald nach den steilen, halbnackten Felshäuptern hinauf, bald nach dem grünen Thalgrunde hinab blickend. Während meine Blicke um die Felswände schwebten, wo die Gemse springt und das Murmelthier schläft, stiegen andere Bilder vor dem sinnenden Geiste auf, als sie beim Anblicke der offenen See aus den schaukelnden Wellen auftauchen oder im Nebel der Ferne gleich gaukelnden Luftgebilden vor den Blicken des Träumers schweben. Wer aber die Bergwelt an einem fröhlichen Sommertage, bei hellem, warmen Sonnenschein betrachtet, wenn sie grünend und blühend mit ihren klingenden Heerden und singenden Hirten, ein Bild heiterer Ruhe und festlicher Zierde, vor ihm liegt, der ahndet kaum jenen Geist des Schreckens, der in dem Hochgebirge haust, das unsere Vorfahren das wilde Gebirg genannt; jenen Geist der Wildniß, der Zerstörung und des Todes, der auf den nackten, grauen Gipfeln, in den todtenstillen Wüsteneien des ewigen Schnees und des uralten, schwarzen, unempfindlichen Gletschereises einherschleicht, und im Donner der Lawinen, in Wolkenbrüchen und Bergstürzen und beim Durchbruche aufgestauter Jochseen, wenn die Wälder, wie Halme unter der Sichel fallen, und Felsen wie Spreu dahinfahren, seine entsetzliche Stimme vernehmen läßt, schrecklicher als die wilde See mit ihren schäumend zerschellenden Wogen. Dießmal hatte indessen der Berggeist sich ganz in seinen grünen Blumenmantel eingehüllt; er machte das fröhlichste Gesicht von der Welt, und in der lachenden Miene war so wenig von seinem grimmigen Zornmuthe zu verspüren, als der Fremde an einem Kirchweihfeste, wenn seine Kinder, die Bergsöhne, mit Blumen auf dem Hut, tanzend und singend jubeln, ahnden kann, welche glühende, ungebändigte Seele hinter ihrem sonnigen Antlitz schlummert; doch wenn die Leidenschaften die schlummernde aufgeweckt, wenn der Ruf zum Kampf erschallt, dann lodert sie auf wie Feuer und Flamme, dann bricht sie hervor und stürmt unaufhaltsam dahin, als habe der wilde Berg-

geist den Fels zerrissen, der sie in der innern Tiefe des Bergschachtes eingedämmt.

Als die Hitze beim nahenden Abend sich gemildert, stieg ich in das Dorf hinab, das den Anblick eines großen Gasthauses darbot; die weit und breit herbeigeströmten Fremden, meist Bauernfamilien, wogten fröhlich Arm in Arm in den Straßen auf und ab, und die Wagen von jeder Form und Gattung standen in langen Reihen zur Seite aufgestellt. Den ersten Knaben, der mir begegnete, fragte ich: ob er auch mitspiele; er antwortete: ja, allein er habe weiter keine Rolle, als nur mit unter dem Volke mitzuschreien. Später fragte ich in meinem Wirthshause, ob denn auch hier Jemand mitspiele. Die Antwort war: Niemand, als das kleine „Diendel" da auf der Bank. Es war ein Mädchen von kaum zwei bis drei Jahren, das noch keine Stimme zum Mitschreien unter dem Volke hatte, und kaum fest auf seinen Füßchen stehen konnte. Ich denke die Mutter Eva hielt es bei einer Vorstellung, als ihr Töchterlein, an der Hand, oder in den Armen seiner Schwester reichte es in der Wüste, bei der Vorstellung von dem Manna, mit seinen kleinen Aermchen nach dem Himmelsbrode. Da das Spiel nämlich eine Angelegenheit der ganzen Gemeinde ist, so sind auch alle ihre Glieder, jung und alt, gewissermaaßen verpflichtet, daran Theil zu nehmen, und es wird wohl wenige Häuser geben, die nicht dabei vertreten sind.

Dieß führt mich zu einer Frage, die der Leser vielleicht sich schon längst selbst aufgeworfen hat: was nämlich die Ursache sey, daß sich gerade hier in Ammergau das sonst so allgemein verbreitete, geistliche Schauspiel erhalten habe, während es anderwärts überall, wenn wir die kümmerlichen Ueberreste an einigen andern Orten ausnehmen, selbst bis auf die Erinnerung verschwunden ist. Die Antwort hierauf scheint mir nicht schwierig. Oberammergau ist gegenwärtig eine Landgemeinde, die, wenn ich nicht irre, 1500 Seelen zählt; sie stand einst, im Geistlichen und Zeitlichen, unter der Obhut

zweier Klöster, denen diese Gegend, wie überhaupt das obere Altbayern die Kultur des Bodens und des Volkes verdankt. Von dem Augustinerkloster Raitenbuch erhielt es seinen Seelsorger, von der Benediktiner-Abtei Ettal, die Ludwig der Bayer in der Wildniß des Ammerthales gestiftet, seinen Gerichtshalter. Nun ist aber das Thal sehr hoch gelegen; der Sommer erscheint hier nur als flüchtiger, kurzweilender Gast; dagegen hält der Winter, als ein angesessener Alldahiesiger, fast drei Viertel des Jahres hier sein Standquartier; nur im Hochsommer zieht er sich kurze Zeit auf seine Landgüter, die Schneegefilde im hinteren Hochgebirg, zur Sommerfrische zurück. So ist also Viehzucht die einzige natürliche Nahrungsquelle der Einwohner; da diese aber nicht hinreicht, so hat sich ihr kunstsinniger Geist in der Fertigkeit ihrer Hände eine neue, ergiebigere geschaffen.

Ueber das erste Aufkommen dieser Gewerbthätigkeit wird Folgendes berichtet. Gröden, so heißt ein von der Welt abgeschiedenes, unwirthbares Seitenthal im südlichen Tirol. Die Bewohner, der alten Sitte mit treuer Liebe anhangend, haben, rings von Deutschen umgeben, ihre alte, mit der in Graubündten und Enneberg verwandte, romanische Sprache, die noch Reste der älteren, rhätischen Ursprache enthalten soll, treulich bewahrt. In diesem Thal, bei St. Ulrich, fieng Anno 1703 Johann de Metz an, zuerst einfache, dann mit Laub und muschelförmigem Schnörkelwerk verzierte Bilderrahmen zu schnitzen, die guten Abgang fanden. Dieß war der geringe Anfang der Grödner Schnitzerei, die in dem von Natur armen, felsumschlossenen, winterlichen Gebirgsthale, bei seinen flinken, anstelligen, strebsamen Landsleuten solche Fortschritte machte, daß schon im Jahre 1750 fast das gesammte Volk des Thales, groß und klein, Männer und Frauen, in der niedrigen, getäfelten Stube um den Schnitztisch herum saßen und Crucifixe für die kirchliche und häusliche Andacht, Figuren für Weihnachtskrippen, Heiligenbilder, Bilder aus dem Leben, ernste und scherzhafte, die ganze Arche

Noah mit allen Thieren der Schöpfung und sonstiges Kinderspielzeug schnitzten. 1822 schickte die Landesregierung den Jakob Sotriffer von St. Ulrich seiner guten Anlagen wegen nach Wien, damit er sich dort an der Akademie und in den Werkstätten der Bildhauer, Drechsler, Vergolder und Lakirer ausbilde. 1824 kehrte er in seine Heimath als Lehrer der neu errichteten Zeichenschule von St. Ulrich zurück, die nun feierlich eröffnet ward. Zum schnelleren Betrieb der Arbeit schnitzt beinahe jeder mit seinen dreißig Schneideisen nur eine Art von Figuren; wöchentlich werden fünf Kisten, jede im Werthe von 150 Gulden, versendet, der jährliche Erlös des gesammten Verkehrs mit diesen Holzwaaren beträgt circa 44,000 fl. *) In der ersten Zeit nun, als die Schnitzerei eben ihren Anfang genommen, waren es Ammergauer Kaufleute, die hierhin kamen, die fertige Waare aufkauften und neue bestellten. Allein der regsame, umthuliche, haushälterische Erwerbsgeist der Grödner konnte den fremden Unterhändlern nicht lange diesen Zwischengewinn lassen; junge Leute aus dem Thale selbst gingen alsbald mit der Waare über Land und Meer in alle Welt, am liebsten nach Süden und Westen in die Länder der verwandten ro-

*) Nach dem Gewichte berechnet gingen von 1802 — 1805 jährlich 1000, von 1805 — 1814 jährlich 400 — 500, von 1814 — 1819 jährlich 1200 — 1300 Zentner Holzwaaren aus dem Thale. Gegenwärtig sind die Grödner in bitterer Verlegenheit, weil sie ihre eigenen Zirbelnußkiefer Wälder, bei unvorsichtiger Waldwirthschaft, ringsum zusammengeschnitzelt haben, und nun mit schweren Kosten fremdes Holz über die Berge bringen müssen, bis das neugepflanzte in 180 Jahren herangewachsen ist. Die hier gegebenen Angaben über Gröden verdanke ich sämmtlich dem trefflichen Werke von Pater Beda Weber: „Das Land Tirol mit einem Anhange: Vorarlberg. Ein Handbuch für Reisende. Drei Bände. Innsbruck in der Wagnerschen Buchhandlung 1838“, ein lehrreiches Buch, das jedem zu empfehlen ist, der Tirol näher kennen lernen will.

manischen Zunge, wo sie sich leichter verständlich machten, aber auch die Kälte von Rußland und das ferne Amerika schreckte sie nicht ab, und so gründeten sie in Madrid, Barcellona, Lissabon, Neapel, Palermo, Rom, Florenz, Genua, Modena, Verona, Venedig, Triest, Grätz, Nürnberg, Brüssel, Petersburg, Philadelphia und an vielen andern Orten Grödner Handelshäuser, die den hausirenden Kleinhändlern in landsmannschaftlicher Anhänglichkeit wieder ihre Unterstützung angedeihen lassen. Einmal im Aufschwung blieben sie nicht dabei stehen. Die Mädchen des Thales, durch unverdrossene Sparsamkeit, Züchtigkeit und eine redselige, gewandte Zunge ausgezeichnet, betrieben, ihren ganzen Kram auf dem Rücken herumtragend, einen ergiebigen Handel mit geklöppelten Spitzen von der Hand der Grödnerinnen. Dieser Schnitz= und Spitzenhandel weckte dann in dem abgeschiedenen Thale einen allgemeinen Handelsgeist. Wir sehen daher, sagt Pater Beda Weber, in Italien, Spanien, Frankreich und anderwärts überall Grödner, nicht blos als Kaufleute, sondern auch als Mäckler, Zwischenhändler, Alterthumskrämer, Geldumwechsler, stets eifrig bemüht, ein selbstständiges, ehrenhaftes Geschäft zu gründen, stets treuen Sinn ihrer alten Heimath bewahrend, oft auch heimkehrend und daselbst für den Rest des Alters sich feste Wohnstatt wählend.

Den Ammergauer Kaufleuten, die sich auf diese Weise durch den Unternehmungsgeist der Grödner von der Theilnahme an dem Handel ausgeschlossen sahen, lag der Gedanke wohl sehr nahe, die Gröbener Industrie nach ihrer eigenen Heimath zu verpflanzen. Sie hatte hier in der That den besten Fortgang. Denn schon im vorigen Jahrhundert wurde auch die sogenannte Ammergauer Waare: aus Holz geschnittene Crucifixe, Heiligenbilder, Nadelbüchsen, Kinderspielzeug aller Art, Hausgeräthe und sonstiges Schnitzwerk bis nach Kadix und Petersburg verführt. Daneben öffnete sich die Schwestergemeinde Unterammergau auf dem Klosterboden von

Ettal, anderthalb Stunden hoch im Gebirge, Kalksteinbrüche zu einem weit ausgebreiteten Wetzsteinhandel. Wie denn überhaupt gar manche dieser Berggemeinden in den Alpen sich oft sehr sinnreich jede ihren eigenen Gewerbzweig geschaffen haben: das benachbarte Lechthal zum Beispiel führt einen so einträglichen, ausgebreiteten Handel, daß man hier Leute findet, die Hunderttausende besitzen und in ihrem einfachen Kleide ihr Heu selbst einthun, wie jeder andere; so treibt das nahe Murnau einen etwas bescheideneren Handel mit gemachten Blumen zu Kirchenverzierungen auf die Altäre und zum Schmucke für Buben und Mädel bei Festen und Hochzeiten; Berchtesgaden übt seit lange seine Kunstfertigkeit in feinen Dreharbeiten aus Holz, Knochen und Elfenbein, und bietet dem Fremden Becher an, wovon fünfzig, einer immer in den andern, wie feines Papier, eingelegt, nicht größer sind, als die Hälfte eines Hühnereies; Mittenwald, wo erst seit einigen Jahren die Passionsvorstellungen aufgehört haben, spielt den Gästen auf seinen selbst fabrizirten Geigen auf; Imst und Tarrenz in Tirol sandten ihre Kinder einst bis nach der Türkei und Egypten mit den großen Vogelkörben voll Karnarienvögel; die Tesineser hatten im vorigen Jahrhundert guten Theils den europäischen Kupferstichhandel in ihren Händen; weltbekannt sind noch immer die sanglustigen zillerthaler Hausirer mit ihren Handschuhen von Innichen, ihren Decken und Teppichen von Defereggen, ihren Oelen, Kräutern und Sämereien; die Stilffer versehen die Andächtigen mit Rosenkränzen; ihre Schellen und die Sensen der kunstfertigen Schmiede von Stubay tragen die von Schnann im Lande herum; Rienz und Tausers wetteifern mit Gröden im Spitzenklöppeln; im Oetzthal wohnen die Leinwandweber, die Wollweber und fleißigen Strickerinnen in Schnals, in Vorarlberg die geschickten, flinken Stickerinnen; Baumwollstrümpfe strickt Schwatz; Kunstblumen macht Garzano; bunte Papiere und Bilder Valsugana; Strohhüte und Strohgeflechte das seidenzucht-

treibende Südtirol; andere Thäler endlich, die daheim nichts zu verarbeiten haben, schicken ihre Kinder den Sommer oder die Jugend über in die weite Welt hinaus, dort ihr Brod sich zu gewinnen. Und zwar pflegt jedes Thal erblicher Weise in der Regel sich nur einer Bestimmung kastengeistmäßig zu widmen: aus diesen Thälern ziehen sie als Hirten, Feldarbeiter, Mäher, Karrenzieher, Brettschneider, Weißputzer, Maurer, Schornsteinfeger in die Nachbarländer; aus anderen gehen die Garçons, die Kaffetiers und Chokoladiers, die Zucker- und Pastetenbäcker nach Italien, Frankreich und Deutschland bis nach Petersburg; und wie das nördliche Ufer des Genfersees Europa mit Hofmeistern und Gouvernanten versieht, so laufen aus den savoischen Bergthälern des nördlichen Ufers die armen Savoiardenbuben mit ihren Murmelthieren, Affen und Orgeln baarfüßig in die Welt hinaus; jeder sucht, wie und wo und so gut er eben kann, für den Winter oder das Alter seines Lebens Unterhalt sich zu erringen; denn wenn der Hunger der beste Koch ist, so ist die Noth gewiß auch die fleißigste und geschickteste Arbeiterin.

Auf die Einwohner von Ammergau nun mußte nothwendig die Ausübung jener einträglichen Kunstfertigkeit einen doppelten Einfluß äußern. Einmal weckte sie in ihnen einen gewissen zusammenhaltenden, selbstständigen Corporationsgeist, andererseits entwickelte sie den künstlerischen Sinn immer mehr, und machte ihn fast von der Geburt an zu einem Gemeingute, wie es sonst bei Bauern, die mit schweren, nägelbeschlagenen Schuhen in den aufgeworfenen Schollen und im Dünger herum wirthschaften, nicht leicht der Fall ist. Da ihnen ihre Kunst die melkende Kuh ist, von der die Meisten sich nähren, so wachen sie mit ängstlicher Sorgfalt darüber, daß sie in ihrem alleinigen Besitz bleibe und der Nachbar nicht mit daran melke. So lehren sie, in dem alten, städtischen Zunftgeiste, das Handwerk nur unter sich, die kleinsten Kinder schon fangen damit an, einen Fremden aber lassen sie nicht zu. Da

jedoch der Arbeiter viele sind, und nicht jeder mit seinen sieben Nadelbüchschen, die er geschnitzelt, im Lande herum auf die Märkte laufen oder auswärtige Handelsverbindungen anknüpfen kann: so hat dieß von selbst einen geregelten Verkehr erzeugt. Wie die Schriftsteller für die Erzeugnisse ihres Geistes, so haben sie für die Kunstwerke ihrer Hand einen „Verleger", dem beinahe Alle ihre Waare zum Umsatze überlassen. Dadurch befindet sich dieß Handlungshaus schon seit dem vorigen Jahrhundert fast im ausschließlichen Besitze dieses Verkehrs. Dieß hat den Vortheil, daß die Waare nicht wohl verschleudert wird, daß die Verbindungen zahlreicher und leichter angeknüpft werden können und der Arbeiter bei dem Absatze im Einzelnen nicht zu viel durch Aufwand an Zeit und die Versendungskosten einbüße; es hat aber auch den Nachtheil, daß namentlich der ärmere Arbeiter beinahe ganz in die Hand dieses Verlegers gegeben ist und es nur von dessen Billigkeit abhängt, daß er die Arbeit nicht zu niedrig bezahle und zu hoch umsetze. Jedenfalls hat es mir aber zweckmäßig geschienen, daß das Handlungshaus, wie man mir erzählte, die gelieferte Arbeit nicht sowohl in Geld, als mit anderen Erzeugnissen, mit denen es gleichfalls Handel treibt, bezahlt. Dadurch sind die guten Leute der Verführung minder ausgesetzt, das Geld, wie sie es blank auf die Hand gezählt bekommen, sogleich im Wirthshause wieder an den Mann zu bringen. Wer die häufig nur allzu flotte und sorgenlose, lebenslustige und sinnlich genußsüchtige Natur der Bergsöhne kennt, der wird die Macht dieser Verführung berechnen können und leider muß ich aus mehr als einem Umstand schließen, daß die Oberammergauer hierin keine Ausnahme machen; auch ihren sonst so gewandten, kunstfertigen Fingern, scheint es, ist das Geld zu glatt; es gleitet ihnen nur zu oft durch und fällt in den Bierkrug. Andererseits aber wäre es eine Ungerechtigkeit, wollte man ihnen nicht das Lob geben, daß sie sich mit ihrem Kunstfleiße ein sehr sauberes, freundliches Dorf von wohlhäbigem Ansehen herausgeschnitzelt ha-

ben; ja in dem alten sogenannten Ulmer Lexikon von Bayern, das am Ende des vorigen Jahrhunderts erschien, heißt es schon: Ober- und Unterammergau seyen die zwei schönsten Dörfer in Bayern.

Der Sinn für künstlerische Darstellung aber, den sie bei ihrem „Schnitzeln" in steter Uebung halten, kömmt ihnen bei dem Passionsspiele zu Gut. Denn dieselben Künstler, die die Crucifixe, die Bilder der heiligen Jungfrau und die Figuren für die Weihnachtskrippen schneiden, sind es auch, die sie hier auf der Bühne selbst lebendig darstellen und zwar stellen sie sie gerade so dar, wie sie sie schneiden. Wenn man daher fragt: wer ist es, der den Herrn Christus dargestellt hat, so lautet die Antwort sicherlich: „ein Herrgottsschnitzler," und man zeigte mir als Beweis ein Crucifix, das er geschnitten hatte. Ihre Vorstellungen des Passionsspieles scheinen daher auch schon seit lange, ihrer Schönheit und Kunst wegen, in einem gewissen Ansehen vor andern gestanden zu haben. Ein verständig geschriebener, dazu einladender kurzer Zeitungsartikel findet sich darüber schon in dem Münchner Intelligenzblatt für 1790 Seite 107. Da nun aber die Oberammergauer, was Frömmigkeit und gewissenhafte Erfüllung heiliger Gelübde der Vorfahren anlangt, wohl keinen Vorrang vor anderen Gemeinden Tirols oder Bayerns in Anspruch nehmen, die ihre geistlichen Schauspiele abgestellt haben, so ist es wohl dieser künstlerische Vorzug und die daran geknüpfte Beliebtheit ihres Spieles, zu dem das Volk von nah und fern hinströmte, was ihre Passionsvorstellungen vor der Zerstörungssucht eines Zeitgeistes beschirmt hat, der allem Heiligen theils entfremdet, theils feindlich, in ihrem religiösen Sinne gewiß einen Grund mehr zu ihrer Aufhebung gefunden hätte. Es ist ihnen ergangen, wie so manchem alten herrlichen Bildwerke christlicher Kunst, das schon zum Feuer verurtheilt war, oder gegen das der Vernichter schon die Axt geschwungen hielt, als ihm vor der erhabenen, künstlerischen Schönheit der Arm niedersank und er das verachtete alte Kirchenbild

aufhob, firniste und in einer fußbreiten neuen goldenen Rahme zur Bewunderung der Kunstkenner an die seidene Wand einer Gallerie oder eines Boudoirs aufhieng. Haben es ja nicht bloß Bilder, sondern sogar manche Kirchen und Münster nur dieser Eigenschaft, als öffentlicher Monumente der Kunst, wie sie in offizieller Sprache hießen, zu verdanken, daß sie der Zerstörung entgiengen. Was mich übrigens am meisten hiebei freute, war, daß ich bei den zahlreichen Zuschauern aus den Dörfern rings umher durchaus nichts von Neid oder Mißgunst bemerkte; sie waren alle durch das Spiel überglücklich und ertheilten den Ammergauern darüber das herzlichste Lob, sich selbst damit bescheidend, daß sie dazu zu ungeschickt seyen und es eben nicht so schön machen könnten. Eine Frau antwortete in meiner Gegenwart auf die Frage: warum man die Passion nicht auch anderwärts aufführe: „ja da ist einmal die schwäbische Sprache, und dann, wo sollten sie die Kinder herbeibekommen, die stehen ja bei den stummen bildlichen Vorstellungen so still da und regen und wegen sich nicht, wie die Bilder; das sind sie schon so von Kindsbeinen an durch ihre Arbeit, wovon sie leben müssen, gewohnt.“ Ein anderer, der aus dem benachbarten Tirol herüber gewandert war, sagte zu einer freundlichen Alten, die ihn über Berg und Thal begleitet hatte und ganz glückselig nach dem Spiele heimkehrte, ebenfalls in meiner Gegenwart: ja den sollte man an den Galgen knüpfen, der etwas gegen das Spiel sagen wollte, so schön und rührend ist es gewesen.

Als Vorfeier der morgigen Vorstellung zog die türkische Musik klingenden Spieles am Abend, von der gedrängten Volksmenge begleitet, einmal das Dorf auf und ab. Ein junger Knabe, ohne Zweifel ein Ammergauer, wurde von dieser Festlichkeit so entzückt, daß er schon vor Freude zu zittern anfieng, als die Töne noch kaum zu vernehmen waren; mir dagegen mißfiel es im höchsten Grade, als ich beim Näherkommen gewahrte, daß die Musikanten weiße Bein-

kleider und schwarze Fräcke trugen, die Stadt- oder Herrenleute nachäffend. Mir mißfiel dieß um so mehr, als ich hörte, daß sie noch im Jahre 1830 ihre ländliche, gewiß viel malerischere Landestracht getragen, der sie sich nun schämten. So hatte ihr Aussehen verloren, und die Vortrefflichkeit ihrer Musik soll keineswegs in den zehn Jahren gewonnen haben. Ich hätte ihnen wohl mehr Geschmack und Verstand zugetraut. Denn die aus der Stadt, die fahren oder gehen doch wahrlich nicht 25 Poststunden, um weiße Beinkleider und schwarze Fräcke zu sehen. Wie anders nahmen sich die Schützenzüge aus, die ich in der Schweiz und in Tirol sah, wenn sie mit Blumen geschmückt in der alten, von den Vätern geerbten, schmucken, kriegerischen, leichten, reichen und buntfröhlichen Bergtracht aufzogen und dafür nun lange weiße Beinkleider und schwarze Fräcke!! Ein solcher Tausch ist nur der Eitelkeit möglich und so zerstört die nackte, kalte, sogenannte Civilisation, die Alles beleckende und benagende „Bildung,“ auch in dem Gebirge von Jahr zu Jahr mehr und mehr die schlichte, alte Sitte und Zucht; ist es ja erst ganz neuerlich vorgekommen, daß sich auf einem der schönsten Punkte unseres Gebirges ein Bauer, einen Band von Rousseau in der Tasche, erhängte, was denn freilich zu den weißen Beinkleidern [illegible] den schwarzen Fräcken vortrefflich paßt. Leider machen selbst [illegible] Brüder im Tirol hievon keine Ausnahme. Als ich [illegible] [illegible]temal in Innsbruck war, rief der Wächter, wie ein [illegible] Vogel am Abend, höchst kurz und trocken: „Die [illegible] hat zehn Uhr geschlagen,“ wenige Jahre früher, sagte [illegible] [illegible]. hatte er noch seinen Ruf mit dem alten christlichen [illegible] Gruße geweiht: „gelobt sey Jesus Christus;“ seitdem [illegible] [illegible] Christus, ich weiß nicht welchem kleinen reformi[illegible] [illegible] [illegible] oder Bureaukraten in Frack und Bein[illegible] [illegible] müssen. Doch zurück nach Ammergau.

[illegible] Abend über, bis spät in die Nacht, war das Dorf [illegible] [illegible] Lebens; jeder suchte, so gut wie er eben konnte, [illegible] [illegible] auf dem Stroh unterzukommen; denn nicht

nur hier, sondern in allen umliegenden Ortschaften war jeder Winkel besetzt. Am folgenden Morgen in aller Frühe, vor vier Uhr schon, begann von neuem das erwachte Leben sein Wogen und Jubeln; mir schien es, als zögen die Meisten nach der Kirche hin, wo die zu dem Schauspiele zahlreich herbeigeströmten Geistlichen der Reihe nach die Messe lasen. Als ich um 6 Uhr selbst in die Kirche trat, wurden noch zwei Messen gelesen, allein das Volk war hier nicht mehr zu finden, die Ungeduld, glaube ich, hatte die Schaulustigen schon zu dem Theater hingetrieben, obwohl der Beginn erst um 8 Uhr mit zwei Böllerschüssen angekündigt werden sollte. Als ich mich nach sieben Uhr auch dahin begab, fand ich die meisten Plätze bereits besetzt. Die Sitze dieses Theaters sind von Holz, unbedeckt, amphitheatralisch ansteigend erbaut; ihr Preis steigt von 12 oder 15 kr. in dem Maaße, als sie sich der Bühne nähern; die Sitzreihen ihr zunächst kosten 1 fl. 12 kr. und eine für sogenannte Herrschaften aus Brettern gezimmerte Tribüne, die in der Mitte der hintersten Reihe am höchsten gelegen das ganze Theater mit dem Publikum beherrscht, kostet 1 fl. 48 kr. Der Ertrag dieser gerade nicht allzu niedrigen Eintrittsgelder ist, nach Abzug der Unkosten, zur Tilgung der Gemeindeschulden bestimmt. Die Spieler selbst erhalten verhältnißmäßig nur wenig für ihre Mühe und ihren Zeitverlust.

Wir haben gesehen, daß im Mittelalter geistliche Vorstellungen dieser Art in der Kirche selbst, wo sie als ein Theil des Gottesdienstes ihren Ursprung genommen, von den Geistlichen aufgeführt wurden; später, als die Kirchen bei dem weiter ausgebildeten Spiele den Zudrang des Volkes nicht mehr faßten, das Spiel sich auch in selbstständiger Entwicklung mehr von dem eigentlichen Gottesdienste trennte, wurde das Theater unter freiem Himmel, meist auf dem Kirchhofe oder auf dem Markte oder in einer amphitheatralischen Lage aufgeschlagen. Wie aber z. B. in England nach dem ausdrücklichen Willen des Papstes Gregorius des Großen heidnische Tempel in christliche Kirchen umgewandelt wurden,

so schlug man auch z. B. in Frankreich zu Bourges im Jahr 1436 innerhalb der Arena des alten römischen Amphitheaters ein zweistöckiges, gedecktes, christliches Amphitheater auf, in dem man die Apostelgeschichte, statt der heidnischen Kampfspiele, aufführte. *) Auch in Ammergau stand die Bühne noch vor vierzig Jahren nicht auf der Wiese außerhalb des Dorfes, sondern auf dem Friedhofe neben der Kirche und hierhin kamen die benachbarten Gemeinden, wie man mir erzählte, Prozessionsweise gezogen, pflanzten ihre Fahnen vor der Bühne auf und nahmen in den schon im Voraus für sie bestimmten Sitzen Platz. Es ist Schade, daß dieser schöne, die Feierlichkeit und den Ernst des Spieles gewiß sehr erhöhende Gebrauch gegenwärtig abgekommen ist, und daß nun alles Volk, auch das aus der Nachbarschaft, ungeordnet, wie zu einem gewöhnlichen Schauspiele, herbeiströmt.

Das erste Theater der Passionsbrüder in Paris führte, wie wir schon bemerkt, als Wappen: Christi Leidenswerkzeuge, über dem von Ammergau steht ein Pelikan, der seine Jungen mit seinem Blute tränkt, darunter ist ein Gemälde, oder wie man sonst sagte, eine Schilderei angebracht: ein Engel mit dem Kreuze steht vor einem Bilde, das den Fall Adams und Evas darstellt, einen Schwamm in der Hand haltend, wascht er es mit dem sühnenden Blute Christi ab.

Ihrem Ursprunge nach bestimmt die Gnade und Barmherzigkeit Gottes, die den Menschen aus den Stricken der Sünde, des Todes und des Satans erlöst, darzustellen, war die Bühne des Mittelalters selbst gemäß dieser Trilogie dreigetheilt. **) Oben zu höchst war der Himmel und das Paradies, dort stand der Sitz des Allerhöchsten, der Thron der heiligen Dreifaltigkeit von Engeln umgeben, an die sich tiefer die Heiligen anreihten; dann folgte die Erde und das

---

*) Lassay Histoire du Berry bei Achille Jubinal mystères inedits du quinzième siècle. Paris 1837. P. XII. **) Hone ancient Mysteries p. 217 nach Strutts Manners and Customs.

Purgatorium, die Region der Lebenden und der Hingeschiedenen, die nach Reinigung und Verklärung ringen; unter ihren Füßen, ganz zu unterst, gähnte in Gestalt eines Drachens der Rachen der Hölle, der sich öffnete und schloß, wie die bösen Geister ein- oder austraten. Obwohl man damals in den Mitteln der Mechanik weit beschränkter als jetzt war, so scheute man doch weder Kosten noch Mühe, um die Vorstellungen durch Maschinen, Malereien, Veränderungen der Perspective, Erscheinungen, Verschwindungen, Gefechte, Belagerungen, Festzüge und Turnire, Alles zur größeren Ehre Gottes, wie man ausdrücklich dabei erklärte, so prächtig als möglich zu machen. Ja die oft gränzenlose Prunksucht jener Zeit benutzte auch diesen geistlichen Vorwand, um sich auf das allerglänzendste dabei vor den Augen der Welt zu zeigen. Angesehene Meister verschmähten es nicht, alle ihre Kunst zur Ausschmückung des geistlichen Theaters aufzubieten, wie wir für Italien die ausführlichen Zeugnisse Vasaris hierüber haben.*) Zu dem Festspiele Nunziata z. B., das alljährlich die Camaldulenser zu St. Felice auf dem großen Platze zu Florenz feierten, verfertigte als Maschinist Filippo di Ser Brunellesco mit bewunderter Sinnigkeit einen in freier Luft ausgespannten Himmel, lebendige Gestalten bewegten sich darin hin und her, bald senkte er sich, bald stieg er wieder empor, und in den Wolken schimmerten, in Regenbogenform, unzählige, buntfarbige Lichter, die bald verschwanden, bald neu aufglänzten. In dem Leben des Ingenieurs Cecca, dessen vortrefflich erfundene Wolken bei mehreren Festspielen angeblich gebraucht wurden, gedenkt Vasari auch seiner Maschinen für die Spiele von Christi- und Ma-

*) Siehe hierüber den Aufsatz von Christ. Wilh. Huber: „Beiträge zur Geschichte des geistlichen Schauspieles und der Autos sacramentales in den von J. P. Kaltenbeck herausgegebenen Blättern für Literatur, Kunst und Kritik. I. Jahrg. Wien 1835. S. 145 u. ff.

riä-Himmelfahrt. Buonamico Buffalmacco endlich leitete das berühmte Festspiel in Florenz, an dessen Schluß die Hölle durch schwimmende Batterien auf dem Arno mit unerhörter Pracht dargestellt wurde, wobei aber unglücklicher Weise die Brücke alla Carraja unter der Last ihrer Zuschauer zusammenbrach. Sie stürzten zum Theil in das Höllenfeuer, zum Theil in den Arno, wo manche elendiglich ihren Tod fanden. Wie denn überhaupt dem kecken, lebenskräftigen, todesverachtenden Geiste des Mittelalters gemäß jene heiligen Vorstellungen auch für die Spieler selbst gar oft mit nicht geringer Gefahr verbunden waren. Man liebte rasche Auffahrten, noch ungestümer aber pflegte es zuzugehen, wenn die Teufel mit einem Verdammten zur Hölle fuhren, aus der man zuweilen ein wahres Artillerie-Arsenal machte, so daß selbst der doch sonst des Feuers wohlgewohnte Lucifer sich manchmal bei allzuraschem Niederfahren hinten verbrannte.

Auf dem Theater in Ammergau geht es, mit Ausnahme der zwei Böllerschüsse zum Beginne, sonst sehr friedlich zu, was auch dem Spiele, wenn es nämlich nicht, wie häufig im Mittelalter, zu einer bloßen weltlichen Augen- und Ohrenlustbarkeit ausarten soll, gewiß sehr angemessen ist. Der Bau der Bühne selbst zeigt zwar nicht die alte Dreigliederung von Himmel, Erde und Hölle, sie ist aber für die Weise der dortigen Darstellungen recht sinnreich ausgedacht, und ließe sich wohl leicht mit der alten vereinigen. Da nämlich das Ammergauer Spiel in die stummen, mimisch dargestellten Vorbilder aus dem alten Bunde und in die dramatischen Scenen des neuen zerfällt: so hat das Theater selbst zwei Abtheilungen. Mitten auf der Bühne, etwas zurück, steht nämlich eine eigene, mit einem Vorhang verhüllte kleinere Bühne, die für jene Vorbilder bestimmt ist. Rechts und links zwischen dieser Bühne und den beiden äußeren Seitenwänden des ganzen Theaters sieht man in zwei Straßen von Jerusalem tief hinein; den Zwischenraum zwischen diesen Straßen und der Mittelbühne bilden zwei Häuser mit Portalen, über

denen sich Balkone befinden. Ehe sich nun der Vorhang der Mittelbühne für die mimischen Darstellungen erhebt, tritt der Chor rechts und links auf den Vorderraum der Bühne, das sogenannte Proscenium des alten Theaters, und bereitet durch seinen Gesang den Zuschauer auf das Vorbild vor; sobald sich nun der Vorhang öffnet, tritt der Chor, in zwei Hälften getheilt, rechts und links aus einander auf die Seite, so zwar, daß er die Mündung jener beiden Straßen schließt. Unter seinem erklärenden und die Empfindung der Menschheit ausdrückenden Gesange stehen nun die vorbildlichen Gruppen auf der Mittelbühne stumm und regungslos vor den Blicken der Zuschauer. Den gesprochenen Scenen des neuen Bundes, bei denen der Chor abtritt, steht dagegen die gesammte Bühne zu Gebot. Namentlich für größere Aufzüge, die in ihren verschiedenen Abtheilungen hier verschwinden und dort wieder zum Vorschein kommen, bietet sie große Vortheile, indem sie eigentlich in sechs verschiedene Theater zerfällt: die Vorbühne nämlich, die Mittelbühne, die beiden Straßen und die beiden Balkone; wenn die letzteren auch etwas enge sind, so sind doch auch sie nicht unzweckmäßig angebracht. So erscheint z. B. Pilatus oben auf dem Balkon, während unten in den Straßen die Pharisäer das Volk zusammenrottiren, mit fanatischem Ungestüme: „das kreuzige ihn“ hinaufrufen, und der Heiland dem Landpfleger vorgeführt wird. Was aber diese Eintheilung des Theaters noch insbesondere interessant macht, ist, daß Hofr. Thiersch darin ganz genau die alte, griechische Bühne wieder erkennen will, und darum unser Bauernspiel in den Bergen auch für die Erklärung des klassischen Theaters der philologischen Aufmerksamkeit nicht unwerth findet.

Früher, als geistliche Spiele noch in ihrer Blüthe standen, und die Vornehmsten einer Stadt, die Angesehensten eines ganzen Landes sich an ihre Spitze stellten, gingen auch ihrem Beginne große Vorbereitungen, und nicht selten außerordentliche Feierlichkeiten voraus. Noch ist uns das, von dem Dichter selbst unterzeichnete Protokoll eines solchen Spieles

erhalten, welches eine nun fast unbekannte, kleine Departementsstadt der Côte d'Or im alten Burgund, Seure, Ende des 15ten Jahrhunderts zu Ehren ihres Schutzheiligen aufführte. Dasselbe beschreibt ausführlich den ganzen Hergang, und beginnt sehr bezeichnend für den religiösen Geist des Ganzen mit folgenden Worten: „Zum Preise, zur Ehre, zur Verherrlichung Gottes, der Jungfrau Maria und des glorreichen Schutzpatronen dieser Stadt, des heiligen Herren St. Martins versammelten sich im Jahre tausend vierhundert und achtzig und vier“ u. s. f. die Angesehensten nämlich der Stadt, um sich mit dem Dichter über die Abfassung und den Preis eines Spieles von dem Leben ihres Schutzpatronen zu verständigen; „damit das gemeine Volk“, so lautet die Urkunde wörtlich, leichtlich sehen und verstehen möge, wie ihr edler Schutzpatron zu seinen Zeiten heilig und gottesfürchtig gelebt hat“. Hieraus wird nebenbei ersichtlich, wie man damals bei der Seltenheit und dem hohen Preise geschriebener oder gedruckter Bücher, als die Wenigsten noch lesen konnten, die geistlichen Spiele als eine Biblia Pauperum ansah, woran sich der Gelehrteste wie der Unwissendste erbaute, und die in ihrer reineren, älteren Gestalt, unter geistlicher Leitung, vortrefflich zur Ergänzung des kirchlichen Unterrichtes dienten, außerdem, daß man dadurch, wie es die Stadt Seure that, Gott und seinen lieben Heiligen eine schuldige Ehre erweisen wollte.

War das Spiel beschlossen; hatte der Dichter, in dem Fall, daß sich kein altes vorfand, ein neues abgefaßt oder das alte der neuen Aufführung angepaßt, so folgte die Vertheilung der Rollen. Die Handschrift des Spieles, welche diese Rollen enthielt, nannte man die Ordnung oder das Register des Spieles; Spielbuch heißt es bei neueren Tiroler Stücken. Das Register führen, porter le registre, sagte man von dem, der das Hersagen der Rollen als Souffleur leitete. Da indessen die meisten äl-

teren Spiele in der Regel alljährlich an bestimmten Festtagen wiederkehrten, da die Festgeber und Leiter ebenfalls in der Regel dieselben waren, nämlich die Kirchen- oder Klosterschulen, die geistlichen Bruderschaften, die Bürgerschaft, die Zünfte oder sonstigen Genossenschaften, wie z. B. in Deutschland die Meistersänger: so geschah auch die Vertheilung der Rollen unter die einzelnen Glieder jener geistlichen oder weltlichen Corporationen meist nach einem geregelten, alten Herkommen. So hatten z. B. die einzelnen Zünfte in York in England bei ihrem gemeinschaftlichen Frohnleichnamsspiele gerade so, wie die von Freyburg im deutschen Breisgau *) ihre bestimmten Rollen und Scenen vorzustellen und für alles Nöthige dabei zu sorgen. Diese Rollen standen, wie ihre Fahnen und ihre Schutzpatronen, ohne Zweifel zu ihrem Handwerk in einer näheren oder ferneren Beziehung. Die Zunftgenossen sahen die Theilnahme am Spiele als eine Pflicht der Andacht an, und hielten auf ihrer Rolle gewiß, wie auf der Ehre und dem Heile ihrer Zunft. Allein bei außerordentlichen Fällen, in größeren Städten, bei großen Hauptspielen, wozu man viele hundert Personen brauchte, wo die eine Hälfte des Volkes zusah und die andere spielte, erging auch mit großer Feierlichkeit eine öffentliche Aufforderung zur Theilnahme an Alle, die zum Spiele irgendwie beitragen könnten. In Frankreich nannte man dieß die Ausrufung des Spieles, le cry du jeu. Eine solche Feierlichkeit hielten zum Beispiel die beiden Directoren des Spieles von der Apostelgeschichte, ein geistlicher und weltlicher Meister der Beredsamkeit und ihre vier Spielführer am 16. Dezember 1540 unter Franz I. in Paris mit großem Pompe. Sechs Trompeter mit Bannern und den Wappenzeichen des Königs, der Herold der Stadt und der geschworene Ausrufer, ein Zug von Gerichtsdienern und Bogenschützen des Maires von Paris in des Königs und des Maires Livereen, eine Schaar von Kauf-

*) Schreiber das Theater in Freyburg.

leuten und von der vornehmeren Bürgerschaft, ein Zug in die Farben der Stadt gekleidet gingen voran, vier Aufseher des Chatelets und eine große Menge Bürger, Kaufleute und vom Adel folgten ihnen. Sie selbst und alle Angesehenen saßen im Festgewande wohlberitten auf Pferden oder Maulthieren. So ritt der Zug durch die Stadt, an allen Kreuzwegen und öffentlichen Plätzen bliesen die Trompeter dreimal auf, und dann forderten die beiden Ausrufer nebst zwei Spielführern alle rechtgläubigen Katholiken zum Mitspielen auf; ihr Ruf bestand aus sechs gereimten Strophen, wovon der Schluß der zweiten also lautet:

Venez Cité, Ville, Université	Frisch herbei ihr Bürger, Städter, Staatsberather,
Tout est cité, venez gens heroyeques,	Kommt Gestrenge, Ehrenfeste all in Schaaren,
Graves, censeurs, magistraz, politicques	Schwert- und Federführer kommt zu Hauf,
Exercez vous au jeu de verité	Uebet euch im Spiel des Ernsten, Wahren,
Representant Actes Apostoliques *).	Führt der zwölf Apostel Thaten auf.

Wenn die Rollen nun nach vorhergegangener Prüfung ausgetheilt waren, so leisteten die Spieler, wie dieß ausdrücklich durch mehrere Zeugnisse von verschiedenen Orten bestätigt wird, **) einen feierlichen Eid in die Hand von Notairen oder sonstigen Gerichtspersonen, daß sie ihre Rollen wohl einzustudiren und sich zur gehörigen Zeit einfinden würden, ja sie setzten dessen ihr Leben und ihre Güter zum Pfande. Eine Vorsicht, die bei der unglaublichen Dauer jener Spiele, die sich manchmal mehrere Wochen in ununterbrochenen Darstellungen hinzogen, keineswegs überflüssig war. Die Errichtung der Bühne besorgte bei dem Spiele in Seure der Bürgermeister selbst, einen Maschinisten (maistre des secretz) ließ man von „Ostun" kommen. Alle Spieler wurden hierauf durch öffentliche Aufforderung in ihrem vollen Spielcostüm zum sogenannten Schautage (jour des monstres) entboten. An diesem Tage hielten sie unter klingendem Spiele, mit Trompeten und Pfeifen, im höchsten Glanze ihren Auf-

*) Hone l. C. p. 178 theilt den ganzen Cry mit. **) On. Le Roy études sur les Mystères P. 115. Jubinal l. c. P. XLIV.

zug durch die Stadt. Dem kriegerischen Geiste der Zeit gemäß waren natürlich Alle beritten, es erschienen hier allein 180 Pferde. Nun wurde die Bühne und ihre Sitze von den Spielern und den benachbarten Städten, die ihre bestimmten Sitze hatten, auf das Prächtigste mit Teppichen geschmückt. Da indessen ein dreitägiger Regen unglücklicher Weise den Anfang des Spieles zur bestimmten Zeit hinderte, so führten die Spieler von Seure, um die herbeigeströmten ungeduldigen Fremden zu beschwichtigen und zurückzuhalten, einen Schwank auf, nach dessen Schluß sie wieder in feierlichem Zuge unter klingendem Spiele zur Kirche ihres Schutzpatronen, des heiligen Martins, zogen, und dort vor dem Altar unserer lieben Frauen einen Hymnus sangen, damit der Heilige dem Spiele, das sie zu seiner Ehre „in guter und frommer“ Absicht aufführen wollten, von Gott eine günstige Witterung erbitten möge. Ihr Flehen wurde erhört, das Wetter hellte sich am folgenden Morgen auf und nun erging unter Trompetenklang von dem Bürgermeister und den Schöffen der Stadt an alles Volk eine neue öffentliche Aufforderung: daß männiglich wohl zuschließen möge, und Niemand sich erkühne, an den drei folgenden Tagen, die das Spiel dauern würde, irgend ein Schelmenwerk in der Stadt zu verüben. Sofort nahm das Spiel wirklich seinen Anfang und hier war es, wo gleich im Beginne Lucifer bei einer Höllenfahrt sich die Kleider versengte, was die Spieler als ein schlimmes Vorzeichen etwas aus der Fassung brachte, da der Angebrannte aber fortspielend, scherzhaft im Spiele selbst, seinem Herrn dem Satanas über dieß Unglück Vorwürfe machte und da, wie es in der Urkunde heißt, der heilige Mann, St. Martin, nun selbst das Spiel zur Hand nahm, so erholten sie sich alsbald wieder von ihrem Schreck, und sofort gelang es ihnen immer besser und besser, zur allgemeinen Zufriedenheit und Bewunderung „und sie gewannen darüber,“ heißt es in der Urkunde wörtlich, „solche Kühnheit und Keckheit, daß nie ein Leu in seinem La-

ger, noch ein Mörder im Holze muthiger und zuversichtlicher war, als sie, da sie spielten."

So hoch geht es nun freilich in unserer bescheidenen Landgemeinde nicht her, 180 Pferde für den „Schautag" würden wohl hier schwerlich aufzutreiben seyn; viele von den Schauspielern gehen sehr leicht oder gar nicht beschuht zum Theater, dort ihre Rollen zu übernehmen; was dagegen ihren guten Muth und ihre Zuversicht betrifft, wenn sie sich auch nicht „den Löwen und Mördern" vergleichen, so fehlt es ihnen, wie mir scheint, daran vielleicht am wenigsten. Bei ihrem Spiele nämlich haben sie, wie bei ihrer Holzschneiderei, jenen zunftgenossischen alten Grundsatz: Alles, so viel nur immer möglich, selbst zu machen und jeden Fremden davon auszuschließen. Früher, so erzählte man mir, war die Leitung des Spieles denen überlassen, die am meisten Geschick und Lust dazu hatten, und sich so der Sache am thätigsten annahmen; erst unter dem gegenwärtigen Landrichter, Herrn Allioli, erhielt sie eine festere Form. Der Landrichter stellte ihnen nämlich vor, da sie bei dem Spiele zwölf Apostel hätten, so sollten sie nach den vier Vierteln ihrer Gemeinde zwölf Direktoren erwählen, wovon jeder ein bestimmtes Geschäft, z. B. die Garderobe, die Kasse, die Ankündigung, die Gruppirung, die Einübung, die Musik u. s. w. übernehme, das er ausschließlich besorge. Sie sahen das Zweckmäßige dieses Vorschlags ein, die Wahl der zwölf Spielführer fand Statt und so begegnen wir hier wieder der alten bedeutungsvollen Zwölfzahl, wie sie in tausend und tausend Verhältnissen des Mittelalters, als ein Erbe einer noch älteren Zeit, immer wiederkehrt. Zwölf Zünfte waren es auch gerade in Freiburg im Breisgau, die sich in das Passionsspiel am Frohnleichnamsfeste theilten. Die Personen, die in Ammergau mitspielen, mögen in allem drei- bis vierhundert seyn, darunter Kinder von kaum zwei Jahren und Greise, vielleicht älter als achtzig; alle sind geborne Oberammergauer, den Esel, auf dem Christus beim Palmeinzuge reitet, wie sie selbst sa-

gen, allein ausgenommen. Er soll von Geburt ein Unterammergauer seyn, ist übrigens sehr stattlich, hat auch schon bei früheren Vorstellungen gedient und spielt seine Rolle vielleicht mit mehr natürlichem Anstande als mancher Hofschauspieler. Der Gemeindevorsteher ist auch zugleich der Choragos, den zweiten Chorführer macht der Schullehrer von Ettal, der von Garmisch leitet die Musik, unter der sich auch der alte, in Ruhestand versetzte Pfarrer von Ammergau und der Verleger der Schnitzwaaren befindet. Den Heiland und die Hohenpriester Annas und Caiphas stellen Holzschneider, die Mutter Gottes die Tochter des Küsters von Ammergau vor.

Daß übrigens der Ausschluß der Fremden sogar manchmal bis zum Puritanismus geht, zeigt folgendes Beispiel. Eine Oberammergauerin trat in ein würtembergisches Kloster ein, nach der Säcularisation kehrte sie mit einer Pension in die Heimath zurück. Allein hier gestattete man ihr 1830 nicht anders am Spiele Theil zu nehmen, als unter dem Volke, weil man sie nach so langer Abwesenheit nicht mehr für eine ebenbürtige Oberammergauerin anerkennen wollte. Dagegen diente mir einer von den Henkersknechten der Kreuzigung und zwar derselbe, der sich den ungenähten Rock unsers Herrn erwürfelt, nach geendigtem Spiele zum Führer über die Berge; als ein wahrer Oberammergauer steigt dieser an jedem Spieltage von einem einsamen Hofe tief im Gebirge herab, um die ihm zukommende Rolle zu übernehmen; dann kehrt er wieder heim, um dort seine übrige Lebenszeit hindurch die Axt auf der Schulter durch die Bergwälder zu streifen, den Zunderschwamm von den Buchen abzuschlagen, und den Holz- und Wilddieben aufzupassen; eine Lebensweise, die ihm ein wildes, struppiges, zu seiner Rolle trefflich passendes Aussehen gibt.

Daß die Oberammergauer jedoch ihr Spiel selbst spielen wollen, wird ihnen Niemand verargen; mögen sie sich nie durch fremdes Lob oder Tadel darin irre machen lassen; hätten sie nur dieselbe Strenge, die sie gegen jene gute Klosterfrau geltend gemacht, auch gezeigt, als man die leidigen

eilt ihm im Festgewande freudig entgegen, es umwogt jubelnd seinen in milder, ernster, heiliger Glorie, auf geschmücktem Wege, der aber zum Kreuze führt, still dahin ziehenden König. Die Väter, die alten Israeliten, breiten vor den Tritten seines Thieres lobsingend ihre Tücher aus; die Mütter in dem faltigen, orientalischen Gewande, ihre Kinder an der Hand oder auf den Armen, halten sie ihm flehend entgegen, daß er sie segne. Alle Farben sind heiter, Alles ist festliche Freude. Es ist das Bild der triumphirenden Kirche, das Bild des hochzeitlich geschmückten Jerusalems, der priesterlichen heiligen Stadt des Friedens und der Liebe, die mit jenen Lobgesängen dem König der ewigen Ehren huldigend entgegen zieht, und sich bald in demüthiger Andacht vor ihm im Staube niederwirft, um entzückt den Saum seines Kleides zu küßen, bald hoch aufjubelnd ihre Siegespalmen schwingt und ihn umwogend ihr Hosanna singt. Die Anordnung dieses Festzuges ist meisterhaft und seine Wirkung um so erschütternder, da er unmittelbar den Bildern des Leidens vorangeht, die sogleich mit der ersten stummen Vorstellung von Jakobs Söhnen, wie sie sich berathen, ihren Bruder Joseph zu verkaufen, beginnen. Wer stimmt daher nicht mit ein, wenn er die festlich geschmückten Israeliten im Vorbeiziehen singen hört:

Heil dir! Heil dir! o Davids Sohn!
Hosanna! der im Himmel wohnet,
Der sende alle Huld auf dich.
Hosanna! der dort oben thronet
Erhalte uns dich ewiglich,
Heil dir! Heil dir! o Davids Sohn! u. s. w.

(Schluß folgt.)

im Staube niederzusinken, hob der Chor zum Prolog seinen Gesang an, beginneud mit dem Fluch des sündengebeugten Geschlechtes schloß er mit der Aufforderung an Alle, dem Versöhner auf dem blutigen Dornenpfade bis zum Friedensopfer am Kreuze zu folgen, wo ihnen des alten Fluches Erlösung zu Theil werde. Die Worte dieses ersten Chorgesanges lauteten also:

Wirf zum heiligen Staunen dich nieder
Von Gottes Fluch gebeugtes Geschlecht:
Friede dir! — aus Sion Gnade wieder!
Nicht ewig zürnet er —
Der Beleidigte; — ist sein Zürnen gleich gerecht.
„Ich will“ — so spricht der Herr —
„Den Tod des Sünders nicht; — vergebeu
„Will ich ihm; — er soll leben!
„Versöhnen wird ihn, selbst meines Sohnes Blut versöhnen!“
Preis — Anbethung — Freudenthränen,
Ew'ger! Dir. —
Doch, Heiligster! darf der Staub sich untersteh'n,
Hin in der Zukunft Heiligthum zu seh'n?
Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria —
Das Opfer — der Versöhnuug Bild auf Golgotha.

Seht! so will, der Sünder Schuld zu zahlen,
Wie einst Isak dort auf Moria,
Gott zum großen Söhnungsopfer fallen
Der Geliebte selbst auf Golgotha.

Ew'ger! höre deiner Kinder Stammeln!
Weil ein Kind ja nichts als stammeln kann,
Die beim großen Opfer sich versammeln,
Beten dich voll heil'ger Ehrfurcht an.

Gott! Erbarmer! Sünder zu begnaden,
Die verachtet schändlich dein Gebot,
Giebst du, von dem Fluche zu entladen,
Deinen Eingebornen in den Tod.

Folget dem Versöhner nun zur Seite,
Bis er seinen rauhen Dornenpfad
Durchgelaufen, und im heißen Streite
Blutend für uns ausgekämpfet hat.

Nach diesem Gesange tritt der Chor ab, der Vorhang der Mittelbühne geht auf, im Hintergrunde gewahrt man den Anfang des Triumphzuges Christi, der sich von dorther durch die Straße links in langsamer Feierlichkeit heranbewegt. Der Heiland, von seinen Jüngern begleitet, reitet ein; sein Volk, mit heller Stimme Hosanna singend und Palmen schwingend,

eilt ihm im Festgewande freudig entgegen, es umwogt jubelnd seinen in milder, ernster, heiliger Glorie, auf geschmücktem Wege, der aber zum Kreuze führt, still dahin ziehenden König. Die Väter, die alten Israeliten, breiten vor den Tritten seines Thieres lobsingend ihre Tücher aus; die Mütter in dem faltigen, orientalischen Gewande, ihre Kinder an der Hand oder auf den Armen, halten sie ihm flehend entgegen, daß er sie segne. Alle Farben sind heiter, Alles ist festliche Freude. Es ist das Bild der triumphirenden Kirche, das Bild des hochzeitlich geschmückten Jerusalems, der priesterlichen heiligen Stadt des Friedens und der Liebe, die mit jenen Lobgesängen dem König der ewigen Ehren huldigend entgegen zieht, und sich bald in demüthiger Andacht vor ihm im Staube niederwirft, um entzückt den Saum seines Kleides zu küßen, bald hoch aufjubelnd ihre Siegespalmen schwingt und ihn umwogend ihr Hosanna singt. Die Anordnung dieses Festzuges ist meisterhaft und seine Wirkung um so erschütternder, da er unmittelbar den Bildern des Leidens vorangeht, die sogleich mit der ersten stummen Vorstellung von Jakobs Söhnen, wie sie sich berathen, ihren Bruder Joseph zu verkaufen, beginnen. Wer stimmt daher nicht mit ein, wenn er die festlich geschmückten Israeliten im Vorbeiziehen singen hört:

Heil dir! Heil dir! o Davids Sohn!
Hosanna! der im Himmel wohnet,
Der sende alle Huld auf dich.
Hosanna! der dort oben thronet
Erhalte uns dich ewiglich,
Heil dir! Heil dir! o Davids Sohn! u. s. w.

(Schluß folgt.)

XIV.

Beiträge zur Geschichte und Charakteristik Belgiens.

Erster Artikel.

Belgien, das Land der schönen Städte, hat sich seit alten Zeiten her, durch die Wohlhabenheit seiner Bewohner, durch ihre Freiheitsliebe und durch ihre treue Anhänglichkeit an die katholische Kirche ausgezeichnet. Allerdings ist der Reichthum nicht mehr derselbe, wie zu jenen Zeiten, wo Frankreichs Königin in ihrem größten Schmucke bei dem Anblicke der Frauen von Brügge gestehen mußte, sie habe bisher geglaubt, allein die Königin zu seyn, jetzt sähe sie, hier gäbe es noch sechshundert außer ihr. Allerdings hat sich dem kühnen Freiheitssinn der Belgier in vergangenen Jahren auch manche falsche und einflußreiche Theorie beigemischt, aber die Anhänglichkeit an den Glauben der Väter ist bis auf den heutigen Tag bei dem größten Theile des Volkes dieselbe geblieben, ja wo möglich noch lebendiger und bewußter geworden, als zuvor. Wir wollen nicht schon jetzt auf die Untersuchung der Frage eingehen, wie sich denn der Glaubenseifer der Belgier zu manchen in ihrem Lande geltend gewordenen politischen Ansichten verhalte, nur das möge einstweilen bemerkt werden, daß die katholische Parthei in Belgien die eigentlich conservative ist. Dieser Gegenstand soll vorzüglich dann berührt werden, wenn uns der Gang der Darstellung in der Reihenfolge von Artikeln, welche wir über Belgien geben wollen, auf denselben führen wird. Als Hülfsmittel für unsre Arbeit dienten uns, außer eigner Anschauung und per-

sönlicher Mittheilung, einige neuerdings in Belgien erschienene und sehr empfehlenswerthe Werke, namentlich de Gerlache, Histoire du Royaume des Pays-Bas, depuis 1814 jusqu'à 1830. Bruxelles 1839. 2 Vol. 8. und Exposé des vrais principes sur l'instruction publique par Mgr. L'Evêque de Liège. Liège 1840; auch können wir nicht umhin, bei dieser Gelegenheit die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die gerechte und billige Würdigung zu verweisen, welche die belgischen Verhältnisse in dem Buche unsers Landsmanns, des Herrn Hofrath Thiersch, über den Unterricht gefunden haben. Es ist dieß unstreitig das Beste, was in neuerer Zeit in Deutschland über Belgien gesagt worden ist. Wir beginnen mit einem Rückblicke auf die frühere Geschichte Belgiens.

Seine wahre Civilisation verdankt ein jedes Volk der christlichen Religion; noch mehr aber, als von vielen andern, gilt dieß von jenen germanischen Stämmen, welche sich in Belgien niedergelassen haben. Von den Römern nicht unterworfen, nahmen sie auch nicht an demjenigen Grade von Cultur Theil, dessen die übrigen germanischen Völker, die im Umfange des Römerreichs sich Wohnsitze erkämpft hatten, genossen. So kam vor den Zeiten der ersten christlichen Missionarien keine Cultur zu ihnen; diese aber waren es, welche die Sümpfe austrockneten, das Land urbar machten, die Kirchen und Kapellen erbauten, um welche herum blühende Städte sich bildeten. Wiederum war es die Kirche, welche dieses Land aus der neuen Barberei rettete, welche durch die verheerenden Züge der Normannen seit dem neunten Jahrhunderte über dasselbe gekommen war. Nicht leicht war aber auch die Anhänglichkeit des Volkes an die Kirche so groß, als in Belgien; dieß hat sich zu jeder Zeit, selbst im sechszehnten Jahrhunderte und im Laufe der neuesten Ereignisse bewährt. Somit hat schon um dieser einen Rücksicht willen allein das kleine Land, welches man jetzt auf den Eisenbahnen in wenigen Stunden durchreist, eine große Bedeutung in der Geschichte. Es ist gewiß nicht ohne besondere göttliche Be-

stimmung, daß während des heißen politischen und kirchlichen Kampfes, welcher die Gegenwart erfüllt, in Belgien und in Bayern die katholische Kirche gleichsam zwei Burgen gefunden hat, welche auch für die Folgezeit ganz wesentlich zu ihrer Vertheidigung dienen werden. Warum hat sich gerade dort, obschon das Land ein Theil des französischen Kaiserthums geworden war, die katholische Kirche dennoch in solchem Glanze erhalten? es ist dieß der Segen, der dem Lande aus der Vergangenheit überkommen ist, der Segen, der seine Bewohner auch für die Zukunft für Gott und Seine Kirche streiten machen wird. Warum hat sich gerade in Bayern, so vielfältig es auch unter modernen Theorien zu leiden gehabt, dieser katholische Sinn erhalten? es ist der Segen, der auf den Thaten der Vorfahren ruhet, der Segen, den der große Maximilian über sein Land gebracht hat und so wird auch für alle Zukunft Bayern unter dem Schutze Gottes und seiner mächtigen Fürbitterin, der Patrona Bavariae, in dem Kampfe für die Kirche stehen. — Gegen jenen Ruhm Belgiens ist aller Flor seines Handels gar nicht in Anschlag zu bringen, aller Glanz des Reichthums, der in Belgiens Häfen und Städten entfaltet worden ist. Wohl aber mag Belgien sich rühmen, die Wiege des Karolinger Geschlechtes gewesen zu seyn; dort war die Heimath Pippins und hart an Belgiens Gränzen, wenn nicht im Lande selbst, ward Karl der Große geboren. Belgien gab Jerusalem den ersten und zweiten König, den frommen Gottfried von Bouillon und Balduin, Belgien gab Constantinopel den ersten lateinischen Kaiser. Wollen die Franzosen uns Deutschen freilich den deutschesten Mann, den großen Karl, streitig machen, so maaßen sie sich auch dieser Männer an und Chateaubriand ruft begeistert aus: Notre Godefroy, Notre Baudouin. Auch Karl V., der Beherrscher der alten und der neuen Welt, erblickte dort das Licht der Welt, und hat mit Vorliebe stets an dem Heimathlande gehangen. — Daß in diesem Lande die Freiheit bis zu neuerer Zeit stets geblühet, davon giebt die Geschichte

schichte passender durch das französische: **Le Téméraire**, als durch das deutsche: „der Kühne" bezeichnet. Von ihm rührt die bekannte Anrede her: „Ihr Flamänder, mit Euren harten Köpfen, Ihr habt immer Eure Fürsten verachtet oder gehaßt; ich will lieber, daß Ihr mich hasset, als daß Ihr mich verachtet. Weder durch Eure Privilegien noch durch sonst etwas lasse ich mich beschränken, Nichts soll gegen meine Hoheit und Herrschaft geschehen und ich habe Macht genug, Euch zu widerstehen." In diesem Sinne hat Karl auch weidlich an den flandrischen Landesfreiheiten gerüttelt, es ist daher begreiflich, warum er nicht eben sehr beliebt in seinen Erblanden war. Sein Tod, den er in der unglücklichen Schlacht bei Nancy gegen die Schweizer fand, war in vielfacher Beziehung von wichtigen Folgen. Nicht nur ward das Entstehen eines selbstständigen Königreiches zwischen Frankreich und Deutschland verhindert, sondern sein Besitzthum ward getheilt und zerstückelt und seine Erbin Maria ward bald wiederum genöthigt, die von ihm geschmälerten Landesfreiheiten Belgiens herzustellen. Auf solche Weise blieb die bisherige Verfassung gewahrt und dieß war werth des Opfers: nicht in die Reihe der europäischen Mächte einzutreten; hätte Karl der Kühne länger gelebt und männliche Descendenz gehabt, gewiß binnen kurzer Zeit hätte Belgien das Schicksal Frankreichs getheilt. Auch dann wäre dieß der Fall gewesen, wenn Maria von Burgund an einen französischen Prinzen verheirathet worden wäre, doch auch dieß hat die gütige Vorsehung von dem Lande fern gehalten; ein deutscher Fürst, Maximilian, ward Mariens Gemahl und das Niederland dazu bestimmt, das Band der beiden größten europäischen Monarchien zu werden. Zu verschwinden schienen die Niederlande im Verhältniß zu den unermeßlichen Besitzungen, über welche Karl V. und nach ihm Philipp II. herrschte, und dennoch waren sie es, welche dem Könige mehr Gold zuführten, als die Bergwerke Amerikas.

Während nach den Ergebnissen der neueren Forschungen *) auf dem Gebiete der Finanzen sich selbst in günstigen Jahren der Ertrag der königlichen Gefälle in Amerika nicht viel über 400000 Scudi belief und erst in späterer Zeit höher stieg, so lieferten die Niederlande drittehalb Millionen Ducaten, weshalb ein gleichzeitiger Schriftsteller von diesen Provinzen sagt: „Questi sono li tesori del re di Spagna, queste le minere, queste l'Indie.“ Einen großen Theil dieser Provinzen sollte Philipp II. verlieren; nur, wo die katholische Kirche bestehen blieb, kehrte auch die Treue zum königlichen Hause wieder; nahe genug liegt also der Gedanke, daß mit dem Abfall der Niederlande der Protestantismus nicht nur in naher Verbindung stehe, sondern die eigentliche Ursache sey. Ohne auf die speciellen, dort obwaltenden Verhältnisse einzugehen, können wir einstweilen wohl den allgemeinen Satz aufstellen: der Protestantismus, der Abfall von der Kirche, sah überall, wo die bestehende Regierung der katholischen Kirche angehörte und sich mit Eifer des Schutzes derselben annahm, in dem Abfall von der weltlichen Obrigkeit das alleinige Mittel seiner Existenz; er war also von Anfang an auf ein revolutionäres Princip hingewiesen. Auch protestantische Schriftsteller, welche von der Geschichte etwas Tüchtiges gelernt haben, kommen dazu, dieß einzuräumen, so lange sie aber noch Protestanten sind, müssen sie sich wieder auf die eine oder andere Weise aus dem Dilemma herauszuhelfen suchen und finden die Rechtfertigung der Glaubenstrennung darin, daß die weltliche Obrigkeit sich der Weiterbildung der Kirche entgegengesetzt habe. So sagt Leo in dem zweiten Bande seiner Geschichte der Niederlande S. 394: „Wer die geistige, bestehende Substanz, aus der ein Rechtszustand geboren worden ist, nicht dem ihm einwohnenden Begriffe gemäß weiterbildet, sondern dieser Weiterbildung störend entgegentritt, —

*) Vergl. hierüber die interessanten Untersuchungen bei Ranke, Fürsten und Völker. Bd. 1. S. 351 u. f.

ist ein wirklicher äußerer Feind dieses Zustandes, gegen welchen also offener Krieg geführt wird; oder er ist ein strafwürdigerer Verbrecher denn ein Dieb oder Mörder. In der Reformation war nun allerdings der Grundgedanke derjenige einer Weiterbildung der Kirche, dem Begriffe des Christenthums und dem Inhalte des Evangelii gemäß — und das ist die hohe und unverwerfliche Rechtfertigung der Reformation in der Weltgeschichte." — Wir enthalten uns weiterer Betrachtungen über diese Stelle, obschon der Streit gegen die Kirche, so weit er Glaubenspuncte betrifft, sich gerade darauf fußt, daß eine Weiterbildung Statt gefunden habe und obschon seit der Zeit auf dem Gebiete des Protestantismus vielfältige Weiterbildungen Statt gefunden haben, so kommt hier doch zuletzt wieder Alles darauf heraus, welches die rechtmäßige Weiterbildung sey. Doch um zu den Niederlanden zurückzukehren, so wird auch in Betreff ihrer von dem erwähnten Schriftsteller anerkannt, auf welchen verderblichen Weg die „Reformation" gerathen sey, wenn er sagt: „Aber sehr früh vermischten sich, wie es gar keines Beweises bedarf, mit ihr revolutionäre Interessen und Elemente an mehr als Einem Orte, und namentlich in den Niederlanden; — Interessen und Elemente, für deren Einführung ins Leben Feuer und Rad noch viel zu gelinde Strafen waren." Leo sagt: „sehr früh" und so wie man wohl protestantischer Seits darauf gekommen ist, schon „in den Aposteln eine sehr starke katholische Tendenz" wahrzunehmen, so möchte wohl auch bereits in den ersten Aposteln des Protestantismus eine sehr starke revolutionäre Tendenz zu verspüren seyn, so daß auch einem unbefangenen protestantischen Herzen ein leiser Zweifel an der göttlichen Mission dieser Boten des Neu-Glaubens sehr zu verzeihen seyn möchte. Nach der Art und Weise, wie man bisher die Geschichte zurecht gemacht hat, bedarf es kaum einer Erwähnung, denn es versteht sich darnach von selbst zum Voraus, daß Philipp II. von Spanien mit seinem katholischen Glaubenseifer allein die

Schuld an dem ganzen Aufruhre in den Niederlanden trägt; er hat darnach vorzüglich auch dadurch, daß er die Landesfreiheiten des Volkes zu Boden getreten, dasselbe zum Aufstande gereizt. Man ist es einmal gewohnt, sich Philipp II. als einen heuchlerischen Tyrannen zu denken und unser guter Schiller hat das Seinige dazu beigetragen; dafür erscheint bei ihm jener Wilhelm von Oranien als „der Schutzengel der Freiheit.“ Wir sind weit davon entfernt, die Maaßregeln Philipps II., welche er gegen die Niederlande ergriffen hat, zu billigen, allein man muß auch sie in ihrer chronologischen Reihenfolge betrachten und es sagt in dieser Beziehung der vorhin erwähnte Schriftsteller mit vieler Billigkeit: „Das Einzige, was man den Gegnern der Maaßregeln, welche von den Höfen in Spanien und Frankreich gegen die weitere Ausbildung revolutionären Wesens, wie es sich an die Reformation anhing, ergriffen wurden, zugeben kann und muß, ist dieß, daß auch diese Höfe sich dabei nicht auf dem Standpunkte des Rechts allein hielten, und also die Revolution, die sie bekämpften, in ihren späteren Aeußerungen selbst berechtigten. Daraus folgt aber nur eine neue Bestätigung des alten Satzes, daß Sünde Sünde gebiert, daß ein Wort der Zerstörung das andere hervorruft, und nicht daß die Zerstörenden in der einen Richtung Lob und Verehrung, die in der andern Richtung Schmach und Verunehrung verdienen; es folgt vielmehr nur, daß wenn man schmähen will, was allerdings nahe genug liegt, man dann auf beide Theile zu schmähen Ursache habe; daß man sich aber dadurch nicht abhalten lassen darf, das Recht, wo es sich auch finde, anzuerkennen, und daß man Leute, die im Bewußtseyn ihres Rechts und zu dessen Schutz zu dem Aeußersten griffen, nicht schon deßwegen tadele, weil sie überhaupt von ihrem Rechte nicht lassen wollten.“ So unterliegt es denn auch in der That keinem Zweifel, daß Philipp II. gegenüber dem aufrührerischen Adel und den revolutionären Bewegungen, welche von reformatorischen Prädicanten angestiftet wurden, voll-

kommen in seinem Rechte sich befand und daß er die Bahn desselben erst viel später verließ, als er Alba sendete und gegen seine feierlichen Versprechungen die Abgabe des zehnten Pfennigs ausschreiben ließ. Dieß war allerdings unrecht, aber wann geschah es? zu der Zeit, wo die Revolution bereits im vollen Gange war; es war dieß nicht Ursache, sondern Folge des Aufstandes, der König brauchte Geld, um ihn zu unterdrücken. Philipp II. war nichts weniger als ein Revolutionär auf dem Thron, sondern der eifrigste Kämpfer gegen die Revolution. Wo wäre man aber auch in Europa hingekommen, wenn nicht noch einige Fürsten bei der Kirche Stand gehalten hätten? Freilich wird ihnen jeder Schwertstreich gegen die aufrührerischen Neuerer von den modernen Verdrehern der Geschichte sehr übel genommen. Am meisten hat nun freilich Philipp II. leiden müssen, da sein allerdings finsterer Charakter auch anderweitigen Stoff zum Tadel bot; doch Alles dieß würde man ihm vergeben, wenn er nicht die Idee — unstreitig die beste seines Lebens — gehabt hätte, seine Pflicht als König sey es, den katholischen Glauben mit aller Macht zu beschützen und für seine Aufrechthaltung zu sorgen. Daß aus diesem Grunde Philipp II. den meisten protestantischen Geschichtschreibern, wenn nicht als blutdürstiger Tyrann, so doch als ein Fanatiker erscheint, ist begreiflich. Auch Ranke, dessen oft meisterhafte Schilderung der spanischen Verhältnisse anzuerkennen wir keinen Augenblick anstehen, meisselt so lange an dem Charakterbilde Philipps II. herum, bis endlich doch nur ein blinder, bigotter Fürst herauskömmt. Nicht das Glück der Reiche, deren Leitung ihm anvertraut, nicht das Wohlbefinden seiner Unterthanen, sey es gewesen, was sein langes Leben bewegte, auch habe er weder das Vermögen, noch die Absicht gehabt, die Wunden seiner Zeit zu heilen. „Gehorsam und katholische Religion zu Hause, katholische Religion und Unterwerfung in andern Ländern, das ist es, was ihm am Herzen liegt, das Ziel aller seiner Arbeit. Er selbst ist dem äußern Gottesdienst der katholischen Kirche mit einer mönchischen Anhäng=

lichkeit zugethan. Um Erzherzögen, die ihn besucht haben, zu zeigen, wie ehrwürdig ein Priester sey, küßt er einem solchen nach der Messe die Hand. Einer vornehmen Dame, die auf die Stufen des Altars tritt, sagt er: „„Das ist kein Platz weder für Euch, noch für mich““. Wie emsig, mit wie vieler Sorgfalt, wie vielen Kosten bringt er aus den Ländern, welche protestantisch geworden, die Reliquien zusammen, damit diese Schätze nicht für die katholische Christenheit verloren gehen. Es ist dieß wohl nicht innere Religion (woher weiß dieß Herr Ranke? hat er so tief in das Herz geschaut?); aber zu einer Art innerer Religion, welche die Gesinnung zu bestimmen vermag, wird ihm die Ueberzeugung, er sey dazu geboren, diesen äußern*) Dienst aufrecht zu erhalten: er sey die Säule der Kirche, das sey sein Auftrag von Gott“. Wir müssen offen gestehen, wenn ein König die Hand küßt, welche wenige Minuten zuvor den Leib unsers Heilandes emporgehoben hat, so ist dieß noch nicht einmal eine so demüthige Handlung, als wenn Kaiser und Könige am grünen Donnerstage zwölf armen Bettlern die Füße waschen; in der That, zu dieser Höhe von Demuth kann sich ein Gemüth nicht erheben, welches in allen diesen Dingen nichts weiter als einen äußern Dienst erblickt. Wenn König Philipp die Stufen des Altars weder für sich noch für irgend eine vornehme Dame als den geeigneten Platz ansieht, so wolle man gedenken, daß im Judenthume nur einmal im Jahre dem Hohenpriester gestattet war, in das Allerheiligste zu treten; und was war dieses Allerheiligste? wir wagen nicht über dieses Geheimniß zu sprechen, und doch war es so heilig nicht, als das Opfer des Altars im neuen Bunde. Es war daher nicht ein äußerer Dienst, sondern ein tiefes, inneres Gefühl, welches den König davon abhielt, sich dem Altare zu nahen. Wenn König Philipp aus protestantisch gewordenen Ländern mit Kostenaufwand und Sorgfalt die Reliquien der Heiligen sammelte, und da-

*) Im Originale nicht mit gesperrten Lettern.

durch vielleicht noch in heutiger Zeit so Manchem ein bemitleidendes Lächeln ablockt, so muß man gedenken der scheußlichen Verunehrung, welche die Ueberbleibsel der Martyrer und Heiligen Gottes in den protestantischen Ländern erfahren haben; mußte ihm nicht schaudern bei dem Gedanken, wie jener andere Philipp, nicht der Zweite, aber Zweibeweibte, die Gebeine einer der zartesten und anmuthigsten unter den Heiligen, seiner eignen Ahnfrau, der Landgräfin Elisabeth, in alle vier Winde zerstreute! Der spanische König soll jenes als äußern Dienst gethan haben, weil gegen alle menschliche Natur und Empfindung die Verehrung der Heiligen von den Gegnern der katholischen Kirche verworfen wird, aber wir wollten froh seyn, wenn wir annehmen könnten, der deutsche Landgraf habe bloß eine äußerliche Handlung geübt, sein Inneres sey dabei unbefleckt und rein geblieben. Wenn endlich König Philipp zu der Ueberzeugung kam, er sey zum Schutze der Kirche bestimmt, wenn er dieß für seine eigentliche Mission ansah, so können wir ihm zu diesem erhabenen Gedanken nur Glück wünschen, und wollte Gott, daß alle katholische Fürsten, seit der unglücklichen Glaubenstrennung, von diesem Gedanken beseelt gewesen wären; es stünde anders und besser in Europa, so wie es anders und schlimmer stünde, wenn Philipp II. nicht da gewesen wäre! Wie sehr aber Philipp wirklich von jener Idee durchdrungen war, davon hat uns Leti in der Biographie des Königs einen der auffallendsten Züge berichtet. Als seine Aerzte einst bei einer schweren Krankheit wegen des Königs Schwäche zögerten, ihn zur Ader zu lassen, sagte er: „Thut es unverdrossen und fürchtet Nichts; der Zustand der Kirche gestattet es nicht, daß ich weder an dieser Krankheit, noch an diesem Aderlaß sterbe“. Erfüllt von der unverbrüchlichen Wahrheit der katholischen Kirche mußte er freilich wünschen, daß derselben wieder fremde Länder gewonnen würden, und seine Schuld ist es nicht, daß Heinrichs VIII. Papstthum in England nicht aufgehört hat. Um so natürlicher und begreiflicher aber war es, daß er in seinen Erblanden den Pro-

testantismus nicht dulden wollte; und was that er zu diesem Zwecke? Er that nicht nur Nichts mehr, als was sein Vater gethan hatte, sondern nahm zu einem Mittel seine Zuflucht, welches sowohl die mildeste, als weiseste Maaßregel war, die nur immer ergriffen werden konnte. Karl V. hatte nämlich für Belgien strenge Edicte gegen die Ketzerei erlassen; in Deutschland wagte er hingegen, durch die Kämpfe mit Frankreich behindert und aus Besorgniß vor den Fürsten, die sich für Luther erklärt hatten, nichts Entscheidendes zu unternehmen. Philipp II. fand natürlich keine Veranlassung, jene Edicte aufzuheben, im Gegentheil, er bestätigte sie und fügte einige neuere, sogar mildernde hinzu. Er selbst spricht sich hierüber in einem späteren Briefe an seine Schwester vom 6. März 1566, der im k. Archiv zu Brüssel aufbewahrt wird, folgendermaaßen aus: „In Betreff der Placaten, da meine Absicht ist in dem alten katholischen und römischen Glauben zu sterben und ich nicht dulden kann, daß meine Unterthanen anders seyen, noch daß irgend ein anderes Religions-Exercitium in meinen Landen Statt finde, sehe ich nicht ab, wie jener Glaube sich sollte erhalten können, ohne daß die Uebertreter gezüchtigt werden; was aber die Art dieser Züchtigung anbelangt, so bin ich keineswegs so festgebannt auf den alten Fuß, daß ich, wenn ich drüben seyn und nach Anhörung meines Rathes finden werde, daß man auch andre Mittel ergreifen könne, so will ich gerne dazu bereit seyn, sobald ich nur die Gewißheit habe, daß unsre heilige Religion aufrecht erhalten werde. Denn Gott weiß es, daß ich Nichts lieber vermeide, als Menschenblut zu vergießen, und ich würde nicht das meiner guten Unterthanen in jenen Landen verspritzen. Für eines der glücklichsten Ereignisse meines Lebens würde ich es aber halten, wenn es dessen gar nicht mehr bedürfte". In solchem Sinne — und dieß ist wohl nicht die Sprache eines Tyrannen — hoffte Philipp für die Kirche mehr als von jenen Edicten von der Ausführung eines Planes, den die Herzoge von Burgund bereits gehabt hatten, und der ihm

von seinem Vater selbst dringend an's Herz gelegt worden war. Dieser Plan bestand darin, daß er, in Uebereinstimmung mit dem Papste, zur Aufrechthaltung der Religion, zur Besserung der Sitten des Volkes und des Clerus, die Zahl der Bischöfe in den Niederlanden vermehren wollte. Ein Gemälde der Sitten jener Zeit entwirft in wenig Worten Renom de France, seigneur de Noyelles in seiner Histoire des causes de la désunion des Pays-Bas, indem er sagt: „selten wurden Predigten an das Volk gehalten, die Kirchen waren schlecht besucht, Sonn- und Festtage wenig beobachtet; die Sacramente der Buße und der Eucharistie selten gesucht und administrirt; das unwissende Volk gar nicht in den Glaubensartikeln unterrichtet, die Handelsstädte von Deutschen, Franzosen und Engländern erfüllt, die Schulen vernachläßigt. Dafür gab es aber eine Menge irreligiöse und sittlich verderbte Schauspieler — bekannt unter dem Namen der Rhetoriker — an denen das Volk großes Vergnügen fand, so daß auch sogar manch armer Mönch oder manche Nonne an dem Spiel Theil nahm. Es schien, als ob man sich nicht vergnügen könne, ohne über Gott und die Kirche zu spotten; sprach Jemand mit Eifer davon, so ward er verachtet oder beleidigt".

Diese Rhetoriker (Rederykers) gewannen zu gleicher Zeit politische Bedeutung, so daß die späteren Ereignisse in einem näheren Zusammenhange mit denselben stehen, als man auf den ersten Blick geneigt seyn möchte zu glauben. Es ist in diesen Blättern, bei Gelegenheit der Ammergauer Spiele, bereits mit Ausführlichkeit des geistlichen Schauspiels im Mittelalter, der sogenannten Mysterien, Erwähnung geschehen. Auch in den Niederlanden fand man großen Geschmack daran, hier artete es aber auf eine äußerst schädliche Weise und bereits frühzeitig aus. Schon zur Zeit der burgundischen Herrschaft bildeten sich Verbindungen zum Zwecke der Aufführung solcher Schauspiele, die den Namen der „Kammern" erhielten*).

*) Vergl. van Kampen Gesch. d. Niederlande Bd. 1. S. 315 u. f.

Die Sucht nach dem Schauspiele griff aber wie eine Epidemie um sich, so daß bald fast ein jedes Dorf seine rhetorische Kammer hatte; über sie alle, so weit sie deutscher Zunge waren, wurde im Jahre 1403 von Philipp dem Schönen eine Ober- oder souveraine Kammer, die den Namen: „Jesus mit der Balsamblume" führte, gesetzt. Um eben diese Zeit bildete sich eine sehr bedenkliche Eintheilung der Kammern in die freien, die von der Regierung anerkannten, und die unfreien, die bloß von Privatpersonen, ohne Kenntniß der Regierung, eingerichtet wurden. Hatten früherhin geistliche Dinge, vorzüglich die biblische Geschichte, den Gegenstand zu den Darstellungen dieser Kammern, die sich in der schlechtesten Poesie vernehmen ließen, dargeboten, so waren es jetzt die Geistlichen, deren freilich nicht immer lobenswerthen Sitten, die zu manchem Tadel Veranlassung gaben, dem Publikum durch das Theater zur Schau gestellt wurden. Hat man allerdings hinreichend Ursache, sich über das heutige Theater zu beschweren, welches die heiligsten Dinge profanirt, geht man auch an manchen Orten so weit, daß, damit Alles recht natürlich erscheine, während die Scene eine Kirche darstellt, die auf die Bühne tretenden Schauspieler sich wie vor dem Hochwürdigsten Gute verneigen müssen, so sind wir bei alle dem doch nicht auf dem Punkte der rohen Frivolität und Lascivität, welche das niederländische Theater jener Zeit charakterisirte. Jene Kammern nun bemächtigten sich auch der Presse, und von ihnen gingen eine Menge von Spott- und Schimpfliedern aus, die vorzüglich auch darauf berechnet waren, den geistlichen Stand bei dem Volke herabzusetzen. Welch brauchbares Werkzeug für Neulehrer, welche die Autorität der Kirche ganz verwarfen! So fand Philipp II. die Dinge bei seinem Regierungsantritte vor, sein Hauptaugenmerk mußte daher ganz natürlich darauf gerichtet seyn, die Autorität der Kirche zu kräftigen, und dazu, glaubte er mit Recht, würde die oben erwähnte Maaßregel, die Vermehrung der Bisthümer, vorzüglich dienen. Er setzte sie auch wirklich durch, allein sie hatte nicht den gehofften Erfolg. Zu

allen Zeiten hat eine neue Diöcesanorganisation der Art einige Streitigkeiten veranlaßt, und es bietet insonderheit die deutsche Geschichte mehrere solcher Beispiele dar; damals aber in den Niederlanden verursachte diese Maaßregel große Unzufriedenheit. Allerdings war zu dieser eine Veranlassung in so fern, als mehrere Stifter und Klöster dadurch Manches an ihren Einkünften verloren, allein die Mißvergnügten, vorzüglich ein Theil der Geistlichkeit, so wie der Adel, von dessen Verhältnissen weiter die Rede seyn soll, suchten dem Verfahren des Königs eine ganz andere Deutung zu geben. Man vernahm jetzt nichts weiter als die heftigsten Declamationen gegen die, wie man sagte, von dem Könige beabsichtigte Einführung der Inquisition. Dem Wortverstande nach hatte man freilich recht, denn in der Errichtung eines jeden Bisthums liegt zu gleicher Zeit die Einführung einer Inquisition, da jeder Bischof Inquisitor in seiner Diöcese ist; man wollte aber die Sache so verstehen, als handle es sich um die Einführung des spanischen Inquisitionstribunals. Es ist hier nicht der Ort, von diesem zu handeln *), da dieses Tribunal in den Niederlanden nicht errichtet ist, und somit zu jenem Geschrei gar kein Grund vorlag. In dem oben erwähnten Briefe an seine Schwester schrieb Philipp über diesen Punkt wie folgt: „Madame, meine liebe Schwester; hinsichtlich der Neuerung, welche Einige behaupten, daß ich die Inquisition einführen wolle, so habe ich euch dieß schon mehrmals erklärt, daß ich nie daran gedacht habe, und Ihr könnt Jedermann diese Versicherung geben“. Eine strengere und bei geringerem Umfange der Diöcesen leichter zu handhabende bischöfliche Inquisition erschien aber unter den obwaltenden Umständen dringendes Bedürfniß, denn Predigt, Presse und Jugendunterricht wurde von den Feinden der Kirche auf eine empörende Weise gemißbraucht. Davon giebt unter Andern ein königliches Edikt vom 20. August 1556, welches nur eine

*) Vrgl. Bd. IV. S. 166.

Die Sucht nach dem Schauspiele griff aber wie eine Epidemie um sich, so daß bald fast ein jedes Dorf seine rhetorische Kammer hatte; über sie alle, so weit sie deutscher Zunge waren, wurde im Jahre 1493 von Philipp dem Schönen eine Ober- oder souveraine Kammer, die den Namen: „Jesus mit der Balsamblume" führte, gesetzt. Um eben diese Zeit bildete sich eine sehr bedenkliche Eintheilung der Kammern in die freien, die von der Regierung anerkannten, und die unfreien, die bloß von Privatpersonen, ohne Kenntniß der Regierung, eingerichtet wurden. Hatten früherhin geistliche Dinge, vorzüglich die biblische Geschichte, den Gegenstand zu den Darstellungen dieser Kammern, die sich in der schlechtesten Poesie vernehmen ließen, dargeboten, so waren es jetzt die Geistlichen, deren freilich nicht immer lobenswerthen Sitten, die zu manchem Tadel Veranlassung gaben, dem Publikum durch das Theater zur Schau gestellt wurden. Hat man allerdings hinreichend Ursache, sich über das heutige Theater zu beschweren, welches die heiligsten Dinge profanirt, geht man auch an manchen Orten so weit, daß, damit Alles recht natürlich erscheine, während die Scene eine Kirche darstellt, die auf die Bühne tretenden Schauspieler sich wie vor dem Hochwürdigsten Gute verneigen müssen, so sind wir bei alle dem doch nicht auf dem Punkte der rohen Frivolität und Lascivität, welche das niederländische Theater jener Zeit charakterisirte. Jene Kammern nun bemächtigten sich auch der Presse, und von ihnen gingen eine Menge von Spott- und Schimpfliedern aus, die vorzüglich auch darauf berechnet waren, den geistlichen Stand bei dem Volke herabzusetzen. Welch brauchbares Werkzeug für Neulehrer, welche die Autorität der Kirche ganz verwarfen! So fand Philipp II. die Dinge bei seinem Regierungsantritte vor, sein Hauptaugenmerk mußte daher ganz natürlich darauf gerichtet seyn, die Autorität der Kirche zu kräftigen, und dazu, glaubte er mit Recht, würde die oben erwähnte Maaßregel, die Vermehrung der Bisthümer, vorzüglich dienen. Er setzte sie auch wirklich durch, allein sie hatte nicht den gehofften Erfolg. Zu

allen Zeiten hat eine neue Diöcesanorganisation der Art einige Streitigkeiten veranlaßt, und es bietet insonderheit die deutsche Geschichte mehrere solcher Beispiele dar; damals aber in den Niederlanden verursachte diese Maaßregel große Unzufriedenheit. Allerdings war zu dieser eine Veranlassung in so fern, als mehrere Stifter und Klöster dadurch Manches an ihren Einkünften verloren, allein die Mißvergnügten, vorzüglich ein Theil der Geistlichkeit, so wie der Adel, von dessen Verhältnissen weiter die Rede seyn soll, suchten dem Verfahren des Königs eine ganz andere Deutung zu geben. Man vernahm jetzt nichts weiter als die heftigsten Declamationen gegen die, wie man sagte, von dem Könige beabsichtigte Einführung der Inquisition. Dem Wortverstande nach hatte man freilich recht, denn in der Errichtung eines jeden Bisthums liegt zu gleicher Zeit die Einführung einer Inquisition, da jeder Bischof Inquisitor in seiner Diöcese ist; man wollte aber die Sache so verstehen, als handle es sich um die Einführung des spanischen Inquisitionstribunals. Es ist hier nicht der Ort, von diesem zu handeln *), da dieses Tribunal in den Niederlanden nicht errichtet ist, und somit zu jenem Geschrei gar kein Grund vorlag. In dem oben erwähnten Briefe an seine Schwester schrieb Philipp über diesen Punkt wie folgt: „Madame, meine liebe Schwester; hinsichtlich der Neuerung, welche Einige behaupten, daß ich die Inquisition einführen wolle, so habe ich euch dieß schon mehrmals erklärt, daß ich nie daran gedacht habe, und Ihr könnt Jedermann diese Versicherung geben". Eine strengere und bei geringerem Umfange der Diöcesen leichter zu handhabende bischöfliche Inquisition erschien aber unter den obwaltenden Umständen dringendes Bedürfniß, denn Predigt, Presse und Jugendunterricht wurde von den Feinden der Kirche auf eine empörende Weise gemißbraucht. Davon giebt unter Andern ein königliches Edikt vom 20. August 1550, welches nur eine

*) Vrgl. Bd. IV. S. 166.

allen Landestheilen ihre Schüler nachströmten. Sie fanden eine Zufluchtsstätte in Freiburg, und indem sich hier die große Masse sammelte, theilte sie bald dem ganzen Institute ihr Gepräge mit, das eine entschieden französische Farbe annahm. Das Verhältniß der Deutschen zu den Franzosen war wie 1 zu 6 oder 5; zählte also eine deutsche Schule 10 — 12 Schüler, so zählte die entsprechende französische deren 50 — 60. Daraus läßt sich abnehmen, um wie viel größer die Einwirkung der französischen Schulen auf die deutschen, als die der deutschen auf die französischen seyn mußte. Wenn ich daher ohne die geringste Furcht des Widerspruchs die Behauptung aufstelle, daß das französische Collegium in Freiburg mit den besten Collegien in Frankreich nicht nur auf gleicher Höhe stehe, sondern sie alle überflügle, wozu vielleicht die Berücksichtigung der deutschen Schulen Manches beiträgt, so kann ich von der andern Seite nicht umhin, zu bekennen, daß die Nähe und das Ansehen der französischen Schulen, wenigstens zu meiner Zeit, in Manchem unvortheilhaft auf die deutschen wirkte. Anstatt nämlich in den letztern sich einzig an die Forderungen deutscher Bildung und Wissenschaft anzuschließen, oder sie wenigstens vorzugsweise im Auge zu haben, ließ man es häufig (wenn auch nicht immer ohne Gewinn) bei der Concurrenz mit den französischen und übrigen Schulen der Schweiz bewenden. Zu den Mängeln in dieser Hinsicht rechne ich z. B. die mindere Sorgfalt, welche der griechischen Sprache zugewandt wurde; ein Mangel, den übrigens die Jesuiten selbst sehr gut einsahen, dem aber da nicht abzuhelfen war, wo man ihnen vorwarf, daß sie den alten Sprachen noch zu viele Zeit widmeten, *) ferner: nicht genug Bekanntschaft mit den klassischen deutschen Schriftstellern und vor Allem in der Philosophie, nicht genug Rücksichtsnahme auf die neuern deutschen Philosophen. Alle diese Mängel liegen nicht in der Methode, wie man sieht, sondern einzig in der Stellung, welche die Schule annimmt, und um mich so aus-

*) Siehe das mehrfach angeführte Mémoire etc.

zudrücken, in den Auspicien, unter welchen sie sich entfaltet, in der Zeit und in den Umständen. Manchem dieser Mängel ist, wie ich erfahren, seitdem abgeholfen worden, indem sich die Anzahl der Deutschen in Freiburg vermehrt hat und dadurch mehr Rücksicht auf die Bedürfnisse, die sie bei der Rückkehr in ihr Vaterland haben, nothwendig geworden ist. Sie würden Alle verschwinden, wenn die Jesuiten eine Schule in Deutschland hätten, wo sie genöthigt wären, die deutschen Zustände allein ins Auge zu fassen, und wo sie nur mit deutschen Schulen concurrirten. Denn darin liegt das Großartige ihrer Methode, daß sie, auf die allgemeine Natur des Menschen gegründet, nicht bloß für gewisse Zeiten und bestimmte Orte paßt, sondern je nach den Erfordernissen der Umstände den Inhalt und den Umfang ihrer Gegenstände beliebig modifiziren kann.

„So ist also Ihre schließliche Meinung," werden Sie mich vielleicht fragen, „daß wir zu den Schulen der Jesuiten zurückkehren, und den Orden wieder nach Deutschland kommen lassen sollen?" Hierauf antworte ich Folgendes: Wer das, was ich Ihnen über die Unterrichts- und Erziehungsweise der Jesuiten geschrieben, mit Unbefangenheit, Ruhe und Besonnenheit liest, dem wird es nicht schwer seyn, zu entdecken, daß die ganze Absicht meiner Mittheilung nur dahin geht: Erstlich über einen Gegenstand, über welchen die gröbste Unkenntniß und die ärgsten Vorurtheile herrschen, ein aus eigener Erfahrung geschöpftes Licht zu verbreiten, sowie eine der Wahrheit gemäße Darstellung davon zu geben; sodann: allerdings die Nothwendigkeit einer Rückkehr zur Methode der Jesuiten zu behaupten, weil ich nämlich nicht einsehe, warum das, was sich als trefflich, wahr und einzig richtig in dieser Methode erwiesen, was die Gesellschaft Jesu durch eine 300jährige Erfahrung der Menschheit an Einsicht und Erkenntniß darin gewonnen hat, blos weil es von Jesuiten herrührt, uns und der Menschheit verloren gehen soll. Endlich glaube ich bemerkt zu haben, daß bei dem Streite, welcher

seit längeren Jahren in Deutschland über unser Erziehungs- und Unterrichtswesen zwischen den bedeutendsten Männern geführt worden, die von den Einsichtsvolleren gerügten Grundmängel und Fehler gerade in der Methode der Jesuiten vermieden und verbessert sind, so daß es mir keine vergebene Mühe schien, die Aufmerksamkeit auf diese zu lenken. Die Jesuiten aber selbst irgend Jemanden aufdringen zu wollen, wenn sich ihre Methode ohne sie verwirklichen läßt, ist mir hier eben so wenig in den Sinn gekommen, als überhaupt eine Apologie ihres Ordens zu schreiben, wozu ganz andere Kräfte, ganz andere Kenntnisse und ein ganz anderer Aufwand von Beredsamkeit erfordert würden.

Gleichwohl glaube ich die Frage wagen zu dürfen: warum sollen denn die Jesuiten nicht wieder eingeführt werden? und ich werfe diese Frage auf, nicht etwa, um die Anschuldigungen, die gegen sie erhoben werden, zu widerlegen, noch auch um Eines oder das Andere zu besprechen, was in neuester Zeit von einsichtsvollen und verständigen Männern, so wie von Thoren und Unwissenden Gutes oder Schlechtes, Wahres oder Falsches über ihr Schulwesen geschrieben worden ist (auf welches Alles ich auch in meiner Darstellung gar keine Rücksicht genommen), sondern einfach deßhalb, um einige Punkte und Vorurtheile, die man häufig, selbst bei den Gutgesinnten, gegen den Orden findet, und über die Jeder, der auch nur kurze Zeit bei den Jesuiten zugebracht hat, vollkommen Rechenschaft geben kann, ins Licht zu setzen. Viele nämlich läugnen zwar keineswegs die Geschicklichkeit, Tugend, Menschenkenntniß und persönliche Liebenswürdigkeit der Jesuiten, noch auch die Vortrefflichkeit ihrer Einrichtungen und die Zweckmäßigkeit der Mittel, die sie anwenden, glauben aber, daß hinter all' diesem schönen Aeußeren ein geheimer, verwerflicher Zweck ruhe, daß die Religion, das Höchste und Erhabenste des Menschen, bei ihnen bloß zum Deckmantel niedriger, politischer Pläne und Entwürfe diene, wovon sie in der That weit entfernt sind. Der Grundirrthum, auf dem diese Vorstellung beruht,

ist die falsche Idee, die man sich von dem Jesuitenorden, als einer geheimen Gesellschaft macht, eine Idee, die sich in manchen Gegenden, namentlich im Norden von Deutschland, so weit ausgesponnen hat, daß man glaubt, jeder Weltmann, sogar jeder Verheirathete könne, wie etwa bei den Freimaurern und Illuminaten, Mitglied jenes Ordens seyn, und so ist dort nichts häufiger, als Jemanden, der dem Pöbel und seinen Stimmführern in religiösen Ansichten widerspricht, einen Jesuiten schelten zu hören. Nun streitet aber Nichts so sehr gegen den Geist dieses Ordens, wie überhaupt gegen den ganzen katholischen Begriff einer religiösen Gesellschaft, als eben jenes Verborgene und Geheime. Müssen doch bei jeder Stiftung die Ordensregeln, Endzwecke und alle Institute dem Papste und dem Cardinalscollegium zur Prüfung und Billigung vorgelegt werden, ehe denn die Gesellschaft ins Leben tritt, und nur Diejenigen gehören zu derselben, welche sich durch ausdrückliche Gelübde verpflichtet haben, und alle Vorschriften genau zu befolgen. Die Einsicht der letzteren aber liegt Jedem frei und offen.

Vollends, was die Jesuiten betrifft! Man sollte meinen, durch die Oeffentlichkeit, die ihr Entstehen und ihre ganze Geschichte begleitet, wäre für immer einer solchen Vorstellung von ihrem Orden vorgebeugt gewesen; doch ist er freilich geheim für Jeden, der sich nicht die Mühe gibt, ihn näher kennen zu lernen, und es vorzieht, ein selbstgeschaffenes Bild an die Stelle der Wirklichkeit zu setzen. Ich bin der festen Ueberzeugung, daß, von dem Augenblicke an, wo der Jesuitenorden seine Oeffentlichkeit und seine durch Gelübde abgeschlossene Einheit verlöre, er auch um alle Macht und jeden Einfluß kommen würde, gerade so, wie ich überzeugt bin, daß umgekehrt die Freimaurerei, der Illuminatismus und alle geheime Gesellschaften ihre Bedeutung und ihre Gefahr verloren haben, seit ihre Institutionen ans Tageslicht gezogen und öffentlich bekannt geworden sind. Der zweite Irrthum, der jener Vorstellung zum Grunde liegt, besteht darin, daß

man bei der bis auf unsere Tage hinab entschiedenen und fast ausschließlichen Richtung der Zeit auf weltliche und politische Interessen ganz die Idee eines aus blos religiösen Beweggründen und zu religiösen Zwecken gebildeten Vereins von Männern eingebüßt hat, einen solchen für eine Unmöglichkeit hält, und ihm folglich, wo man ihm begegnet, politische Pläne und Absichten unterschiebt. Welches politische Ziel könnte aber ein Orden im Auge haben, dessen ganze Bestimmung es ist, durch Predigt und Unterricht die katholische Kirche gegen die Neuerungen zu schützen und zu vertheidigen? Der jede höhere geistliche oder weltliche Stellung (und in neuerer Zeit selbst die Beichtigerstelle bei regierenden Fürsten) aufgegeben hat? Dessen ganzes Thun und Handeln unter der Aufsicht, den Befehlen und dem Urtheile des Oberhauptes der katholischen Kirche steht? Wer also nicht mehr von der verrückten Idee einer Universalmonarchie des Papstes und der theokratischen Tendenz seiner Diener angesteckt ist, der wird auch die Jesuiten keiner besondern politischen Tendenz beschuldigen können *); denn der Orden ist nicht minder häufig von Absolutisten republikanischer Grundsätze, als von Democraten absolutistischer Bestrebungen angeklagt worden, während seine einfachen Lehren, wie die der katholischen Kirche, nur dahin gehe einerseits gegen die Omnipotenz des Staats die Freiheit des Gewissens und der Kirche in Schutz zu nehmen, und andererseits den Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit einzuschärfen. Das sind die Lehren, die ich bei den Jesuiten vernommen habe; und doch waren in ihrer Anstalt junge Leute aus monarchischen, constitutionellen und freien Ländern, die alle in größter Eintracht mit einander lebten, und wovon Keiner seine vaterländischen Gesinnungen verläugnete oder einbüßte. Aus diesem Gesichtspunkte scheinen auch Friedrich der

*) Siehe das vortreffliche Werk über die Jesuiten von Esq. Dallas, einem Protestanten, dem vertrauten Freunde Lord Byrons, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Fr. v. Kerz.

Große und die Kaiserin von Rußland den Jesuitenorden betrachtet zu haben, als sie gegen die Aufhebung desselben in ihren katholischen Landestheilen Protest einlegten, und so betrachten ihn noch heute die protestantischen Engländer und Nordamerikaner, wenn sie ihm katholische Schulen und Anstalten einräumen.

Man sollte also aufrichtiger seyn, und eingestehen, daß es der Papst und die Kirche ist, die man nicht will, die Jesuiten aber nur darum nicht, weil sie jenen Vorschub leisten. Denn allerdings erziehen sie ihre Zöglinge zu Katholiken und Papisten, und die antworten häufig da, wo man sie gern als nicht vorhanden betrachten möchte, wie die Sorge dem Doctor Faust: „Ich bin nur einmal da" *)! Von der Freisinnigkeit und Intelligenz aber, deren unsere Zeit sich rühmt, sollte man wenigstens das erwarten dürfen, daß jene den Eltern die Erziehung der Kinder frei gebe, und diese sich nicht aus Furcht vor Verfinsterung und Ueberlistung dagegen auflehne, weil sonst jenes Rühmen eben so lächerlich klingt, wie das Liedchen Osmins in der Entführung aus dem Serail:

„Eure Pfiffe, Eure Stärke sind mir wohlbekannt....
Mich zu hintergehen, müßt ihr früh aufstehen...
Ich hab' auch Verstand"! u. s. w.

und doch ist es nur der Mangel des letztern, der ihm diese Worte in den Mund legt.

---

*) Göthe's Faust II. Theil.

XVI.

Literatur.

Die Bunsensche Darlegung, fortgesetzt unter dem Titel: „**Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen. Michelis, Binterim, von Droste**“ *).

(Eingesandt.)

In magna autem domo non solum sunt vasa aurea et argentea, sed et lignea et fictilia: et quaedam quidem in honorem, quaedam autem *in contumeliam*.
II. Timoth, 2, 20.

Uns liegt eine Schrift vor, welche, zu anderer Zeit und ohne die Benutzung und Zugabe der Documente erschienen, keine Beachtung verdient hätte. Ihr Titel schon läßt die vom jungen Deutschland ausgegangene Unsitte erkennen, aus dem geistigen Kampf in Persönlichkeiten zu flüchten, die schwertmüde Hand mit Koth zu bewaffnen, gegen den es keine andere Hülfe gibt, als die Verbrüderung mit dem Gesindel, oder die Flucht von dem entwürdigten Kampfplatz. Ich bin zwar weit entfernt, den Inhalt aller derjenigen Schriften vertreten zu wollen, welche die Bedrückung der katholischen Kirche auf unserer Seite hervorgerufen hat; aber es freut mich, daß mir in ihnen doch niemals eine solche Nichtswürdigkeit begegnet ist.

Bei allen Schmähungen und Verläumdungen, welche über die erhabenen Verfechter der Glaubens- und Geistesfreiheit, die würdigsten Bischöfe der christlichen Mitwelt ergossen worden, ist es wohl einem einzigen katholischen Schriftsteller eingefallen, das Privatleben von protestantischen Geistlichen, unter denen in Preußen durch Einfluß und Stellung der Bischof Eilert hervorragte, seiner Critik zu unterziehen? Nicht einmal da, wo man auf Notorietät, auf die Ueberzeugung einer ganzen Hauptstadt, auf die Gerichte sogar sich berufen konnte, ist so etwas vorgekommen; geschweige in Fällen, wo nur ein dunkles Gerücht, ein vereinzeltes Gerede zu Grunde liegen mochte, welches aus Irrthum

*) Mit 39 bisher ungedruckten Documenten. Leipzig, Leopold Voß, 1840.

und Lüge weit häufiger, als aus Wahrheit hervorgeht. „Mehrere Haushälterinnen", so sagt S. 75 die neue Darlegung, „waren während des Aufenthaltes bei ihm (dem Pfarrer Binterim) in gesegnete Leibesumstände gekommen"! Der Beweis folgt nicht, aber er geht vorher: „als Theologe war er strengrömischen Grundsätzen zugethan".

Wie gesagt, eine Schrift dieser Art würde an sich unserer Aufmerksamkeit nicht werth seyn. Allein auffallend schon ist ihr Erscheinen gerade in diesem Augenblicke, wo die Hoffnung auf Versöhnung viele Gemüther erfüllt, wo selbst ein schwaches Vertrauen schon hinreicht, die Katholiken zu beruhigen, daß sie, obwohl die Noth und Bedrückung noch immer dieselbe ist, geduldig der Entwicklung der Dinge entgegensehen.

Hochwichtig wird diese Schrift aber erst dadurch, daß ihr Inhalt nur die Alternative gestattet, ob ihr Verfasser im Auftrage der Behörde aus officiellen Quellen geschöpft oder sich deren nur mißbräuchlich bedient habe.

Eine magna domus ist es, welcher dieses vas fictile, obwohl zu einem so „unanständigen Gebrauche" dienend, die Ehre einer verbreiteten Aufmerksamkeit verdankt.

Nur Jemand, dem der Schlüssel zum Portefeuille einer hohen Behörde zu Gebote stand, hat diese Schrift abfassen und herausgeben können. Wer dies bezweifeln könnte, der erwäge Folgendes:

Die Schrift gründet sich auf die Kenntniß der Papiere sowohl des Erzbischofs von Köln, als des Caplans Michelis. Die ersteren könnten etwa auch durch den Generalvicar oder dessen Beamte in fremde Hände gekommen seyn; aber wahrscheinlich ist dies nicht, und die Briefe, welche sich in dem Besitz des Caplans befanden, sind zuverläßig durch die Beschlagnahme am 20. November 1837 in andere sichere Hand gekommen. Es finden sich hier freilich auch Briefe an Michelis, die derselbe, seiner öffentlichen Erklärung gemäß, niemals gesehen hat; da man aber das Schlimmste, einen durchaus unechten Ursprung, nicht ohne Noth, annehmen kann, hierzu auch sonst nicht überall eine Berechtigung vorliegt, so bleibt nur die Annahme, daß der Besitz derselben auf einem Wege erlangt worden sey, auf welchem Privatleute an sie nicht adressirte Briefe nicht zu bekommen pflegen. Weiter kennt die Schrift sogar einen bisher unveröffentlichten, amtlichen Bericht des Oberpräsidenten Grafen zu Stolberg-Wernigerode an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten (S. 69 vgl. die öffentliche Erklärung des Caplans Michelis). Sie benutzt desgleichen die Acten der geheimen Processe gegen den Pfarrer Beckers in Köln und den Pfarrer Bin-

terium in Bild, sie hat davon eben so ausgebreitete, als genaue Kunde. Ja sogar die amtlichen Verhandlungen mit dem Erzbischof bis auf die jüngste Zeit sind ihr genau bekannt, und nicht minder die diplomatischen Unterhandlungen mit Rom und mit Oesterreich, von welchen allen bisher im Publikum nur sehr Vereinzeltes und Unbestimmtes verlautet war. (Vgl. z. B. S. 93 ff., S. 129 ff., 138 ff. bis zum Schluße.)

Mit einem Worte: Alles was die Ministerien irgend wissen können, und Vieles, was nur ihnen bekannt seyn kann, ist auch dem Verfasser dieser Schrift bekannt, und zwar so genau und ausführlich, wie es nur bei steter Einsicht der Akten möglich ist. Wollte man nun auch mißbräuchliche Benutzung dieser Papiere vermuthen, so müßte man doch erwarten, daß die Behörde nicht zur Veröffentlichung ihrer amtlichen Geheimnisse stillschweige; sogar den Vorwurf der Fälschung schweigend hinnehme, während nichts einfacher und leichter wäre, als zu erklären, daß sie von der ganzen Sache nichts wisse, daß der Herausgeber nur durch ein schweres Vergehen von den hier benutzten echten und unechten Documenten Gebrauch gemacht habe. Weit entfernt hievon läßt sie sogar geschehen, daß in den öffentlichen Blättern auf diese Schrift als eine officielle hingewiesen, und über ihren Eindruck auf das Publikum frohlockend berichtet wird. Das Frankfurter Journal hatte am 28. Juli einen amtlichen Ursprung errathen lassenden und die Fortsetzung der neuen Darlegung ankündigenden Artikel aus Köln, welcher meldet, daß nur nach wenigen Schriften, welche über unsere politisch-religiösen Angelegenheiten erschienen sind, eine so lebhafte Nachfrage gewesen, als nach den bei Voß in Leipzig erschienenen Personen nnd Zuständen. „Durch die aktenmäßigen und überraschenden Aufschlüsse, heißt es, welche dieselbe über Dinge gibt, die bisher ganz im Dunkel gelegen, oder die man nur vermuthen, aber nicht beweisen konnte, fangen nun auch die früher Ungläubigen an, den Kopf zu schütteln und Gefahren zu begreifen, in denen die Rheinprovinz vor der Wegführung des Erzbischofs geschwebt hat.“ Und dieses schreibt man, nachdem bereits die Erklärung des Michelis über die der Schrift zu Grunde liegenden Fälschungen bekannt geworden ist. Von den Fälschungen selbst sagt man zwar kein Wort; aber, den Schmerz verbeißend, jubelt man laut auf über das unerhörte Glück, daß eine revolutionäre Partei nunmehr gefunden sey. Michelis hatte nämlich auf das Streben der Centrarchie,*) durch Agen-

*) Ich erlaube mir das neue Wort, in Hinsicht dessen ich mich auf die verschiedenen Bedeutungen von κέντρον, auch etwa von κέντρων beziehe.

ten von dem Schlage dieses Correspondenten in Preußen Zwietracht zu erregen, in unbestimmten Ausdrücken hingedeutet. Seine Worte werden nun abermals verfälscht und verstümmelt, damit man zu dem Resultate gelange, er habe — das Daseyn einer revolutionären Partei eingestanden.

Solche Leute wissen alles nutzbar zu machen. Hat man ihnen den Stock auf dem Buckel zerschlagen, so nehmen sie sich die Stücke mit, um in einem Winkel — ihre gestohlenen Kartoffeln daran zu braten.

Wenn nun aber die Publication einer solchen Schrift gestattet und befördert werden konnte, warum ist man nicht mit einer auch der Form nach amtlichen Schrift aufgetreten? Wenn jetzt die „höheren Rücksichten" weggefallen sind, wegen welcher die vermeintlichen Beweise für die gegen den Erzbischof erhobenen Anschuldigungen noch immer nicht ganz offen gelegt wurden, warum wurde nicht officiell dem großen Anklageakte vom 15. November 1837 endlich diese wichtige Ergänzung gegeben? Warum, da man sich nicht verhehlen kann, daß die Staatsschrift von so unbefriedigender Wirkung gewesen, sollte nicht einer materiellen Fortsetzung der Darlegung eine mit dieser gleiche Form und politische Bedeutung gegeben seyn? Warum ist diese nicht in Berlin, überhaupt nicht in Preußen, sondern auswärts, in Leipzig gedruckt worden?

Offenbar aus demselben Grunde, warum die früheren halbofficiellen Ergänzungen der Darlegung, die berüchtigten, von gleich schmutziger Hand verfaßten Schmähschriften nicht in Berlin, nicht in Preußen, sondern ebenfalls anonym in Leipzig erschienen sind. Auch dort stützte und berief man sich damals auf authentische Actenstücke und schriftliche Beläge. Aber indem man die officielle Form vermied, konnte man Mittel des Angriffes brauchen, vor welchen wohl in amtlichen Schriften sogar solche eisenstirnige Kühnheit zurückgetreten wäre. Die Verläumdung des rheinischen Adels, die Verunglimpfung einer ganzen preußischen Provinz, die Einmischung unzähliger fremder Persönlichkeiten, die förmlich fälschende Anfertigung einer Concordatsbestimmung zur Unterstützung der Anklage gegen den Erzbischof, die Verbrüderung mit dem jungen Deutschland, namentlich mit Heine, die schamloseste Anklage gegen Rom: durch Geld, Verrath, Lug und Trug auf Empörung gewirkt zu haben, die Aufbietung der revolutionären Tendenzen jeder Art zur Verbündung mit Preußen und namentlich der Aufruf an „die revolutionären Parteien im Innern der katholischen Kir-

che" — das alles war kein Stoff für amtliche Schriften.*) Für solchen Contumeldienst pflegt man sich in größern wie in kleinern Häusern der vasa fictilia zu bedienen. Aber die Stellung dieses Nachtreters war dabei schlimmer, als die des berühmten Vorfahrs. Der Erstaufgetretene konnte eher hoffen, unerkannt zu bleiben. Für ihn war es ein ganz besonderes Unglück, daß ihm einer nahe trat, der ihn auf Schußweite am Geruch erkannt. Aber die hier vorliegende Schrift konnte es sich selbst nicht verhehlen, daß ihr erhabener Ursprung nicht zu verheimlichen war. Auch macht sie sich nicht so gar viel daraus, erkannt zu seyn; denn so lustlicher Freiheit wie Vater Josias will dessen Nacharbeiter heute nicht pflegen. Immerhin hat er vom Incognito einige Vortheile; er kann mit gutem Fug minder kostspielig reisen, was in so schlimmen Zeiten eine gute Sache ist. —

Der Verf. unsrer Schrift ist (S. 51) über dem Lesen eines Briefes vom 27. Febr. 1836 offenbar etwas schwach und wirre geworden. Es stehen auch sonderbare Dinge drin: „„Man darf nicht urtheilen, aber es ist gewiß eine ganz besondere Fügung des Himmels, wie ich glauben muß, daß der selige Erzbischof von Spiegel gerade zu jener Zeit von hier abgerufen wird."" — „„Endlich geht doch alles gut, die List der Welt wird gegen die Weisheit des Himmels nicht aushalten, non est sapientia etc. prov. 21. Alle Staatsklugheit kann noch nicht klug daraus werden, wer zu den Beiträgen der Kirchengeschichte beigetragen hat, darüber lache ich in meine Faust; es wird bald noch mehr dieser Art erscheinen."" — Der gute Verfasser der neuen Darlegung sieht sich scheu um: „Mancher Leser wird befremdet seyn über die Art, wie zwei Geistliche sich von dem Ursprunge des rothen Buches unterhalten. Es ist daraus ersichtlich, daß gar viele darum gewußt haben, und sonach kaum erklärlich, daß man die Urheber nicht entdeckt hat." Pst! denkt er, so darf unser eines nicht sprechen! Er räuspert und lenkt ein: „In der That, das würde nicht erklärlich seyn, wenn sie — nicht entdeckt wären. Man kann mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß das preußische Gouvernement über diese, wie viele andere Dinge die Beweise längst in Händen hat, aber keinen Gebrauch davon macht, weil sie ihm gleichgültig geworden sind. In seinem Ignoriren einer

---

*) Mit den Schriften: 1) „Der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition," — 2) „die römisch-hierarchische Propaganda," — 3) „die römische Curie im Kampfe um ihren Einfluß in Deutschland," — 4) „Polemische Blätter" u. s. w. — ist zu vergleichen der Aufsatz „Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom" in diesen Blättern (B. V. S. 270, 397 und 530).

Menge von persönlichen Verhältnissen, so lange nicht die äußerste Nothwendigkeit dazu zwingt, von ihnen Notiz zu nehmen, liegt eine Seite des während der ganzen kirchlichen Wirren beobachteten Princips, welche noch gar nicht genügend erkannt wird." So viel wollen wir dem Verfasser gern glauben, daß diesesmal die „Menge von persönlichen Verhältnissen," welche dieses Machwerk besonders auszeichnen, — ignorirt (d. h. auf gut deutsch: nicht gewußt) worden wären, wenn nicht die „äußerste Nothwendigkeit" gezwungen hätte, sie zu wissen, oder wenigstens anderen zu wissen zu thun.

Während das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten noch ohne Haupt ist, haben Untergeordnete, so scheint es, sich den Muth genommen, ehe ihnen die Kanone für immer vernagelt würde, diesen letzten Schuß noch loszulassen. Diejenige Parthei, welche bisher am Ruder gewesen, und welche noch weit mehr durch den moralischen Tod Bunsens, als den leiblichen Altensteins verloren hat, gewahrt die sehr natürliche Neigung des neuen Herrschers zu versöhnenden Maaßregeln. Es gilt also, diesen Maaßregeln vorzubeugen, den Zwiespalt wieder aufzuregen, die Gemüther neu zu entflammen, den eifernden Feinden der katholischen Kirche neuen Stoff zu Beschuldigungen, den Katholiken selbst neue Anreizung zur Erbitterung zu geben, und durch alle diese Mittel die Versöhnung zu erschweren. Daß man die Sache so ungeschickt angreift, kann dabei nicht befremden. Denn wer handelt? Eben jene Leute, an deren Spitze Bunsen und andere Wohlbekannte gestanden haben. Sed ultra non proficient: insipientia enim eorum manifesta erit omnibus. II. Tim. 3, 9.

Auch darin sind in dem gegenwärtigen Falle diese Leute sich gleich geblieben, daß sie durch das Streben, die Wahrheit zu verdunkeln, ihre Aufhellung befördert haben.

Diese Schrift hat einen doppelten Werth für uns. Indem sie, von der äußersten Nothwendigkeit gedrungen, Alles, was man bisher zurückgehalten, dem Drucke übergibt, liefert sie theils neue, die Ungerechtigkeit der durch sie vertretenen Sache bestätigende Thatsachen, theils beweiset sie vollständig, daß nichts vorgelegen hat, was auch nur den Schein irgend einer Schuld des Erzbischofs erzeugen konnte.

Wir müssen sie freilich mit einiger Vorsicht benutzen; denn die Urkunden, welche sie vorlegt, sind zum Theil mehr als verdächtig.

Ueber die ihn betreffenden Aktenstücke hat sich Michelis bereits öffentlich ausgesprochen, wie folgt:

„Es sind 39 Dokumente beigedruckt, unter denen sich mehrere ächte befinden. Namentlich sind Nro. 2, 3, 4 aus meinem zu Köln zurück-

gelassenen Tagebuche abgedruckt. Das auf Seite 69 Angeführte ist wörtlich aus meiner, durch den Herrn Oberpräsidenten Grafen zu Stolberg-Wernigerode dem Herrn Minister von Altenstein eingereichten Erklärung entnommen. Auch mehrere der angeführten, übrigens gar nicht zur Sache gehörigen Privatbriefe sind ächt, und befanden sich unter meinen Papieren zu Köln. Anderes hingegen, wie namentlich Nro. 8, 9, 17, ist mir völlig fremd. Ebenso ist eine Anzahl der angeblich an mich gerichteten Briefe mir ganz unbekannt; dieselben müßten, wenn sie wirklich an mich adressirt wären, nicht zu mir, wohl aber in die Hände des Verfassers der Brochüre gelangt seyn. Anderes endlich ist absichtlich entstellt, verfälscht oder verstümmelt, namentlich Nro. 1 (dieses soll im Jahre 1831 geschrieben seyn, und dennoch läßt der Verfasser die Bulle (er wollte sagen „das Breve") gegen Hermes, die erst einige Jahre später erschien, darin genannt werden); ferner Nro. 18; vor Allem aber der Seite 52 angeführte Brief."

In Hinsicht des letztgenannten Actenstückes könnte übrigens der Verfasser einwenden, daß er diesen, wie wir sehen werden, für die gegen Michelis vorgebrachten Anschuldigungen wichtigste Brief nicht geradezu für ächt ausgibt. Er schiebt ihn zwischen den übrigen mit den Worten ein: „Wie Michelis darüber kurz vor der Katastrophe geschrieben hat, berichtet die Leipziger Allgemeine Zeitung in folgenden Worten eines seiner Briefe u. s. w." „Es bleibt ihm also die Entschuldigung offen, daß er diesen Brief nur aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung kenne, und dieser höchstens ein unverdientes Vertrauen geschenkt habe. Ob er dabei unredlich verfahren, ob er die Falschheit gekannt, ob er selbst den falschen Brief in die Leipz. Allg. Zeitung befördert habe, darüber könnte man nur unsichere Vermuthungen hegen. Jedenfalls dürfen wir Michelis kühn glauben, daß Fälschungen Statt gefunden haben, und die Echtheit der durch ihn nicht ausdrücklich anerkannten Belege bleibt immer zweifelhaft. Für drei andere Actenstücke ist die Unechtheit durch eine Erklärung des Caplans Fey in Köln vom 20. Juli c. in der Allg. Zeitung vom 30. v. M. außer Zweifel gestellt. Denn wie könnte man Bedenken tragen, der Erklärung eines solchen Ehrenmannes im Gegensatz zu einer Schrift unbedingten Glauben zu schenken, welche, wenn sie auch sich als „überall nur nach sichern Quellen berichtend" darbietet, doch in ihrer Anonymität weder amtlich noch persönlich für ihre Wahrhaftigkeit irgend einstehet? Die genannte Erklärung lautet aber: „die in der Broschüre: „„Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen, Leipzig,

bei Leop. Voß, 1840"" unter Nro. 18 und 20 vorkommenden, mir zugeschriebenen Briefe rühren nicht von mir her. Auch bin ich ermächtigt, zu erklären, daß keiner meiner Brüder an den in derselben Schrift unter Nro. 17 vorkommenden Briefe irgend Theil hat".

Wir können also nicht zweifeln, daß man uns hier falsche Münze geboten, und wären berechtigt dem, der sie auszugeben versucht hat, so lange allen Credit zu entziehen, bis die Gerichte über seine Schuld und die Anwendung derjenigen Strafen, welche auf jedem preußischen Kassenscheine zu lesen sind *), erkannt haben würden.

Bei dieser Beleuchtung mag aber Gnade für Recht ergehen; ich will im Zweifel immer, trotz den gemachten Erfahrungen, die Echtheit der Beläge unterstellen.

Auf den ersten Seiten zucken einige Katheder blitze, die Geburt der neuen „hierarchischen Bestrebungen" zu beleuchten. Von ihnen unten mehr. „In diese Zeit fallen Eduard Michelis Knaben- und Jünglingsjahre. Er ist im Februar 1813 zu Münster geboren, und stammt — seltsame Fügung! — aus einer gemischten Ehe". (S. 4.)

Im Allgemeinen ist über ihn nur zu berichten, daß er wahrhaft katholisch war, und sich „in dem Wühlen unter selbstgeschaffenen Schreckbildern gefiel" (S. 5), d. h. der Meinung Raum gab, die preußische Beamtenwelt suche seine Heimath zu protestantisiren". — Mit einer gewissen polizeilichen Liebenswürdigkeit wird dabei dankend vermerkt: „Er vertraute sich unvorsichtig und ohne Grund Vielen an. — Dieser Eigenschaft ist auch manches Licht in den Angelegenheiten zu verdanken, worüber wir schreiben, während von den vielen älteren und bedeutenden Personen, welche in den mancherlei vorgegangenen wichtigen und gefährlichen Dingen ganz anders mitgewirkt haben, als Michelis, wenig zur Kunde gekommen ist" (S. 6).

Dieß ist wohl ein Schmerzensausruf, daß man von ihnen ganz und gar nichts besitzt, was man übrigens auch ohne dieses ausdrückliche Geständniß aus dem Inhalt der vorliegenden Schrift hätte schließen können, denn nur wer von Beweisen entblößt ist, nimmt seine Zuflucht zu falschen oder so bedeutungslosen, wie hier über jenen jungen Michelis, „der sich doch unvorsichtig und ohne Grund Vielen anvertraute".

Mit diesen und noch unbedeutenderen, die Persönlichkeit des Mi-

*) Eine dem zehnfachen Betrag des verursachten Schadens gleichkommende Geldbuße und außerdem schwere Leibes- und Freiheitsstrafe, welche bis zu lebenswieriger Festungsarbeit gesteigert werden kann.

chelis betreffenden Bemerkungen leitet die neue Darlegung den Abdruck von acht Aktenstücken ein (S. 18 — 26). Unglücklicherweise macht sie mit einer Fälschung den Anfang. Da Michelis die Unechtheit des Stücks Nro. 1 bekundet und nachgewiesen, so entbehrt es aller Glaubhaftigkeit. Doch ist auch der Inhalt ohne Bedeutung: einige oberflächliche Bemerkungen über Protestantismus und Hermesianismus. Die drei folgenden Stücke dagegen sind echte Auszüge aus Michelis Tagebuche, nach 1831 geschrieben. Es sind an sich unbedeutende Reflexionen eines Jünglings, welche sich mit der erzbischöflichen Angelegenheit allein dadurch berühren, daß sie die Kirche betreffen. Freilich auch von den Jesuiten ist die Rede: „„Die ungeheuern Erfolge,““ so lautet das Tagebuch des damals achtzehnjährigen Michelis, „„beruhten darauf, daß Ignatius mit Glauben und Demuth sein Werk begann, daß er von dem Mittelpunkt der Christenheit, von Rom ausging, und daß er seine Zeit und alle ihre guten und bösen Richtungen durch und durch erkannte. Was könnte unter gleichen Umständen jetzt geschehen!““ Als fünftes Aktenstück folgt der Anhang eines zum Druck bestimmten Aufsatzes aus dem Jahre 1838, (?) den Michelis „Freunden mittheilte“ (S. 7), und worin die Beschränktheit und der Hochmuth, so wie die Reue des verstorbenen Hermes besprochen wird, und dessen Verlangen, daß seine noch ungedruckten Hefte verbrannt würden, was durch Professor Achterfeldt im Stillen verhütet worden. Sonst nichts! Noch unbedeutender ist (Nro. 6) der angebliche Auszug eines Briefes von Michelis dd. 5. Februar 1836, aus welchem das Streben erhellt, einen befreundeten jungen Geistlichen dem Hermesianismus zu entziehen.

Nro. 7 soll ein Brief an Michelis seyn vom 30. April 1837. Mit Freiheit und Kraft wirft der Verfasser dem Freunde vor, daß er seinen gerechten Haß gegen den Hermesianismus auf die Hermesianer insgesammt erstrecke. Es wäre mir leicht zu zeigen, daß dieser Vorwurf wenigstens das Maaß der Billigkeit überschreitet. Allein jeder Vertheidigung des Kaplan Michelis werde ich mich enthalten. Obschon ich bedaure, daß er vor erlangter männlicher Reife in eine Stellung gerieth, welcher unter so schwierigen Umständen seine Kräfte nicht gewachsen waren, so gebieten mir doch Liebe und Verehrung, ein Wort nicht unbeachtet zu lassen, welches seine öffentliche Erklärung vom 12. Juli enthält:

„Alle meine Freunde in und außerhalb Preußen bitte ich, auf die gegen mich gerichteten Angriffe nichts zu erwiedern.“

Endlich Nro. 8, ein Gutachten eines Dekans im Paderbornschen über die Frage, ob jede Kirche die Gesetzsammlung halten solle? erstreckt sich von

Seite 14 bis 26! Es ist eine ganz allgemein gehaltene Abhandlung über das Verhältniß des Staates und der Gesetzgebung, namentlich der protestantischen zur Kirche. Der Polizeimann meint, es sey „eine förmliche Fundgrube aller unter einem Theile des Westphälischen Klerus herrschenden Prätensionen." Die Herrn sollten sich die Bibliothek des Herrn Erzbischofs nach Berlin kommen lassen; in dieser fände sich Stoff genug, um das protestantische Publikum hundert Jahre lang mit solchen Darlegungen zu speisen. Die Schwäche des Magens wäre dabei freilich aus sanitätspolizeilicher Rücksicht sorgfältig in Betracht zu ziehen, so wie auch hier das Unverdauliche ausgemerzt worden ist. Denn auf Seite 15 heißt es: „Wir lassen hier einen gemeinen Ausfall gegen den Protestantismus weg" und item Seite 20: „Auch hier fällt ein passus aus obigem Grunde weg."

Nach Mittheilung dieser Actenstücke kommt die neue Darlegung wieder zur Sache. Sie berichtet, daß Kaplan Michelis im Jahre 1815 geboren, im Jahre 1836 noch nicht alt war, und hierin verdient sie Glauben; auch daß der Erzbischof den Kaplan Michelis gar nicht kannte, und nur auf fremden Rath ihn zu seinem Kaplan berief, ist ganz glaublich. Es soll sich sogar der neuernannte Prälat um einen ältern erfahrenen Gehülfen sehr bemüht haben, und erst, da er diesen nicht gewinnen konnte, die Anempfehlung eines fähigen, unterrichteten und durchaus makellosen jüngern Mannes berücksichtigt haben. Die Darlegung aber schiebt an dieser Stelle (S. 27) gleich wieder ein Aktenstück ein (Nro. 9), welches nicht her gehört. Michelis hat dieses, wie das vorige, bereits als ihm „völlig fremd" bezeichnet. Die Darlegung sieht darin „eine interessante, doch in einzelnen Punkten verfehlte, Darstellung der damaligen kirchlichen Verhältnisse zu Köln." Sie hat nicht ganz Unrecht; nur ist schwer einzusehen, warum uns die Darlegung diesen aufgefangenen Brief eines ausgezeichneten Geistlichen dargelegt hat.

„...Die eine Klasse (der dortigen Geistlichen) hält steif und fest am Alten; mit dieser hat er (der Erzbischof) wenig Last, er ist ihnen willkommen; allein diese sind ziemlich beschränkt. Zur zweiten Klasse gehört ein großer Theil, welche am Wesentlichen festhalten, mit Umsicht und Klugheit zu Werke gehen, zu dem Unwesentlichen schweigen, und den verschiedenen Gedanken einigen Spielraum lassen. Uebrigens gehören diese zu den gelehrten, wirklich religiösern und vernünftigern, und ihr Wort gilt viel, weil sie zu der bessern Menge passen. Zu der dritten Klasse gehören jene, welche man die Neuerer nennt, die es so genau mit der Religion nicht nehmen, viel vom neueren Philosophismus und dem Weltleben

in sich aufgenommen haben und sich gern gehoben sehen. Es sind jene, welche man auch tollsinnig genug Hermesianer nennt, da sie von Hermes auch nicht eine Sylbe verstehen, aber es mit ihm hielten, weil sie glaubten, er denke, wie sie, und sey von ihrem Schlage. Diese haben die Häupter unter dem seligen Erzbischof ziemlich emporgehoben, und stehen auch ziemlich an der Spitze.""

Wer den Verfasser der neuen Darlegung kennt, wird sich nicht wundern, daß auf den Genuß dieser unverdaulichen Pille Rostello *) e trepido prorumpunt rustico ructus:

„Diese Angaben insbesondere sind nicht frei von Entstellung oder Irrthum. Es wird wohl nicht fehlen, daß irgend ein mit der Sachlage vertrauter Mann sie dereinst in ihr wahres Licht stellt.:" Gibt man sich aber die Mühe, die Einleitung unserer neuen Darlegung zu vergleichen, so findet man, daß hier über dieselben Verhältnisse bereits kecklich abgeurtheilt worden ist. Auch hier (S. 3) ist die Geistlichkeit in drei Klassen getheilt, dabei aber den Hermesianern der Ehrenplatz angewiesen. Der Verfasser ergänzt also nun seine Darlegung durch die bescheidene Bemerkung, daß er mit der Sachlage nicht vertraut war, und sie wenigstens keineswegs „in ihr wahres Licht gestellt hat."

Unser Polizeifund ist übrigens auch nicht unverstümmelt geblieben. Wenn es weiter heißt: „„Von ihrem (der dritten Klasse) Geiste sind leider auch die meisten jungen Geistlichen und die Theologen auf der ber.... Universität zu Bonn."" (S. 28) — so wird dadurch die forschende Nachwelt den peinlichsten Zweifeln preisgegeben, ob die Bonner Universität eine berühmte oder berüchtigte, eine berückte, berupfte oder was sonst für eine ber— Universität gewesen sey. Der Ritter Rehfues betrachtet sie der „Wahrheit" gemäß als eine berittene. Für uns hat dieses von dem hohen Ministerium preisgegebene Aktenstück noch einen ganz besondern Werth, indem es beweiset, wie unbekannt noch am 26. Februar 1836 die Bunsen-Spiegelsche Convention war. Der sonst sehr gut unterrichtete Priester schreibt (S. 29) Folgendes:

„„In dem Beischreiben, welches das Breve von Rom begleitete, ward Meldung gethan von einer später zu ertheilenden Instruktion. Diese ward bereits mit Beihülfe der rechten Hand des seligen Erzbischofs Herrn Domkapitular München zusammengeschmiedet, und

*) Ich muß mich hier gegen ein Mißverständniß verwahren, welches mich mit der geheimen Polizei in Streit bringen könnte, das Wort Rostellum soll nicht Uebersetzung des nomen proprium „Schnabel" seyn.

besonders 12 Artikel, welche so verderblich für die Freiheit der heiligen Kirche waren, daß sie selbst von Rom aus würden mit dem Interdict belegt worden seyn. Glücklicher Weise sind sie nicht erschienen, und werden es auch nicht, und nur wenige kennen sie.""

Er selbst kannte sie auch nicht, denn die Instruktion hat keine 12 Artikel, nur eilf. Der dann angegebene Inhalt zeigt, daß vom neunten Artikel der Instruktion, vom sechsten der Convention Rede ist.

„„Der Inhalt lautete im Wesentlichen dahin, daß die Pfarrer jede Ehe aus gemischten Theilen kirchlich einsegnen müßten, selbst wenn im voraus erklärt wurde, alle Kinder sollten protestantisch werden, welches doch den Decreten der Päpste, namentlich an die Bischöfe von Breslau, schnurgerade entgegensteht, nicht minder als dem Charakter der heiligen Kirche, Nun wir wollen alles Gute hoffen, und beten zu Gott, daß er in diesem und dem nahe kommenden, weit heftigern Sturme das Schiff Petri leiten und steuern wolle. Endlich geht doch Alles gut, die List der Welt wird gegen die Weisheit des Himmels nicht aushalten.""

Ein in der Welt lebender und mit den Ereignissen und Verhältnissen der Zeit sehr genau unterrichteter Priester hatte noch im Jahre 1836 nur eine sehr unvollkommene und ungenaue Kenntniß von dem Inhalte der berüchtigten Instruktion (resp. Convention) erhalten, obschon er auf deren Daseyn amtlich aufmerksam gemacht war. Und der Erzbischof, welcher bekanntlich in äußerster klösterlicher Zurückgezogenheit gelebt hatte, sollte davon im Jahre 1835 Kunde gehabt haben!

Derselbe Bunsen, welcher S. 224 ff. seiner Schrift „das Privat- und öffentliche Leben des Erzbischofs von Köln, Hanau 1838," meldet: „Der jetzige Erzbischof von Köln habe während der Verwaltung der bischöflichen Würde zu Münster durch den Fürstbischof von Korvey, Freiherrn von Lüning, und später durch seinen Bruder, den gegenwärtigen Bischof, Freiherrn Kaspar Max von Droste bis zum Jahr 1827 von allen Geschäften entfernt im stillen Einsiedlerthum gelebt und nur die Stelle eines Seelsorgers und Beichtigers bei den barmherzigen Schwestern zu Münster versehen." — Derselbe Bunsen wagte S. 18 der Darlegung zu sagen: „Er (der Minister) durfte voraussetzen, daß dem Bruder des Bischofs von Münster eine vor Jahr und Tag getroffene Maaßregel hinsichtlich dieser viel besprochenen Angelegenheit nicht unbekannt geblieben sey." *) Doch kehren

*) Wegen der Lage des Herrn Erzbischofes bei Abgabe des sogenannten Versprechens (eine Aeußerung ist es, kein Versprechen) vergl. drei Aufsätze, die Kölnische Frage betreffend. Frankfurt 1838.

wir zur neuen Darlegung zurück. Das Benehmen des Erzbischofs gegen die Hermesianer kann hier nicht ungerügt bleiben. Dabei fehlt es nicht an Anschuldigungen, wie diese: „Schwere Klagen mancher Gemeinden gegen ihre Pfarrer wurden ohne weiteres abgewiesen, wenn der Angeschuldigte nur seine Abneigung gegen den Hermesianismus zu erkennen gab.“ Ein Beweis für solche Behauptungen wird freilich nicht gebracht; dafür wird aber die Angabe, daß die dem Erzbischof anhängenden Geistlichen meistens beschränkte oder verworrene Köpfe waren, durch vollständigen Abdruck eines in der That schlecht stylisirten Briefes des Pfarrers Beckers über allen Zweifel erhoben.

In Hinsicht des Streits über die Publikation des Breves gegen Hermes wird bemerkt, „daß es wahrscheinlich nicht schwer gewesen wäre, das königl. Placet zu erlangen,“ daß man aber den Versuch gemacht zu haben scheine, „in wie weit das Placet überhaupt umgangen werden könnte.“ Lassen wir ihnen das! Aber die Behauptung: „In Köln wurde nun dafür gesorgt, nicht allein, daß das Breve ohne Publikation Gehorsam finde, sondern auch gegen die Männer benutzt werden könne, denen der Erzbischof gram war; zu dem Behufe wurde zuerst die Instruction an die Beichtväter, dann die bekannten Theses erdacht,“ — diese Behauptung ist doch gerade in Hinsicht jener Theses gar zu schamlos, als daß ich nicht daran erinnern sollte, daß nach der Bunsenschen Darlegung ohne Zweifel die achtzehn Thesen den Zweck hatten, der auf einen Vorschlag des Rehfues ertheilten Zusage zu genügen! *)

Hoffentlich wird der neue Darleger es nicht mit einem gewissen Sinner dieser Tage für schimpflicher halten, ein schlechtes Gedächtniß zu haben, als ein Lügner zu seyn; denn man kann hier, um ihn nicht der schändlichsten Lüge zu zeihen, nicht umhin, ihm ein schlechtes, ein sehr schlechtes Gedächtniß zuzuschreiben.

Doch jetzt greift er zu stärkeren Waffen. Belgien! (S. 37 ff.).

„Für die Ansichten des Erzbischofs galt es, die öffentliche Meinung, vor Allem aber Rom zu gewinnen. Das ward bewirkt, indem man das Journal historique de Liège bewog, in seinem Sinne zu schreiben, und diesen Sinn zu rühmen. Michelis war hierbei der Zwischenhändler, oder vielmehr eines von den Gliedern, die zwischen Köln und Lüttich eine Kette bildeten. Von ihm gingen die Botschaften zunächst an den Kaplan Fey in Köln, dann an dessen Bruder in Aachen,

*) Bunsensche Darlegung S. 31; zu vergleichen der oben bezeichnete Aufsatz Niebuhr und Bunsen S. 587.

und durch diesen an den jetzt näher bekannt gewordenen Laurent in Lüttich, der auch heimliche Korrespondenzen nach Rom beförderte. Das Journal historique ist in Rom die Hauptquelle deutscher Nachrichten, und sobald also dieses Journal nur das lieferte, was von dem Erzbischof selbst oder seinen Anhängern ausging, konnte er auch überzeugt seyn, in Rom nur gerade so beurtheilt zu werden, wie es ihm beliebte."

Hätte man doch in Berlin einen Nuntius gehabt, so war der ganze Plan vereitelt. Sicher wäre dann besser, als jetzt, die Wahrheit bekannt geworden. Sonderbar aber, daß man die Sache will, und das Mittel verschmäht!

„Michelis kam bei dieser Gelegenheit auf die Idee, Laurent nach Köln zu ziehen, um seine praktisch befundenen Rathschläge mehr in der Nähe zu haben. Die Bedingung Laurents war, daß der Erzbischof selbst den Bischof van Bommel um seine Entlassung bitten sollte, wovon aber ersterer weit entfernt war, indem er sich vielmehr bei dieser Gelegenheit sehr ehrenhaft zeigte. Hermes hatte, als Laurent in Bonn Theologie studirte, dem damaligen Erzbischofe die Anzeige gemacht, daß Laurent gewisser Verhältnisse wegen, nicht ohne weiteres geweiht werden dürfe. Das war der Grund, warum Laurent nach Belgien ging. Derselbe Grund aber, welcher den Empfang der Weihen verzögert hatte, war es, weswegen der Erzbischof von Droste sich seiner Berufung in die Erzdiözese widersetzte. „„Wer so etwas einmal gethan hat, kann es wieder thun,““ sagte er."

So verlieren wir also doch wieder die unverkennbaren Spuren. Eben soll eine Verbindung mit Belgien angeknüpft werden. Laurent, der, wie es weiter heißt, „mit den Jesuiten und Redemptoristen in Belgien auf das engste verbunden ist," den der Pater Ludwig „ein strahlendes Licht, ein feuriges Schwert des Papstes nannte," dem es „ruhmwürdig schien, in Preußen den Jesuitismus auszubreiten" (S. 38, 39). — Dieser wichtige Mann konnte gewonnen werden, es bedurfte nur eines einzigen Wortes, und zu diesem einen Worte konnte der Erzbischof nicht gebracht werden, weil — Hermes, sage Hermes über Laurent einigermaßen ungünstig berichtet hatte.

Die neue Darlegung fühlt wohl, daß sie hier schlechte Geschäfte gemacht, und wendet sich schnell zu einem andern Gegenstande. Da wird nun die Lebensweise des Erzbischofs geschildert. „Er pflegte um fünf Uhr Morgens aufzustehen, frühstückte (wo bleibt die Messe?), und legte sich dann regelmäßig auf mehrere Stunden von Neuem ins Bett. Nach dem zweiten Lever waren zwei Stunden zum Arbeiten

bestimmt, die übrige Zeit brachte er mit Tabakrauchen und — (was den Herrn noch unbedeutender scheint, als das Tabakrauchen) — in seinen Andachtsübungen zu. Niemand durfte ihm eine Geschäftssendung gewohnlicher Art ins Zimmer bringen, sondern alles mußte in einen vor demselben stehenden Korb geworfen werden. Dort blieb es, bis er innerhalb jener beiden Stunden Muße zu kurrenten Geschäften fand. Dann holte er sich einige Hände voll Briefschaften heraus, erbrach sie, und setzte die fast regelmäßige Verfügung darauf: „„acta beizufügen."" Die Akten wurden gebracht, und blieben oft wochenlang liegen, bis davon ein anderweiter Gebrauch in der Registratur nöthig war, bei welcher Gelegenheit denn auch die Sachen selbst erledigt wurden."

Wir wissen nun einmal, daß die Zuflucht zu solchen Persönlichkeiten durch die bittere Noth entschuldigt wird. Aber o des schwachen Gedächtnisses!

Uns liegt gerade die alte Darlegung vor. Anlage P. „Antwort des Erzbischofs von demselben Tage." — Anlage V. Antwort vom 31. Oktober 1837 auf das von Berlin gelangte Schreiben vom 24. d. M. — Freilich hat Bunsen dem Prälaten S. 31 „langes Zaudern" in einer wichtigen Sache vorgeworfen, aber die preußische Staatszeitung hat seine Darstellung dahin berichtigt, daß der Erzbischof postumgehend geantwortet habe. *)

Der Leser wird nichts verlieren, wenn wir das weitere Gewäsch des Darlegers übergehend, gleich zu dem Kern der Sache, den urkundlichen Belägen forteilen. Es werden noch einmal die Briefe an Binterim abgedruckt, welche die Behörde früher durch ein anderes Organ, das Frankfurter Journal, hat bekannt werden lassen. Zu Brief 1 will ich nur gelegentlich bemerken, daß während der staatsverrätherischen Bestrebung, „einige Jesuiten einzuschmuggeln," am 7. April 1837 Michelis noch nicht wußte, ob Binterim mit Laurent bekannt war, daß ich aber keineswegs die Bemühung Michelis um Herbeischaffung einiger Jesuiten (wie schwer es auch seyn mochte, andere tüchtige Geistliche zu gewinnen) und noch viel weniger die Maaßregel billigen kann, durch ein unbegründetes ärztliches Attest einen ostensibeln Zweck des Aufenthaltes vorzuschieben, da solche Schleichmittel dadurch, daß sie gewissermaßen Mode geworden sind, und daß die Gegenseite viel schlimmere Kunstgriffe tagtäglich ausübt, keineswegs gerechtfertigt werden. Die Instruktion, mit welcher Schmedding in die Provinz geschickt wurde, ja sogar dessen Berufung auf den Em-

*) Vgl. die oben bezogene S. 587 dieser Blätter.

pfang der heiligen Sterbesacramente bei dem seligen Bischof Hommer hat mich, ich gestehe es, minder verwundet, als daß der Caplan eines Clemens August in der Sorge für kirchliche Angelegenheiten auch nur ein Haar breit vom Wege des strengsten Rechts abgewichen ist.

Wie elend und nichtswürdig es auch ist, wenn Menschen, deren Handwerk Fälschung ist, ihm eine Leichtfertigkeit der Art wie ein Verbrechen vorrücken, sie ist immerhin ein Flecken auf dem Bilde seiner sonst so achtbaren und liebenswürdigen Persönlichkeit, und sie beeinträchtigt sogar den Eindruck, den das in allen Zügen reine Bild seines Bischofs macht.

Erst Seite 49 geht die Schrift zu neuen Thatsachen über (Nro. 11 und 12 sind unbedeutende, angeblich an Michelis gerichtete Schreiben unbekannter Personen, von Michelis nicht anerkannt). Sie behauptet, daß „Unterhandlungen mit den Redemptoristen in Lüttich begonnen", daß diese aber „das jugendliche Feuer Michelis stark dämpften", ja daß bald „gar kein Handeln mehr sichtbar" gewesen sey.

So geht also auch das wieder in Rauch auf. Aber ein Landesverräther war Michelis doch, und der Erzbischof mit ihm..

„In den bekannten allgemeinen Bestrebungen des Erzbischofs" (scil. nach Schutz gegen die despotischen Anmaßungen der Beamten) war Michelis sein treuer Helfer. Charakteristisch war die Meinung Beider, daß ihnen die Gesinnung des Volkes hierin bis zu einem Punkte zur Seite stehe, daß es bloß von ihnen abhänge, einen Aufstand zu ihren Gunsten zu erregen. Wie Michelis darüber kurz vor der Katastrophe geschrieben hat, berichtet die Leipziger Allg. Zeitung in folgenden Worten eines seiner Briefe (S. 52):

Sachte, Darleger! Alles zu seiner Zeit! Wir wollen zuvor Michelis hören: „Anderes ist absichtlich entstellt, verfälscht oder verstümmelt, — — — vor Allem der S. 52 angeführte Brief".

Nun hervor damit! „„Lieber A.! Noch nichts habe ich Dir über den Zustand der jetzigen Dinge geschrieben, daher hier Einiges. Du weißt, daß der H. Erzbischof in Folge der neuesten, unerhörten Angriffe auf unsere Gewissens- und Kirchenfreiheit die Kirche in Belagerungsstand erklärt hat. Von Malmedy bis Düsseldorf, von Trier bis Koblenz herrscht nur Eine Stimme: Was will der Staat mit seinem Unrecht gegen das Recht der Kirche? Alles, Alles scheint zur Einheit zurückgekehrt zu seyn: es wird öffentlich und privatim ungeheuer viel gebetet, Gott möge die neue Kirchenverfolgung zur Schmach der Verfolger enden lassen. Das Landvolk, welches den Erzbischof wie einen Heiligen verehrt, schickt fortwährend

Boten in die Stadt, um genaue Kundschaft einzuziehen. Sie ließen sich eher alle todtschlagen, ehe sie litten, daß ihm ein Haar gekrümmt würde... Uebrigens brauchte nur einer der großen Kanzelredner von Aachen oder sonst von der Kanzel herab das Volk aufzureizen, so wäre Alles in Feuer und Flammen"".

„Ferner schrieb er am 7. Nov.": „„Welch eine Zeit! Also jetzt ist in der That eine Kirchenverfolgung ausgebrochen. Man will den Erzbischof zwingen, etwas gegen sein Gewissen zu thun, oder abzudanken. Wohin wird das führen? Das Volk ist bereits wüthend, und wenn die Regierung nicht schnell zurücknimmt, was sie fordert, so ist das Schlimmste zu fürchten"".

Nun will ich gar nicht anschlagen, daß ja auch die Regierung damals den Zustand des Landes „immer ernster und drohender" gefunden, obschon sie die Ursache davon nicht auf der rechten Seite suchte, daß sie wegen der Aufregung nicht allein in Köln, sondern auch im ganzen Lande, der ersten Darlegung gemäß, Vorsichtsmaaßregeln und „wegen möglicherweise unterwegs eintretender Wechselfälle", womit schwerlich der Fall eines Pferdewechsels gemeint ist; eine militärische Begleitung angeordnet hatte; nein, bedenken wir nur, daß wir ein falsum vor uns haben, und betrachten wir mit Rücksicht hierauf die nun folgende Benutzung des Aktenstücks.

Daß gegen Michelis einiger Schein der Freude über die Aufregung des Volks erzeugt wurde, ist noch nicht genug.

„Wollte Michelis ehrlich seyn", so fährt die Darlegung ergänzend fort, „so mußte er hier hinzufügen, daß er sammt dem Erzbischofe alles mögliche gethan hatte, um diese Stimmung zu erregen. Das absichtliche Verbreiten der letzten Regierungsverfügungen an ihn, und seiner darauf gefaßten Beschlüsse, war der letzte dieser Schritte. Aber schon vorher war weit mehr geschehen. Die Verbindung mit den Kanzelrednern, welche aufreizende Vorträge hielten, war die engste, und ihr Verfahren ward in Schutz genommen und befördert. Wir werden bei unserer spätern Erwähnung des Erzbischofs selbst mehr darüber sagen. Welchen Zweck aber hatte eine solche Aufregung des Volkes, wenn sie nicht gegen den Staat gebraucht werden sollte? Sollte sie ein Spielwerk seyn, so konnte kein schlimmeres gewählt werden, besonders da auch ein junger, unbesonnener Eiferer, wie Michelis, die Freiheit hatte, danach zu greifen. Sollte sie, in Verkennung ihrer eigenen, selbstständigen Gefahr, blos ein aufzusparendes Mittel für den äußersten Fall seyn, so war schon diese Absicht Verbrechen. Darum aber

waren der Erzbischof wie Michelis zwei politisch höchst gefährliche Männer geworden".

Der Erzbischof und Michelis sind zwei politisch höchstgefährliche Männer:

1) weil gemäß einer verfälschten Urkunde Michelis von einer politischen Gefahr gesprochen hat,
2) weil der Verfasser meint, daß Michelis, wenn er ehrlich wäre, hinzufügen müßte, daß der Erzbischof und er selbst die Gefahr herbeigeführt,
3) weil der Verfasser meint, daß der Erzbischof die ihm bevorstehende Mißhandlung darum nicht geheim gehalten habe, damit das Volk dadurch empört werde,
4) weil der Verfasser meint, daß beide aufreizende Vorträge befördert, die übrigens den Gerichten unbemerkt geblieben sind.

„Michelis war zur Stunde der Abführung bei dem Erzbischofe, und der junge Thor ermunterte den von dem Ereigniß ergriffenen Greis, durch Blicke und Beifallszeichen, in seinen Entschlüssen festzuhalten. Das that dieser bekanntermaaßen wirklich, obschon" (was man an gewissen Orten gar klug erwogen und veranschlagt hatte) „es eine ganz andere Sache gewesen war, einen Entschluß in der Muße, von Gefahr noch fern, zu ersinnen und sich an dem Gedanken des Märtyrerthums zu laben, als den ersten Schritt selbst dazu zu thun".

Der Schluß dieser Abhandlung ist, „daß die Regierung zwischen sich und den, ... ultramontanen Bestrebungen ein ehernes Thor schloß, welches zu öffnen keinem der beiden Theile mehr gestattet war, sondern wodurch sie für immer getrennt werden mußten".

Der Verfasser der neuen Darlegung hat übrigens selbst die allgemeine Anerkennung seiner Beweisführung nicht für ganz wahrscheinlich gehalten; darum, scheint es, beruft er sich (S. 54) zur Bewahrheitung der Einzelnheiten auf die unter Nro. 13 — 25 nachfolgenden Documente; nicht ohne Grund mochte er hoffen, daß vielen seiner Leser die Unerheblichkeit dieser Aktenstücke entgehen, und bei dem beständigen Wechsel von Erzählung und Urkunden der Inhalt beider Theile sich im Gedächtnisse so vermischen würde, daß das bloß Behauptete für urkundlich nachgewiesen gehalten würde. Daher soll ihr Inhalt hier kurz angedeutet werden.

Nro. 13, Brief an Michelis, von diesem nicht anerkannt, betrifft kirchliches Leben und Studium. „„Wir studiren nun täglich Thomas von Aquin, zudem Bona. Wende Dich ja zu ihnen, sie haben frisches

Leben, klare Tiefe, echte Pietät, sie haben alles Gute, was die Neuen haben und noch viel mehr"". Gefährlicher noch muß (Nro. 14) ein Brief vom 6. März 1837 gewesen seyn, da er (wegen einer unprotestantischen Stelle) beschnitten worden. Was aber stehen geblieben, gehört nicht entfernt hierhin: Kirchenzeitung — Missionsberichte der Protestanten — Görres Mystik. Dann folgt (Nro. 15) einmal ein Brief von Michelis an K. in M. (Kellermann in Münster?) vom 15. März 1837 folgenden Inhalts: „„Auf Ihren freundlichen Brief habe ich bisher noch nicht antworten können. Ueber die Angelegenheit der Kölner Diöcese wird Ihnen der Herr Erzbischof schon genug geschrieben haben. Gewiß kommt hier vieles sehr Unangenehme vor, was leider den Hrn. Erzb., wie sie gewiß wissen werden, sehr bitter trifft; aber er trägt ja für Gott. Es würde ihm eine große Erquickung seyn, wenn sie mal auf einige Wochen hier wären: aber das wird Ihnen unmöglich seyn"".

„„Achterfeld, Braun, Hilgers und Winter sind a cura suspendirt, indessen hält man Braun für den, welcher die ganze Sache in Bewegung setzt. Wie geht es doch in Münster? Ich höre, der Hermesianismus wurzelt sich wieder stark ein. Wie ist doch möglich, daß Hr. Prediger Neuhaus fragen kann, ob die päpstliche Bulle ohne Promulgation Gültigkeit habe. Das Conc. Trid. ist auch an vielen Orten nicht promulgirt, aber binden seine Entscheidungen über die Lehre nicht jeden Katholiken? Freilich mit Gegenständen der Disciplin ist es etwas anders"". —

„„Neulich wurde hier der Hr. Herschel, protestantischer Predigercandidat — katholisch. Sonst gibt es hier wenig Neues: es herrscht hier wissenschaftliches Leben"".

„„Gern möchte ich einmal wieder in Münster seyn; dort herrscht in der That noch viel Religion, viel Wissenschaft, viel Einfalt und Treue, hier ist selbst auf dem Lande der religiöse Sinn sehr erkaltet, wozu freilich die flachen oder neuerungssüchtigen Geistlichen viel beigetragen haben, und dazu ist der westphälische Volkscharakter viel unverdorbener und reiner. Ob ich aber in diesem Jahre nach Münster kommen werde, weiß ich noch nicht.

„„Ich werde hier und in den jetzigen Geschäften so lange mit Freuden aushalten, als der Hr. Erzbischof mich haben will, aber länger auch nicht. Mein einziges Verlangen ist der Orden des heil. Ignatius, ob Gott mich dessen einmal würdigen wird, weiß ich noch nicht"".

Nro. 16 und 17 sind wieder zwei, angeblich an Michelis gerichtete Briefe; nur der letztere, den übrigens Michelis nicht kennt, enthält etwas Einschlägiges: „„Wie gefällt Euch Laurents Aufsatz im Jour-

nal h. et lit.? Man hat zu meiner Verwunderung nur weniges gestrichen. In Belgien soll dieser Aufsatz bedeutend gewirkt haben, noch mehr hat Laurent für Clemens August in Belgien dadurch gethan, daß er einen der einflußreichsten Männer (Prof. Lenders, Präses der Lütticher Synode) vollkommen von der Wahrheit seiner Sache überzeugt hat. Von jetzt an wird das Journal (welches wenigstens wegen seines Einflusses auf den römischen Clerus, der seine Nachrichten daraus schöpft, wichtig ist) immer auf Seite des Erzbischofs stehen. Für sich kann Laurent in Lüttich nichts mehr thun, ich bin aber überzeugt, er würde gleich abkommen, wenn der Erzbischof selbst dieses von dem Lütticher Bischofe verlangte. Suche doch Michelis die Billigkeit dieser Forderung ans Herz zu legen. Wenn der Erzbischof nichts in der Sache thun will, so muß L. sich überzeugt halten, daß ihm überhaupt nichts daran gelegen ist'''.

Also Laurent hat für Clemens August viel gethan; er hat Männer in Belgien vollkommen von der Wahrheit seiner Sache überzeugt, er hat dahin gewirkt, daß auch das Ausland durch das Journal h. et literaire von der Wahrheit seiner Sache überzeugt werde, er hat gewünscht, in die Heimath zurückberufen zu werden! Man bringe das allgemeine Landrecht herbei, damit wir nachsuchen, welche Strafe deswegen der Erzbischof oder sein treuer Helfer, der Caplan Michelis, zu erleiden habe! Verbrechen gegen den Staat — Verrath — Verschwörung — doch schon gut! Es ist ja der Brief von dem „Fey in Aachen an seinen Bruder in Köln", der von dem Fey in Aachen an seinen Bruder in Köln nie geschrieben ist!

Nro. 18 gehört wieder zu den von Michelis als entstellt, verfälscht oder verstümmelt bezeichneten Stücken, ein unbedeutendes Empfehlungsschreiben von dem „Fey in Köln an Michelis", welches der Fey in Köln an Michelis niemals geschrieben hat.

Nro. 19 Brief an Michelis ohne allen Bezug zur Sache.

Nro. 20 Kurzen Empfehlungsbrief „von Fey in Köln an Michelis" von Fey in Köln an Michelis niemals geschrieben, Jesuitisches betreffend, anhebend: „Einflußreicher Freund"! Gut gemacht!

Unter Nro. 21 folgt ein Brief von Michelis an den Herrn Erzbischof vom 9. August 1837, das einzige Stück, welches man aus der Correspondenz des Erzbischofs (damals war er in Münster, wenn ich nicht irre) mit seinem Caplan vorzulegen gutgefunden!

„Hochwürdigster Herr Erzbischof! Heute war ein ital. Priester bei mir: er sollte hier zu Köln den Herrn C. (Cappaccini) von Dres-

den aus erwarten, da derselbe aber am bestimmten Tage, den 6. d., hier nicht eingetroffen, so zweifelte er, daß der Herr kommen würde. Ich ließ mich natürlich nicht näher mit ihm ein, da ich aber vermuthete, daß der Geistliche vielleicht nur im Auftrage des H. C. gekommen sey, um das Terrain zu recognosciren, so versicherte ich ihm, falls H. C. wirklich einträfe, würden Sie gewiß entweder gleich nach Köln kommen, oder sonstige Vorkehrungen treffen, um mit ihm zu conversiren. Ed. Michelis"".

Wieder ein Brief an Michelis von B. in Bonn, 25. August 1837, wird in Nro. 22 vorgelegt; es ist merkwürdig, solche Briefe hier vorgelegt zu sehen. ""Mit Freuden habe ich so eben die gründliche, ruhige und umsichtige Rechtfertigung des Erzbischofs in der Sion gelesen: wir haben sie Dir zugeschrieben. Man kann nur noch für den Erzbischof zum Herrn flehen, das thun wir alle Tage. Es gibt keinen Hermesianer, welcher über ihn ein gutes Wort hören kann. Der Herr wird einst Gericht über Menschen halten, welche einen Erzbischof, der sicherlich den Aposteln von allen Bischöfen Deutschlands am nächsten steht, darum, weil er ihnen einen bornirten, unwahren Schematismus nehmen will, mit Verunglimpfungen und Verleumdungen überschüttet. Es hält schwer, daß ich bei Anhörung der Marktschreier für ein so jämmerliches Erzeugniß, wie der Hermesianismus ist, die Geduld und christliche Liebe bewahre Was ist der Caplan Jansen für ein Mensch! In ihm hat die Hermesische Perfidie den Culminationspunkt erreicht"".

""Nun habe ich auf Lutterbecks Anrathen eine Recension von Siemers Religions-Handbuch fertig, in der Weise, wie von Nadermanns Gebetbuch, doch mehr detaillirt, um den Beweis zu liefern, wie schön und richtig jeder den im Breve gebrauchten Ausdruck: vergiftete Winde, finden muß. Fast auf jedem Blatte finden sich mehrere Irrthümer. Schrift, Tradition müssen hermesisch sprechen; und das mündliche Lehramt ist ihm nichts anderes als Hermes: das habe ich gesucht klar zu machen"".

""Ich erhielt neulich einen Brief von Löwen, worin der Erzbischof sehr gelobt ward; ich schließe daraus, daß man in Belgien sehr vortheilhaft vom Erzbischof denkt"".

Die Aktenstücke Nro. 23, 24 sind ganz unbedeutend. Das folgende dagegen (Nro. 25) ist ohne Zweifel das wichtigste Aktenstück von allen. Der Erzbischof ist schon mit gewaltsamer Hemmung seiner Amtsthätigkeit bedroht.

„Am 4. November, so lauteten die Berichte, welche der Regierung zukamen, hatte der Erzbischof das Domcapitel, und

unmittelbar darauf die neunzehn Pfarrgeistlichen der Stadt **Köln** versammelt, ihnen den Ministerialerlaß und seine Antwort zum Aufbewahren in den Archiven übergeben, und nach einer einseitigen, unvollständigen Darstellung der Sachlage ihnen mitgetheilt: man wolle ihn vom erzbischöflichen Stuhle werfen; er werde aber die Rechte der katholischen Kirche zu wahren wissen, gegen die Forderungen der Regierung hinsichtlich der gemischten Ehen, das sey der Grund der Anfeindung. Dies ihren Mitbürgern mitzutheilen, ermächtigte er die Pfarrer". S. 36, 37 der bunsenschen Darlegung.)

Ein Schrecken durchfuhr die Stadt, schnell verbreitete sich die Nachricht der Gefahr durch die ganze Diöcese.

Nun, in diesem Augenblicke der höchsten Aufregung, am 5. November, gleich nach Empfang der erschütternden Nachricht, macht ein Priester Kölns in einem Briefe an Michelis, seinen vertrauten Freund, dem gepreßten Herzen Luft. Hier wird man einmal die Pfaffen mitten in der Aufhetzung des Volks begriffen sehen, dessen Aufregung „gegen den Staat gebraucht werden sollte".

Der Priester schreibt also dem „politisch höchstgefährlichen" Freunde: „„Schon einigemal war ich an Ihrer Wohnung, hatte aber leider nicht das Vergnügen, Sie anzutreffen. Ich dachte mir sogleich, daß Sie sehr beschäftigt seyn würden; doch was ich heute vernommen, wäre mir im Traume nicht eingefallen. Also ist es wirklich so weit gekommen, daß man unsern Erzbischof abzusetzen geneigt ist! In der That eine sehr schöne Neigung, die der preußischen Politik zur Ehre gereicht"".

„„Wenn man ja versucht seyn sollte, die Schranken christlicher Mäßigung zu überschreiten, so dürfte dieß bei einer Geschichte, wie diese ist, sehr leicht der Fall seyn. Haben denn diese fanatischen Preußen und Regierungssklaven *) so wenig die Kirchengeschichte angesehen, daß sie nicht wissen, wozu solche Drohungen geführt haben und auch jetzt noch führen können!! Sind das die sauberen Früchte einer Lehre, das die gewichtigen Ergebnisse von Bestrebungen, die katholisch seyn und heißen wollten! Ja wohl man erkennt den Baum an seinen Früchten""!

---

*) Man lasse sich durch diese Worte nicht irre machen; das war die Sprache fast aller katholischen Rheinländer. Während das gekränkte, landschaftliche und confessionelle Gefühl in die heftigsten Klagen über die fremden Beamten ausbrach, war nirgend auch nur die leiseste Regung von Untreue und Empörung. So ist es im Wesentlichen noch.

„„So sehr es mich gefreut hat, daß die Herrn Pfarrer sich sämmtlich so wacker benommen, so tief hat es mich geschmerzt, daß Domcapitulare die Achseln feige zucken konnten, wo es das Wohl der Kirche galt. Hier mußte Jeder offen bekennen und der Wahrheit das Zeugniß geben, wenn er an ihr nicht zum Verräther werden wollte. Der liebe Gott erhalte nur noch lange unsern Erzbischof und es wird gut gehen; wir müssen nun einmal in den Kampfplatz treten und für unsern Glauben streiten, denn die Kriegserklärung liegt vor; nur Muth, die Waffen —?!— der Wahrheit sind immer siegreich!““

„„Dem Himmel sey Dank, daß hier (in den Kasernen?) — im Seminar nur eine Stimmung herrscht, nämlich die, dem Erzbischof und der katholischen Kirche treu anzuhängen!““

„„Ich wünschte das genauere Detail jener Sache zu erfahren, um es meinem Verwandten in Ehrenbreitstein mittheilen zu können, der dann das ganze in Koblenz verbreiten könnte. Ich hoffe Sie in Kurzem zu sprechen, auch in Betreff der heiligen Subdiakonatsweihe, die ich vor dem 8. Dez. anfangen (? — empfangen) muß. Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie deßhalb mit dem Herrn Erzbischof Rücksprache nähmen und mir eine Zeit bestimmen, wann Sie zu sprechen sind.““

„„Da sehen nun die Hermesianer, auf wen sie gebaut und vertraut haben! Die Regierung*) läßt sie gern im Stich, wenn ihr in der Angelegenheit über die gemischten Ehen willfahrt würde. Das wäre in der That ein recht hübsches Palliativ!““

„„Sollten jetzt nicht endlich den Leuten die Augen aufgehen?! Freuen wir uns, vielleicht daß gerade durch diesen Schritt von Seiten der Regierung jene Unglücklichen mit Gottes Gnade zur rechten Erkenntniß kommen, und sich mit uns verbinden gegen die protestantischen Kniffe. Mündlich mehr.““

„„Einstweilen genehmigen Sie noch einmal meine schon oft wiederholte Versicherung meiner Hochachtung und Freundschaft für Sie und meiner unbedingten Ergebenheit an unsern Hochwürdigsten Erzbischof, und daß ich mit Leib und Leben für die gute und allein gerechte Sache stehe.““

„„Die Zeit, die mir neben andern Geschäften hier erübrigt, werde ich mit Gotttes Hilfe zum Studiren gewissenhaft verwenden, um mich zu befähigen, fest und unerschütterlich die Rechte unserer heiligen Kirche einst

*) „Ein beigefügtes Epitheton (.....würdige?) wollen wir weglassen.“

zu vertheidigen, *Oremus invicem! Deus optimus maximus gratiam suam nobis tribuere dignetur*""!

Dieses ist der Schlußstein des Baues. Wie er von Studiren und Beten, von den Waffen der Wahrheit hört, wendet sich der neue Darleger schnell zu den Waffen der Gewalt. Michelis wird verhaftet.

„Immer mehr stellte sich auch noch nach der Abführung" — (etwa der „Zusammenhang mit dem feindseligen" Einflusse zweier revolutionären Partheien"? Doch nein —) „seine Mitwissenschaft um alle der Regierung **bedenklichen Pläne** des Erzbischofes, und daß er dessen Helfer (vulgo Caplan) gewesen, heraus".

Da fällt aber dem Darleger der garstige Aufsatz in den historisch-politischen Blättern ein, welcher mit einer Kraft, die bis zu den Kerkermeistern durchgedrungen ist, die Freilassung des sogar ohne Vorwand verhafteten Caplans forderte.

„Uebrigens naiv ist die Ansicht der ultramontanen Blätter, man hätte ihn gar nicht festnehmen sollen".

Da müssen die Wässer noch einmal springen.

„Ein erwiesener erbitterter Feind seiner Regierung, der zwei Jahre lang sein ganzes Trachten dazu verwandt hatte, alle Bestrebungen, ihre Unterthanen gegen sie aufzuwiegeln, zu unterstützen, ein nach der Abführung seines Herrn doppelt gefährlicher Mensch sollte auf freien Füßen bleiben, den Fanatikern einen rechten Mittelpunkt gewähren, und in aller Muße ungestört in seinen Aufreizungen fortfahren! Hätte er nur einige Thaler Gelds entwandt gehabt *), so war seine Gefangennehmung motivirt, aber da er die Ruhe einer ganzen Provinz gefährden konnte, da er darauf gepocht hatte, über die Stimmung des Volks beliebig zu disponiren, so mußte er frei bleiben"!

Warum wurde der Mann des Schreckens von Köln nach Minden, und dann dem Herzen des Reiches näher, von Minden nach Magdeburg verpflanzt? Auch das sollst Du erfahren, mein liebes Publikum! Doch schärfe Deinen Sinn, damit er eindringen könne in die tiefe Bedeutung einer polizeilichen Maaßregel! „Er sollte eigentlich zu Köln unter Aufsicht bleiben; indessen der Erzbischof wünschte ihn mit nach Minden zu nehmen. Dort mußte er von ihm getrennt bleiben. Es ward also der Zweck seines Aufenthaltes verfehlt..... Michelis ward nach Magdeburg geführt". —

*) Oder auch noch mehr als das, so wäre er vielleicht in Rücksicht seiner Jugend, wie Hr. v. Schele in Bonn, in Gnade und Ehren entlassen worden.

„Seine Zeit verwandte er, nächst fleißigem Studiren, auf eine Lebensbeschreibung des Apostels Paulus und die Anfertigung (von Darlegungen?) *) von Gedichten“.

„Im Anfange des Aprils 1838 wurden ihm seine, bei Binterim vorgefundenen Briefe zur Recognition vorgelegt. Er erkannte sie sogleich als die seinigen an, und gab darüber eine Erklärung ab, worin er zunächst sagt, daß keiner der Briefe auf die Verletzung eines Staatsgesetzes deute. Dieß bezeichnet charakteristisch das Bestreben aller Umtriebler. Sie wagen sich bis an die äußerste Grenze der Gesetze, und alles Schlechte, was nicht verboten ist, erscheint ihnen erlaubt, wenn es zu ihren Zwecken führt; nur der todte Buchstabe darf nicht verletzt werden“. Für diejenigen Leser, welche dieser Polizeisprache nicht mächtig sind, will ich diesen passus übersetzen: Von jenen katholischen Männern, deren Pläne der protestantischen Regierung bedenklich waren, ist die Grenze der Gesetze nirgendwo überschritten worden. Die Unschuld ihrer Handlungen war selbst für die weiten und elastischen Paragraphen des Landrechts über Staatsverbrechen zu groß; leider hat die juristische Prüfung aller erbeuteten Aktenstücke zu der Ueberzeugung geführt, man finde keine Schuld an diesen Männern.

Quid igitur faciam?
Dicunt omnes: crucifigatur!
Quid enim mali fecit?
Crucifigatur.

Zum Schluß noch einige Nachrichten über Michelis. Im Juli 1839 erhielt er ein „Schreiben des Erzbischofs, worin derselbe ihn benachrichtigte, daß er ihn seiner Anstellung als Capelan und Sekretair entlasse, und in Zukunft, der sehr schwierigen Lage wegen, eines betagteren Mannes bedürfen werde“. (S. 70.) „Seitdem der Erzbischof ihn aus seinem Dienste entlassen hatte, war Michelis ohne Bedeutung für die Regierung, und nur einige noch zu machende Ermittlungen mögen seine Freilassung aufgehalten haben.

Was hören wir? Seitdem Michelis „ohne Bedeutung für die Regierung war“, hat ihn die Polizei noch acht Monate eingesperrt (frei ist er noch nicht), und ein Beamter, dem alle Akten vorliegen, weiß nicht einmal, ob „einige noch zu machende Ermittlungen seine Freilassung aufgehalten haben mögen“.

*) Oder von Akten, von Bullen? vgl. Beschreibung der Stadt Rom von Ernst Platner, Karl Bunsen, Eduard Gerhart und Wilhelm Röstell. II. B. S. 287, 288.

Glaubt der Verfasser seine Leser schon für eine Pentarchie reif, daß er eine solche Sprache zu führen wagt?

In den Akten findet sich kein Grund für die Entlassung des Michelis. Der Brief des Erzbischofs war vergessen, aber im Januar 1840 oder bald nachher vernahm man eine der „abscheulichsten Verleumdungen in den Münchener historisch-politischen Blättern“ (S. 58), das juristische Ergebniß, „man hätte ihn gar nicht festnehmen sollen“ (S. 67), — und Anfang April 1840 fand die Freilassung statt (S. 71, wo fälschlich 1839 steht).

Hiermit schließt der erste Theil der neuen Darlegung, welcher der Ueberschrift nach Michelis gewidmet seyn soll, in Wahrheit aber, wie das ganze Machwerk, gegen den Erzbischof und die Kirche gerichtet ist, daher nicht selten viele Seiten hindurch nicht die geringste Beziehung auf Michelis gefunden wird (z. B. S. 14—26, S. 27—33, S. 35—38, S. 39—42 u. s. w.).

Diese moralisch und juristisch verwerfliche Vermengung der wichtigen Hauptsache mit einer verhältnißmäßig unwichtigen Persönlichkeit muß vom Standpunkte des Verfassers gebilligt werden. Sie verwirrt und führt die schwächere Masse, die die vermischten Elemente nicht zu scheiden weiß, und doch auf ein eigenes Urtheil nicht verzichten will, zur Wahl irgend eines behaglichen Standpunktes im beliebten juste milieu, und damit gibt man sich schon zufrieden, da man gar nicht mehr von Recht und Gericht, sondern lediglich von „polizeilichen Maaßregeln“ spricht (S. 71). Nur wegen des allgemeinen Charakters ist dieser erste Abschnitt hier beleuchtet worden, und durchaus nicht zur Rechtfertigung Michelis; Bemerkungen, welche für das Ganze erheblich sind, konnten aber nicht unterbleiben, weil sie zufällig auch zu seinen Gunsten sprachen; hätte umgekehrt die Ergründung der Wahrheit in der Hauptsache diese Persönlichkeit in ein sehr übles Licht gestellt, wir hätten darauf ebenfalls wenig achten können.

(Fortsetzung folgt.)

XVII.

Die Philosophie in Italien.

Opere edite e inedite di Antonio Rosmini-Serbati. *Nouvo Saggio sull' origine delle idee. III. vol. Milano,* 1839.

Das Werk, welches wir hier anzeigen, ist zuerst im J. 1830 zu Rom im Druck erschienen, und zwar in 4 Bänden gr. 8. Eine zweite Ausgabe in 3 Bänden wurde 1837 in Mailand veranstaltet, und die dritte, welche uns vorliegt, bildet den 2ten, 3ten und 4ten Theil der Gesammtausgabe der Werke des Verfassers, die im J. 1837 ebenfalls in Mailand begonnen worden, und wovon bereits der 20ste (aber noch nicht letzte) Theil erschienen ist. Neben der Ueberschrift: „Neuer Versuch über den Ursprung der Ideen,“ führt es auch noch den Titel: „Ideologie und Logik (Ideologia e Logica).“ Indem wir nun eine Anzeige dieses philosophischen Werkes machen, ist es keineswegs unsere Absicht, eine Kritik desselben zu geben. Eine solche könnte nur dann von Interesse seyn, wenn das darin aufgestellte System in Deutschland entweder durch eine Uebersetzung oder durch anderweitige Darstellungen und Beurtheilungen schon hinreichend bekannt wären; und das ist, so viel wir wissen, bisher nicht der Fall. Aber auch in der bloßen Anzeige verbietet uns der Umfang und die Bestimmung dieser Blätter, näher auf das speciell Philosophische der Schrift einzugehen. Wir werden uns daher darauf beschränken, den Geist und den Standpunkt des Verfassers kurz zu bezeichnen, und unsern Lesern in einer gedrängten Uebersicht den Inhalt des Ganzen vorzulegen. Möchte sich bald ein geschickter und tüchtiger Uebersetzer das Verdienst erwerben, durch eine getreue Uebertragung dieß in mehr als

Einer Hinsicht wichtige und bedeutende philosophische Werk in unserem deutschen Vaterlande einzuführen!

Was zunächst den Verfasser betrifft, so wissen wir nur so viel von ihm, daß er ein katholischer Priester, aus Roveredo im italienischen Tyrol gebürlig, und wenn wir nicht irren, derselbe ist, der vor mehreren Jahren einen in mancher Hinsicht der Gesellschaft Jesu ähnlichen geistlichen Orden gestiftet hat *). Sein Studium scheint er hauptsächlich in Rom unter der Leitung eines andern Geistlichen, Pietro Orsi, gemacht zu haben, und zuerst trat er im J. 1827 — 28 mit 2 Bänden opusculi filosofici.auf, denen dann noch mehrere andere kleine Schriften folgten. Nach seinem „Neuen Versuch u. s. w." gab er, neben einigen theologischen Werken, eine Philosophie der Moral in 3 Bänden, wovon jedoch erst zwei, und eine Philosophie der Politik heraus, wovon erst ein Band erschienen ist. Wenn die ungemeine Theilnahme, die sein Hauptwerk: „Neuer Versuch u. s. w." in Italien gefunden, und deren sich kein ähnliches in Deutschland je zu erfreuen hatte, unserseits sehr geeignet ist, das Vorurtheil, als ob das italienische Volk der Philosophie entfremdet und abhold, oder gar unempfänglich für dieselbe sei, in Etwas zu berichtigen, so müssen wir von der andern Seite bekennen, daß uns nicht leicht ein philosophisches Werk in jeder Beziehung so überrascht, erfreut, und belehrt hat, wie das vorliegende. Der durchdringendste philosophische Scharfsinn, verbunden mit einer seltenen Tiefe und Consequenz der Gedanken; die umfassendste und gründlichste Kenntniß der Geschichte der Philosophie (auch der deutschen, bis auf die frühern Schriften Schellings inclusive) und eine Klarheit, Leichtigkeit und Lebendigkeit der Darstellung, wie wir sie am wenigsten in Deutschland gewohnt sind, können als vorzügliche Eigenschaften des Verfassers gelten. Zwar beabsichtigt er in seinem Werke nur: „die Menschen zur Beobachtung dessen zurückzuführen, was sie in sich selbst haben, was sie schon durch die Natur wissen,

*) Vergl. Band III. S. 126 dieser Zeitschrift.

ohne darum gewohnt zu seyn, über sich nachzudenken, kurz, nur einen Spruch des Gemeinsinnes auszulegen, und auf jene einfache Frage zu antworten: „was das Licht der Vernunft sey?“ Aber an der Beantwortung dieser Frage haben Jahrhunderte gearbeitet, und ihre Verlassenschaft wegzuwerfen, wie dieß in der neueren Zeit geschehen, ist für ihn ein Gräuel.

„Cartesius (heißt es an einer Stelle) gab das Aergerniß, sich allein, so zu sagen, und mit sehr wenigem Studium seiner Vorgänger, zur Aufführung des philosophischen Gebäudes anzuschicken, an welchem alle vorhergegangenen Jahrhunderte gearbeitet und es schon weit gebracht hatten. Sein großer Geist und die wenigen von den Schulen erhaltenen Ideen, aus denen er, ohne es zu bekennen, vielleicht auch ohne es zu bemerken, Nutzen zog, bewahrten ihn vor vielen Irrthümern; und wenn sein Werk unvollkommen blieb, so war es doch jedenfalls erstaunlich und wunderbar, wenn man es nämlich als das Werk eines einzigen Geistes betrachtet.“ „Vorzüglich aber in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts verschmähte und entsagte man feierlich der ganzen Erbschaft der Vorfahren; und die Sophisten, welche der französischen Revolution vorangingen oder sie begleiteten, nahmen in ihren Schriften einen so stolzen und anmaaßenden Ton an, daß sie zu glauben schienen und andern glauben machen wollten, vor ihnen seyen alle Menschen geistlos und von unzähligen Vorurtheilen verblendet und verkehrt gewesen. Daher die außerordentliche Geringschätzung, mit welcher sie alle alten Schriftsteller, und hauptsächlich die, welche die überlieferten Lehren des Christenthums enthielten, behandelten; eine Geringschätzung, welche, indem sie sich auf die alte Philosophie und noch weit mehr auf die Väter und übrigen Schriftsteller der Kirche warf, in die öffentliche Meinung überging, und darin ein Vorurtheil erzeugte, welches nur langsam verschwindet und noch nicht ganz gehoben ist, zum Nachtheile der wahren und heilsamen Lehren. Ich bemerke daher ein für alle Mal, daß, wo sich nur die Gelegenheit bietet, einen Schriftsteller anzuführen, der die Wahrheiten, die ich in diesem Werke auseinander setzen will, bezeugt, ich es nicht versäumen werde, und dennoch ist es keineswegs meine Absicht, die Fragen durch die Autoritäten kurz abzuschneiden, sondern sehr gern gebe ich zu, daß die Männer von Geist, welche diesen Autoritäten abgeneigt sind oder die gewöhnlichen Vorurtheile gegen sie eingesogen haben und sie wenig oder gar nicht achten, ihre Aufmerksamkeit allein den Gründen der

Sache zuwenden, und nach ihnen allein die Behandlung beurtheilen. Denn es gibt keinen andern Weg für sie, um ihre falsche Befangenheit und die Geringschätzung der vorerwähnten Schriftsteller abzulegen. Und in der That, wie sollte man zu der Erkenntniß kommen, daß ein Mann Achtung verdiene und darum von gewichtiger Autorität sey, wenn nicht durch die Erfahrung, daß man wohl überlegte Dinge und wahre und tiefe Reden und Schlüsse von ihm vernommen? Daher ist es nothwendig, das Urtheil über unsere Vorfahren auf diese Weise umzubilden, nicht dadurch, daß man mit Einem Zuge und ohne guten Grund zu ihnen zurückkehrt, sondern daß man durch Darlegung ihrer schönen und feinen Forschungen, ihrer edlen Ansichten, ihrer sichern Beweisführungen ihren Ruf wiederherstellt, indem man zeigt, wie jene Fragen und Schwierigkeiten in der menschlichen Wissenschaft, welche man für neu und ganz unserer Zeit angemessen hält, keineswegs den Alten entgangen sind, was man blos darum glaubt, weil man diese so wenig kennt, *)

---

*) Um nur ein Beispiel von der Wahrheit dieser Behauptung anzuführen, sehe man das nach, was Hegel, „die fleischgewordene Idee," „der Vollender der Wissenschaft," „der in der Schrift verheissene Paraclet," (wie er in seiner Leichenrede genannt worden) in seiner Geschichte der Philosophie über die christliche Philosophie des Mittelalters gesagt hat. Von den Kirchenvätern im Einzelnen weiss er gar Nichts, und begnügt sich das, was Er ihren allgemeinen philosophischen Standpunkt nennt, anzuführen. Von Thomas von Aquin, dem Jahrhunderte lang gepriesenen König der Schule, heisst es, dass er gründliche, speculative Gedanken gehabt, und über die Erkenntnisslehre gesagt habe: „die materiellen Dinge bestehen aus Form und Materie, die Seele hat die substantielle Form des Steines an sich." Sonst Nichts. Bonaventura, der auf die grossartigste Weise die mystische Richtung der Philosophie mit der scholastischen Dialektik vereinigte; Durand von St. Pourçain, der sich in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts von der Herrschaft des Aristoteles und der Schule lossagte, und auf neuem, eigenen Grunde sein System aufführte, sind ihm ganz und gar unbekannt. Von den übrigen Scholastikern und Mystikern erzählt er fast nur Anekdoten, die, gleich wie die eingestreuten allgemeinen Sätze von ihnen, aus Bruckers, Tiedemanns, Rixners und Tennemanns Geschichten der Philosophie, häufig wörtlich aus Wendts Auszug aus Tennemanns Geschichte der Philosophie abgeschrieben sind. Dennoch glaubt er sich an einer Stelle zu dem Urtheil berechtigt (Gesch. der Phil. Bd. III. p. 199): Es hilft Nichts das Mittelalter eine barbarische Zeit zu nennen. Es ist eine eigenthümliche Art der Barbarei, nicht der unbefangenen, rohen, — sondern die höchste Idee und die höchste Bildung zur Barbarei geworden; was eben die gräßlichste Gestalt der Barbarei und Verkehrung ist, — die absolute Idee, und zwar durch's Denken, zu verkehren u. s. w. Und an einer andern Stelle: „Es ist keinem Menschen zuzumuthen, daß er diese Philosophie des Mit

weil man ihr Studinm vernachlässigt und aufgegeben hat, und so den Faden der Ueberlieferung entzwei geschnitten hat, wozu die Menschen durch eine ausschweifende Liebe, unabhängig zu seyn und sich in jeder Beziehung aus sich selbst heraus einzurichten, getrieben worden sind. Wahrlich, die Menschen jener Jahrhunderte, die dem achtzehnten vorangingen, waren mit Augen, Ohren und Zunge, mit Hand und Fuß und Kopf geboren, gerade so, wie wir; das müssen wir platterdings glauben; und zufällig ist auch der Gedanke keine moderne Erfindung. Unter allen Maschinen, welche die Neueren erfunden, hat keine sie gelehrt, wirksamer, schneller, sicherer den Täuschungen der menschlichen Leidenschaften zu widerstehen und weniger den Verführungen der menschlichen Bosheit unterworfen zu seyn." *)

Gibt sich so der Geist der Geschichte, der Geist der katholischen Kirche, mit welchen sie sich den Neuerungen, — die ebenfalls mit Wegwerfung der geschichtlichen Entwicklung das Christenthum in seiner angeblichen ursprünglichen Reinheit wiederherstellen wollten, — widersetzten, als der Geist des vorliegenden Werkes kund, **) und hat der Verfasser durch die

telalters aus Autopsie kenne, da sie eben so umfassend, als dürftig, schrecklich geschrieben und voluminös ist." (ib. p. 149). Darum will er mit seinen Zuhörern, um über diese Periode von 1000 Jahren wegzukommen, Siebenmeilenstiefel anlegen (l. c. p. 99), was freilich die Unwissenheit und Anmaßung immer thut. Wahrlich, den Schutt, der sich über das Mittelalter gewälzt hat, hinwegzuräumen, ist eine schwierigere Aufgabe, als die Städte Herculanum und Pompeji wieder ans Tageslicht zu ziehen. Doch ist für die Geschichte des Mittelalters, für seine Kunst und Poesie schon viel, und zwar mit Dank, gethan worden: hoffentlich wird auch seine Wissenschaft mit der Zeit zur Kenntniß und Anerkennung gelangen.

*) Dem Verfasser ist die Hegel'sche Logik unbekannt.

**) Darum heißt es auch an einer anderen Stelle: „mit jener stolzen Verachtung ihrer Vorgänger bewirken die Philosophen Nichts, als daß das menschliche Geschlecht kostbare Kenntnisse, die es besitzt, verliert, daß es immer auf's Neue zum Kinde wird, und stets Arbeiten wieder beginnt, an die es schon Hand gelegt und die es schon weit gefördert hatte, daß es dadurch eine unendliche Zeit verschleudert, und endlich durch Ermüdung der Geduld der Philosophie selbst, welche die Philosophen darstellen, überdrußig wird. Der philosophische Geist kann wahrlich kein ausschließender und individueller seyn; er ist ein erhaltender, unpartheiischer, Fülle in sich tragender Geist; er nimmt mit Ehrfurcht die Ueberlieferungen des menschlichen Geschlechts und der einzelnen Weisen auf; er ist mit einem Worte nicht der eitle Geist der Welt, sondern der Geist des Christenthums selbst, dem Studium und der Betrachtung der natürlichen Wahrheiten zugewandt."

Aufnahme der scholastischen und kirchlichen Philosophie in sein System und in seine Darstellung den Wunsch des großen Leibnitz, daß einmal ein tüchtiger Mann uns die Scholastiker durch Ueberarbeitung ihrer Gedanken und Uebersetzung in unsere Sprache zugänglich machen möchte, theilweise erfüllt (ein gewiß dankenswerthes Verdienst!), so ist er doch weit entfernt, jene Philosophie für die Vollendung und den Abschluß des denkenden Geistes zu halten, noch auch die neuere Philosophie, selbst da, wo er sie bekämpft und ihre Mängel und Irrthümer aufdeckt, als überflüssig und nutzlos in der Entwicklung der Philosophie überhaupt zu betrachten. In Bezug auf das Letztere sagt er, nachdem er die Philosophie des Locke und seiner Nachfolger, dann Reids und Stewarts geprüft: „Ich will nicht die Frage aufwerfen, ob Locke und die Philosophen, die ihm folgten und die ich bisher untersucht habe, die Philosophie Fortschritte machen ließen. Um die Ueberflüssigkeit einer solchen Frage einzusehen, genügt es zu bemerken, daß selbst die Irrthümer der Menschen in der großen Ordnung der Vorsehung den Fortschritten des menschlichen Geistes dienen. Sie geben Gelegenheit, die wichtigen Wahrheiten in ein deutlicheres Licht zu setzen; sie erregen die Liebe des menschlichen Geschlechtes zu ihnen, indem dasselbe lange Zeit von dem Irrthume umhergeworfen, endlich dahin gelangt, jene für den kostbarsten und heilsamsten Besitz zu erkennen. Wenn also die Philosophen, von denen wir gesprochen haben, auch in grobe Irrthümer gefallen wären, so würden sie darum von keinem geringern Nutzen für die Menschheit gewesen seyn, welche gerade durch das Ungenügende und Mangelhafte ihrer Lehrer das Bedürfniß und den unschätzbaren Werth einer gründlichen und wahren Philosophie empfinden gelernt hat.“ Anderwärts erkennt er in der Philosophie Locke's ein Bedürfniß seines Jahrhunderts, wodurch sie auch ihre Bedeutung erlangt habe; die Philosophie nämlich wurde durch Locke aus dem engen Verschlusse der Schulen hervorgezogen und zu den Ohren der Völker ge-

bracht, worin aber auch der Grund zu ihren Mängeln zu suchen ist. Von den Scholastikern heißt es unter anderm nach Darlegung der eignen Theorie: „Den Scholastikern waren die Wahrheiten, von denen wir sprechen, gar nicht unbekannt, wie dieß die vielen von mir angeführten Stellen aus ihren Werken beweisen. Dennoch scheinen sie sichs nicht besonders haben angelegen seyn lassen, den Zusammenhang der Wahrheiten, die sie kannten, zu untersuchen, und darum gelang es ihnen nicht, dem Systeme über den Ursprung der Ideen jene Einfachheit und Vollendung zu geben, deren es benöthigt war. Darum entsprangen für viele unter ihnen die ersten Kenntnisse (prime notizie) aus einer verborgenen und dunkeln Quelle, die sie höchstens mit unbestimmten und metaphorischen Worten beschrieben, oder sie erklärten sie geradezu für eine Art Instinkt. Und so faßte auch Dante die scholastische Ansicht auf u. s. w." Wer könnte die hohe Bedeutung, die unserm Verfasser aus diesem seinem Standpuncte selbst, dem Zusammenfassen der älteren und neueren Philosophie, der Fortbildung und Befruchtung jener durch die Ergebnisse dieser, und der Berichtigung und Kräftigung der letztern durch die Wahrheit und Sicherheit der erstern für die Wissenschaft überhaupt, und zumal die katholische, erwächst, verkennen?

Das Zweite, was ihn auszeichnet, und was wir hier zu betrachten haben, ist das Verhältniß seiner Philosophie zur christlichen Religion. Wir wollen das, was er näher als die Aufgabe seines Werkes bezeichnet, so wie das, was er über den Zusammenhang desselben und die Uebereinstimmung und den Unterschied der Philosophie überhaupt mit der Religion sagt, mit seinen eigenen Worten anführen.

„Es ist also die Absicht dieses Werkes, so viel als möglich, bis zu dem Ursprunge der Wahrheit in uns, wo sich die Quellen des Lebensstromes befinden, hinaufzusteigen, und aus jenem ersten Anfange zugleich alle menschlichen Erkenntnisse und die menschliche Gewißheit abzuleiten, indem wir so einen einzigen Keim aufdecken, aus welchem

jene wahre Philosophie, deren das menschliche Geschlecht bedarf, entsprießt; eine Philosophie, die in sich die beiden Charaktere der Einheit und Totalität trägt, mit deren erstem sie der Erkenntniß Festigkeit und Ruhe gibt, und mit dem zweiten dem menschlichen Geiste jene unermeßliche Nahrung gewährt, nach der er sich sehnte, und ohne welche er nicht bestehen kann, sondern nothwendig, wie jedesmal, wenn ihm ein wesentliches Gut entzogen wird, in eine Art geistiger Raserei verfällt. Da die erste Wahrheit, als Form der Vernunft, einzig und höchst einfach in sich selbst ist, so verleiht sie nothwendig allem von ihr abgeleiteten Wissen die vollkommenste Einheit; und da es kein Wissen gibt, welches nicht von ihr herrührte und sich von ihr ableiten ließe, so umfaßt sie nothwendig das Ganze in einer unermeßlichen Fruchtbarkeit, und ist darum Gegenstand einer Philosophie, welche den Charakter der Totalität an sich hat. .... Dieß ist, wie ich glaube, auch die Theorie des Evangeliums, und darum die Philosophie des Christenthums. Und man darf sich nicht wundern, daß eine für den Menschen göttliche Philosophie ihre Grundlagen in der menschlichen Natur habe, und den wesentlichen Gesetzen der Natur, für die sie gegeben ist, entspreche. Ich wüßte wahrhaftig keine Lehre zu finden, welche besser, als die christliche, die vollkommenste Einheit mit der absolutesten Totalität in sich vereinte. Nur daß das Christenthum nicht einfach eine Theorie ist, welche der menschlichen Erkenntniß die Methode der Wahrheit, oder die Wahrheit selbst mittheilte, wie ein Mensch sie dem andern in Worten mittheilen kann; sondern es ist eben sowohl eine unsichtbare Kraft, welche die Wahrheit selbst im Menschen mächtig macht; welches sie mächtig macht im Geiste, wo sie ein neues Licht entzündet und ausstrahlt, und neue, dem menschlichen Auge früher verborgene und über die Schranken der menschlichen Natur hinausliegende Dinge enthüllt; mächtig im Herzen, um es umzuwenden und vom Scheine des vergänglichen Gutes zur Sehnsucht und Liebe zu jenem höchsten Gute zu bekehren, das ihm in der Wahrheit selbst deutlicher und anziehender geworden ist; mächtig im Leben, welches sich dem erneuten Herzen und Geiste gemäß erneut und herstellt; mächtig endlich im Universum selbst, welches seine Gesetze zum Gehorsam und Dienste der in der menschlichen Gattung erhabenen und triumphirenden Wahrheit einrichtet, oder dessen Gesetze vielmehr von Ewigkeit her dazu eingerichtet sind. .... Das Princip des Christenthums ist also ein einziges, die Wahrheit; und die Wahrheit ist auch das Princip der Philosophie; nur daß, wie in dieser die Wahrheit sich als Regel des Geistes zeigt, sie sich in jenem voll und ganz, als eine göttli-

che Person, in sich selbst bestehend, uns darbietet, welche theils in uns leuchtet und in der Wesenheit unseres Geistes thätigst wirkt, theils verhüllt und geheim sich zum ehrwürdigen Gegenstande unseres Glaubens und zur unendlichen Quelle unserer Hoffnung macht. ..... Jenes einfachste Princip, welches der christlichen Lehre so viel Einheit gibt, ist aber zugleich jenes höchst fruchtbare Princip, aus welchem in der christlichen Lehre alle Güter keimen; und die menschlichen Wissenschaften selbst gedeihen nur in sofern glücklich und mit ununterbrochenem Fortschritte, als sie sich zu Sprößlingen jenes Saamens, zu Zweigen jener festen Wurzel machen. Daher verbreitete das Christenthum die Civilisation, als seine natürliche Folge, auf der Erde, und machte sie unzerstörbar, wie sich selbst, und indem es sich fortwährend mehr und tiefer in die Gesellschaft einführte, legte es in sie jenen Keim unbegränzter Vervollkommnung, die der menschliche Stolz, der stets die Wohlthaten vergißt und fremden Ruhm sich anmaaßt, sich selbst zuschreibt, jene Vervollkommnung, die den Nationen, welche der Ankunft Jesu Christo vorangingen, unbekannt war, der allein, nach dem feurigen Ausdruck des Jesaias, den Zaum des Irrthums hinwegnahm, der in dem Munde der Völker lag. Darum ist auch der menschliche Uebermuth selbst, der wohl dem Einzelnen schaden kann, heut zutage unvermögend, die ganze Menschheit wieder zu verwildern; und alle Anstrengungen der Hölle im vorigen Jahrhunderte haben nur dazu gedient, aufs neue die Ohnmacht des Menschen und die Allmacht jenes Erlösers zu beweisen, der die Völker heilbar gemacht hat, dem jedes Hinderniß ein Mittel, und zwar ein nothwendiges und berechnetes Mittel ist, welches die unabweislichen Geschicke der Worte des Evangeliums erfüllen hilft. So kann man, trotz dem augenblicklich widersprechenden Anscheine, mit Wahrheit sagen, daß nichts den Gang des Christenthums hemmt und aufhält, und im Gegentheil man kann in unseren Tagen jene Worte des heil. Athanasius wiederholen: „„die heidnische Weisheit macht heut zu Tage keine weiteren Fortschritte; vielmehr verschwindet diejenige, die da war, allmählig““. ...... Darum vermag sich von der wahren Weisheit nichts auszuschließen; sondern alle heidnischen Künste und Wissenschaften mußten naturgemäß untergehen, als Zweige eines verdorbenen und undauerhaften Stammes, des sich selbst überlassenen menschlichen Geistes, und sie mußten so die Weissagung Christi erfüllen: „„jede Pflanzung, die nicht von meinem himmlischen Vater gepflanzt ist, wird ausgerottet werden““; alle mußten sich erneuen, aus einer christlichen Wurzel hervorgehend, und selbst christlich werden. ...... Dieß sind die Wirkungen der Wahrheit, als

Princips der Religion, in sofern sie erfüllt, göttlich und dem Menschen von Natur verborgen, aber durch Gottes That zum Quell der Gnade und Gegenstande des Glaubens geworden ist; und als Princips der Philosophie, in sofern sie in unserem Geiste naturgemäß als ein Licht, oder als erste Idee, oder als eine Regel für das Urtheil wieder erleuchtet. Daraus läßt sich ersehen, wie die Philosophie nicht mit der Religion verwechselt werden darf, und doch auf eine wunderbare Weise mit ihr übereinstimmen und ihr zum Nutzen dienen muß. ...... Und man sage nicht, daß neben den religiösen Wahrheiten die philosophischen Fragen als bloße Ursachen zu unbeendetem Streite und ohne alle Erbauung unnütz und überflüssig seyen. Wie wenig kennen die, welche so sprechen, die menschliche Natur! Sie wollen eine Scheidungslinie zwischen Wahrheit und Wahrheit ziehen, diese für nützlich, jene für überflüssig erklären, und sie wissen in sofern nicht, daß die Wahrheit in ihrem ganzen Umfange ein wesentliches Bedürfniß unserer Natur ist; daß diese Natur mit um so mehr Eifer nach den Erkenntnissen strebt, je erhabener, neuer und geheimnißvoller sie sind; und daß die Kräfte der einzelnen Menschen so beschränkt sind, daß sie der Menschheit auch nicht das kleinste Theilchen Wahrheit vorzuenthalten oder zu verbieten vermögen; denn die Menschheit wird sich niemals jene willkührliche und ungerechte Beschränkung auferlegen lassen, und die Erforschung der Wahrheit wird für das menschliche Geschlecht stets so frei, wie Luft und Licht, bleiben, so offen, als Gott sie für es gemacht hat. ...... Eine solche Erklärung über den Geist meiner Philosophie war ich der großen christlichen Gesellschaft schuldig; ich schuldete sie insbesondere meinem geliebten Italien, dem ich Leben und Sprache verdanke; jenem Italien, dem frommen Bewahrer des Glaubens seiner wahren Väter, und welches aus dieser Treue seinen schönsten Ruhm macht; ich schuldete sie dieser ewigen Stadt, von der aus ich schreibe, in welcher der Grundstein des kirchlichen Glaubens sich befindet, wo von allen Nationen die Menschen wie zu ihrem Vaterlande zusammenströmen und sich zusammenmischen, wie zu Einer Bürgerschaft gehörig, wo die durch die Welt zerstreuten Gläubigen sich vereinigen und zu den Füßen eines gemeinschaftlichen Vaters sich umarmen, in dessen Angesicht sie das lebendige Bild Jesu Christi verehren".

Als Leiterin nun in seinen Untersuchungen gilt unserem Verfasser die Natur der Dinge selbst, und mit der Darlegung seiner Ansichten hierüber schließt er die Vorrede und Einleitung zu seinem Werke folgendermaaßen:

Alle Versehen und Mängel der Gelehrten, welche, das Gute suchend, darüber hinausgehen, indem sie es durchaus dort finden wollen, wo es nicht ist, aber wo sie denken, daß es seyn müsse, entstehen daher, daß sie zwar einestheils viel von der Natur der Dinge halten, und urtheilen, diese Natur sey nicht willkührlich noch thöricht, sondern nach Gesetzen der Weisheit und höchsten Güte gebildet, worin sie, die Wahrheit zu sagen, vortrefflich urtheilen; aber von der andern Seite halten sie noch viel mehr von sich selbst, und sie haben nicht einmal den leisesten Verdacht, daß jene Gesetze, welche sie für die weisesten und besten ansehen, ganz und gar nicht die der Natur seyen, wodurch sie häufig getäuscht werden und bleiben. Denn nicht selten sind, gegen ihre Meinung, die Gesetze der Natur viel weiser und besser, als die, welche sie erfunden, und wovon sie gewünscht hatten, daß sie Gesetze der Natur seyn möchten, die sie jenem Wunsche gemäß, als solche erklärten und vielleicht mit Erbitterung vertheidigten. Und in der That, wie weit übertrifft der unendliche Verstand der Natur den begrenzten des Menschen! und wie oft ist das Gesetz, welches der Mensch der Natur als das weiseste und beste auferlegen will, nicht nur thöricht und erbärmlich, sondern sogar ganz unsinnig! Es reicht also nicht hin, daß der Mensch in sich den guten Willen habe, wenn dieser gute Wille nicht von einer billigen Bescheidenheit in Zaum gehalten, oder von einer durch demüthiges Studium der Natur der Dinge erlangten Einsicht geleitet wird. Kurz, der Mensch hat nichts zu thun, als sich zum Schüler der Natur zu machen; sie zu erforschen, und nicht ihr zuvorzueilen; ihre Gesetze aufzufassen, und nicht sie selbst zu schaffen; nicht bestürzt zu werden, wenn die Gesetze, die er sowohl in der physischen als geistigen und sittlichen Natur findet, verschieden von denen sind, die ihm seine eitlen Voreinnahmen als Gesetze der Natur angeben, sondern stets dem lebendigen Glauben an eine alles ordnende und regierende höchste Weisheit treu zu bleiben, und dort, wo ihm der Vorzug des beobachteten Gesetzes verborgen bleibt, geduldig sein Studium fortzusetzen: bei der tieferen Betrachtung des Gesetzes entdeckt er eine Weisheit, die ihn staunen macht, oder, selbst wenn er im Dunkeln bleibt, wird er sich eines höheren Lichtes erfreuen, das ihn sanft bewältigt, und so wird er zu dem Besitze einer Philosophie gelangen, die den Menschen weder feindlich ist, noch sie hart beherrscht, und mit dem Christenthum übereinstimmt, da der Urheber der Natur ebenso der Urheber des Evangeliums ist.

Aber das gegenwärtige Buch will nur die ersten Linien jener so wünschenswerthen Philosophie ziehen. Wenn diese ersten und wenigen

Linien getreu der Natur nachgezeichnet, wenn meine Wünsche lauter und richtig sind, wenn der Geist der Philosophie, die ich den civilisirten Völkern vorlege, dem Geiste ihrer Religion entspricht: mögen dann die Guten Hand an dasselbe Werk legen! mögen sie brüderlich meine Fehler verbessern, und das, was ich mangelhaft gelassen, hinzufügen“!

Wir haben absichtlich so lange bei der Darstellung des Geistes und des Standpunctes des Verfassers verweilt, weil wir diese zum Zwecke der gegenwärtigen Anzeige für das Wichtigste und Bedeutendste hielten. Wir werden uns bei der Uebersicht des Inhaltes des Werkes um so kürzer zu fassen suchen, als, wie schon gesagt, hier keine Kritik Statt finden soll, noch kann, und das speciell Philosophische nicht in diese Blätter gehört. Jedem, der sich um das Letztere wahrhaft und ernstlich bekümmert, würde ohnedieß eine auszugsweise mitgetheilte Darstelluug immer lückenhaft und oberflächlich erscheinen.

Das Werk zerfällt in Sektionen, Capitel und Artikel, denen jedoch nicht Willkühr, sondern eine sachliche Eintheilung zu Grunde liegt. So umfaßt z. B. die fünfte Sektion den ganzen zweiten Band, d. h. die Darstellung des ganzen Systems des Verfassers. Im ersten Bande nun, welcher die vier ersten Sektionen begreift, stellt der Verfasser, nachdem er von dem unscheinbaren Satze des zureichenden Grundes (den er in seine beiden Theile, das „nicht zu wenig“ und „nicht zu viel“ zerlegt), als allgemeinen Princips der philosophischen Methode ausgegangen, zunächst die Frage auf, um deren Lösung es sich handelt. Diese ist keine andere, als: „woher erzeugen sich die Ideen, und durch welche Ursache befinden sie sich in unserem Geiste?“ Die Schwierigkeit aber besteht darin: der menschliche Geist kann sich nur vermöge der Abstraction, oder vermöge eines Urtheils allgemeine Ideen bilden. Die Abstraction setzt sowohl besondere Ideen, als in diesen das Allgemeine, welches sie daraus entwickelt, voraus. Sie kann also jene Frage nicht beantworten. Andererseits

kann aber auch kein Urtheil ohne eine vorhandene allgemeine Idee Statt finden. So entsteht die Nothwendigkeit, im Menschen irgend eine allen seinen Urtheilen vorangehende allgemeine Idee anzunehmen, vermittelst der er von vorn herein zu urtheilen vermag, und alle anderen Ideen sich bildet." Diese Schwierigkeit aber bestimmt sich im Verlaufe der Untersuchung immer deutlicher und näher, sie bot sich unter verschiedenen Gestalten allen großen Philosophen dar, die, um sie zu lösen, die sinnreichsten Hypothesen erfanden. Dies führt nun den Verfasser zu einer Kritik der früheren philosophischen Systeme, die sich im Ganzen in solche ordnen lassen, welche für die Idee einen „unzureichenden," und in solche, welche für sie einen „mehr als hinreichenden" Grund annehmen. Beide entsprechen gewissermaaßen Perioden der Philosophie, einer Vulgar-Philosophie (filosofia volgare), die nachsichtig mit sich selbst ist, und die Schwierigkeiten gar nicht oder nur dunkel einsieht, und alle mit ungeschickten oder verwirrten Hypothesen erklärt; und einer gelehrten Philosophie (filosofia dotta), welche die Schwierigkeiten, die sich ihren ersten Hypothesen entgegensetzen, wohl erkennt, und daher die vulgären Theorien verschmäht, die daher sinnreiche und tiefe Systeme hervorruft, aber durch ein Uebermaaß in Fehler verfällt, wie jene durch Mangelhaftigkeit. Unter der ersten Reihe von Philosophen handelt er dann die Systeme von Locke, Condillac, Reid, Stewart und überhaupt die französische und schottische Philosophie ab, denen er wohl nur darum eine so große Ausführlichkeit widmet, weil sie in Italien, wie in Frankreich, zahlreiche Anhänger haben, so wie um den Zusammenhang der schottischen Schule (namentlich Reids) mit der kantischen Philosophie zu zeigen, und bei Stewart den Nominalismus zu berühren. Unter der zweiten Reihe von Philosophen begreift er den Plato, bei dem er die Kritik des Aristoteles über ihn anführt, und diese Kritik selbst, so wie die ganze Ansicht des Aristoteles von den Ideen (worin er Mängel, wenigstens Dunkelheit, jedoch auch

Spuren der wahren Lehre findet) einer ausführlichen Prüfung unterwirft, dann Leibnitz und endlich Kant als Repräsentanten der neueren deutschen Philosophie, auf deren Ausbildung durch Fichte, Schelling und dessen Schüler er später zurückkommt. Wir können aufrichtig und ohne Uebertreibung gestehen, daß wir nie und nirgends von allen diesen Philosophieen in Bezug auf die vorliegende Aufgabe weder eine so allseitige und gründliche, noch eine so klare und gewissenhafte Darstellung und Beurtheilung gefunden haben. Namentlich gilt dieß von der Kritik der Kantischen Philosophie, von der wir gern Proben mittheilen möchten, wenn wir nicht fürchten müßten, ihren Werth durch das Herausreißen aus dem Zusammenhang zu schmälern. Nachdem nun der Verfasser, die Fortschritte, welche die Philosophie vermittelst der verschiedenen Systeme gemacht, dargestellt hat, welche darin bestehen, jenes Ursprüngliche der Ideen, „das Eingeborne,“ zu ermitteln und auf seinen einfachsten Ausdruck zurückzuführen, worin Kant durch die (zwar sehr alte, aber vor ihm vernachlässigte) Unterscheidung des Formellen und Materiellen in der Erkenntniß, deren Erstes er eingeboren seyn ließ, am glücklichsten war (ein Anderes ist, ob die von ihm angenommenen Formen als ursprüngliche wahr sind, und ob er die Aufgabe der Philosophie richtig gefaßt und gelöst habe, was unser Verfasser verneint), macht er den Uebergang zur Darstellung seiner eignen Theorie.

(Schluß folgt.)

XVIII.

Hurter's Reise nach Oesterreich.

Oesterreichs innere Angelegenheiten sind in neuern Zeiten oft von mißgünstigen, beschränkten Tadlern mit gehässiger Bitterkeit besprochen worden. Dieß Schicksal hat etwas Tröstendes, da es nach den Worten des Dichters nicht die schlechtesten Früchte sind, die von solchen Wespen benagt werden.— Bei weitem betrübender aber ist es, daß das alte Oesterreich, „so aller Ehren voll ist", auch nicht selten ein so zweideutiges, treuloses Lob aus übel berüchtigtem Munde hat erfahren müssen, daß es seinen Freunden in und außer Deutschland zuweilen wahrhaft leid und bange bei solcher Lobspende geworden seyn mag. Desto erfreulicher und erquickender ist es, in Hurter's „Ausflug nach Wien und Preßburg im Sommer 1839" einmal eine Stimme eines redlichen, freimüthigen Mannes zu vernehmen, der mit großer Beobachtungsgabe und reinem Willen: die Wahrheit zü sagen, hingegangen ist, um selbst zu hören und zu sehen, und wie ein rechtschaffener Zeuge von dem, was er mit eigenen Sinnen wahrgenommen, Kunde zu geben. — Wir fühlen uns verpflichtet, unsere Leser auf diese höchst interessante Schrift aufmerksam zu machen; sie trägt überall den Stempel des Geistes eines großen Geschichtschreibers, dessen Blick an der Erforschung längst verklungener Zeiten geschärft, die Fähigkeit gewonnen hat, Zustände, die der Gegenwart angehören, aus dem rechten Gesichtspunkte aufzufassen. — Daß er, wenn er eben so viele Jahre als Wochen in Oesterreich hätte verweilen können, in manche Verhältnisse noch tiefer eingedrungen wäre, leidet eben so wenig einen Zweifel, als diese Bemerkung einen

Tadel gegen seinen Reisebericht enthalten kann. — Im Gegentheil verdient es unsere Anerkennung und Bewunderung, daß er mit seltenem, ächt historischem Takt, auf den ersten Griff, in so vielen Stücken, gerade das punctum saliens erfaßt hat. — Wie hoch steht er in dieser Beziehung über der beschränkten Oberflächlichkeit und Befangenheit eines andern, Europa alljährlich nach allen Richtungen hin durchstreifenden Gelehrten, der von den Dilettanten eine zeitlang ebenfalls als großer Historiker gepriesen wurde, dessen künstlich aufgeschwellter Ruhm sich heute jedoch bereits mit starken Schritten seinem wahren Maaße, d. h. dem Punkte nähert, wo die mathematische positive Größe in ihr Gegentheil umschlägt.

Es würde den Raum dieser Blätter überschreiten, wenn wir dem redlichen und geistvollen Verfasser Schritt vor Schritt auf seinem Pfade folgen, und unsre zustimmenden oder abweichenden Bemerkungen mit den seinigen vergleichen wollten. Dagegen sey es uns lieber vergönnt, aus seinen Urtheilen einige hervorzuheben, die den lebendigen Nerv unsrer Zeit berühren. Hieher gehört das, was er über die Gesetzgebung Joseph's II. in kirchlichen Dingen sagt:

„Die Josephinischen Verordnungen in Betreff der katholischen Kirche sind zwar noch nicht zurückgenommen, in manchen Beziehungen aber thatsächlich beseitigt. Man weiß wohl noch, mit welchem Jubel dieselben vorzüglich außerhalb Oesterreichs, im Innern von Allen, welche an der damals im Schwange gehenden Aufklärungs-Epidemie laborirten, bei ihrem Erscheinen begrüßt wurden; wie man darin den wesentlichen Schritt zu einer Emancipation des Menschengeschlechts erblicken wollte; wie man den Sieg des Greifbaren, Nutzbaren, Materiellen, über alles Tiefere und Dynamische, der platten, fahlen Gegenwart über Vergangenheit und Zukunft feierte; wie die Freimaurer, die Encyclopädisten, die Illuminaten, Alles, was nach verschiedenen Uniformen und Cohorten unter dem Commando und der Fahne der sogenannten Aufklärer robotete, demjenigen, der Alles dieses ins Werk gesetzt, mit seinem Namen sanctionirt hatte, einen vielstimmigen Päan entgegenjubelte. Es ist aber auch bekannt, wie bald, nachdem man gesehen, welche Zerrüttung über die Staaten, welches Mißbeha-

gen unter die Völker ein solches stürmisches Niederreißen tiefgewurzelter Einrichtungen, ein solches Aboliren der aus dem Leben hervorgegangenen und in dasselbe verflochtenen Gewohnheiten, ein derartiges Lösen aller natürlichen Bande, ein solches willkührliches Umgestalten aller Verhältnisse herbeiführe, bei Vielen in kurzem sich die Hitze abkühlte, wie Manche aus dem Taumel erwachten, ein sachtes Zurücklenken auf die Bahn, die man als ausgefahren vorgegeben hatte, für rathsam erachtet ward. Es ist wohl noch in Erinnerung, wie dann nicht lange nachher, als die französische Revolution in allem Jenem noch unendlich weiter schritt, alles eines Schlages wegfegte, was man dort noch lassen zu müssen geglaubt hatte, allmählig immer mehrere Stimmen gegen denjenigen sich richteten, in welchem die von vielen Seiten schon längst vorbereiteten Bestrebungen nur das Wort und die Macht zur Vollziehung gefunden hatten. Da aber bei jener Zunft noch Tag für Tag viele Jungen aufgedungen werden, und sie in neuester Zeit wieder größern Zuspruchs sich erfreut, so ist sich deß nicht zu wundern, daß wir in den Urtheilen über den Fürsten, der so aus der Bahn seiner Vorfahren heraustrat, hier auf eben so viel übertriebenes Lob, als dort auf unbemessenen Tadel stoßen.

Zwei Bestrebungen vorzugsweise lassen sich als Scheitelpunkte alles Thuns und Treibens in jener Periode bezeichnen; und noch heutzutage sind dieselben das Endziel aller Staatenverbesserer und Weltbeglücker, unter welchen Benennungen oder Gestalten sie in den verschiedenen Ländern auftreten mögen. Die erste: Abtrennung der Menschen von ihrer Vergangenheit. Deswegen sollte jede Nationalität, was in irgend einem Zusammenhang mit derselben steht, Sitten, Herkommen, Einrichtungen, Eigenthümlichkeiten, Sprache, Geschichte, Urkunden, Denkmäler, an und mit den Zeiten groß, stark, und festgewordene Rechtsverhältnisse als alter Plunder weggeworfen, an die Stelle eines durch Alles sich hindurchziehenden Stammes- und Volkstypus nur noch ein allgemeiner, abstracter, aus dem bloßen Begriff abgezogener, nirgends darum in das rechte Leben eingreifender Menschentypus gesetzt werden. Alle besondern Modalitäten sollten in der allgemeinen Unterthanenschaft, welcher seither, nicht ohne bewußte Absicht, das Staatsbürgerthum substituirt worden ist, jene selbst aber in der sogenannten Menschheit, welche zwar überall, in der Realität dagegen nirgends ist, verschwimmen und aufgehen; daher die möglichste Vermehrung dieses Atomenhaufens als oberster Zweck aller Staatsweisheit*), eine Tabel-

*) In einem Versuch über die deutschen Bewohner der österrei-

len- und Ziffermasse für den dynamischen Hebel der Staatsverwaltung galt. Wie man aber damals die Nationalität mit Stumpf und Stiel auszurotten beflissen war, und dabei doch ein undankbares Werk trieb, so scheint man heutzutage da und dort auf das entgegengesetzte Extrem zu verfallen, und den verschiedensten Menschen eine gleiche Nationalität mit Kautschuh und Karbatsche einbläuen zu wollen; ein Unterfangen, so verwerflich als jenes.

Das andere Bestreben war gegen die katholische Kirche gerichtet. Abgesehen davon, daß die tausendjährigen Verbindungen mit benachbarten, reichsfürstlichen Erzbischöfen und Bischöfen einer bloßen Theorie zu lieb abgerissen; tausendjährige Besitzungen nur deßwegen, weil die Marchen der eigenen Herrschaft über diese hinaus sich erweitert hatten, hinweggenommen; alle bisher fortbestandenen und nur in friedlicher Einwirkung sich geltend machenden Erinnerungen, von wannen her die Wohlthat christlicher Glaubenslehre einst gekommen seye, weggefegt wurden; verfügte man im Lande selbst über das Eigenthum der Kirche, als gäbe es keine Rechtstitel, vernichtete oder regulirte man ihre Befugnisse, als ob bis dahin nichts bestanden hätte, alles erst zu ordnen wäre. Während die Schriftsteller der damals herrschenden Secte die Bischöfe als bloße fruges consumere natos verschrieen, wurde ihnen die Uebung einer wesentlichen Amtspflicht, an die sie durch alle Kirchengesetze erinnert worden — das Predigen und mit diesem noch manche andere Obliegenheit ihrer Stellung — officiell untersagt. Indeß man in jeder Schrift lesen konnte, sie bekümmerten sich nicht um ihre Sprengel, sollten sie diese nicht anders als unter Aufsicht eines bestellten Wächters, mithin, sobald sie Pflicht und Würde erkannten, gar nicht bereisen dürfen. Wenn es Jedem gestattet war, irgend einen Theil seines Hauses zu einem Freimaurerwinkel herzugeben, war es hingegen verpönt, einen solchen der Andacht zu widmen; alle Hauskapellen, die man ehedessen in fürstlichen Wohnungen so gut als Festsäle einrichten zu müssen glaubte, wurden geschlossen, die Eröffnung neuer hiemit untersagt. Konnte jeder Gastwirth nach Belieben und Berechnung dem Volk Festlichkeiten ankündigen, so mußte dagegen der Kalender von der Kirche an die Polizei übergehen, und in den Schulgesetzen wurde den Schulmeistern für Einstellung der Schule an aufgehobenen Feiertagen

---

chischen Monarchie (von Rohrer), Wien 1804, heißt es Bd. I. S. 30: Die Population in Mähren seye von 1784—1799 um 144,453 Köpfe gestiegen; „dieser Zuwachs an thätigen Menschen ist unstreitig die schönste Lobrede auf den verblichenen Kaiser Joseph II.“

Strafe vorzugsweise angekündigt. Auf offener Straße durfte sich Alles und zu jedwedem Zwecke sehen lassen, nur die Kirche nicht. Die Verbindungen mit Auswärtigen, tiefer, höher oder gleich Stehenden waren niemand untersagt, der Zusammenhang der Freimaurer und Illuminaten mit ihren unbekannten Logenobern im Auslande nicht unterbrochen; aber an das Oberhaupt der katholischen Kirche, an die Obern der besondern geistlichen Communitäten sich um Rath, Belehrung, Aufschluß zu wenden, sollte allein nicht gestattet seyn. Wie viel Lichter bei einer Privatgesellschaft, bei einer Tanzbelustigung aufgesteckt werden dürften, war dem Belieben eines Jeden anheim gestellt, der Kirche allein wurde die Zahl vorgeschrieben. Weltliche Erzieher aus dem Auslande blieben unbedenklich geduldet, geistliche aber sahen sich des Landes verwiesen; die Lehre von jenen war von vorn herein für zuläßig und beifallswerth, diejenige von diesen, bloß ihres Standes wegen, für verwerflich und tadelnswürdig gehalten.

Jenes erst bezeichnete Bestreben gewährte aber dem zweiten die wesentlichste Unterstützung. Viele Klöster waren durch frühere Kaiser, durch Glieder des Hauses gestiftet worden, sie waren gleichsam Vermächtnisse an den Schutz, das Wohlwollen, die Frömmigkeit der Nachfolger, jedes hinwiederum ein lebendiges Denkmal der Vorfahren, der Ahnfrauen, der Gesippten. Sie wurden hinweggeräumt, gleich vielen andern, die dem kirchlichen Sinn des Adels, der Begüterten, der Städte, der Communitäten ihr Daseyn zu danken hatten. Wie manche Thräne mag damals das Alter, die liebgewordene Gewohnheit, das Gefühl der Unbehülflichkeit und Unbehaglichkeit in einem fremd gewordenen Zustand, der Zweifel über künftige Existenz, der innere Vorwurf über gebrochene Zusage, nicht vergossen haben! Von wie manchem Orte hätte nicht, wie durch den Abt von Zwettl, über die Aufhebung des Nonnenklosters Imbach bei Krems geschrieben werden können: „Mein Herz blutete, als die alten und jungen Chor- und Layenschwestern starr und bleich vor sich blickten, regungslos standen, bis der Schmerz sich durch Thränen Luft machte; als sie mich umringten und nur die Worte stammelten: „„Jetzt, da es uns durch Sie gut gieng““ *). Ich konnte den Jammer nicht anhören, tröstete sie, so gut ich mit halb gebrochenem Herzen

*) Dem in ökonomischen Verfall gekommenen Kloster war nämlich Abt Rainer II. von Zwettl als Administrator vorgesetzt worden; seiner Sorgfalt und Thätigkeit war es gelungen, dasselbe wieder zu besserem Stand zu bringen.

konnte, und ermahnte sie, in das sich zu fügen, was sie nicht ändern könnten" *).

Alles dessen wegen ist über Kaiser Joseph ein hartes Urtheil gefällt worden. Wäre es ein Despote des Orients gewesen, der nach momentanen Launen baut und zerstört, giebt und nimmt, anordnet und widerruft, so möchten diese Urtheile zutreffen. Wie aber damals die Sachen sich gestaltet hatten, sind sie zum mindesten einseitig. Jene Vorkehrungen auf dem staatlichen und kirchlichen Gebiete der Monarchie sind nicht urplötzlich, wie Pallas aus Jupiters Haupt mit Speer und Schild, hervorgesprungen; sie wurden allmählig vorbereitet, sie entwickelten sich als Embryo, bis sie ausgetragen die Mutter brachen und mit vollem Leben begabt hervortraten. Diese sogenannte Philosophie jener Zeit hatte von Jahr zu Jahr weiteres Feld, tiefere Wurzeln, bedeutendere Anhänger unter den höhern Ständen gewonnen.

Wie viel von derselben durch Josephs Erzieher in ihn hineingepflanzt wurde, wird wohl schwerlich mehr zu ermitteln seyn. Als aber frühzeitig die Kaiserkrone sein Haupt schmückte, blieb ihm bei dem bloßen Glanz derselben, ohne dabei zu praktischer Thätigkeit in Anspruch genommen zu werden, für die Schriften jener Afterphilosophen, „Staatsründler und Staatszusammenschmelzer" (wie Vogt sie treffend nennt) allzuviele Muße. Wenn dann seine Rechtslehrer über jedes positive Recht den Stab brachen, und mit kecker Zudringlichkeit an die Stelle des hohen Erzhauses den abstracten Staat schoben; wenn dann seine Staatswirthschaftslehrer dem schaalen Utilitätsprincip mit einer Zuversicht, als hätten sie den Stein der Weisen entdeckt, huldigten; wenn dann seine Finanzmänner mit einer Stirne, die jeden Zweifel niederschmetterte, die Lehre vom todten Gut aufbrachten, welches die Gewalt sonder Zaudern möge zur Hand nehmen; wenn dann seine Kameralisten mit hellem Posaunengebläse die möglichste Vermehrung der Menschenmasse als höchstes Ziel monarchischer Bestrebung anpriesen; wenn dann seine Statistiker den Gipfel aller Weisheit erklommen wähnten, indem sie lehrten, wie die Monarchie in ein großes Rechenexempel umzuwandeln seye; wenn dann seine Hofcanonisten und Hoftheologen ihrerseits deducirten: die Seele und der Glaube des Menschen seyen an den Staat verfallen, wie es in Bezug auf Leib und Beutel jene behaupteten; wenn dann höhere Geistliche innerhalb der Monarchie und selbst in geistlichen Fürstenthümern in dem Ankämpfen gegen die bisherige kirchliche Ordnung sich groß, weise und tiefsinnig

*) Oesterr. Geschichtforscher S. 547.

wähnten und in den Weihrauchwolken, die von Unberufenen hiefür entgegenwirbelten, sich benebelten; wenn endlich, nachdem jenes Alles Glaube gefunden, Wurzel gefaßt und Verwirklichung gewonnen, die Fluth von beinahe 12,000 Schriften und Schriftchen einer theilweise namenlosen Schreiber- und Aufklärungs-Cohorte den Monarchen in der Vermuthung bestärkte, er habe Heilsames vollbracht, weil er das Jahrhundert, die Aufklärung, die Menschheit — wie man diese Dinge damals nannte — so kräftig vorwärts geschoben; mit welchem Recht darf man über denjenigen, welcher alle diese, mit so hoher Zuversicht, mit selbsteigener Versicherung ihrer Unfehlbarkeit vorgetragenen Lehren in die That übersetzte, und dieß deswegen, weil er solches nicht nur konnte, sondern zu thun von allen Seiten angetrieben ward, ein hartes Urtheil fällen?

Es ist wahr, Kaiser Josephs Reformen haben Vieles aus ihren Fugen gerissen, haben den pseudophilosophischen Entwürfen in einem Umfang und in einer Schnelligkeit zur Wirksamkeit verholfen, wie die vornehmsten Träger derselben es nicht zu ahnen sich erlauben durften. Dieß war sein Werk, aber nicht sein Wille; denn er hörte keine andere Stimmen, als solche, die ihn in der Ueberzeugung bestärkten, der betretene Weg seye der allein richtige, um seinen Staaten Festigkeit, seinem Hause Macht und Ansehen, seinen Völkern Glück zu bereiten. Wenn er in seinen Verfügungen gegen die Kirche die ersten Rathgeber, die bereitwilligsten Vollstrecker, die lautesten Bewunderer unter hochgestellten oder nach höherer Stellung lugernden Geistlichen zuerst fand; wie konnte in ihm ein Zweifel aufkommen, daß der eingeschlagene Pfad nicht der richtige seye? Es bleibt überhaupt eine der seltsamsten Erscheinungen, daß die wärmsten Vertheidiger und eifrigsten Anhänger der josephinischen Reformen unter der Geistlichkeit selbst sich fanden, und unter dieser zum Theil jetzt noch vorhanden sind. Man kann sich dieses nur daraus erklären, daß sie aus dem Zauberkelch, der damals kreiste, wo Manche blos nippten, begierigere Züge thaten, und vielleicht auf die Welt besser wirken zu können wähnten, je tiefer sie in dieselbe verfielen; alldieweilen sie doch schon vor bloßer Gleichstellung mit ihr durch die gewichtigste Stimme, die es für sie geben sollte, gewarnt werden.

Sollte es wahr seyn, daß Kaiser Joseph gegen sein Ende, wie ihn in Bezug auf andere Verhältnisse die Ereignisse dessen belehrten, auch hierin zur Erkenntniß eines zu weiten Eingreifens gekommen seye, dann müßte man wahrlich seinen frühen Tod bedauern. Denn wie viel leichter wird es nicht demjenigen, der irgend in ein Verhältniß Zer-

rüttung gebracht hat, in das richtige Geleise wieder einzulenken, als jedem Andern? Die verwundende Hand kann sich hier weit leichter in eine heilende umwandeln. Der Tod des Fürsten drückt seinen Verfügungen ein Siegel auf, welches schwerer zu lösen ist, als dasjenige, womit sie unter seinen Augen ausgestattet wurden, und moralische Rücksichten aller Art binden dem Nachfolger die Hände ungleich mehr, als es bei demjenigen der Fall seyn könnte, der selbst ein zuvor angenommenes System in ein später für richtiger erkanntes vertauschte".

Nichts desto weniger hängt an dieser Reform der Reformen Josephs Oesterreichs Schicksal und sein Heil, seine Ehre und sein Gedeihen für die Zukunft. — Dieser Grundsatz in seiner Allgemeinheit ist so wahr und richtig, daß nicht leicht Einer unserer Leser ihn bezweifeln dürfte. — Nur glauben wir einem Irrthume bei dieser Gelegenheit begegnen zu müssen, der, wenn er vorkäme, in dem Charakter unsrer Zeit liegen würde. — Es ist nicht möglich und nicht rathsam, Oesterreichs Zustand, wie ihn die Gesetzgebung der letzten sechzig Jahre gegründet und entwickelt hat, mit wenigen Federzügen umzustürzen, um denselben äußerlich und von Staatswegen auf irgend ein jenseits der Periode der Zerstörung liegendes Normaljahr zurückzuführen. — Alle Reform der Josephinischen Verordnungen kann und darf allein in einem wahren und ächten Fortschreiten zum Bessern bestehen, wie es diese Zeit erheischt; eine Aufgabe, die bei weitem schwieriger ist, als irgend ein todter, rein mechanischer Restaurationsproceß, oder das Festhalten an einem eben so unpraktischen Princip der absoluten Stabilität, die auf Erden nicht möglich ist. — So z. B. kann und darf, um eines der wichtigsten Punkte specielle Erwähnung zu thun, nicht davon die Rede seyn, den akatholischen Gemeinden in Oesterreich jene Freiheit des Cultus wieder nehmen zu wollen, die Joseph II. ihnen ertheilte. — Erhaltung dieser Freiheit auf ihrem dermaligen, richtig verstandenen Status quo ist gleichmäßig Pflicht der Gerechtigkeit, wie der Klugheit. Andererseits kann der Kirche auch in Oesterreich, nicht etwa durch Resti-

tution des verlornen, materiellen Besitzes, sondern nur durch Wiederherstellung ihrer naturgemäßen Freiheit geholfen werden, — bei welcher die österreichische Monarchie, auch in rein politischer Hinsicht, gar nichts zu befürchten, sondern nur zu gewinnen hätte. — Wenn andere Regierungen unglücklich genug waren, sich der Kirche als einer vermeintlichen, natürlichen Feindin gegenüber zu stellen, so lag die Schuld davon hauptsächlich in ihrem Protestantismus, und in der von ihnen übernommenen (undankbaren) Sorge für dessen Erhaltung. — Sie glaubten in dem, was sie das Prinzip des Protestantismus nannten (sey dieß nun der strenge Absolutismus in der Einheit von Staat und Kirche, oder die absolute, revolutionäre Licenz des Individuums, oder eine Mischung aus beiden Elementen), genug sie glaubten in diesem Prinzip die Wurzel ihrers Daseyns zu erkennen, und mußten daher alle Consequenzen über sich nehmen, zu denen diese Wege geführt haben und ferner noch führen werden.

Nicht also Oesterreich; — sein geistiger Boden ist, seitdem es existirt, die Kirche, und nur wenn Oesterreich in dieser das allein und wahrhaft conservative Princip erkennt, versteht es die Mission, die ihm von Gott geworden: ein Schild des Rechts und der Ordnung auf Erden bis zu den letzten Zeiten zu seyn.*) Durch die in der Periode der falschen Aufklärung eingetretenen Abweichungen von diesem Ziele hat es der Natur seine Schuld bezahlt. — Wer sich rein fühlt, mag den ersten Stein aufheben! — Wenn es heute die Elemente der Erhaltung, der Gesundheit, der wahren Ordnung zu beleben, zu kräftigen, in Thätigkeit zu setzen weiß, wenn es ihm gelingt, den Schaden Joseph's von innen heraus zu heilen, — dann kann es eben jene verneinende Richtung als ein Mittel betrachten, dessen Gott sich bediente, die verborgene Kraft zu wecken, Fäulniß und Er-

*) Nach Friedrich's III. Wahlspruch: Austria erit in orbe ultima.

starrung zu verhüten, und durch die selbst zerstörende Bewegung das Leben zu erhalten und zu verjüngen.

Eine andere inhaltschwere Materie berührt Hurter in dem, was er über die Censur sagt, welchen Abschnitt wir unsern Lesern angelegentlichst zur Beherzigung empfehlen. — Die abstracte Frage, was soll gelten, Censur oder Preßfreiheit? wird jeder denkende und redliche Mann, — in sofern es sich um Prinzipien handelt, — ohne weiteres zu Gunsten der ersteren beantworten. — Daß jedes menschliche Wesen ein natürliches, angebornes Recht habe, seine Gedanken drucken zu lassen, ohne daß es daran, wenn seine Rede der Welt, dem Staate, dem Nächsten schädlich ist, gehindert werden dürfte, ist eine offenbare Absurdität, und nicht vernünftiger als etwa der Satz: jeder Mensch darf Feuer anlegen, dagegen ist es verboten, Thurmwächter, Spritzen und Eimer zur Verhütung von Feuersbrünsten in Bereitschaft zu halten. Die so gestellte Frage, in sofern sie ein Princip des natürlichen Rechts betrifft, ist also leicht beantwortet. Viel schwieriger aber ist eine andere: ob nicht die unbedingteste Preßfreiheit mit allen ihren Schattenseiten einer Censur vorzuziehen sey, die das Uebel nicht verhindert, dagegen aus Beschränktheit, Feigheit oder offenbar feindlichem Willen die Wahrheit unterdrückt? — Uns scheint es daher bei weitem nöthiger, die richtigen Maximen der Verwaltung der Censur festzustellen, als noch länger über das theoretische Recht oder Unrecht derselben zu streiten. — Ohne alle Beziehung auf die Oesterreichische Censur, über deren Vorzüge oder Mängel wir mit H. Hurter nicht rechten wollen und können, erlauben wir uns daher nachfolgende gelegentliche Gedanken unsern Lesern zur Prüfung und Erwägung anheim zu geben: 1) Es kömmt nicht sowohl darauf an, was in einem Lande gelesen werden darf, sondern vielmehr auf das, was daselbst geglaubt wird. 2) Absolute Absperrung der lesenden Klassen des Publikums von aller und jeder der Staatsgewalt mit Recht oder Unrecht mißfälligen Literatur, ist selbst durch die

wachsamsten Polizeimaaßregeln nicht möglich. Die Hoffnung: die gebildeten Klassen des Publikums über die Existenz gewisser Thatsachen und Meinungen in Unwissenheit zu erhalten, ist eben so eitel als verderblich, weil sie dazu führt, die Kritik und die Polemik gegen das Schlechte zu verbieten, „damit kein Aufsehen erregt werde." — Dieß ist das sicherste und untrüglichste Mittel, die öffentliche Meinung in kurzer Frist bis auf einen Grad zu verderben, wohin die äußerste Preßfreiheit gar nicht, oder doch nicht so leicht gelangt seyn würde, weil sie mit dem Schlechten zugleich auch das Gute entfesselt hätte. 3) Auch die strengste Censur ist nur eine negative Maaßregel, sie hält im günstigsten Falle nur Böses ab, pflanzt aber nie das Gute. — Die falsche Lehre kann auf die Dauer nicht durch Unwissenheit, sondern nur durch Kenntniß der Wahrheit überwunden werden. Hieraus folgt: daß es bei weitem mehr auf die Tendenz der Erziehung, auf die Wirksamkeit der Kirche und auf die Thätigkeit der guten Literatur im Lande ankommt, als auf die Organisation der Censur, die selbst im günstigsten Falle nur jene positiven Kräfte unterstützen kann. Liegen diese darnieder, so ist freilich guter Rath theuer, blindes Vertrauen auf die Censur aber nur eine gefährliche Illusion. 4) Keine Staatscensur macht die Censur überflüssig, welche der Bischof, der Beichtvater, der Lehrer, der Vater, überhaupt Jeder in seinem Kreise über seine Untergebenen ausübt. — Es ist reiner Wahnsinn und krasser Absolutismus, die Wirksamkeit dieser natürlichen Gewalten als einen Eingriff in das vorbehaltene Recht des omnipotenten Staates zu behandeln, und als solchen ausschließen zu wollen.*) 5) Die wirksamste Censur ist der lebendige, religiöse Sinn des ganzen Volkes, und der richtig

*) In einem gewissen Lande wurde ein Priester von Staatswegen belangt, weil er einem seiner Schüler die Lectüre gewisser Romane verboten, welche die Staatscensur erlaubt hatte. Dieß sey Anmaßung eines Hoheitsrechtes.

gebildete Geschmack der Vornehmen, mit einem Worte: die öffentliche Meinung der Bessern. — Hat die Censur in dieser gar keine Stütze mehr, so ist sie nicht bloß unwirksam, sondern wird wesentlich dazu beizutragen, den Geist der Nation durch fruchtlosen Widerstand gegen die Bewegung zu verschlechtern. — 6) Der gefährlichste Feind der Censur, selbst wenn sie das Gute will, ist das Princip: daß die Regierung des Landes für jedes Wort, dessen Druck sie erlaubt, für jedes Buch, dessen Eintritt über die Gränze sie gestattet hat, dermalen verantwortlich werde, als habe sie es selbst, angethan mit ihrer souverainen Autorität und Machtfülle, gesprochen und geschrieben. — Dieß Prinzip führt zu einer jeden Glauben übersteigenden, wortklauberischen Aengstlichkeit, und diese wiederum zu einer übel verstandenen, kleinlichen Strenge, wodurch die Censur nicht nur lächerlich wird, sondern wodurch kraft des Grundsatzes von der Berührung der Extreme Effecte entstehen, die dem völligen Mangel aller Censur gleich kommen. 7) Die von der Staatspolizei ausgehende Censur kann nichts, als das, worauf überhaupt alle weltliche Sittenpolizei sich beschränken muß: dem gröbsten Aergernisse, den offenbar feindseligen, groben Angriffen auf die gesellige Ordnung, auf die Religion, auf die Sittlichkeit wehren. — So würde z. B. die Polizei den auffangen, der nackt auf der Straße herumliefe, aber sie wird wohl daran thun, zu schweigen, wenn nach der heutigen, gewiß nicht löblichen Mode Frauen und Mädchen Schultern und Nacken entblößen. Dieß sind die Grundsätze, nach denen, wie wir glauben, die Censur in jenen Staaten gehandhabt werden müßte, wo sie heute noch besteht, und wir sind überzeugt, daß mit eben diesen Ideen auch Oesterreichs große Staatsmänner im Wesentlichen einverstanden sind, wenn freilich hier wie überall die Ausführung Manches zu wünschen übrig lassen mag. —

Auf einige andere Punkte in Hurters gediegenem Werke werden wir bei einer andern Gelegenheit zurückkommen.

XIX.

Beiträge zur Geschichte und Charakteristik Belgiens.

Zweiter Artikel.

Es ist bereits oben darauf hingewiesen worden, daß es unter dem Adel in den Niederlanden eine große Menge Mißvergnügter gab. Hatte Karl V. den Belgiern den Vorzug gegeben, so gab ihn Philipp II. den Spaniern, und wie damals die Dinge sich gestaltet hatten, so glaubte der König, als er nach einem vierjährigen Aufenthalte die Niederlande verließ, die Zügel der Regierung nicht den inländischen Großen anvertrauen zu können. Er kannte seine Leute sehr wohl, insbesondere den „Schutzengel der Freiheit“! Philipp fand sich daher bewogen, seine natürliche Schwester, Margaretha von Parma, die Tochter Karls V. und der Maria Van der Geest als Oberstatthalterin der Niederlande einzusetzen; er ordnete ihr zwar einen aus Einheimischen bestehenden Staatsrath, außerdem aber in dem Bischofe von Arras, Anton Perrenot de Granvella, Viglius von Zuichem und dem Grafen von Barlaimont einen Geheimenrath bei, zu gleicher Zeit ließ er eine spanische Armee daselbst zurück. War zwar das Volk mit der Ernennung Margarethens ganz zufrieden, so mißfiel diese doch, mehr aber noch der geheime Rath, dem niederländischen Adel; allgemein jedoch erregte die Armee Unzufriedenheit, um so mehr, da die spanische Soldateska jener Zeit nicht nur Nichts vor andern Truppen voraus hatte, sondern fast für die zügelloseste gelten konnte. Philipp gab den wiederholten Vorstellungen nach und

rief die Armee zurück, damit war aber dem Adel noch keineswegs gedient. Dieser befand sich damals allerdings nicht in der glücklichsten Lage, größtentheils durch seine eigne Schuld, am wenigsten aber konnte von König Philipp verlangt werden, er solle jene Uebelstände heben. Karl V. hatte Heereszüge nach allen Weltgegenden hin unternommen, unter ihm hatte eine große Zahl des niedern Adels aus Belgien eine hinreichende kriegerische Beschäftigung gefunden, so auch zu Anfang der Regierung Philipps II., als es sich darum handelte, die niederländischen Grenzen gegen eine französische Invasion zu schützen. Jetzt ruhten die Waffen; der Friede that aber, insbesondere den Herren vom Adel, um so weniger wohl, als Luxus und Verschwendung sie in ihren Vermögensverhältnissen immer weiter herunterbrachte. Sehr richtig bemerkt Leo (Univ. Gesch. Bd. 3, S. 469): „Kein revolutionäreres Element gibt es aber in einem Lande, als verarmten, mit seinen Verhältnissen unzufriedenen Adel“. Wie dieser aber damals in den Niederlanden war, davon giebt uns Renom de France in seinem oben erwähnten Werke einen interessanten Bericht: „Um den Ursprung und den Fortgang (der Glaubenstrennung) besser zu verstehen, muß man sehen, wie der Adel sich seit längerer Zeit der Ordnung entschlagen und herabgebracht hatte, durch Wucherzinsen und Verschwendung; er vergeudete mehr als das Doppelte, als sein Vermögen es gestattete, an Meubeln, Festen, Bällen, Masqueraden, Karten- und Würfelspiel, Kleidung, Livreen, Gefolgen von Bedienten, überhaupt in jeder Art von Lustbarkeit, Luxus und Ueberfluß“. An der Spitze dieses Adels standen nun der Prinz von Nassau (verheirathet mit der protestantischen Enkelin Philipps von Hessen), Egmont, Graf v. Lamoral und Graf Hoorn, und da dieselben sich vorzüglich durch den Einfluß Granvella's, für welchen die Statthalterin den Cardinalshut erwirkt hatte, von der Leitung der niederländischen Angelegenheiten ausgeschlossen sahen, so wurde dieser der eigentliche Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung. Der Charakter des Car-

dinals bot manchen Stoff zum Tadel; auch er war darin von dem Geiste der Zeit ergriffen, daß er in großer äußerer Pracht lebte. Die Schulden, in welche er dadurch gerieth, nöthigten ihn, begierig nach Aemtern zu haschen; dieß war schon zur Zeit Karls V. der Fall, und es ist eine merkwürdige abschlägliche Antwort des Kaisers in einem Manuscript (nunmehr gedruckt bei de Gerlache p. 46 u. f.) erhalten, die er ihm bei einer solchen Gelegenheit im Jahre 1552 ertheilte. Als nun gegen Granvella sich in den Niederlanden eine förmliche Opposition, vorzüglich unter Egmont, bildete, wählten die Edelleute, nicht aus Sparsamkeit, sondern aus Trotz, für ihre Dienerschaft, im Gegensatz zu dem glänzenden Gefolge des Cardinals, eine schwarzgraue Livrey mit der einfachen aber boshaften Verzierung von Köpfen mit rothen Käppchen an den herabhängenden Aermeln. Das wurde zwar verboten, aber ersetzt durch den Bündel Pfeile mit dem Wahlspruch: Concordia res parvae crescunt. — Der Cardinal, dessen Schwächen zu verhüllen wir gar nicht beabsichtigten, hat indessen bei den neueren Historikern, in Deutschland wenigstens, noch keineswegs die verdiente Würdigung erfahren. Sein Vater war bekanntlich Minister Karls V. gewesen, in beider Schule war der nachmalige Cardinal gebildet worden; auch ihm, dem rastlosesten, an Körper und Seele nicht zu ermüdenden Staatsmanne schenkte der Kaiser, und nach ihm sein Sohn Philipp, das größte Zutrauen. Er besaß die Kunst, des Königs Gedanken von fern zu errathen, und in seinen Vorträgen die betreffenden Gegenstände so sehr von allen Seiten zu beleuchten, daß dem Könige die Entscheidung leicht, von ihm aber jeder Verdacht der Einwirkung entfernt wurde. So schien es, als ob er nur ein blindes Werkzeug zur Vollziehung der Befehle seines Herrn sey, und eben diese Kunst war es, die es ihm möglich machte, sich so lange Zeit in der schwierigen Stellung zu behaupten, in welcher er sich in Belgien, selbst der Statthalterin gegenüber, befand. Vertraut mit allen Sprachen, welche in dem weiten Umfange der spanischen



Monarchie gesprochen wurden, war er zugleich tief eingeweiht in alle Angelegenheiten des Staats; mit dem Scharfblicke seines eminenten Geistes durchschaute er alle Getriebe der menschlichen Verhältnisse, insbesondere aber auch das Gewebe der in Belgien sich auflehnenden Parthei. Die Festigkeit und Entschiedenheit, mit welcher er derselben entgegentrat, die Wachsamkeit, mit welcher er sie beobachtete und so manche ihrer Pläne scheitern ließ, waren das eigentliche Verbrechen, dessen er in den Augen des Adels schuldig war, während Hochmuth und Hoffart die Fehler waren, die der Adel ihm, dem Emporkömmling, zum Vorwurf machte. Von Allen aber scheint ihn Egmont am Meisten gehaßt zu haben; gerade er, der Karl V. und Philipp II. die ausgezeichnetsten Dienste auf dem Felde der Ehre geleistet und von jenem an einem und demselben Tage, wie der Herzog von Alba, mit dem Orden des goldenen Vließes geschmückt worden war, er, der sich weit über die ihrer Abstammung von winzigen Gebirgskönigleln sich rühmenden spanischen Granden erhob, wollte sich am Wenigsten einem Manne unterordnen, der der Geburt nach weit unter ihm stand. Es fehlte an persönlichen Reibungen nicht, und so wurzelte jener Haß in Egmonts Seele immer tiefer. Wie dachte Granvella von ihm? Darüber gibt uns ein Brief desselben, der noch während des Aufenthaltes des Cardinals in den Niederlanden geschrieben ist, Auskunft; er lautet wie folgt*): „Sire! Gemäß Demjenigen, was ich in Betreff der Regierung Flanderns und der Niederlande schon oft Ew. Majestät zu schreiben die Ehre hatte, muß ich heute sagen: daß das Volk sich dem Gehorsame entzieht und Ihre Autorität nicht mehr achtet. Wenn Sie nicht bald diesen Spaltungen abhelfen, wird es sehr schwer zu bewerkstelligen seyn. Das Beste wäre nach meinem Dafürhalten, wenn Ew. Majestät selbst nach Flandern kämen; schon Ihre bloße Gegenwart würde eine

*) Manuscr. von Van Hultem. N. 354. bei de Gerlache. Tom. I. p. 49.

Menge Dinge in Ruhe und Frieden bringen. Ihr Vater Karl, glücklichen Andenkens, unternahm bei einer viel weniger wichtigen Gelegenheit (beim Aufstande zu Gent) eine weite Reise, und stellte Friede und Einheit wieder her. Bis aber Ew. Majestät sich hierüber entschließen, wird es, meines Erachtens, für das öffentliche Wohl zweckmäßig seyn, der Statthalterin den Befehl zu ertheilen, fünf oder sechs Regimenter auszuheben und alle Offiziersstellen nur Leuten vom niedern Adel zu geben. Diese Gunstbezeugung wird denselben ohne Zweifel gewinnen, weil er ohnehin diese Aufmerksamkeit verdient, da er stets treu und den Interessen Ew. Majestät ergeben gewesen ist. Was den hohen Adel anbetrifft, so hat er zwei Häupter, die eine Parthei bilden: den Prinzen von Oranien und den Grafen von Egmont. Der Letztere ist Ew. Majestät getreuer Diener, rechtschaffen, aufrichtig und fest in der Religion, aber der Prinz von Oranien ist ein gefährlicher Mensch, schlau und gerieben giebt er sich das Ansehen, das Volk zu vertheidigen und dessen Interessen selbst gegen Ew. Majestät Edicte zu vertreten; indem er nach Nichts als nach der Volksgunst strebt, erscheint er bald als Katholik, bald als Calvinist oder Lutheraner, je nachdem die verschiedenen Gelegenheiten und seine verschiedenen Ansichten es erheischen. Nicht zufrieden mit der Statthalterschaft in dreien oder vieren der Niederlande, die man ihm gegeben hat, sucht er nach dem Mittel, sie in allen zu haben. Er ist im Stande blindlings Alles zu unternehmen, was ein übertriebener Ehrgeiz und die äußerste Eifersucht ihm eingeben könnten. Ich glaube, daß ein solcher Geist, welcher tief angelegte Plane hat, sehr schwer zu beschwichtigen, und daß es kaum möglich seyn wird, ihn zu ändern. Daher möchte es gut seyn, ihn nicht in Flandern zu lassen; man könnte ihn aus diesen Angelegenheiten mit Ehren, etwa unter dem Vorwande einer Aufsehen erregenden Gesandtschaft oder irgend eines Vicekönigthums fortschaffen; ja, Ew. Maj. könnten ihn selbst an Ihren Hof rufen. Was den Grafen Egmont anbetrifft, so hat er sich nur

durch jenen verführen lassen; aber es wird leicht seyn, ihn wieder umkehren zu machen, wenn man ihm pünktlich die Gehalte zahlt und ihm einige besondere Aufmerksamkeit schenkt, dadurch, daß man diejenigen, die er empfiehlt, anstellt, und daß man ihm zeigt, man ziehe ihn dem Prinzen von Oranien vor". Der Cardinal räth dann weiter für den Fall der Noth eine beträchtliche Geldsumme und gute Truppen bereit zu halten.

In diesem Briefe ist besonders das Urtheil Granvella's über die beiden Häupter der Adelsparthei interessant; es gehörte gewiß eine sehr ruhige und besonnene Beurtheilung der Verhältnisse dazu, um so billig über einen Mann, wie Egmont, zu sprechen, von dem der Cardinal wußte, daß er sein erbittertster Feind sey. Daß auch sein Urtheil über den Prinzen von Oranien gerecht sey, wird zwar nicht allgemein zugegeben werden. Granvella kannte denselben sehr genau, er war mit ihm auferzogen worden; Umsicht und Scharfblick spricht auch er seinem Gegner, der durch sein kluges Zurückhalten im Reden sich den Beinamen des Schweigers (Taciturnus) erworben hat, nicht ab. Aber auch der Einfluß der „verschiedenen Gelegenheiten und Absichten" auf die Religion des Prinzen möchte sich leicht selbst aus protestantischen Schriftstellern bestätigen lassen. Zwar sagt van Kampen (Gesch. d. Niederlande Bd. 2, S. 334): „die Rechtlichkeit, die Menschlichkeit und die Ehrfurcht für Wahrheit und Recht, die Wilhelm auszeichneten, waren ihm (Granvella) fremd", allein was soll man sich wohl für eine Vorstellung von der Ehrfurcht für Wahrheit und Recht dieses Fürsten machen, wenn derselbe Schriftsteller von ihm sagt: „Als Kind in der evangelischen Religion, die seine Eltern bekannten, erzogen, mußte er freilich an Karls Hof dem katholischen Cultus huldigen"; „doch niemals" (heißt es dann in einer schönen Phrase weiter) huldigte er dessen Intoleranz". Er mußte freilich, weil es der Gelegenheit und seiner Absicht ent-

sprach *)! Ganz anders urtheilt Leo über Wilhelm. Läßt diesen Schriftsteller auch bisweilen die Lebhaftigkeit seines Geistes im Ausdrucke fehlen, so hat doch wohl noch keiner unter den Protestanten die niederländische Revolution so wahr und richtig geschildert, als er. Zwar ist Herr Groen van Prinsterer, derselbe, welcher in neuester Zeit den Antrag gemacht hat, den reformirten Cultus in dem Königreiche Holland für die Staatsreligion zu erklären, mit einem ungemessenen Lobe Wilhelms gegen Leo in die Schranken getreten, allein dessen Beweisgründe sind so wenig widerlegt, daß dieser unbedenklich sein früheres Urtheil in seiner Universalgeschichte (Bd. 3, S. 489) wiederholen konnte.

Granvella, Egmont und Oranien, nachmals Alba, sind, außer dem Könige, die Hauptpersonen, welche in dem großen Drama des Abfalles der Niederlande auftreten. Als die Versuche der Adelsparthei, Granvella aus den Niederlanden zu entfernen, bei Philipp gescheitert waren, hielten sich Egmont und Wilhelm von Nassau für berechtigt, noch mehr auf eigene Hand zu verfahren und eine systematische Opposition zu bilden; wer kennt nicht das empörende Geschrei: A bas les ministres, während es doch eigentlich gegen das Haupt, gegen den König gemeint ist. Jetzt erklärten jene Beiden, sie wollten an keiner Staatsrathssitzung mit Granvella Theil nehmen, dafür hielten sie aber desto mehr geheime Zusammenkünfte, und wendeten, nebst ihren Anhängern, alle möglichen Mittel an, um Granvella in den Augen des Volks verhaßt und verächtlich zu machen. Caricaturen, Pasquille und Spottlieder aller Art wurden angefertigt, und verfehlten in einer so aufgeregten Zeit, wie die damalige war, nicht ihren Zweck. So wurde Granvella, indem man ihn als den Spion der Inquisition, als den Verräther Belgiens am königlichen Hofe, und überhaupt als einen sittenlosen Mann darstellte, zur allgemeinen Zielscheibe des Hasses und des Spottes gemacht,

*) S. noch Leo a. a. O. S. 423.

ihn selbst aber suchte man neben allen diesen Kränkungen, über welche er sich erhaben zu halten wußte, auf jede Weise einzuschüchtern, indem man ihm Drohungen gegen sein Leben hinterbringen ließ. Granvella bestand den Sturm als ein treuer Diener seines Königs so lange, bis dieser ihn selbst von dem mühseligen Amte abrief. Nachdem Philipp lange Zeit Granvella ermuthigt hatte, auszuharren, ging er zuletzt doch in die Täuschung ein, in welche die Feinde des Cardinals die Statthalterin gezogen hatten. Ihr hatte man die Entfernung Granvella's als das wesentliche Mittel zur Beruhigung des Volkes angegeben *); sie, in ihren Briefen an den König, stellte die Sache eben so demselben dar, und Philipp, der, wenn er Granvella's Rath zur Pacificirung der Niederlande gefolgt, und selbst dorthin gekommen wäre, leicht die Ruhe wieder hergestellt hätte, glaubte zuletzt wirklich an die Nothwendigkeit, den Cardinal abberufen zu müssen. Dieser wird wohl nicht gerade mit schwerem Herzen aus einem Lande geschieden seyn, wo ihm auf seinen Lebenspfad so viele Dornen gestreut worden waren. Er bezab sich nach Besançon, wo er ruhiger Zuschauer der Dinge blieb, die sich in den Niederlanden zutrugen. Seine Muße und seine bedeutenden Einkünfte verwendete er zur eignen Beschäftigung mit Wissenschaft und Kunst und deren Beförderung. Bei seinem Könige und Herrn war Granvella nicht in Ungnade gefallen, sondern dieser unterhielt mit ihm auch fernerhin einen Briefwechsel, und

*) Vergl. Leo, Gesch. d. Niederlande, Bd. 2, S. 414. „Einem unbefangenen Beobachter kann es nicht verborgen bleiben, daß der eigentliche Hebel der Unzufriedenheit in den Niederlanden, und der eigentliche Grund des Mangels an Erfolg auf Seiten der Regierung keineswegs Granvella war, sondern eben nur die Parthei, die sich über ihn beklagte. Freilich waren auch manche andere Rubriken von Beschwerden im Gange; — aber wo sind diese nicht? und daß diese Beschwerden zu bürgerlichen Bewegungen anwuchsen, verursachte doch nur das Benehmen des Adels".

Philipp konnte sich bald davon überzeugen, wie sehr er sich über die Lage der Dinge in den Niederlanden getäuscht hatte. In der Abberufung seines Ministers, die ihm von den Mißvergnügten, wenn nicht abgezwungen, so doch abgelockt worden war, hatte er einen entschiedenen Mißgriff gethan. Er zeigte damit eine wirkliche Nachgiebigkeit gegen die Revolution, und diese hat durch Nichts einen so wesentlichen Fortschritt gemacht, als dadurch, daß sie den legitimen Herrscher in dieser Schwäche kennen gelernt hatte; jetzt glaubte man mehr erreichen und ertrotzen zu können, wie sich dieß unmittelbar nach Granvella's Entfernung aus den Niederlanden zeigte. Von diesem Zeitpunkte sagt Grotius: Omnia religionis et imperii sus deque versa sunt; die Verwirrung wurde so groß und die Auflehnung und Widerspenstigkeit erreichte bald einen solchen Grad, daß Philipp von der Bahn seines lange beobachteten Temporisirens, welcher Maxime er Granvella zum Opfer gebracht hatte, durch den endlichen Ausbruch seines Zorns in einer Weise abgebracht wurde, daß er nun einen zweiten, aber ganz entgegengesetzten Mißgriff beging, indem er einen Mann, wie Alba, den er zum Oberbefehlshaber für die Niederlande ernannte, mit ungemessenen Vollmachten ausrüstete. Die Art der Ausführung seines Auftrags zur Pacification der Niederlande war vollkommen dazu geeignet, die schon lockeren Bande zwischen König und Volk gänzlich zu zerreißen. Doch in der That, Philipp's Zorn war leicht begreiflich. Kaum hatte Granvella den Niederlanden den Rücken gewendet, als es auch offenbar ward, daß die dortige Regierung ihre eigentliche Lebensthätigkeit verloren hatte; der Cardinal war mehr als des Königs rechte Hand in der Leitung jener Angelegenheiten gewesen. Nicht nur fing von Neuem das Geschrei über Einführung der Inquisition und über schändliche Bedrückung an, sondern es bildete sich nunmehr, als Egmont auf einer Mission an den Madrider Hof keine Aenderung in den kirchlichen Verhältnissen ausgewirkt, und Philipp die frühern Edikte eingeschärft hatte, im Jahre 1566 unter

dem Adel eine ganz organische Verbindung gegen die Regierung aus. Die Conföderirten nahmen keinen Anstand, eine Art politischen Glaubensbekenntnisses, welches den Namen des Compromisses führt, zu entwerfen. Die Vließritter gehörten zwar nicht selbst zu dem Bunde, der allmählig bedeutend anwuchs, wohl aber stand Wilhelm von Nassau, dessen Bruder Ludwig Mitglied war, in genauer Relation mit demselben. Es ist nicht uninteressant, die Berichte eines protestantischen Schriftstellers hierüber zu vernehmen; so sagt van Kampen, der einige der Bundeshäupter charakterisirt, über Ludwig von Nassau: „Bei Calvin zu Genf hatte er die Weihe zum Streiter für die verbesserte, geläuterte Kirche empfangen. Kein Herz schlug wärmer für religiöse und bürgerliche Freiheit, als das seinige. Dem Tand und Betrug des Papstthums war er von ganzer Seele abhold, und er huldigte dem Glaubenseifer der französischen Hugenotten, unter deren Fahnen er öfters mitfocht, wie ihren republikanischen Grundsätzen. Wenn es an ihm gelegen hätte, wäre man vielleicht von dem Könige schon im Jahre 1567 (so ist der Druckfehler 1547 im anhängenden Verzeichnisse corrigirt) abgefallen, doch er fügte sich der weiseren Leitung seines Bruders, der in der Staatskunst (— was mag in dem Lexicon der Moral Wilhelms Staatskunst wohl für eine Bedeutung haben? —) weit über ihm stand, obwohl er sich oft seines Armes bediente". Dann heißt es weiter von Philipp Marnix, dem Herrn von St. Adelgonde: „er war weniger Kriegs= als Staatsmann und Gelehrter, der Herzensfreund Wilhelms von Oranien. Auch er war ein Schüler Calvins und mehr aus rein religiösen Gründen (die bei Ludwig gemischt waren) gegen den König und dessen Diener gestimmt". „Ihm verdankt die niederländische Literatur eine Satyre gegen die katholische Kirche". — — „Ihm verdankt der Bund der Edlen seine erste Bildung und die Acte ihres Entstehens, das Compromiß". „Der Inhalt dieses berühmten Vertrages war bloß: „„daß man sich gegen die Anschläge einiger Fremdlinge, wel-

che den König, gegen den Inhalt seines Eides, zur Schärfung der Glaubensedicte und sogar zur Einführung der Inquisition gerathen hätten, verwahren müsse, als womit die Unterthanen zu ewiger und elender Sklaverei erniedrigt, aller Handel weggewendet, das Volk zur Meuterei gebracht würde und Alles in Verwirrung kommen müsse"". Die Unterzeichner des Bundes vereinigten sich also zur gänzlichen Abschaffung dieses Glaubensgerichts, doch übrigens zur Aufrechthaltung der Macht des Königs in der gesellschaftlichen Ordnung, wozu sie einander mit Gut und Blut Beistand gelobten und diesen Bund eidlich bekräftigten". Wir wollen unsere Leser hier nicht mit einem Wiederabdrucke des Compromisses aufhalten, indessen die obige Mittheilung ist denn doch zu wenig exact, als daß es nicht nothwendig schiene, auf den Inhalt dieses allerdings wichtigen politischen Aktenstückes etwas näher aufmerksam zu machen. Dasselbe enthält eine Menge Phrasen, welche nur dazu dienen sollten, um das hochverrätherische Unternehmen zu bemänteln: „Man wisse es zuverläßig", heißt es unter Andern darin, „daß gewisse Personen — durch ihre falschen und süßen Reden, es verstanden haben, den König, unsern Herrn, zu überreden, trotz der Vorstellungen, die man ihm dagegen gemacht, und trotz des Eides, den er seinen getreuen Unterthanen in den Niederlanden geleistet, bei uns die Inquisition einzuführen". Hierauf folgt nun eine Beschreibung der Gräuel der Inquisition, bei welcher Gelegenheit bemerkt wird: „wenn ein Priester, ein Spanier, ein elender Taugenichts Jemanden einen Schaden zufügen will, so kann er ihn verklagen; mit Recht oder Unrecht kann er ihn ergreifen lassen, und mit Confiscation seiner Güter ihn zu Tode bringen, ohne daß dieser mit seiner Vertheidigung sich Gehör zu verschaffen vermöchte". Dieß hätten sie nun wohl überlegt, und hielten es für ihre Pflicht, dagegen aufzutreten, „damit wir nicht unter dem Scheine der Religion oder der Inquisition die Beute derer würden, die sich auf Kosten unsres Guts und Bluts bereichern wollen".

Aus diesem Grunde hätten sie „ein gutes, festes und dauerhaftes Bündniß geschlossen, und sich eidlich verpflichtet, nach allen Kräften die Aufrechthaltung oder Aufnahme der Inquisition zu verhindern“. Hierauf folgen mehrere Versicherungen der Ergebenheit gegen den König, so wie daß ihnen jeder Aufstand des Volkes ganz zuwider seye, „sollte aber einer der Verbündeten von der oben besagten Inquisition, namentlich deshalb, weil er diesem Bündnisse angehört hat, heimgesucht werden“ — so versprechen und schwören sie zu Gott, ihm Beistand zu leisten. Auch dadurch wurden die eingegangenen Verpflichtungen noch nicht aufgehoben, wenn etwa einer der Verbündeten wegen Rebellion in Anspruch genommen worden, denn hier bei der ganzen Einigung handle es sich nicht um Rebellion, sondern „ein heiliger Eifer (!) für die Ehre Gottes, für die Majestät des Königs, für die öffentliche Ruhe, für die Vertheidigung unsrer Güter, unsers Lebens, unsrer Weiber und Kinder, gegen welche Gott uns Pflichten auferlegt hat, hat uns zusammengeführt“. Die Heuchler! Um gegen die rechtmäßige Obrigkeit sich aufzulehnen, erlügen sie, gegen des Königs ausdrücklich und wiederholt gegebene Zusicherungen, dennoch: er wolle die Inquisition einführen; als die Ankläger bei diesem Tribunal bezeichnen sie dann: Priester, Spanier und Taugenichtse, darauf nehmen sie die Einführung der Inquisition selbst schon als ein Factum an, und sagen sich gegenseitigen Schutz zu, und hinterher soll das noch Alles zur Ehre Gottes und für die Majestät des Königs geschehen seyn. Wir möchten wohl wissen, ob Hr. Ranke auch mit diesem Bündnisse uns Deutschen das artige Compliment machen möchte, wenn er (Fürst. u. Völk. I. S. 327) von Oranien und Egmont sagt: sie hätten sich fast auf die Weise deutscher Häupter in einen engen Bund vereinigt. Doch dieser Autor sagt auch (ebendas. S. 319): „Es kann kein Zweifel seyn, daß Philipp dieß (die Einführung der Inquisition) beabsichtigte“. Herr Ranke ist ein großer Herzenskundiger, und spricht über viele,

doch noch sehr zweifelhafte Dinge mit einer solchen Bestimmtheit, als ob sie gar nicht anders, als so seyn konnten, wie er sie subjectiv auffaßt; aufrichtig gestanden, möchte König Philipp II., wenn er sagt: „er wolle die Inquisition nicht einführen", mehr, als diejenigen Glauben verdienen, die ihm die Absicht, dieses Tribunal in den Niederlanden einzuführen, zuschreiben wollen. Im Uebrigen war die Sprache in jenem Compromiß provocant genug, nicht um gerade ein eignes Inquisitionstribunal ins Leben zu rufen, sondern um die Rebellen ohne Weiteres vor die Gerichte zu stellen; indessen auch für diesen Fall hatten sie sich vorgesehen diese edeln Streiter für die Ehre Gottes und die Majestät des Königs; wollte man sie als das, was sie waren, als Rebellen, greifen, so sollte doch Einer für den Andern stehen. Die Sorgfalt, mit welcher sie diese ihre wahre Bezeichnung zu beseitigen suchten, zeigt, wie sehr sie sich durch einen solchen Namen in ihrem Gewissen getroffen fühlten.

Vor Allem kam es nun den Herren vom Adel darauf an, in ihrem System der Einschüchterung der Regierung fortzuschreiten, und kein Mittel wurde zu diesem Zwecke unversucht gelassen; als ganz besonders wirksam erschien es, vor der Statthalterin einmal die ganze Größe des Bundes zu entfalten; man bat daher, nachdem sich alle Mitglieder zu diesem Zwecke versammelt hatten, bei der Herzogin um eine Audienz, und als diese bewilligt wurde, begab sich ein Zug von 400 Edelleuten, ihren Clodius, Heinrich von Brederode, an der Spitze, nach dem Schloße, um der hohen Frau eine Petition zu überreichen, in welcher man ebenfalls gegen die Inquisition eiferte und schleunige Berufung der Generalstaaten forderte. Die Statthalterin entschuldigte sich auf eine feine Weise, daß sie auf die Petition, bevor sie sie gelesen, nicht antworten könne, überhaupt aber die Entscheidung des Königs abwarten müsse. Dennoch gab sie auf eine andere Weise zu verstehen, daß sie durch dieß Benehmen sich sehr beleidigt fühle, indem sie drei Personen, welche zu ihrem Hofe gehörten und das Gesuch mit

unterzeichnet hatten, ihrer Dienste entließ. Unbescheiden genug forderten die Bundesglieder, die Statthalterin solle jene wiederum aufnehmen, allein sie antwortete, daß sie in ihren häuslichen Angelegenheiten sich Nichts vorschreiben lasse. — In eben diese Zeit fällt auch die Entstehung des Namens der Guezen; man erzählt, Barlaimont habe zur Statthalterin, als der Zug der Edelleute in den Audienzsaal getreten sey, beruhigend gesagt: Ce n'est qu'un tas de gueux! Allein diese Aeußerung ist nicht hinlänglich constatirt; woher aber auch diese Bezeichnung herrühren mag, genug, sie war ziemlich zutreffend, denn, mit wenigen Ausnahmen, bestand die ganze Genossenschaft aus herabgekommenem, verschuldetem Adel; haben die Herren sich den Namen in einer gewissen Selbsterkenntniß nicht selbst gegeben, so haben sie ihn doch adoptirt, denn nunmehr erschienen sie absichtlich in völligem Bettlergewande, und trugen eine Medaille, auf der einen Seite mit dem Portrait des Königs und der Inschrift: En tout fidèle au roi, und auf der andern zwei zusammengelegte Hände über dem Bettelsacke, mit der Inschrift: Jusques à la besace. Sollte Philipp bei all diesem Hohne, welcher sich vorzüglich bei den Orgien, die diese Edelleute feierten, kund gab, an die Worte glauben: En tout fidèle au roi? Möglich, daß er sich noch täuschte, auch hatten damals diese Dinge noch nicht eine so entschiedene Praxis für sich. Heute zu Tage hat man schon Erfahrung darin, und da wäre eine solche Täuschung unverzeihlich.

Es ist bisher aller dieser Bewegungen nur in so fern Erwähnung geschehen, als sie politischer Natur waren, allein mit der Revolution auf diesem Gebiete ging die kirchliche Hand in Hand. Andeutung genug dazu liegt in der Schilderung der Charaktere Wilhelms und Ludwigs von Nassau, wie sie aus protestantischen Schriftstellern entnommen ist. Beide standen sie schon seit lange in der nächsten Verbindung mit den Hugenotten in Frankreich und wenn auch einmal der Vorwurf Montigny's: die Hugenotten hielten Wilhelm für ihre

besondere Stütze, diesen, als es noch nicht Zeit war, die Maske wegzuwerfen und das kluge Schweigen zu brechen, in eine affectirte Wuth brachte, so hat sich doch die Wahrheit jener Behauptung nachmals vollkommen herausgestellt. Indessen nicht bloß in dieser Weise fand eine Verbindung mit den Hugenotten Statt; Emissaire derselben durchzogen das ganze Land und predigten den Abfall von der katholischen Kirche. Aber selbst dieses war nicht einmal nöthig, es hatte die kirchliche Revolution sich schon, ohne diese Hülfe von Außen, weit über die Niederlande verbreitet und bald konnten auch hier jene Verheerungen der Tempel Gottes, das Stürmen der Bilder und Aehnliches nicht mehr fern gehalten werden; sind einmal die Bande des Gehorsams zerrissen, so läßt die Grenze, bis zu welcher der Fanatismus der rohen Volksmasse sich steigern kann, sich nicht bestimmen. Mehrere Briefe *) der Statthalterin aus dieser Zeit geben eine zu treue Schilderung der Verhältnisse, als daß sie nicht verdienten, hier mitgetheilt zu werden. So schreibt sie unterm 31. Juli 1566, also wenige Monate nach der Guezenprozession, an den König: „Wenn ich daran gehen will, um Ew. Majestät zu berichten, wie die Flamme der Häresie angefacht ist, wie die Predigten und bewaffnete so wie unbewaffnete Versammlungen, deren Tendenz offenbarer Aufstand, Empörung und Volkstumult sind, sich in so kurzer Zeit, seit welcher sich die Ehrerbietung und Furcht vor der Obrigkeit verloren hat, verbreitet haben, so weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Offen drohen sie mit der Gewalt, wenn man sie unterdrücken will. Es fehlt ihnen nicht an Leuten, welche sie kriegerisch organisiren, sie haben ihre Cavallerie, die sie aus sich selbst recrutiren, sie versehen sich mit Harnischen, Helmen, Büchsen, Pistolen und andern Waffen; sie erheben unter sich Contributionen, führen mit Truppen ihre Prädicanten hin und zurück; sie bestreben sich, in bestimmten Ortschaften zu predigen, sie

*) Bei de Gerlache a. a. O. S. 63 u. ff.

taufen, trauen und begraben auf ihre Art, fordern durch Petitionen Freiheit der Religion und verlangen Kirchen, um sich darin zu versammeln; sie haben unter einander Verbindungen angeknüpft und sich zum größten Theile unter den Schutz des conföderirten Adels gestellt (— der treue Adel! en tout fidèle au roi) und dieser Umstand macht die Abhülfe um so schwieriger. Es fehlt nur noch, daß sie sich dazu verbinden, um Kirchen, Ortschaften, Städte oder Landschaften zu plündern; ich bin dieserhalb in außerordentlicher Furcht, um so mehr, da mir keine Mittel zu Gebote stehen, dieß zu hindern; ich habe weder Geld noch Leute aus den Ew. Majestät schon oft entwickelten Gründen. Außerdem räth man mir ab, meine Zuflucht zur Gewalt zu nehmen, aber indem ich Ew. Majestät Entscheidung erwarte, indem ich hinhalte und abwarte, ist Alles verdorben und verloren." — „Die Secten, welche die größte Macht erlangt haben, sind die Calvinisten zu Tournay, Valenciennes, Lille, Audenarde und den Umgegenden; in Holland und Seeland herrscht der Anabaptismus; zu Gent und Ypern giebt es Anabaptisten und Calvinisten, so auch in Herzogenbusch und der Umgegend; zu Antwerpen trifft man drei Arten von Secten, nämlich Protestanten Augsburgischer Confession, Calvinisten und Anabaptisten. Bis jetzt aber hat keine Häresie sich so schnell ausgebreitet, als die der Calvinisten, weil diejenigen von der Conföderation, welche von der katholischen Kirche abgefallen, Calvinisten sind und weil alle französischen und wallonischen Prädicanten zu der nämlichen Secte gehören. Richtig aufgefaßt sollte eigentlich diese Verschiedenheit der Secten die Guten befestigen und jene verhindern, im Lande festen Fuß zu fassen." — „Man sagt mir, daß die Milderung der Edikte, wie ich sie Ew. Majestät vorgeschlagen habe, gegenwärtig nichts mehr nützen würde und daß nichts Anderes übrig bleibe, als in die Versammlung der Generalstaaten einzuwilligen, wenn man anders einen Bürgerkrieg vermeiden will. Dieß ist der Rath der Conföderirten; die von Antwer-

pen und selbst ein Theil des Volkes fordert dieß. Ich habe Ew. Majestät die Sache von beiden Seiten, wohin man kommen kann, dargestellt. Aber da Noth kein Gesetz kennt und man von zweien Uebeln das kleinere wählen muß, so sehe ich nicht ab, wie man diese Versammlung wird verweigern können. Denn wenn es hier eine Hülfe giebt, so liegt diese in dem Rathe der erwähnten Staaten, welche wie ich hoffe, sich nicht werden zu Grunde richten wollen, noch ihre Pflichten gegen Gott, gegen Ew. Majestät und das Vaterland vergessen, sondern vielmehr sich bemühen, alle möglichen Mittel aufzufinden, um sich, ihre Weiber und Kinder, ihre Güter und Familien zu retten. Deshalb, mein König, flehe ich, wie ich geflehet habe, von Neuem auf das Dringendste und mit schuldiger Ehrerbietung, daß Ew. Majestät mir sobald als möglich Ihre Entscheidung zugehen lassen wollen. Längerer Aufschub, versichere ich, richtet uns völlig zu Grunde und das Hülfsmittel der Schnelligkeit, wie ich viele Male gesagt habe, ist uns entschwunden; hätte man sich dessen zu rechter Zeit und Gelegenheit bedient, so würde nach meiner Ueberzeugung die Unordnung nie so weit vorgeschritten seyn. Aber auch das, was für den Augenblick uns noch retten kann, wird nach drei Wochen kaum mehr etwas nützen." —

Margaretha hatte wahr prophezeit; Philipp, dem es theils an Geld, theils an der Entschlossenheit fehlte, sich an die Spitze der Armee zu stellen, schien immer noch zu glauben, durch Temporisiren gewinnen zu können; aber ehe jene drei Wochen verstrichen waren, fingen jene vorhergesagten Plünderungen der Kirchen an. Durch fanatische Prädicanten erhitzt durchzogen große Schaaren von Calvinisten Städte und Land und richteten schreckliche Verwüstungen an. Kirchen und Klöster wurden niedergerissen und alles darin Befindliche zerstört. Die herrliche Cathedrale von Antwerpen, welche Schätze enthielt, die seit Jahrhunderten aufgehäuft waren, wurde furchtbar heimgesucht; in wenigen Stunden ward dieß Werk vollbracht, in wenigen Tagen wurden 400 Kirchen zerstört; ja so weit

ging die Schändung jenes Tempels, daß man absichtlich die beiden Schächer am Kreuze schonte, das Bild Christi aber in Stücke zertrümmerte; das heilige Oel ward profanirt, die geweihten Hostien mit Füßen getreten; auch den Todten gönnte man nicht ihre Ruhe; die Leichensteine wurden aufgerissen, die Asche der Entschlafenen umhergestreut. An diesem Werke sacrilegischer Zertrümmerung nahmen schon die Händlein der Kinder Theil! Welch eine Generation für die nächstfolgende Zeit! Auch hierüber enthalten Margarethens Briefe interessante Dinge: „In manchen Gegenden haben die Ketzer alle Priester verjagt; an andern drohen sie mit Strafen gegen diejenigen, die nicht zu ihren Predigten kommen wollen; auf diese Weise hört aller Gottesdienst auf, so daß die Sektirer nicht nur ihre eigenen Tempel haben, sondern in einem großen Theile von Flandern, in der Gegend von Tournay, Lille, Herzogenbusch und an andern Orten sich auch aller Kirchen der Katholiken bemächtigt haben.“ — „Sie bedrohen Brüssel und bereiten sich vor, um auch die Kirchen dieser Stadt zu plündern, ja sogar die Hofkapelle Ew. Majestät. Der Prinz von Oranien und einige andere Herren sagten mir, daß sie kommen würden, um in meiner Gegenwart alle Priester, alle katholischen Leute und Beamte Ew. Majestät zu tödten. Aus Furcht, dieß vor meinen Augen vor sich gehen zu sehen, hatte ich den Entschluß gefaßt, morgen in aller Frühe fortzugehen und mich nach Mons zu flüchten. Als ich aber diese meine Absicht dem Rathe mittheilte, hat man mir die Verzweiflung und Verwirrung entgegengehalten, die dieß in der Stadt verursachen würde, und man fängt an, mir aufzupassen, um mich an der Abreise zu hindern.“

Die arme Statthalterin befand sich in der That in einer trostlosen Lage; von allen Seiten, namentlich von Oranien bestürmt, mußte sie endlich nachgeben und den Calvinisten freies Religions-Exercitium gestatten. Doch auch Egmont dürfen wir nicht aus dem Auge verlieren; er, von dem man

nichts anders weiß, als daß er der katholischen Kirche treu anhing, wird wenigstens bei Zeiten gewarnt haben, wie der Herzog von Croy, Aremberg, Barlaimont? Er machte es weder wie diese, noch wie Oranien; er gehörte zu den Männern der rechten Mitte. Von Oranien war er bestrickt und auf den Weg des Verderbens gezogen, von welchem zurückzurufen man die rechte Zeit (s. oben den Brief Granvella's) und die rechte Weise versäumt hatte. Selbst das gefährliche Spiel mitspielend, glaubte er keine Gefahr für die Kirche, und war gerade derjenige, der lange Zeit hindurch die Statthalterin, vielleicht unabsichtlich, in falscher Sicherheit erhielt; als aber die Noth da war, war seine Meinung immer die, es sey gefährlich, zu entschiedenen Mitteln zu greifen. Da mußten denn freilich die Sachen dahin gedeihen, daß Mehrere im Staatsrathe sich dahin erklärten, sie duldeten keine Bestrafung der Bilderstürmer, und daß, als das Gerücht sich verbreitete, Philipp werde mit einer Armee kommen, Egmont an der berüchtigten Unterredung der Häupter des Adels zu Tremonde Theil nahm, in welcher man sich auf hochverrätherische Weise über die in diesem Falle zu ergreifenden Maaßregeln berieth. Jetzt nämlich war endlich Philipps unzeitige Langmuth erschöpft; er entbrannte in seinem Zorne, und sendete unter Alba's Oberbefehl eine Armee nach den Niederlanden. Längst hätte er dieß thun, längst hätte er selbst kommen sollen; er würde auch den Dämon der Revolution beschwichtigt, und mehr mit Ruhe und Ueberlegung gehandelt haben. Jetzt aber, wo Alles auf das Aeußerste gekommen war, ging auch Philipp in den Vollmachten zu weit, die er seinem blutdürstigen Feldherrn gab.

XX.

Literatur.

Die Bunsensche Darlegung, fortgesetzt unter dem Titel: „Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen. Michelis, Binterim, von Droste".

(Fortsetzung.)

Ungern nehme ich abermals die neue Darlegung zur Hand. Der zweite Abschnitt, Seite 72 bis 100, beschäftigt sich mit den Verhältnissen des Pfarrers Binterim. Michelis war doch wenigstens Caplan des Bischofs. Was aber soll zu den kirchlichen Wirren in der Rheinprovinz, welche man kirchlich-politische zu nennen beliebt, der Pfarrer Binterim? Wirre heißt, wenn ich recht belehrt bin, Streit, Krieg, daher unsere Vorfahren vorzugsweise die Schismatiker und Ketzer Wirrer nannten, als die Uranstifter all unserer Irrungen und Verwirrungen. Politische Wirren gibt es, Gott Lob, in unserem preußischen Rheinlande nicht; man hat sie auch nicht zu fürchten, so lange noch die Unverwirrten die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Religiöse Wirren gibt es, und zwar zwei, die wegen der hermesischen Irrlehre und die wegen der Mischehen. Angefangen haben diese Wirren dadurch, daß die Wirrer die gesetzmäßige Unterdrückung des Hermesianismus hindern, und die gesetzwidrige Einsegnung der Mischehen erzwingen wollten. Diesen Kampf hat nun, an der Spitze der Katholiken, der Erzbischof von Köln, gemäß der heiligen Pflicht seines Amtes, angetreten und durchgeführt. Man beschuldigte ihn aber, daß er sich unerlaubter Waffen bedient, im heimischen Zwist fremde Hilfe herbeigerufen habe, eine Anklage, die Beweis forderte, und n i c h t fand. Man vermochte nichts gegen i h n, man wandte sich zu seinem beständigen Gehilfen und Gefährten. Wie der Herr, so die Diener, heißt es; also auch wohl, wie die Diener, so der Herr. Nun mag seyn, obschon w i r in diesem Falle nach den Dienern, die wir bekämpfen, den Herrn n i c h t beurtheilen!

Wir haben uns der Untersuchung gefügt, ob der Caplan sich solche Dinge habe zu Schulden kommen lassen, wie man sie dem Erzbischofe vorgeworfen. Nun aber geht's weiter. Clemens August, Freiherr von Droste ist Erzbischof von Köln (seit dem Jahre 1836), Binterim ist der Pfarrer in der Erzdiöcese Köln (Pfarrer seit dem Jahre 1804). An dem Erzbischofe war keine Schuld, an dem Caplan war keine Schuld, aber an dem Pfarrer könnte Schuld seyn. Ohne Weiteres tritt die Darlegung den Beweis an. Sollen wir ihr auch dahin folgen? Man möchte die Frage verneinen; allein, wer dem neuen Darleger und seinen amtlichen Quellen glaubt, und in Binterim nicht bloß den Pfarrer, auch den Rathgeber des Erzbischofs in allen wichtigen Dingen sieht (S. 74), zugleich aber einen hochmüthigen, anmaaßenden, dünkelhaften, unsittlichen, ja ehebrecherischen Mann: dem könnte immer einiger Verdacht bleiben gegen die Reinheit der Sache, die mit dem Interesse der katholischen Kirche innig verwebt ist.

Um der Schwachen willen, die ihren Glauben und ihren Zweifel noch nicht zu lassen wissen, soll auch hier aufgeräumt werden, nicht wegen des greisen Priesters, der, je nachdem es ihm gut dünkt, zu reden oder zu schweigen, zur Abwehr und zur Duldung, stark genug ist.

„Mehrere Haushälterinnen waren, während des Aufenthaltes bei ihm, in gesegnete Leibesumstände gekommen. Mit einer von denselben, — die sich nachher verheirathete, hatte er einen Umgang fortgesetzt, der ihm ärgerliche Auftritte zuzog. Der Gemeinde-Vorsteher von Bilk sah sich am Ende genöthigt, auf Einschreiten der geistlichen Obern wegen Abstellung dieses Aergernisses anzutragen".

So mache denn des Zeugen Mund
Den wahren Grund der Sache kund!

„„Unterzeichneter, seit 42 Jahren Vorsteher der Gemeinde Bilk auch Stadtrath von Düsseldorf, bezeugt hiemit eidweise, daß er nie eine Klage geführt, oder bei dem hochwürdigsten, erzbischöflichen General-Vicariat eine Denuntiation gegen unseren Pfarrer, Dr. Binterim, eingelegt, auch nie dazu Ursache gehabt habe, weswegen der, oder die Verfasser der Schrift: Personen und Zustände ꝛc. ꝛc. als öffentliche Lügner und Verläumder erklärt werden. Bilk den 10. August 1840. Caspar Stein, Stadtrath. — Zur Beglaubigung der Unterschrift des Vorstehers, Stadtraths Stein. Düsseldorf, den 10. August 1840. Der Oberbürgermeister v. Fuchsius (L. S.)"" *).

Das wäre genug
Für das ganze Buch.

*) Kasselsche Allg. Zeitung vom 19. August 1840.

Doch unsere Geduld kann der schlechten Frucht vielleicht noch einige heilsame Kräfte abgewinnen. Die Darlegung lehrt uns immer besser den Geist ihrer Urheber kennen. Sie theilt schätzbare Documente und einige Notizen mit, die wir ad acta zu nehmen haben.

Binterim, der gemäß dem Ministerialreferenten „in die neue Würzburger Zeitung sehr viel lieferte", (S. 75) gemäß der Erklärung des Redacteurs aber nie eine Zeile, Binterim, der mit Meckel, einem der fähigsten und tüchtigsten Priester der Diöcese, — dem man nicht verzeihen kann, daß er sich nie einer (durch weltlichen Einfluß) geordneten Thätigkeit hat ergeben mögen, — gemäß dem Ministerialreferenten die meisten im Verlage der Kirchheimschen Buchhandlung zu Mainz erschienenen Broschüren ganz oder theilweise verfaßt hat (S. 76), während Meckel gemäß seiner öffentlichen Erklärung allen dort erschienenen Schriften, mit einer einzigen Ausnahme *), ganz fremd ist — Binterim ist ein Freund der Jesuiten!

Er sagt es selbst, er gesteht: „Den Plan einer Wiedereinberufung einiger im preuß. Staat und Erzbisthum Köln eingeborner junger Geistlichen, die unter dem vorigen Erzbischofe die Erzdiöcese verlassen, und ihre theologische Bildung bei den Jesuiten theils in der Schweiz, theils anderswo erhalten hatten" (S. 80).

Die Darlegung producirt sogar einen neuen Brief Binterims an Michelis vom 15. Juli 1837.

„Hier schicke ich Ihnen den P. Provinzial der J." (scharfsinnig ergänzt man: Jesuiten) „unter Gottes Beistand zu. Sorgen Sie, daß er bei Sr. erzbischöflichen Gnaden Eingang und Audienz erhalte. Aber denken Sie daran; daß ich den ersten der Ignatius-Söhne hier in Bilk erhalte". — Dann: „Wenn Hr. Schäfer eine Pfarrstelle erhielte, könnte ich vielleicht zwei J." (wiederum: Jesuiten!) „nehmen. O, wie glücklich"! (S. 81, 82.)

Dieses Stück in der Hand, geht der Ankläger dem armen Pfarrer Binterim unbarmherzig zu Leibe. „Tugendhafte junge Geistliche, zufällig Jesuiten"? — Gegen „den tugendhaften Wandel" spricht das „falsche Attest" (vgl. oben S. 331), „und daß nicht von einzelnen Geistlichen die Rede gewesen ist, sondern von der Einführung der Jesuiten überhaupt, ergibt sich aus der ganzen Correspondenz". Zwar lauten jene berüchtigten Worte: „es wäre uns eine große Freude, einige Jesuiten hereinzuschmuggeln" (S. 45); allein

*) Die hermesischen Lehren in Bezug auf die päpstliche Verurtheilung derselben urkundlich dargestellt.

„Michelis wollte ja selbst fünf Jesuiten unterbringen, Binterim freute sich auf die Aussicht, für seine Pfarre allein zwei davon zu besitzen. Das waren schon sieben". Und wär' es bei sieben geblieben? „O nein! Wäre es nach Binterim gegangen, so wäre Preußen jetzt im vollen Besitz des verdienten Ordens, und derselbe theilte sich mit dem Ministerium in Berlin in die Bildung der Jugend".

Seyen wir billig! Wenn auch die Siebenzahl noch ungewiß ist, an Binterims Wunsch hat es nicht gefehlt. Wie man gute Bücher einzuschmuggeln sucht, wo eine verblendete Behörde ihre Verbreitung hindert, wie da einer dem andern in Erwerbung eines Exemplars, so lange sie selten sind, zuvorkommen will, in der That aber ihre Einführung in recht großer Zahl für ein großes Glück hält, so erging es dem guten Binterim und Michelis mit den Jesuiten. Sie hielten ihre Einführung für sehr nützlich; ähnlich so, wie auch die Protestanten die Einführung der heiligen Schrift, als Förderungsmittel des wahren Glaubens, wobei sie es auch nicht am Einschmuggeln fehlen lassen. Ferner ist nicht zu bezweifeln, daß Binterim den Jesuitenorden für fähiger zur Erziehung der katholischen Jugend, der geistlichen zumal, gehalten hat, und noch hält, als es das protestantisch-preußische Ministerium des Unterrichts ist. Gestehen wir es offen, wenn es unserem Sinne nach ginge, so sollte überhaupt dem Ministerium die Erziehung und Ausbildung des katholischen Clerus wenig Mühe machen.

Allein wir fragen auch hier nach dem Erzbischofe. Wie viele Jesuiten hat dieser einführen wollen? fünf oder sieben? oder den ganzen Orden? Obschon Michelis sich am 3. Mai eingebildet hatte, „der Erzbischof gebe zu Allem seinen Segen", so war doch Binterim noch am 15. Juli 1837 ungewiß, ob „der Provinzial der Jesuiten bei Sr. erzbischöflichen Gnaden Eingang und Audienz erhalten werde,' und aus dem Briefe vom 19. November 1837 (S. 88) erhellt, daß man bei dem Herrn Erzbischof noch um keinen Schritt weiter gekommen war, daher auch zum Schluße der lachende Ausruf: „Aber noch etwas ganz Nagelneues erzählte mir der Prov. aus dem Schreiben des G. (Generals), daß nämlich der Minister von Berlin zu Rom geklagt habe über den starken Einfluß der Jesuiten bei unserm Erzbischof; er ließ sich einzig von den belgischen Jesuiten leiten. Risum teneatis amici".

Wohl mochte Binterim lachen über die Berliner Sorgen und Klagen. Denn er hatte große Ursache über das Gegentheil zu klagen, und er kannte den Erzbischof besser. Wie ein wahrer Katholik über den Jesuitenorden im Allgemeinen denkt, versteht sich von selbst. Aber über

die Jesuiten unserer Tage und ihr Verhältniß zu den heutigen Zuständen sind die Ansichten denkender Katholiken sehr verschieden. Schon der Umstand, daß einige sie kennen, die andern nicht, muß dahin wirken. Zu den letzteren gehörte der Erzbischof; er sagte bei jeder Gelegenheit: die alten Jesuiten verehre ich, die neuen kenne ich nicht. Auch mußte bei der Gradheit seines Charakters, obwohl Austellung einzelner Jesuiten nicht verboten ist, die dabei nothwendige Geheimthuerei ihm zuwider seyn. Und was gar von Belgien und Frankreich kam, dem stand schon sein deutscher Sinn im Wege. Mir fällt dabei eine ganz neue Aeußerung des ehrwürdigen Prälaten ein. In der Schwäche, welche ihm von der Gefangenschaft und der berüchtigten Opiumcur in Minden übrig geblieben, konnte er, wenn er am Altar niederkniete, nicht ohne Hilfe aufstehen. Man rieth ihm also, sich nur zu verbeugen, was allerdings nicht unzuläßig wäre. „Nein", sagte er, „das thun die Franzosen".

Wie aber kam man bei diesem kerndeutschen Manne auf den Verdacht einer gefährlichen Verbindung mit dem Auslande?! Es ist das in der That nicht anders zu erklären, als aus dem Streben, irgend einen anderweitigen Vorwand zur Klage über einen Bischof zu finden, dem man nur zürnte, weil er ein wahrhaft katholischer Bischof war.

Einige schwache und unsträfliche Beziehungen ihm bekannter Geistlicher zu Belgien mochte man wahrnehmen; andere anzunehmen, wurde man vielleicht durch einen Betrüger, der im Dienste der geheimen Polizei die falschen Briefe der Brüder Fey fertigte, verleitet. Das sind die berühmten „unverkennbaren Spuren". Alles Uebrige that die eigene Phantasie dazu. Noch jetzt fällt man von Zeit zu Zeit in die alten Faseleien zurück. Seite 90 heißt es von Mſ. Capaccini: „Dieser hatte seine Reise nach Preußen wohl hauptsächlich zur Orientirung über den Stand der Partheien gemacht, und da er hierin nicht viele andere Quellen haben konnte, als den dem Romanismus unbedingt ergebenen Theil der Geistlichkeit, so mußte er nothwendig in vielem Betracht irre geführt werden. Wir haben ja aus den vorangeführten Correspondenzen gesehen" (NB. aus dem falschen Brief S. 52), „wie viele Geistliche das Volk für ganz reif zum Aufruhr hielten. Eine seltsame Uebereinstimmung findet sich darin, daß derselbe päpstliche Beamte auch kurz vor der belgischen Katastrophe eine Reise nach den Niederlanden machte. Auch dort war er von allem, was gegen die Regierung vorging, unterrichtet; das ergibt sich aus den Worten, die er

an König Wilhelm richtete: „„„es ist zu spät, ich kann sie nicht mehr zügeln““". (S. 90.)

Ganz das alte Novemberlied vom Jahre 1837.

„Eine seltsame Uebereinstimmung"! Nach Preußen wie nach Belgien, als die Geistlichen das Volk zum Aufruhr reif hielten, „derselbe päpstliche Beamte", — „wohl hauptsächlich zur Orientirung über den Stand der Partheien" *). Indessen, man hat in der Zwischenzeit auch anders pfeifen gelernt. Auf der folgenden Seite, sage auf der nächstfolgenden Seite, lesen wir das grade Gegentheil. Darleger besinnt sich nämlich, daß ja Preußen von den belgischen Dingen seit sieben Jahren unberührt war, als man Capaccini in Berlin „mit Auszeichnung" empfangen.

„In Berlin betrieb Hr. Capaccini ostensibel nur die Angelegenheit wegen Radicirung der geistlichen Dotationen, — und wirkte nebenbei auch in der hermesischen Sache". „Daß die Regierung sich bei den Stolbergischen Unterhandlungen mit dem Erzbischof zur Publication des Verdammungs-Breve geneigt erwies — —, ist ihm zuzuschreiben".

„Als er späterhin an den Rhein kam, erhielt Binterim einen Be-

---

*) Wir bitten unsere Leser hiermit eine Stelle aus der Denkschrift des heil. Stuhles S. 20 zu vergleichen: „Unterdessen hatte Monf. Capaccini, Substitut des Staatssecretariats, mit Erlaubniß Sr. Heiligkeit, eine Reise nach Deutschland unternommen. Bei dieser Gelegenheit erhielt er vom heil. Vater keinen Auftrag an den königlichen Hof von Preußen. Als aber der Prälat in Deutschland war, wurde er eingeladen, sich nach Berlin zu begeben, und glaubte daher, sich dahin verfügen zu müssen; er beeilte sich, hievon den heil. Vater zu benachrichtigen, worauf er die Zustimmung Sr. Heiligkeit erhielt. Während Monf. Capaccini's Aufenthalt in Berlin fanden zwischen ihm und dem preußischen Gouvernement mehrmals Conferenzen in Bezug auf den Erzbischof von Köln statt. In Bezug auf die Angelegenheiten der gemischten Ehen erklärte Monf. Capaccini offen, daß er sich, da Se. Heiligkeit ihm hiefür weder Instruction noch Auftrag ertheilt, ganz und gar nicht damit befassen könne, was auch von der preußischen Regierung gerecht und vernünftig befunden wurde. Was die Frage über die Hermesianer betraf, so that der Prälat sein Möglichstes, diese Angelegenheit zur gegenseitigen Zufriedenheit des heil. Vaters und Sr. Majestät gütlich zu vermitteln. Hierauf kehrte Monf. Capaccini nach Rom zurück, und berichtete redlich und genau, was er über diesen Gegenstand gesehen und gehört hatte, auch zeigte er an, wie bis zu dem Augenblicke, wo er von Düsseldorf nach Köln reiste, von dem Ministerium kein anderes Ansinnen an ihn gestellt worden sey, als mitzuwirken, daß die hermesianische Angelegenheit zu ihrem Ende käme."

Belgien eine schlimme Sensation gemacht; auch von Löwen aus hat man bei mir deshalb angefragt.""

Sodann endet der Brief mit der oben aufgeführten lustigen Nachricht über den Einfluß der Jesuiten auf den Herrn Erzbischof.

Auch dieser Brief hat das Herz des unglücklichen Darlegers ungerührt gelassen. Fälschliche Einflechtung des Herrn Erzbischofs, Rüge der Correspondenz auf krummem Wege, Schmähungen Roms — dieses sind die Erwiderungen, zu welchen die prophetischen Meditationen des greisen Pfarrers ihm Anlaß geben.

Dann folgt ein Bericht aus den Akten der gegen Binterim geführten Untersuchung; nicht ein Satz urkundlich mitgetheilt; das Meiste ist nach Binterims öffentlicher Erklärung erlogen. Und doch ist alles, was man vorbringt, und zwar aus dem noch Unwichtigeren hervorhebt („viele Einzelheiten sind uns noch über diese Sache bekannt geworden, indessen beschränken wir uns auf die obigen"), so unbedeutend, daß der Darleger selbst den Binterim gewidmeten Abschnitt mit folgenden Worten schließt:

„Wer aus dem Prozesse und dem ganzen Leben und Wirken Binterims weiter keine Folgerung ziehen will, dem wird doch wenigstens die Betrachtung sich aufdringen und wesentlich scheinen, daß:

„während seine Sittlichkeit manchen Bedenken unterliegt" (d. h. während ihn ein öffentlicher Lügner und Verläumder schmäht), —

„während er ein Mann ist, der sich zum heimlichen Ankläger unbescholtener Leute hergiebt, die ihm nichts gethan haben" (d. h. während er ein Antihermesianer ist) —

„verbotene Zwischenträgereien mit Rom betreibt" (d. h. sich nicht nehmen läßt, was nur Gewalt ihm streitig machen kann),

„einen in seinem Lande verbotenen und berüchtigten Orden daselbst heimisch machen will" (d. h. eine Anstalt seiner heiligen Kirche verehrt, vielleicht praktisch überschätzt),

„auf verbrecherische Weise gegen seine Regierung intriguirt, und ihre Unterthanen gegen sie aufhetzt" (d. h. die engen Schranken der preußischen Preßgesetze überschreitet, wofür er dem zeitlichen Richter haftet, wie Andere für Inhalt und Deutung der Gesetze dem ewigen Richter Rede stehen werden),

„die verdiente Strafe durch gemeine Winkelzüge von sich abzuwenden sucht" (nach dem Berichte eines öffentlichen Lügners und Verläumders) —

Seine Befürchtungen spricht der Pfarrer gegen Michelis aus, und der Darleger sagt: „Hieraus sehen wir, in welchen wichtigen Dingen Binterim vom Erzbischofe als Rathgeber gebraucht wurde.“ (S. 89).

„„Man wird den Erzbischof nach Berlin berufen, und, wenn er nicht nachgibt, quod Deus vertat, als Staatsgefangenen dort behalten, und ihn zwingen, die Erzdiöcese durch den Generalvicar oder das Domcapitel administriren zu lassen. Dann werden für eine kurze Zeit die Hermesianer den Triumph singen, sich aber auch dadurch bei dem katholischen Publikum als wahre Feinde und Verräther der Kirche darstellen. Denn in unserer ganzen Gegend wird schon Indignation über das Verfahren des Ministeriums kund, und diese könnte leicht zur Zeit böse Folgen nach sich ziehen.““ *)

„„Gestern ist auf krummem Wege ein ausführlicher Bericht nach Rom abgegangen. In den zwei wichtigsten Punkten, die den Gegenstand des jetzigen Kampfes ausmachen, kann Rom unmöglich zurücktreten. Sollte M. Capaccini auch wirklich den feinen Diplomaten in Berlin gespielt haben, so kann er doch weder in der einen, noch in der andern Sache etwas gegen die Entscheidung des heiligen Vaters zugestanden haben. Die hermesische Sache hat ihre volle Bestätigung durch das Schreiben des Staatssekretärs erhalten, und was die Instruction des Herrn von Spiegel angeht, so konnte dieser über das Gewissen seines Nachfolgers nicht disponiren, da dieselbe gegen das Breve apost. Pii VIII. und gegen die Canones angeht.““

„„Wenn die Sache wirklich erlaubt wäre, selbst nach protestantischen Glaubensregeln, so wird man sich nicht erklären können, warum so viel unterhandelt worden, ist sie aber unerlaubt, warum will man uns gegen unser Gewissen dazu zwingen?““ — Zum Schluß gibt der Brief auch noch über den Stand der jesuitischen Angelegenheit Aufschluß. Diese hatte sich früher zerschlagen. Noch hoffte man aber, in der Folge einige tüchtige Geistliche zu erhalten.

„„Gestern war der P. (Provinzial) der J. (Jesuiten) bei mir. Der Praepos. G. (Generalis) hat ihm über die bewußte Angelegenheit geschrieben, und für jetzt zur Erlangung unseres Zweckes wenig Hoffnung gemacht. Das Verbot gegen die belgischen Geistlichen hat in

*) Auch von der anderen Seite erkannte man die immer ernster und drohender werdenden Folgen. Man verkannte nur die Ursache.

Belgien eine schlimme Sensation gemacht; auch von Löwen aus hat man bei mir deshalb angefragt.""

- Sodann endet der Brief mit der oben aufgeführten lustigen Nachricht über den Einfluß der Jesuiten auf den Herrn Erzbischof.

Auch dieser Brief hat das Herz des unglücklichen Darlegers ungerührt gelassen. Fälschliche Einflechtung des Herrn Erzbischofs, Rüge der Correspondenz auf krummem Wege, Schmähungen Roms — dieses sind die Erwiderungen, zu welchen die prophetischen Meditationen des greisen Pfarrers ihm Anlaß geben.

Dann folgt ein Bericht aus den Akten der gegen Binterim geführten Untersuchung; nicht ein Satz urkundlich mitgetheilt; das Meiste ist nach Binterims öffentlicher Erklärung erlogen. Und doch ist alles, was man vorbringt, und zwar aus dem noch Unwichtigeren hervorhebt („viele Einzelheiten sind uns noch über diese Sache bekannt geworden, indessen beschränken wir uns auf die obigen"), so unbedeutend, daß der Darleger selbst den Binterim gewidmeten Abschnitt mit folgenden Worten schließt:

„Wer aus dem Prozesse und dem ganzen Leben und Wirken Binterims weiter keine Folgerung ziehen will, dem wird doch wenigstens die Betrachtung sich aufdringen und wesentlich scheinen, daß:

„während seine Sittlichkeit manchen Bedenken unterliegt" (d. h. während ihn ein öffentlicher Lügner und Verläumder schmäht), —

„während er ein Mann ist, der sich zum heimlichen Ankläger unbescholtener Leute hergiebt, die ihm nichts gethan haben" (d. h. während er ein Antihermesianer ist) —

„verbotene Zwischenträgereien mit Rom betreibt" (d. h. sich nicht nehmen läßt, was nur Gewalt ihm streitig machen kann),

„einen in seinem Lande verbotenen und berüchtigten Orden daselbst heimisch machen will" (d. h. eine Anstalt seiner heiligen Kirche verehrt, vielleicht praktisch überschätzt),

„auf verbrecherische Weise gegen seine Regierung intriguirt, und ihre Unterthanen gegen sie aufhetzt" (d. h. die engen Schranken der preußischen Preßgesetze überschreitet, wofür er dem zeitlichen Richter haftet, wie Andere für Inhalt und Deutung der Gesetze dem ewigen Richter Rede stehen werden),

„die verdiente Strafe durch gemeine Winkelzüge von sich abzuwenden sucht" (nach dem Berichte eines öffentlichen Lügners und Verläumders) —

„Derselbe Mann nach wie vor von der ultramontanen Partei hochgehalten und gepriesen wird."

Für die in dem Frankfurter Journal bereits angekündigte Fortsetzung der neuen Darlegung mögen hier einige Fragen aufgeworfen werden:

1) Wer bist du, daß du Glauben begehrst gegen die Ehre Anderer?

2) Welches Mittel bietest du uns, Wahres und Erlogenes in deinem Berichte, der doch in Vielem der Lüge öffentlich überführt worden, zu unterscheiden?

3) Wie kannst du der ultramontanen Partei, d. h. allen Katholiken vorwerfen, daß sie bisher nicht beachteten, was sie jetzt erst durch dich erfahren?

4) Was endlich hat die Achtung der Katholiken für den Pfarrer Binterim mit den kölnischen Wirren über die Mischehen und die Hermesianer gemein?

(Schluß folgt.)

XX.

Die Philosophie in Italien.

Opere edite e inedite di Antonio Rosmini-Serbati. *Nouvo Saggio sull' origine delle idee. III. vol. Milano,* 1839.

(Schluß.)

Rosmini beginnt die Darstellung seines eigenen Systemes mit der Nachweisung, was die kantischen Kategorien Ueberflüssiges enthalten, und wie sie sich alle auf eine einzige Form zurückführen lassen. Diese Form ist die der Möglichkeit, des Seyenden ohne alle Bestimmung (ente indeterminato), des Seynkönnenden (essere possibile), des Seyenden im Allgemeinen (ente in universale). Nur diese Idee ist dem menschlichen Geiste eingeboren, eine bestimmte durchaus nicht. So sind wir zu dem sechsten Abschnitte oder dem zweiten Bande hinübergelangt. Bevor wir aber die Uebersicht des nun folgenden Systems geben, wird es zum näheren Verständnisse des Verfassers nicht unnütz seyn, das, was er über den Anfangspunkt der Philosophie überhaupt und die Stellung der Philosophirenden sagt, aus verschiedenen Stellen seines Werkes hier zusammenzutragen. „Man darf den Ausgangspunkt des Menschen, der zu philosophiren anfängt, nicht mit dem Ausgangspunkte der schon gebildeten Philosophie verwechseln. Die schon gebildete Philosophie ist nicht der erste, sondern vielmehr der letzte Schritt des sich der Philosophie Widmenden, sie ist das vollendete Werk der Philosophen. Die Ordnung also der Philosophie kann keine andere seyn, als die Ordnung, welche die Wahrheiten unter sich haben. Derjenige aber, der zu philosophiren an-

fängt, hat jene Ordnung noch nicht gefunden, sondern sucht sie vielmehr versuchsweise. Wenn also derjenige, der zu philosophiren anfängt, nur von dem Zustande ausgehen kann, in welchem er sich befindet, um alle Schritte seiner vorhergegangenen Entwicklung wieder zu übergehen, und einem strengen Urtheile zu unterwerfen, indem er sich dieselben um so deutlicher vergewissert: so muß die Philosophie umgekehrt damit anfangen, jenen Lichtpunct festzustellen, von welchem alle anderen Erkenntnisse, die Klarheit der Gewißheit und der Wahrheit anfangen, und durch welchen diese vergewissert und gerechtfertigt werden. Was zieht und führt nun den zu philosophiren Anfangenden dazu, sich in den Ausgangspunct der Philosophie zu setzen, um von dort aus seine geregelte Bewegung zu beginnen? Die nachdenkende Beobachtung seiner selbst. Diese allein läßt ihn klar jenen Lichtpunct unterscheiden und bemerken, von welchem das ganze System der Erkenntnisse seinen Ursprung und seine Bewegung nimmt, ich will sagen, die Idee des Seyenden, die Form der Vernunft und die Formalursache des menschlichen Wissens." „Wann fängt der Mensch zu philosophiren an? Etwa dann, wenn er nur noch erst sinnliche Wahrnehmungen (percezioni sensitive) hat? Denkt er bis dahin nicht, wann er dazu gekommen ist, geistige Wahrnehmungen (percezioni intellettive) zu haben? Hier denkt er, aber er denkt noch nicht über das Denken nach: dies ist das gewöhnliche intelligente Leben des Menschen. Es kömmt die Zeit, wo er über das Denken nachdenkt, und hier beginnt die Philosophie. Nur kann der Ausgangspunct unseres Geistes kein anderer seyn, als der Zustand, in welchem er sich befindet. Der Mensch, der zu philosophiren anfängt, ist im Zustande des Nachdenkens und Beobachtens. Er geht also von diesem Zustande aus." „Die neueren Philosophen haben sich größtentheils damit beschäftigt, die Vermögen (facoltà) des Geistes zu analysiren, und haben sich nur wenig mit der Analyse des Erzeugnisses derselben, d. h. der menschlichen Erkenntnisse abgegeben. Und

dennoch muß die Analyse der letzteren der Analyse der Vermögen vorangehen; denn diese lassen sich nur durch ihre Wirkungen, die menschlichen Erkenntnisse, erkennen. Darum soll man von der Prüfung der Erkenntnisse zur Untersuchung der Vermögen übergehen. Wenn wir die Philosophie des Cartesius mit der von Locke vergleichen wollen, so finden wir, daß sie aus zwei durchaus verschiedenen Quellen herstammen, die erstere aus einer inneren Beobachtung des Menschen über sich selbst, die zweite aus einer rein äußeren Beobachtung. Diese beiden Philosophien mußten ihre Perioden haben, und sie hatten sie. Nach diesen Systemen scheint es natürlich, daß die Welt eine Philosophie erwarte, welche, ohne Ausschluß einer der beiden Quellen, aus der zusammen vereinigten inneren und äußeren Beobachtung hervorgehe; diese nicht systematische und partheiische, sondern wahre und volle Philosophie würde die einzige seyn, welche den gegenwärtigen Bedürfnissen und den Erwartungen der Menschheit entsprechen könnte. Gebe Gott, daß wir auch nur ein kleines Wenig, wie wir gewünscht und gehofft haben, zu einem solchen Unternehmen beigetragen haben mögen!"

So hebt nun die Theorie mit der Untersuchung des Ursprungs der Idee der Seyenden an („aus der sich apriorisch d. h. unmittelbar nur die Existenz Gottes folgern läßt, um nicht zu sagen, daß diese schon in ihr enthalten sey" (eingebornes Gottesbewußtseyn). Theil I. Diese Idee des Seyenden ist nur die, ohne welche Nichts, ja der Gedanke selbst nicht möglich ist. Sie drückt also die einfache Möglichkeit aus (nicht das Sein-Nichts, die „große Null") und unterscheidet sich durchaus von dem Urtheil über die Wirklichkeit der Gegenstände. Ausführlich und allseitig entwickelt nun der Verfasser die Natur dieser Ideen, so wie ihren Ursprung, zeigt (C. III.), wie sie weder aus den körperlichen Sensationen entsteht (ihr Charakter ist Objectivität, Idealität, Einfachheit, Identität, Allgemeinheit und Nothwendigkeit, Unveränderlichkeit und Ewigkeit, Unbestimmtheit); noch aus dem

Gefühl der eigenen Existenz (Unterschied zwischen dem Gefühl und der Idee des Ichs, jenes eingeboren, diese erlangt, die Idee des Seyenden geht der Idee des Ichs voraus); noch aus der Lockischen Reflexion; noch mit dem Akte der Wahrnehmung; sondern sie ist eingeboren. Theil II. Ursprung aller Ideen im Allgemeinen vermittelst der Idee des Seyenden. Alle Ideen haben wesentlich in sich die Conception des Seyenden, so zwar, daß wir keine Idee von irgend Etwas haben können, ohne die mögliche Existenz, welche den apriorischen Theil und die Form unserer Erkenntnisse bildet, zu denken. Zweitens ist in der Idee etwas Anderes enthalten, als der Begriff des Seyenden, so ist dies nur ein Modus des Seyenden selbst: so daß man sagen kann, daß jede Idee nichts Anderes ist, als entweder das Seyende ohne irgend einen Modus begriffen, oder das durch seine Modi mehr oder weniger bestimmte Seyende; eine Bestimmung, welche die Erkenntniß *a posteriori*, oder die Materie der Erkenntniß bildet.“ „Der äußere und innere Sinn nur ist es, welcher die Idee der Dinge erfüllt, indem er die Materie liefert, wodurch die Ideen wahrhaft bestimmt werden. Doch muß hierbei jener Modus zu seyn ausgenommen werden, der nicht bestimmt ist im Sinne von begränzt, wie die erschaffenen Dinge, sondern nur bestimmt in dem Sinne, daß er nicht ungewiß und unvollständig ist. Da der Modus zu seyn jenes Seyenden (Gottes) durch Nichts begrenzt ist, so kann er aus der Idee selbst des Seyenden, als einer ursprünglichen Kenntniß seiner (nozione primitiva di lui) entwickelt werden; denn dieser Modus zu seyn ist identisch mit dem Seyn selbst; kurz das vollkommene Seyn (l'essere completo) hat keine Modi. Alle möglichen Weisen, den Ursprung der Ideen im Allgemeinen zu betrachten, stellt nun der Verfasser auf, die ihn überall auf die Idee des Seyenden führen, welche, als unserem Geist gegenwärtig, das Licht der Vernunft bildet. Sodann heißt es: „Wer das Alles recht begriffen hat, wird überzeugt seyn, daß außer

dem Modus zu seyn der wirklichen Dinge, den wir real genannt haben, es einen durchaus von ihm verschiedenen gibt, den wir ideal genannt haben. Das ideale Seyn ist ein Seyn von so eigenthümlicher Natur, daß es weder mit unserem Geiste, noch mit den Körpern, noch mit irgend etwas dem realen Seyn Angehörigen verwechselt werden kann. Und doch wäre es ein sehr großer Irrthum zu glauben, daß darum das ideale Seyn oder die Idee Nichts sey. Sie ist vielmehr ein sehr wahrhaftes und edles Seyn, und wir haben gesehen, mit welchen erhabenen Charakteren sie bekleidet ist. Die Idee ist das Licht des Geistes, außer dem nur Finsternisse sind. Sie bejaht und verneint, als Idee des Seyenden, zwar Nichts, aber sie gibt uns allein die Möglichkeit, sowohl zu bejahen, als zu verneinen. Theil III. Ursprung der ersten Principe der Vernunftschlüsse (ragionamento), Satz des Erkennens (principio di cognizione), des Widerspruchs, der Substanz, der Ursache. Diese Principe und Nichts als die angewandte Idee des Seyenden selbst, Ideen, welche zum urtheilen dienen Daher läßt sich ihr Ursprung auf den Ursprung der Ideen zurückführen. Theil IV. Ursprung der reinen Ideen, d. h. derer, welche Nichts aus der Empfindung (Gefühl) (sentimento) entnehmen. Ursprung der Elementarideen des Seyenden; der Idee der Substanz (allgemeine, besondere, einzelne, universale, generica, specifica) Begriff des Individuums, Urtheile über die Wirklichkeit aller dieser Substanzen und der Accidenz, der Ursache und Wirkung. Unterschied zwischen Substanz und Ursache. Theil V. Ursprung der nicht reinen Ideen, d. h. derer, welche, um sich zu bilden, Etwas von der Empfindung entnehmen. Ursprung des Unterschiedes zwischen den Ideen von körperlicher und geistiger Substanz. Unterschied zwischen der Idee der Ursache und des Subjects, der Substanz und der Wesenheit (essenza); es existirt ein Wir (Noi) als wahrnehmendes Subject; dessen Begriff verschieden von dem Begriff körperlicher Substanz; Einfachheit des Geistes.

Ursprung unserer Idee von körperlicher Substanz; Widerlegung des Idealismus von Berkeley; Ursprung der Idee unseres Körpers, als verschieden von den äußeren Körpern, vermittelst der Fundamentalempfindung (sentimento fundamentale), deren Daseyn und Unterschied von Leben; das Gefühl (oder Fühlkraft? tatto) als allgemeiner Sinn; sein Ursprung; Criterium der Existenz der Körper; Ideen der Zeit, der Bewegung; des Raums (alle ihre Eigenschaften); Ursprung der Idee der Körper vermittelst der außersubjectiven Wahrnehmungen des Gefühls; besonderes Criterium der Existenz äußerer Körper; Gesichtssinn; Criterium der Größe und Figur der Körper u. s. w. Wir können hier nicht einmal eine vollständige Aufzählung aller wichtigen Fragen, die im Werke erledigt werden und nicht vereinzelt, sondern im innigen Zusammenhange mit einander stehen, mittheilen, da sie die Grenzen, die wir uns gesteckt haben, überschreiten würde. Nachdem sodann der Verfasser im Theil VI. verschiedene Aufschlüsse über seine Theorie und ihr Verhältniß zu andern gegeben, geht er im dritten Bande zu dem über, was er Corollarien seines Systemes nennt; handelt in der sechsten Sektion Theil I. das Criterium der Gewißheit, Theil II. seine Anwendung zum Beweise der Wahrheit der reinen Erkenntnisse, Theil III. der nicht reinen, und Theil IV. die Natur der Irrthümer, denen die menschliche Erkenntniß unterliegt, ab. Die siebente Sektion widmet er einer Untersuchung: „über die Kräfte des apriorischen Philosophirens" (delle forze del ragionamento a priori), hauptsächlich von dem Standpuncte einiger Denker der deutschen Schule, und dem des Professors Cousin aus. Wiewohl uns das, was er über die Entwicklung der deutschen Philosophie durch Kant, Fichte und Schelling sagt, gerade von der höchsten Wichtigkeit ist, so müssen und wollen wir uns doch hier damit begnügen, um eine Probe von seiner philosophischen Auffassungsgabe und seinem durchschauenden Scharfsinne zu geben, eine Stelle aus seiner Beurtheilung der Philosophie

aber kann nur ein Abstractum seyn, und Niemand hat ihn jemals weder erfahren, noch ihn als wirklich seyend erkannt. Und in der That, der Gedanke kann nur ein Act seyn; ein Act aber kann nicht existiren ohne Einen, der ihn vollbringt, und ohne ein Ziel, worin er endigt und ruht. Bardilli gibt zu, daß jenes Denken nicht an sich, sondern nur in seiner Anwendung erkannt werden kann: und dennoch stellt er ihn ohne allen Beweis als etwas Wirkliches und äußerst Thätiges auf".

Die Hauptmängel, welche der Verfasser an der deutschen Philosophie rügt, sind: Die Verwechslung der ideellen und reellen Ordnung der Dinge, ein gewisser Mißbrauch der Abstraction, und in Bezug auf die Methode ein Angreifen der verwickeltsten und höchsten Probleme, ohne die zunächstliegenden vorher gelöst zu haben. Er selbst aber sagt von den Beweisen a priori: Alles, was in der Idee des Seyenden enthalten ist, oder aus dieser Idee allein vermittelst Schlüssen, ohne sich an irgend Etwas von der Erfahrung Gegebenes anzulehnen, gezogen werden kann, gehört dem reinen Beweise a priori an, und Alles, was, um von uns erkannt zu werden, außer der Idee des Seyenden, irgend Etwas von der äußeren oder inneren Erfahrung Gegebenes bedarf, gehört nicht dazu; darum müssen wir in der Erkenntniß der wirklichen, endlichen Dinge den Weg der Erfahrung einschlagen, wenn wir uns nicht in vage und abstracte Schlüsse verlieren wollen, die in der Ordnung der Wirklichkeit gar keine Geltung haben".

XXII.

Briefliche Mittheilungen

aus Posen.

Großherzogthum **Posen** den 18. August. Trauriges nur konnte ich Ihnen aus unseren Erzdiöcesen mittheilen, heute ist meine Mittheilung ganz anderer Art. Der 5. August war für uns ein wahrer Freuden-

tag, welchen uns der Herr gab, denn unser hochwürd. Erzbischof, Martin v. Dunin, ist in unsere Mitte zurückgekehrt, und zwar ganz unerwartet.

Unmittelbar nach dem Tode des höchstseligen Königs wandte sich der Erzbischof aus Kolberg an seinen neuen Monarchen, bedauernd, daß Gott der Allmächtige Friedrich Wilhelm III. nicht vergönnt, den zwischen Kirche und Staat entstandenen Zwiespalt beizulegen, und bat, es möge ihm erlaubt seyn, in seine Diöcese zurückzukehren, um mit der ihm anvertrauten Heerde seine Gebete zu vereinigen, damit bei der Besteigung des Thrones Friede und Eintracht wiederkehre. In einigen Tagen, nach Abgang dieses Schreibens, kam nach Kolberg der Kammergerichtsrath, Hr. Aulik, um mit dem Erzbischofe zu unterhandeln. Der Erzbischof blieb standhaft bei seinen früher abgegebenen Erklärungen stehen, und was er mündlich dem an ihn Abgesandten vorgetragen, hatte der Oberhirt schriftlich am 24. Juni Sr. Majestät dem Könige noch einmal wiederholt, gelobend nach wie vor seinem Monarchen Treue und Gehorsam in allen weltlichen Dingen, und sich verpflichtend, die durch falsche und unpassende Maaßregeln der Provincialbehörden aufgeregten Gemüther seiner Diöcesanen zu beruhigen. Diese mit Würde zu den Füßen des Thrones niedergelegte Erklärung fand der Monarch genügend, und übergab am 31. Juli dem Gutsbesitzer Ignatius v. Lipski, welcher sich in Berlin befand, die Befreiungsordre des Erzbischofs. Ein treuer Sohn der Kirche und ein Pole, war der Ueberbringer des letzten Schreibens Sr. Majestät des Königs an den Metropoliten. Am 3. August verließ Herr v. Dunin seinen bisherigen Aufenthaltsort, die rührendsten Beweise der Hochachtung von Seiten der Einwohner Kolberg's bei seiner Abreise empfangend. In Deutsch-Crone begrußten zuerst den Erzbischof die Glocken seiner Diöcese. Ueberall, wo er nur durchkam, drängte sich das Volk seinen Hirten mit thränenbenetztem Auge in seiner Mitte begrüßend. Am 6. Abends um ¾ auf 10 Uhr traf der gefeierte Greis in Posen ein: eine Menge Volkes wartete seiner vor der Stadt, wollte die Pferde ausspannen und den Wagen vor die erzbischöfliche Residenz ziehen, aber dies ward ihnen von dem Erzbischofe nicht gestattet. Am andern Tage, am Feste der Verklärung Christi, hörte man in allen katholischen Kirchen die vollen Glocken und Orgeln wieder ertönen, und im Dome war um 9 Uhr früh bei der heil. Messe des Erzbischofs der ganze Clerus Posens versammelt. Zahllose Massen wallfahrteten jetzt auf den Dom hinaus, um den angekommenen Hirten zu begrüßen; alle Zünfte zogen aus der Stadt mit fliegenden Fahnen und Musikchören, und jeder Bewohner Posens wollte den treuen Hirten sehen und ihm seinen innigsten Dank zollen. Unter Thränen segnete der gefeierte Greis die ihn liebenden Schäflein. Abends am 6. August ward die Altstadt festlich beleuchtet; an vielen Häusern waren Transparente mit Inschriften angebracht, in denen sich die Freude über die Rückkehr des Metropoliten und die Gefühle des heißesten Dankes gegen den gerechten König auf's innigste aussprachen. Nur in der Neustadt war es in den Häusern der Beamten finster.

Am 9. ertheilte der Erzbischof neun Alumnen des Posner Seminars die minores ordines. Am 14. begab er sich nach Gnesen, um hier am 16. den dort seit zwei Jahren sich nach ihm sehnenden Clerus die Weihe des Presbyterats zu spenden. Sein Empfang in der alten Stadt Lech's glich einem Triumphe eines aus dem Kampfe heimkehren-

den Siegers. In den ersten Tagen Septembers wird der Erzbischof, dem Befehle Sr. Majestät gemäß, sich nach Königsberg begeben. Zurückgekehrt, hat er die Absicht, einige Decanate seiner Erzdiöcese in diesem Herbste zu visitiren. Gott schenke ihm hiezu die nöthige Stärke und Kraft!

XXIII.

Das Passionsspiel zu Oberammergau.

(Fortsetzung.)

Ehe wir in unserem Berichte über das gegenwärtige Ammergauer Spiel fortfahren, einige Worte über das ihm vorausgegangene ältere.

In dem Vorhergehenden schon wurde bemerkt, wie das dortige Spiel in die stummen Vorbilder aus dem alten Bunde und die dramatisch aufgeführten Scenen der Leidensgeschichte Christi zerfällt. Bis zu den unruhigen Kriegszeiten des Jahres 1810 wechselte man, wie mir an Ort und Stelle erzählt wurde, mit diesen beiden Abtheilungen in der Weise, daß man alle zehn Jahre die Passion spielte, zwischen inne aber führte man jedes fünfte Jahr nach dem Passionsspiele die sogenannte Kreuzschule auf, worin gerade umgekehrt alle jene Vorbilder aus dem alten Testamente dramatisch gespielt wurden, die Leidensgeschichte Christi dagegen in stummen Vorstellungen, als die vorbedeuteten Geschichten der Zukunft, vor dem Auge der Zuschauer erschienen. So bildeten also beide Spiele vereint einen in sich abgeschlossenen Cyklus.

In dem Jahre 1810 aber wurde, wie man mir erzählte, des Krieges wegen ausgesetzt; die Passion hatte erst ein Jahr darauf statt; ja in den rauhen Stürmen dieser verhängnißvollen Zeit des Schwertes und der Zerstörung war sogar die Rede davon, beide Vorstellungen ganz eingehen zu lassen. Allein 1815 wohnte der Minister Montgelas der Passion bei,

und der Staatsmann, dessen Administration sonst nicht gerade den hierarchischen Ideen besonders huldigte, soll sich dadurch so befriedigt gefunden haben, daß sich das Passionsspiel, der kümmerliche Rest einer reichen Vergangenheit, glücklich in unsere Zeit hinüber rettete, während die alttestamentalische Kreuzschule seitdem der Vergessenheit anheim fiel. Doch gibt auch ihr Name noch Zeugniß von der Weise, wie man das Spiel auffaßte. Es sollte offenbar eine Schule seyn, in der die Zuschauer die Nachfolge des Kreuzes Christi lernen sollten, was auch der neuere Prolog mit den Worten ausdrückt: „Folget dem Versöhner nun zur Seite u. s. w.“ Kein Zweifel, daß es auch wohl geeignet ist, diesen Zweck zu erreichen. Ich selbst kenne mehrere Pfarrer der Nachbarschaft, die es darum nicht ungern sehen, wenn die Glieder ihrer Gemeinde in diese Schule gehen. Ganz insbesondere jedoch müssen diese ernsten, heiligen Bilder auf Kinder den tiefsten, ergreifendsten Eindruck hervorbringen, und einmal eingeprägt, in der jugendlichen, frisch empfindenden Seele unauslöschlich haften. Man darf sie auch nur beobachten, wie sie, ohne sich zu rühren und ein Aug zu verwenden, hinsehen und hinhorchen, um zu begreifen, daß sie hier an einem Tage durch die lebendige Anschauung vielleicht mehr lernen, als in einem halben Jahre durch Fragen und Antworten nach der abstracten Weise des gewöhnlichen Schulunterrichts. Ich finde es darum auch begreiflich, wenn einer meiner Bekannten, der als Kind einem Passionsspiele in Schwaben beigewohnt, mich versicherte, daß noch gegenwärtig keine andere Erinnerung seiner frühesten Kindheit so lebendig vor seinem Geiste stehe, und daß er deshalb nicht gern einer zweiten Vorstellung der Art beiwohnen möchte, um diesen ersten Eindruck nicht zu schwächen.

Das Passionsspiel in seiner gegenwärtigen Gestalt hat einen ehemaligen Benedictiner aus dem Kloster Ettal, den noch lebenden Herrn Pfarrer Weiß in Jesewang bei Fürstenfeldbruck zum Verfasser. Der Componist der Musik,

Dedler war zuerst Chorknabe im Kloster Raitenbuch, später Secretär des dortigen Prälaten, von dem er beim Herannahen der Säcularisation den Schuldienst in Ammergau erhielt, wo er die Musik für die Passion dichtete. So ist also dieß Spiel in der That ein Vermächtniß, für welches Oberammergau den beiden benachbarten Klöstern, unter deren geistlicher und zeitlicher Obhut es stand, verpflichtet ist. Wie es denn auch nur dem Wohlthätigkeitssinne des Prälaten von Raitenbuch die Gründung seines Schul- und Armenfonds verdankt.

Der alte Text des früheren Passionsspieles wird noch in Ammergau aufbewahrt, allein man hat mir die Einsicht desselben nicht gestatten wollen. Vor mir liegt dagegen der alte gedruckte Liedertext des Spieles von 1780 unter dem Titel: „Schauspiel oder alt- und neues Testament in dem für uns leidenden Gottmenschen zur Betrachtung vorgestellt und von einer ehrsamen Gemeinde zu Oberammergau auf öffentlicher Schaubühne mit höchster und gnädigster Erlaubniß aufgeführt den 18ten und 22sten May und 15ten Brachmonat 1780. Augsburg, gedruckt bei Johann Bernhard Stadlberger, katholischen Buchdrucker.“*) Das alte Spiel war nach der damaligen Weise ganz in Reimen abgefaßt. Der neue Umarbeiter hat dasselbe, mit Ausnahme der Gesangstücke für den Chor, in Prosa aufgelöst, ohne Zweifel in der löblichen Absicht, um sich nicht nur in der Handlung selbst, sondern auch in den Ausdrücken überall, so eng als möglich, an die heilige Schrift anzuschließen und durch den streng historischen Charakter des Schauspieles einer übelwollenden Kritik die Beschuldigung abzuschneiden, als habe er die heiligste Wahrheit zum Gegenstande eitler und freier Dichtung gemacht, oder sich dabei unverbürgter, apokryphischer Quellen bedient, wie dieß früher, ohne daß der Glaube daran Anstoß nahm, geschah. In der Ordnung des Ganzen scheint er sonst dem

*) Der Text von 1790 stimmt mit dem von 1780 vollkommen überein.

alten Spiele gefolgt zu seyn, wenigstens reihen sich die Vorbilder des alten Testamentes mit den entsprechenden Scenen des neuen in beiden gleichmäßig einander an; einen Hauptunterschied macht nur der Prolog und die Rolle, die der Teufel mit seinem höllischen Chore gleich im Beginne des alten Spieles einnimmt. Veränderungen der Art nach der wechselnden Denkweise der Zeit fanden, als in der Sache selbst begründet, von jeher statt, und das bescheidene Programm von 1780 selbst sagt in dieser Beziehung: „Das Schauspiel ist indessen in etwas verkürzt worden, um die Geduld der Zuschauer nicht zu mißbrauchen.“ — „Wer ein Kritiker ist,“ heißt es weiter, „mag es unsertwegen tadeln, wie es ihm beliebt — Nur keine Kunst und Regelmäßigkeit suche er darin. Es besteht nicht so fast aus entwicklungsvollen Handlungen, als aus simpeln Vorstellungen, welche nichts anders als Erbauung — Andacht gegen den sterbenden Heiland und Rührung des Herzens zum Endzweck haben, so wie es der Schutzgeist dieses Spieles im Eingange erklären wird: gebet acht, — sehet und nehmet es zu Herzen, es wird zu euerm Vortheil gereichen. Denn nichts ist uns also heilsam, als das Gedenken dessen, was und wie viel der Gottmensch für uns gelitten, sagt St. Bernard (Serm. 23 ad fratr. in erem).“

Der Schutzgeist, der hier das Spiel eröffnet, ist Niemand anders, als der Chorführer; denn noch jetzt nennt man in Ammergau die eilf Männer und Frauen, die vereint den Chor bilden, Schutzgeister, und wie der Chorführer als erster Schutzgeist auch dermalen noch das neuere Spiel eröffnet, so geschah dieß schon im fünfzehnten Jahrhundert durch einen Engel in den geistlichen Spielen des benachbarten Italiens, dessen Einfluß über die deutsche Bergwelt, durch die Klöster und die große Venetianer Handelsstraße vermittelt, hierin, wie in so manchem Anderen, wohl kaum zu verkennen ist. Es wäre aber, wie mir scheint, wohl nicht unpassend gewesen, wenn man in den Prolog des gegenwärtigen Spieles eine Erinnerung an das Gelübde, dem es seinen Ursprung

verdankt und an seinen Zweck aufgenommen hätte; denn von den vielen Tausenden von Zuschauern, die meistens Bauern sind, ist keineswegs anzunehmen, daß sie alle das gedruckte Programm gekauft und gelesen haben, und dann wäre es auch für die Spieler selbst heilsam, wenn sie sich so aufs Neue daran erinnerten: daß sie hier nicht als Schauspieler um Geld und Beifall spielen, sondern als Christen eine heilige Gedächtnißfeier ihrer Religion begehen, die den höchsten Ernst von ihnen fordert. Mir selbst fiel auf meinen Wanderungen in Tirol ein Pusterthaler Bauernspiel, worin dieß geschieht, in die Hand. Verdankt das Ammergauer seinen Ursprung dem Pest-Gelübde, so verdankt dieses den seinigen einem ähnlichen Gelübde der Gemeinde Waldens, die da gelobt hatte, das jüngste Gericht alle sieben Jahre zu spielen, von wegen der Hochgewitter in dieser Zeit und der Donnerwetter beim jüngsten Gericht in der Ewigkeit, was der Prolog jedesmal den Versammelten ausdrücklich in Erinnerung brachte.*)

In Ammergau hießen früher diese geistlichen Vorstellungen nicht ohne Grund „Moralien," denn auch die Franzosen nannten im Mittelalter jene Stücke Moralités, in denen moralische oder allegorische Personen, z. B. die Tugenden

*) Die Handschrift, deren Mittheilung ich der Güte des Herrn Kreishauptmann Kern in Bruneck verdanke, führt den Titel: „Spill Puch von dem jüngsten Gericht, so Anno 1722 In Dorf Waldens gehalten worden, Spillführer khombt, thuet den Vortrag und spricht;" u, s. w., er beginnt im Namen der heiligen Dreifaltigkeit und dann an die Gemeinde sich wendend, dem Gebrauche gemäß, fährt er fort:

Verzeiht uns unsre Mängel dann,
Der es bei uns vill geben than,
Die wür in den Spillen nit sint gewant;
Doch ist es allen schon bekhandt
Indem die gemein zu 7 Jahre sich verpflicht
Zu spillen von dem jüngsten Gericht,
Wegen des Hochgewitters, das Gott verschon,
Anjetzo und vor des Richters Thron.

und die Laster auftraten, um einen Grundsatz der Sittenlehre anschaulich zu machen und dem Herzen der Zuschauer lebendiger einzuprägen; die Engländer bezeichneten sie mit demselben Namen Moralities. Und diesem frühern Namen war der Beginn des ältern Ammergauer Spieles gemäß. Lucifer nämlich, der Höllenfürst, eröffnete es mit seinem höllischen Chore in einem musikalischen Auftritt:. Da treten auf die Sünde und die Frucht der Sünde, der Tod, und ihre beiden Kinder, der Geiz und der Neid. Lucifer auf dem Höllenthrone bietet seine Genossen auf gegen den Nazarener, der ihn, den Machthaber im weiten Höllenreiche, zu verdrängen drohe und ihnen allen Gefahr bereite. Der Tod erwiedert: „Getrost o großer Fürst, ich will dem Uebel steuern.“ „Und deine Magd,“ spricht die Sünde, „wird eben nicht in diesen Nöthen feiern. Beide bieten ihm ihren Beistand an; die Sünde verheißt ihm den Gefürchteten durch ihre Kinder, Geiz und Neid, zu verderben; der Tod gelobt mit seinen Waffen, mit Sense und Pfeilen, ihm den Untergang zu bereiten. Nun sendet Lucifer die Kinder der Sünde aus, das Gelöbniß der Mutter zu vollbringen; den Neid heißt er zur hohen Priesterschaft der Juden gehen, und den Geiz zu Judas, dem Iskarioten, ihm den Sinn durch Geldgier zu verstricken. Mit einem Chorgesang der Sünde, des Todes und der ganzen höllischen Genossenschaft zur Ehre und Verherrlichung ihres Königs schloß dieser erste Auftritt das alten Spieles. Hierauf folgte als Gegensatz, wie Jesus freiwillig dem Opfertod entgegengehend, auf dem Wege nach Jerusalem seinen Jüngern sein Leiden und Sterben voraussagt und während die hohen Priester sich über seinen Untergang berathen, in Bethanien bei den Freunden zuspricht. Die Kinder der Sünde, Neid und Geiz, betreiben eifrig im weitern Verlaufe der Leidensgeschichte das aufgetragene Werk und als Judas seinen Meister um die dreißig Silberlinge verkauft und der Rath das Urtheil gesprochen hat, erscheinen sie noch einmal zu einem zweiten musikalischen Auftritte vor dem Throne

ihres infernalen Herrn. Dort heben sie einen Wechselsang teuflischer Lust über das glücklich gelungene Werk der Finsterniß an; Lucifer aber hetzt sie noch einmal gegen das Opferlamm los, damit seine Feindin, die Reue, die wohlgeknüpften Stricke der Bosheit nicht wieder auflöse; dem Judas insbesondere verheißt er, wenn sie ihn in seinen Ketten zu halten wissen, als Lohn die Verzweiflung zu senden, damit er sein eigener Henker werde. Ein Feierchor der Vasallen des Höllenfürsten zur Ehre seiner satanischen Majestät beschließt auch diesen Auftritt. Wie nun im weiteren Fortgang der Leidensgeschichte auch der Statthalter des Kaisers, der römische Landpfleger, das Todesurtheil fällt und den Stab über Jesus zum Kreuzestod bricht, erscheint die Hölle im alten Spiele zum drittenmal, um den Gesang ihres höchsten Triumphes zu singen, der mit der Kreuzigung, wo die alte Schlange den Schlangentreter in die Ferse gestochen, seine Vollendung erreicht und ihre Macht endet. Den großen Gegensatz dazu bildet hierauf der Schluß des Spieles, der Triumph Christi über die verbündeten Mächte der Finsterniß durch seine Auferstehung und Verklärung. Die Geister der Nacht, die Vasallen der Hölle, die Sünde und der Tod erscheinen hier abermal, aber dießmal nicht jubelnd und jauchzend, sondern als die Ueberwundenen unter den Füßen des Auferstandenen, dem das Siegeschor der Kinder des Himmels erschallt, womit das Spiel schließt.

Da nun, wie gesagt, der Verfasser des neueren Textes sich streng an die Worte der Evangelien halten wollte, so fiel diese ganze Höllenparthie von selbst hinweg; denn die Evangelien erwähnen zwar zum öfteren des Versuchers, wie z. B. auf dem Tempel und auf der Bergeshöhe, allein in der Passion selbst geschieht der Hölle und ihres Fürsten keine ausdrückliche Erwähnung, obschon sein Wirken darin überall sichtbar ist. Unsere Zeit, die den Teufel überall nur incognito, aber um so ungenirter sich geriren läßt, wird am wenigsten etwas gegen diese Auslassung einzuwenden haben und

man hat daher auch die Ammergauer in norddeutschen Blättern ausdrücklich gelobt, weil der Teufel auf ihrer Bühne nicht erscheine.

Statt dieses Einganges beginnt das gegenwärtige Spiel mit dem von uns mitgetheilten Prolog, den, wie man mir sagte, der verdienstvolle Uebersetzer der heiligen Schrift, Herr Dompropst Allioli gedichtet hat. Zwei bildliche Vorstellungen sind in ihn eingelegt, die in Bezug auf die Worte:

„Seht das Geheimniß Gottes — das Opfer dort auf Moria,
Das Opfer — der Versöhnung, Bild auf Golgatha."

unter dem Gesang des Chores bedeutsam vor die Augen der Zuschauer treten. Im Hintergrunde erblickt man Adam und Eva, die der Engel mit dem rächenden Schwerte aus dem Paradiese verbannt; im Vorgrunde links steht der Berg Moria, der Scheiterhaufen ist errichtet, der Patriarch Abraham kniet davor mit seinem Söhnlein Isaak zum Opfer bereit. Es ist also der Fall und das Vorbild des freiwilligen Sühnopfers. Das zweite Bild stellt in der Mitte der Bühne ein einfaches Kreuz vor, und rechts und links zwei Engel in Anbetung davor knieend, auch der Chor kniet nieder, während er die Worte der Anbetung singt. Diese zwei Bilder, Fall und Versöhnung darstellend, also das Ganze umfassend, bilden eine passende Ouvertüre des Erlösungswerkes. Nach dem Vorgange des alten Spieles erscheint aber das Opfer Abrahams später noch zweimal, einmal den Widder im Dornstrauch vorstellend und dann wie Isaak den Opferberg besteigt mit dem Holz beladen, als Vorbilder von Christi Opfertod am Kreuze. Es wäre daher vielleicht nicht unpassend, wenn hier oder vor dem Abendmahl der König von Salem, der Priester des Allerhöchsten, Melchisedech, jene große, in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Gestalt des alten Bundes erschiene, wie er Brod und Wein opfert. Sein Ausbleiben ist um so fühlbarer, da sonst die Vorbilder mit vollem Verständniß ihrer Bedeutung

in großer Anzahl den einzelnen Auftritten der Leidensgeschichte, im sie eingewoben, vorangehen.

Auf diese Bilder und den Prolog folgt der nun bereits erwähnte Einzug Christi unter dem Hosannagesange des Volkes. Sobald der Heiland auf der Mitte der Bühne angelangt ist, öffnet sich der Vorhang, der sonst die bildlichen Vorstellungen verhüllt. Dießmal sieht man in die Tempelhalle. Man erblickt die Priesterschaft im reichen glänzenden Gewande, mit dem hohen Kopfschmucke, dem zweigehörnten Priesterhute; zwischen den Dienern des Tempels, die Jehova ihr äußerliches Opfer bereiten, sind die Händler und Verkäufer, die Schacherjuden in unruhiger Krämergeschäftigkeit thätig. Die pharisäische Priesterschaft in ihrem kalten, schimmernden, stolzen Prunke, ein Bild des herzlosen Ceremoniendienstes, der ohne Demuth, Zerknirschung und Andacht sich selbst den Weihrauch anzündet, und am Opferdufte labt, dann die Krämer und Wechsler mit ihrer niedern Gewinngier, ein Bild der Welt, die ihre jüdische Wechselbank mitten in dem Heiligthum aufschlägt, den Opferpfennig beschneidet, und ihr Agio davon zu erhaschen trachtet, beide bilden einen bedeutsamen Gegensatz gegen den Heiland in seiner Sanftmuth und Armuth, dem die Jünger mit ihren Hirten- und Wanderstäben, die Kinder an der Hand ihrer Mütter und das Palmen schwingende Volk Hosanna singend folget. Es ist der Gegensatz der Herrlichkeit der Welt gegen den Frieden und die Heiligkeit des Himmels, der nur dem kindlichen Sinne geöffnet ist. Der Zug hält an, Jesus steigt von dem Thiere, und mitten unter die stolze Priesterschaft tretend ergeht sein strafendes Wort an die Entweiher des Hauses Gottes: „Ihr Heuchler, glattzüngiges Natterngezücht, ihr Eiferer, die ihr andern Bürden aufladet, die ihr nicht mit dem Finger berührt, ihr Blinde und Führer der Blinden“. Gegen die Verkäufer, deren Ohr für das bloße Wort der Schmach taub ist, erhebt er die Geißel und treibt sie sammt ihrem Krame aus dem Heiligthum hinaus. Ihr böses Gewissen wagt keinen Widerstand,

sie fliehen über Kopf und Hals. Einen seltsamen Eindruck aber macht es, wenn mitten in dieser Verwirrung zwei Tauben, die zum Opfer bestimmt waren, ihrer Haft entfliehen und ihren Flug aus dem Tempel von Jerusalem geraden Weges nach ihrem Schlage in Ammergau nehmen. Man wird dadurch auf's Neue daran erinnert, daß man nicht in einem dumpfen, eingeschlossenen Theater sitzt, sondern daß der Himmel sein blaues Zelt über die Bühne ausspannt, und daß die Wolken, die Lüfte und die Vögel frei darüber hinziehen. Ja, als ich das erstemal dem Spiele beiwohnte, setzten sich die Schwalben oben zu dem Pelikan über der Bühne und begleiteten mit ihrem Gezwitscher so vernehmlich und unverdrossen den Chor, als ob sie von den Direktoren des Spieles, als geborne Ammergauer, dafür eigens herbestellt seyen.

Die Tempelschacherjuden erholen sich indessen von ihrem Schrecken und nun erschallt drohend ihr Geschrei: „Dieser Schimpf bleibe nicht ungerochen," während das Volk in seinem Rufe: „Hosanna dem Sohne David's" fortfährt. Jesus verläßt hierauf, von den Kindern gefolgt, den Tempel. Nun erhebt auch der gekränkte Stolz der Priesterschaft seine eifernde, zornige Stimme und facht den Rachegeist der Krämer, die sich in ihrem Gewinne bedroht gesehen, mit religiösem Fanatismus gegen Jesus auf. „Wer es noch mit unsern Vätern Abraham, Isaak und Jakob hält", so ergeht ihr Ruf, „trete zu uns. Das verführte Volk verläßt das Gesetz und die Propheten, der Fluch durchgrabe eure und eurer Kinder Eingeweide, so ihr nicht beitretet, der Gott unserer Väter wird mit uns seyn." Diesen Aufruf erwiedern die Verkäufer im Hintergrund wie krächzende Unglücksvögel mit heiserem Schrei: „Rache! Rache! Rache"! „Mit uns", rufen die Führer, „mit uns wer Moises angehört, Moises ist unser Prophet". Hiemit ist das Rachewerk eingeleitet und der erste Auftritt beendet.

Der Chor tritt nun von Rechts und Links auf die Vorbühne ein; sein erster Führer beginnt mit der Erklärung, wie der Neid die Priester und Pharisäer der Juden aufrege, daß

sie sich zu Jesu Untergang verschwören, wovon das graue Alterthum ein Vorbild in dem Neide von Josephs Brüdern zeige. Während der Chor auseinandertritt, geht hinter ihm der Vorhang auf, und man erblickt die Cisterne der Wüste von Dothain, in die sie den Bruder geworfen; zwei von ihnen schauen hinab, die andern stehen nach verübter That in verschiedenen Stellungen rings umher. Im Angesicht dieses Bildes wechseln bald der erste oder zweite Chorführer, bald der ganze Chor, bald die Männer und Frauen, unter Musikbegleitung, mit ihrem Gesange ab. In dem Gedanken an den Tod, womit dieß Vorbild Jesus prophetisch bedroht, erheben sie bald in klagendem, bald in zürnendem, die rächenden Blitze des Allmächtigen herabrufenden Tone ihre Stimme, und schließen mit dem beruhigenden Gedanken an die allerbarmende Liebe Gottes, die nicht zum Verderben gekommen, sondern um alle Sünder zu Erben seiner Gnade und Seligkeit zu machen; demüthige Anbetung des weisheitsvollen Planes seiner Liebe ist darum das letzte Wort, womit der Chor abtritt. Sogleich geht der Vorhang wieder auf, und man erblickt die hohe Priesterschaft im Synedrium versammelt. Annas, der Alte, mit schneeweißem Haare, und Caiphas, eine kräftige, heftige, hohe Gestalt, führen, auf erhöhtem Sitze in der Mitte des Hintergrundes, den Vorsitz; neben ihnen, aber tiefer, sitzen zwei Rabbi, oder Schreiber der Priesterschaft, und rechts und links, längst der Wand, die übrigen Glieder des Rathes in einer Reihe. „Ehrwürdige Versammlung der Priester, Lehrer und Väter des Volkes“ werden sie von einem der Vorsitzenden angesprochen, „unsere Religion, unser Gesetz stehen in Gefahr, über den Haufen geworfen zu werden. Werden wir noch einmal das Osterfest feiern? Ist der Galiläer nicht Fürst in Jerusalem? Hat er nicht die Verkäufer mit der Geißel aus dem Tempel getrieben; er hat also Moises und die Propheten angegriffen. Wie lange wollen wir darum noch zaudern? Wer hält das Volk von der Verführung zurück? Einzeln haben wir uns wohl bemüht; allein wo stehen

wir! es ist schrecklich! habt ihr nicht selbst gesehen, wie er im Triumphe in unsere Hauptstadt einzog; sollen wir also warten, bis der letzte Schatten unserer Macht dahin ist. Darum ist es besser, daß Einer sterbe.“ „Auch wir,“ erwidern die Versammelten einhellig, „stimmen für seinen Tod.“ Der alte Annas erhebt noch insbesondere seine leidenschaftliche Stimme: „Bei meinen grauen Haaren schwöre ich es, nicht zu ruhen, bis das Erbe unserer Religion durch seinen Tod gesichert ist.“ Allein nun entsteht die Frage: wie bringen wir ihn in unsere Gewalt, da das verführte Volk ihm so zahlreich anhängt. Gold und Versprechungen erscheinen ihnen als die angemessensten Mittel, und die schimpflich verjagten Händler und Verkäufer als die eifrigsten Bundesgenossen und tauglichsten Werkzeuge ihrer Rache. Man rufe sie also herbei. „O,“ heißt es, „sie werden schon ungerufen kommen.“ Zwei Abgeordnete gehen und kehren mit dem fanatischen Schacherjudenschwarme zurück. Es ist eine Schaar hungriger, reißender Thiere, denen von Ferne die Beute gezeigt wird, auf die sie sich sogleich losstürzen wollen. „Ihr wißt aber, wie das Volk für ihn eingenommen ist.“ Sie jedoch kennen kein anderes Gefühl als Rache: „Hat uns nicht der Rath den Kauf im Tempel erlaubt und daraus hat uns der Galiläer vertrieben, mit einer Geißel hat er uns vertrieben, das soll er mit seinem Blute büßen, Rache! Rache!“ So wird ihnen zuerst der Auftrag, auszukundschaften, wohin sich Jesus begeben. Ihren Racheplan dann näher besprechend, zeigt einer an, daß er unter den Jüngern einen kenne, der ihm ein taugliches Werkzeug scheine. Sie werden also mit der Aufforderung eingelassen, kein Versprechen zu sparen, um den Verräther zu gewinnen, und nicht zu säumen, daß der Zweck vor dem nahen Feste noch erreicht werde. Der alte Annas beschließt die Sitzung mit den Worten: „in meinen alten Tagen möchte ich noch vor Freude aufhüpfen. Gepriesen seyen unsere Väter Moses, Isaak und Jakob. Hiemit endet der zweite Auftritt.

Die Tempelhändler spielen darin ganz vortrefflich, in ihrer

hastigen, zappeligen Beweglichkeit, in ihrem heiseren Rachedurst, worin immer einer dem anderen zuvorkommen will, und worin sie für alles Uebrige blind und taub sind und ruhelos immer nur von dem einen Gedanken getrieben und gehetzt werden, sind sie das leibhafte Bild des ewigen Juden, dem nicht einmal der Trost des Todes vergönnt ist, der ohne Rast und Ruhe, nicht alt nicht jung, immer wandert und wandert, ohne das Ziel des Friedens und der Ruhe, die ihm im Inneren fehlen, im Aeußeren zu finden. Hinsichtlich des Synedriums dagegen wäre allenfalls zu bemerken, daß der Ton, der darin, im Spiele wie in manchen Phrasen, herrscht, mehr dem einer Kammersitzung, als einer priesterlichen Versammlung gleicht; es sind die ehrenwerthen Mitglieder von hier und dort, die in einem etwas perruckenmäßig verblümten Style ihr Votum abgeben. Wenn z. B. Annas sagt: ich fühle meinen Busen von einer erneuten Munterkeit erwärmt, oder Caiphas von dem letzten Reste des morschen Gebäudes ihrer Macht redet, das Jesus über den Haufen zu werfen drohe, so sind dieß Redensarten, die ihr Muster nicht in der einfachen Sprache der Evangelien finden werden. Zur Ehre des Verfassers sind wir aber der Gerechtigkeit die Erklärung schuldig, daß der Geist seines Spieles, der die Geheimnisse und die Tiefen der Schrift lebendig erfaßt hat, weit über dem äußeren Ausdrucke, sowohl in der Prosa, wie in den Versen, steht, und daß man darum auch willig solche kleine äußeren Schwächen, die bei innerer Leerheit unerträglich wären, übersieht und dem Spiele mit unverminderter Aufmerksamkeit folgt.

(Schluß folgt.)

XXIV.

Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.

VII. Ursachen des Bauernkrieges.

So wie der revolutionäre Geist eines großen Theiles des deutschen Adels zur Zeit der Glaubenstrennung ursprünglich in gewissen Beschwerden und Absichten wurzelte, welche an und für sich mit Religion und Kirche nicht das Mindeste gemein haben, so lagen in derselben Weise dem Aufstande des Landvolkes, der bald nach der Dämpfung des Sickingischen Krieges Deutschlands politischen und socialen Zustand bis in seine Fundamente zu zerrütten drohte, neben den geistigen auch solche Ursachen zum Grunde, die von der kirchlichen Neulehre völlig unabhängig sind. Dieß Vorhandenseyn von ganz äußerlichen und reinpolitischen Motiven, neben den tiefer liegenden, geistigen und moralischen Ursachen, ist eine Erscheinung, die sich in der einen oder andern Form bei allen Revolutionen wiederholt, von denen jemals die Geschichte Meldung gethan. — Auch die materiellen Beschwerden der Bauern müssen daher zuvörderst unpartheiisch ermittelt und anerkannt werden, ehe das zweite, ungleich wichtigere Element in jenem Aufruhr, — die Verpflanzung der Revolution vom kirchlichen auf den politischen Boden, — richtig gewürdigt werden kann.

Seit dem Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zeigen sich in verschiedenen Theilen Deutschlands, vornämlich in Schwaben, im Elsaß und am Oberrhein Symptome einer gähren-

den Unzufriedenheit, einer tiefen Erbitterung des Landvolkes gegen die Guts- und Grundherren, die sich an manchen Orten in den gewaltthätigsten Ausbrüchen Luft macht. — In den Jahren 1502 und 1503 hatte sich im Bisthum Speier eine Verschwörung der Bauern gebildet, die an siebentausend Mitglieder zählte. Sie hatte den Zweck, den Aufruhr über alle angränzenden Länder auszubreiten. Der Hauptgrund der Beschwerden war die angebliche oder wirkliche Ueberlastung mit Diensten und Frohnden. Fortan solle keine Eigenhörigkeit mehr gelten, und Wald und Weide, Wild und Fische und Vögel nicht mehr den Fürsten und Herren, sondern aller Welt gehören. Zins und Zehnten, Zoll und Schatzung sollten aufhören, selbst Stifter und Klöster beraubt, die Juden todtgeschlagen werden. — Der ganze Anschlag stand jedoch allein auf weltlichem Grunde und Boden; Unglaube und Haß gegen die Kirche waren nicht im Spiele. — Die Losung war: unsre liebe Frau und St. Johann; und jedes Mitglied des Bundes hatte die Pflicht, täglich fünf Vaterunser und Ave Maria auf seinen Knieen zu beten. Als geheimes Erkennungszeichen galt, wenn zwei sich begegneten, die Frage: „Loset, was ist jetzt für ein Wesen"? und des andern Antwort: „wir können nicht vor Pfaffen und dem Adel genesen". — In der Fahne wollten die Empörer einen Bundschuh führen. Glücklicherweise ward der ganze Anschlag, der von der Schweiz aus Vorschub und Unterstützung erhalten hatte, noch vor dem Ausbruche verrathen, und mit blutiger Strenge an den Rädelsführern geahndet, so viel man deren habhaft wurde. — Die meisten entkamen jedoch, und Einer derselben, welcher im Dorfe Lehne, bei Freiburg im Breisgau, ein Unterkommen fand, suchte hier sofort dieselbe geheime Verbindung in Gang zu bringen, die jedoch auch diesesmal rechtzeitig entdeckt und im Keime erstickt ward. Ihre Artikel hatten festgesetzt: „daß man den allerheiligsten Vater, den Papst, und den allergnädigsten Herrn, den Kaiser, und vorab Gott, sonst aber keinen andern Herrn anerkennen wolle", „daß man

einen beständigen Frieden in der ganzen Christenheit bewirken, und alle, welche sich dawidersetzen, erschlagen, denen aber, die zu kriegen Lust hätten, Geld geben müsse, um sie gegen die Türken und Ungläubigen zu schicken", endlich: „daß man kaiserlicher Majestät, sobald der Haufe zusammen gekommen sey, der gemeinen Gesellschaft Vorhaben zuzuschreiben habe, wolle aber der Kaiser ihren Bund nicht annehmen, so müße man zu den Schweitzern rücken". — Ein anderer, unter dem Namen des armen Konrad bekannter Aufruhr, welcher, veranlaßt durch arge Bedrückung der Unterthanen und willkührliche Neuerung von Seiten der Regierung in Würtemberg wirklich zum Ausbruche kam, wurde durch den, in der Geschichte dieses Landes so berühmten Tübinger Vertrag von 1514 gestillt.

Das Factum dieser weit verbreiteten übeln Stimmung des Landvolks läßt sich eben so wenig leugnen, als es aus den gewöhnlich angeführten Gründen genügend erklärt werden kann. Wenn, wie neuere Schriftsteller aus Gründen der heutigen Vorstellungen von Nationalwohlfahrt behaupten, die Lage des hörigen Bauers überhaupt unleidlich war, und der unmäßige Druck den mit Abgaben und Naturalleistungen gequälten, fast unvermeidlich zur Verzweiflung treiben mußte, warum trat diese erst ein, nachdem sich, seit der Zeit der Kreuzzüge, die bäuerlichen Verhältnisse im Ganzen bedeutend gemildert hatten? Warum nicht früher? „In der That", sagt ein neuerer protestantischer Schriftsteller *), „war es auch kein bis zur Unerträglichkeit gesteigerter Druck, dessen die Bauern sich durch die Waffen zu entschlagen suchten, indem die Dienstbarkeiten, deren Abhülfe sie verlangten, mit seltenen Milderungen auf ihren Enkeln liegen blieben, bis in unsere Tage, ohne daß dadurch ihr Zustand mit der Ausübung ihrer persönlichen und Eigenthumsrechte unvereinbar geworden wäre".

*) J. G. Pahl in der Vorrede zu Oechsle Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges S. VII.

Es müssen daher andere, gerade in jener Zeit liegende Ursachen einer solchen Gährung der Gemüther vorhanden gewesen seyn. Diese lassen sich auf wenige Hauptgesichtspunkte zurückführen.

Zuvörderst ist nicht zu verkennen, daß die veränderte Kriegführung, und insbesondere die allmählige Entstehung des Solddienstes, der an die Stelle der alten Lehnsfolge trat, ungleich größere Ausgaben für die Fürsten und Herren nach sich zog. — Das Pulver, dessen man sich jetzt bedienen mußte, die Handrohre, Büchsen und Stücke, die zur Bedienung derselben nothwendigen Büchsenmeister und Knechte, welche der Sache kundig seyn mußten, alles dies kostete bedeutend mehr, als die alte Kampfesart. Die unabweisliche Folge hiervon war dann freilich, auf Seiten des Adels und der Fürsten, das Streben: ihre Einkünfte auf jede mögliche Weise zu erhöhen. Von jetzt an wurden die Unterthanen unausgesetzt um Steuern und Gaben angegangen, die bereits feststehenden, wenn es thunlich, in die Höhe geschraubt, die einmal verwilligten gerne ständig gemacht. Daß außerdem die Unzahl von Fehden, sie mochten glücklich oder unglücklich ausfallen, fast jedesmal auf Kosten der Unterthanen und Hintersassen geführt wurde, versteht sich von selbst. — Auch änderte sich dieses durch das Aufkommen geworbener Söldner keineswegs, im Gegentheil wurden die herrenlosen Lanzknechte eine neue Landplage für den Bauern, von dem sie, wenn kein Herr sie annehmen wollte, ihren Lebensunterhalt auf eigne Hand erpreßten.

Noch tiefer als diese, sehr nachtheilig wirkende Aenderung im Kriegswesen, hatte aber die allmählige Einführung des römischen Rechts in das alte patriarchalische Verhältniß zwischen Herrschaft und Unterthanen eingeschnitten. Die mannigfach abgestuften, unendlich vielgestaltigen Verhältnisse zwischen Grundherren und Bauern hatten sich, — in Folge jener ächten und wahren Freiheit, welche das Mittelalter dem Leben nach allen Richtungen hin gestattete, — in jeder Provinz an-

ders, aus dem Leben heraus entwickelt, wie es her Vortheil beider Theile, des Ortes Gelegenheit, die Gewohnheit des Landes, überhaupt die Summe aller factischen Verhältnisse wünschenswerth und ersprießlich machte. — Daher die bunte Mannigfaltigkeit des deutschen Bauernrechtes, welches durchaus nicht als ein, ein für allemal beschlossener, starrer Coder, sondern als ein Organismus aufgefaßt werden muß, der, wie das Leben selbst, der freiesten Fortbildung aus sich heraus fähig war. — In der That war auch seit den Zeiten der Hohenstaufen die Verfassung der Gemeinden auf eine den Interessen der Landleute entsprechende Weise geordnet; das Recht ward allenthalben von den Genossen gewiesen; und die Stellung des Bauernstandes war im südlichen Deutschland schon um vieles freier und glücklicher geworden, als das römische Recht, auf wahrhaft revolutionäre Weise zerstörend, auch in diese Kreise griff. — Was auf der allereigenthümlichsten, rein localen Gewohnheit beruhte, wollte nun der Dünkel und Unverstand der römischen Juristen nach dem Buchstaben eines, für ein anderes Volk, vor tausend Jahren in einem andern Lande entstandenen Rechtssystemes beurtheilen. Erwägt man den oft angeführten Ausspruch Peter's von Andlau, über die deutsche Rechtspflege, in seiner ganzen Tiefe und Bedeutung, so darf in der That keine Verkehrtheit, keine Ungerechtigkeit auf diesem Gebiete mehr in Erstaunen setzen. „Kein Mißbrauch", sagt jener berühmte Rechtsgelehrte, „scheint mir größer zu seyn, als der, daß Menschen, die den Acker bebauen, in diesem Lande Recht sprechen, und zwar eben jene, die gerade um ihrer Unkunde willen, durch die Gesetze, wegen ihrer Rechtsunwissenheit, entschuldigt gehalten werden". Nun lebte aber das Recht des Bauernstandes gerade in diesen genossenschaftlichen Gerichten, deren Beisitzer nichts als Zeugen der uralten Gewohnheit waren, die sie von ihren Vätern überkommen hatten. — Sie hiervon trennen, diese Verfassung schmälern, beeinträchtigen, nicht mehr anerkennen, hieß eben so viel, als den Bauernstand von Grund aus re-

volutioniren. In der That verstanden die Doctoren weder die persönlichen, noch die Eigenthumsverhältnisse der deutschen Bauern in ihren eben so zahlreichen, als feinen Abstufungen. Jene wurden über den Leisten der römischen Freiheit und Sklaverei geschlagen, diese in das Prokrustesbett einiger römischen Begriffe gespannt (Emphyteuse, Servitut, Pachtcontract), in jedem Fall aber das fremde Recht als die Regel gesetzt, die uralte, deutsche, allen Theilen bequeme Gewohnheit als halber Mißbrauch von vornherein scheel angesehen, höchstens als eine, besonders zu beweisende Ausnahme, welche jedenfalls die Vermuthung gegen sich habe (und mehr noch den Sinn und die Neigung der Romanisten gegen sich hatte!), statuirt. Zahllose Verletzungen alter, heiliger Rechte, eingewohnter Lebensverhältnisse und nationaler Begriffe waren die unvermeidliche Folge hiervon. — So geschah es, daß zuweilen die, in den deutschen Verhältnissen blind herumtappende Theorie der gelehrten, römischen Juristen solche Bauern, die offenbar Hörige waren, für freie Leute ausgab; dafür aber andrerseits solche, die niemals eigen gewesen, wegen gewisser Dienste und Leistungen, die eine ganz andere Bedeutung hatten, der Freiheit beraubte. — Beides mußte aus verschiedenen Gründen aufregend und erbitternd wirken; die unrechtmäßige Begünstigung der Einen erregte den Neid der Gedrückten; der Druck, die Beeinträchtigung der Andern nicht bloß den Zorn der Verletzten, sondern gerechte Besorgniß vor ähnlichem Schicksal auch bei denen, die ihr altes Recht gerettet hatten. Allen aber theilte sich jenes unbehagliche, peinigende Gefühl der Rechtsunsicherheit mit, welches zu allen Zeiten die fruchtbare Mutter großer Revolutionen gewesen ist. — Denn nichts befördert mehr die Demoralisation der Individuen, wie ganzer Völker, als wenn sich der Mensch von oben herab durch die Gewalt, die ihn schützen soll, aus seiner Sphäre von bestimmten Rechten, Pflichten und Gewohnheiten gerissen, und auf das schwankende Gebiet maaßloser Hoffnungen und Befürchtungen geworfen sieht. Daß aber das römi-

sche Recht, oder vielmehr die verkehrte, einseitige Anwendung desselben zum großen Theile wirklich in dieser Weise auf den süddeutschen Bauernstand gewirkt und die Lebensbasis desselben, wenn auch damals noch nicht zerstört, doch erschüttert und in Frage gestellt habe, dieß dürfte, nach so vielen schlagenden Documenten aus der Rechtsgeschichte jener Zeit, schwer zu leugnen seyn. In dem oben erwähnten Tübinger Vertrag schloß daher ein besonderer Artikel die Doctoren des römischen Rechts von den Gerichten aus, und gewährleistete den alten Landgebrauch.

Die eben geschilderten Ursachen der Unzufriedenheit mußten um so gefährlicher wirken, als der süddeutsche Bauer ein lebendiges Beispiel einer gelungenen Auflehnung gegen den Herrenstand, und in Folge derselben, die Existenz freier, der Sache nach unabhängiger Landsgemeinden nahe vor Augen sah. — Daß die verbündeten Schweizer Landleute sich der beginnenden Landeshoheit Oesterreichs in ihren Thälern erwehrt, und geschützt durch ihre Lage, auch von glücklichen Umständen begünstigt, die Versuche des Adels, sie wieder zu unterwerfen, mit so vielem Erfolge zurückgewiesen hatten, dieß mußte ihrer Sache in den Augen mißvergnügter Standesgenossen den höchsten Glanz verleihen. Nach dem Rechte wurde, damals wie heute, wenig gefragt, wenn günstiger Erfolg ein politisches Unternehmen dauernd krönte. Daher geschah es, daß gegen Ende des Mittelalters die Schweiz als ein glückliches Eiland in eben derselben Weise vor der Phantasie der süddeutschen Landleute stand, wie die Zustände von England und Amerika dem unklaren Freiheitsdrange des 18ten Jahrhunderts in ganz Europa als höchste Musterbilder galten. — In allen jenen oben erwähnten Verschwörungen und Aufständen findet sich ein Faden, der in die Schweiz, als auf den Heerd und Stützpunkt der ganzen Bewegung, zurückleitet; selbst wenn keine materielle Hülfe versprochen und geleistet wurde, war die Hoffnung und Aussicht auf einen möglichen Anschluß an die Eidgenossenschaft ein mächtiger Hebel.

volutioniren. In der That verstanden die Doctoren weder die persönlichen, noch die Eigenthumsverhältnisse der deutschen Bauern in ihren eben so zahlreichen, als feinen Abstufungen. Jene wurden über den Leisten der römischen Freiheit und Sklaverei geschlagen, diese in das Prokrustesbett einiger römischen Begriffe gespannt (Emphyteuse, Servitut, Pachtcontract), in jedem Fall aber das fremde Recht als die Regel gesetzt, die uralte, deutsche, allen Theilen bequeme Gewohnheit als halber Mißbrauch von vornherein scheel angesehen, höchstens als eine, besonders zu beweisende Ausnahme, welche jedenfalls die Vermuthung gegen sich habe (und mehr noch den Sinn und die Neigung der Romanisten gegen sich hatte!), statuirt. Zahllose Verletzungen alter, heiliger Rechte, eingewohnter Lebensverhältnisse und nationaler Begriffe waren die unvermeidliche Folge hiervon. — So geschah es, daß zuweilen die, in den deutschen Verhältnissen blind herumtappende Theorie der gelehrten, römischen Juristen solche Bauern, die offenbar Hörige waren, für freie Leute ausgab; dafür aber andrerseits solche, die niemals eigen gewesen, wegen gewisser Dienste und Leistungen, die eine ganz andere Bedeutung hatten, der Freiheit beraubte. — Beides mußte aus verschiedenen Gründen aufregend und erbitternd wirken; die unrechtmäßige Begünstigung der Einen erregte den Neid der Gedrückten; der Druck, die Beeinträchtigung der Andern nicht bloß den Zorn der Verletzten, sondern gerechte Besorgniß vor ähnlichem Schicksal auch bei denen, die ihr altes Recht gerettet hatten. Allen aber theilte sich jenes unbehagliche, peinigende Gefühl der Rechtsunsicherheit mit, welches zu allen Zeiten die fruchtbare Mutter großer Revolutionen gewesen ist. — Denn nichts befördert mehr die Demoralisation der Individuen, wie ganzer Völker, als wenn sich der Mensch von oben herab durch die Gewalt, die ihn schützen soll, aus seiner Sphäre von bestimmten Rechten, Pflichten und Gewohnheiten gerissen, und auf das schwankende Gebiet maaßloser Hoffnungen und Befürchtungen geworfen sieht. Daß aber das römi-

sche Recht, oder vielmehr die verkehrte, einseitige Anwendung desselben zum großen Theile wirklich in dieser Weise auf den süddeutschen Bauernstand gewirkt und die Lebensbasis desselben, wenn auch damals noch nicht zerstört, doch erschüttert und in Frage gestellt habe, dieß dürfte, nach so vielen schlagenden Documenten aus der Rechtsgeschichte jener Zeit, schwer zu leugnen seyn. In dem oben erwähnten Tübinger Vertrag schloß daher ein besonderer Artikel die Doctoren des römischen Rechts von den Gerichten aus, und gewährleistete den alten Landgebrauch.

Die eben geschilderten Ursachen der Unzufriedenheit mußten um so gefährlicher wirken, als der süddeutsche Bauer ein lebendiges Beispiel einer gelungenen Auflehnung gegen den Herrenstand, und in Folge derselben, die Existenz freier, der Sache nach unabhängiger Landsgemeinden nahe vor Augen sah. — Daß die verbündeten Schweizer Landleute sich der beginnenden Landeshoheit Oesterreichs in ihren Thälern erwehrt, und geschützt durch ihre Lage, auch von glücklichen Umständen begünstigt, die Versuche des Adels, sie wieder zu unterwerfen, mit so vielem Erfolge zurückgewiesen hatten, dieß mußte ihrer Sache in den Augen mißvergnügter Standesgenossen den höchsten Glanz verleihen. Nach dem Rechte wurde, damals wie heute, wenig gefragt, wenn günstiger Erfolg ein politisches Unternehmen dauernd krönte. Daher geschah es, daß gegen Ende des Mittelalters die Schweiz als ein glückliches Eiland in eben derselben Weise vor der Phantasie der süddeutschen Landleute stand, wie die Zustände von England und Amerika dem unklaren Freiheitsdrange des 18ten Jahrhunderts in ganz Europa als höchste Musterbilder galten. — In allen jenen oben erwähnten Verschwörungen und Aufständen findet sich ein Faden, der in die Schweiz, als auf den Heerd und Stützpunkt der ganzen Bewegung, zurückleitet; selbst wenn keine materielle Hülfe versprochen und geleistet wurde, war die Hoffnung und Aussicht auf einen möglichen Anschluß an die Eidgenossenschaft ein mächtiger Hebel.

Aber erst nachdem die Unzufriedenheit über weltliche Uebelstände und Mißbräuche, und dieses neidisch-lüsterne Hinüberschauen nach einem, vermeintlich bessern Zustande sich mit jenen Ideen verschwistert hatte, aus welchen der Abfall vom Glauben der Väter und die Empörung gegen die Kirche hervorgegangen war,' da erst steigerte sich die politische Mißstimmung zum unversöhnlichen Hasse. Die Abneigung, die Widerspenstigkeit der Unterthanen gegen die Obrigkeit gewann jetzt eine pseudoreligiöse Basis, und das, was früher in localen Tumulten und vorübergehenden Aufständen sich auszusprechen gesucht hatte, gedieh nun zu einem principienmäßig-revolutionären Unternehmen, welches Deutschland in einem Meere von Blut und Gräueln zu ersäufen, das Gebäude seiner kirchlich-politischen Verfassung bis auf die Fundamente zu zerstören, und die deutsche Nation in thierische Barbarei zu begraben drohte.

Dieser einfache Standpunkt, der beiderlei Bestandtheile des Bauernkrieges zugleich in's Auge zu fassen gestattet, macht die Lösung eines schroffen Widerspruches möglich, der sich, je nach dem kirchlichen Standpunkte der Stimmführer, durch die geschichtlichen Quellen und Urtheile aus jener Periode zieht. Einerseits haben alle Sachwalter der Neulehre, seit Gnodalius, dem ältesten Geschichtschreiber des Bauernkrieges, bis auf die neuesten Lobredner der vermeintlichen Reformation, auf jene Aufstände hingewiesen, welche lange vor Luther's erstem Auftreten in denselben Gegenden ausbrachen, in welchen später der Bauernkrieg tobte. Die Reformation könne also unmöglich Grund und Ursache des letztern seyn. Umgekehrt hat bereits der Herzog Georg von Sachsen, und mit ihm alle katholischen Staatsmänner und Schriftsteller, seit der damaligen Zeit bis auf den heutigen Tag, die Anstifter der Glaubensneuerung für alles Unheil verantwortlich gemacht, welches aus eben jenen Irrungen für den gemeinen Frieden und alle weltliche Ordnung erwuchs. Beide Theile haben, jeder in seiner Weise, Recht. Der Krankheitsstoff lag ohne al-

len Zweifel, und zwar schon lange vor der Geburt der Kirchenstürmer, im geselligen Körper. Dieser Ausbruch aber, in dieser bedrohlichen Form, mit dieser doppelten Gefahr für Kirche und Staat, war allein und ausschließlich ihr Werk; und ihre Schuld war es, daß die krankhafte Disposition, das partielle Unwohlseyn in eine gefährliche Todeskrankheit umschlug. — So warfen überhaupt die kirchlichen Irrungen jener Zeit sich wie ein in der Luft liegendes Miasma auf jeden wunden Fleck der Gesellschaft, den sie vorfanden. — Waren, wie Niemand leugnen wird, die oben geschilderten Verhältnisse eine Pulvermine, auf der zu Anfange des 16ten Jahrhunderts ganz Süddeutschland stand, so warf die „Reformation“ die brennende Lunte hinein.

Da aber gerade diese Ansicht von den frühern, wie von den heutigen Schutzrednern der Glaubensspaltung mit so großer Dreistigkeit in Abrede gestellt wird, so ist deren nähere Begründung nothwendig. — Genau genommen löst sich die Frage, auf die es ankommt, in zwei andere auf: welchen Einfluß hatten die Ideen, welche Luther in das geistige Leben des deutschen Volkes warf, auf die ohnedieß schwierigen Gemüther der süddeutschen Bauern? — und: welchen unmittelbaren, wissentlichen und absichtlichen Antheil hatten Luther und seine Freunde an dem wirklichen Ausbruche der Empörung? — Die Billigkeit erheischt die Trennung beider Gesichtspunkte, und wir haben demnach jede dieser Fragen allein und für sich zu beantworten.

Daß der Bauernkrieg durchweg den Charakter eines Religionskrieges hatte, daß sich die Empörer in Schwaben und Steiermark unmittelbar auf Luthers Autorität beriefen, ihn zum Schiedsrichter wählten, im Namen seiner Lehre die Abschaffung des katholischen Gottesdienstes und der alten christlichen Lehre, so wie die Bestellung lutherischer Prädicanten forderten, und da, wo diesem Begehren nicht entsprochen ward, selbst zu dem Ende Hand an's Werk legten, um dem Evangelium Luther's mit Schwert und Spieß Bahn zu bre-

so weniger Zeit zu versäumen, als sie sich dermalen auf den sichern Beistand und Unterstützung mächtiger Fürsten und Herren verlassen könnten“ u. s. w. Wir geben diese Notiz, wie wir sie finden. Ob sie Wahrheit berichte, ob wir ihr Glauben zu schenken haben, hängt einzig und allein davon ab, ob eine solche Aufreizung zum förmlichen, revolutionären Religionskriege mit den sonstigen Aeußerungen und Handlungen Luthers, während jener, dem Bauernkriege unmittelbar vorhergehenden Periode im Einklange stehen würde?

Die Antwort hierauf liegt in einer Reihe von Stellen, die wir bereits in frühern Artikeln aus Luthers Schriften und Briefen anführten. Wir wissen nichts Genaueres von dem, was seine Emissarien den rheinländischen Bauern in seinem Namen ausgerichtet haben mögen. — Aber selbst wenn sie dieselben aufgefordert hätten: „ihre Hände in ihrem“ (der katholischen Gegner) „Blute zu waschen“, so hätten sie nur das gesagt, was Luther selbst im Jahre 1520 drucken ließ *). — Freilich setzte diese Aeußerung damals nicht sowohl einen Aufstand des Pöbels, einen von unten aus hervorbrechenden Religionskrieg, sondern einen solchen voraus, an dessen Spitze sich „Kayser, Könige und Fürsten“ stellen sollten. — Allein in spätern, jedoch ebenfalls noch vor dem Ausbruche des Bauernkrieges erlassenen Schriften entfernt Luther jedweden Zweifel, der irgend einem Anhänger seiner Lehre, über die Rechtmäßigkeit und Verdienstlichkeit eines „Aufruhrs“, im engsten und strengsten Sinne des Wortes, wenn er nur zum Zwecke der Vertilgung der Geistlichen geschähe, noch irgend hätte aufstoßen können. — Luther macht sich selbst in seiner Schrift „wider den falsch genannten Stand der Geistlichen“ eine Einwendung, die in der That bei seinem kirchlich-politischen Treiben sich von selbst aufdrängen mußte. „Ich weiß es“, sagt er, „man wendet mir ein, es sey Gefahr, daß ein

*) S. Bd. 4. S. 528 dieser Zeitschrift.

Allein vielleicht ist die Lehre Luthers von denen, welchen sie die Waffen und den Pechkranz in die Hand gab, mißverstanden worden, vielleicht haben die Stifter der neuen Kirche nur mit „dem Worte" fechten, und jede Gewalt und Empörung ausschließen wollen? vielleicht hat Luther nie daran gedacht, daß seine Predigt gegen die Autorität der Kirche so schauerliche Folgen auf dem Boden der weltlichen Ordnung haben könne? — Mißbilligt er nicht späterhin mit dem äußersten Abscheu die Gräuelthaten der Bauern? — schärft er ihnen nicht in den stärksten Ausdrücken den unbedingtesten Gehorsam gegen die Obrigkeit ein? fordert er diese nicht im Uebermaaße des Zornes, und um seine legale Gesinnung ja recht zu bethätigen, zur blutigen, unversöhnlichen Rache gegen die irregeleiteten Rebellen auf? — Möge daher der Vorwurf gegründet seyn, daß seine Lehre die indirecte Veranlassung zu jenem Aufstande geworden sey, — so muß doch seine Absicht, sein Wille von jedem Verdachte freigesprochen werden.

Dieß ist die Antwort, welche die gewöhnliche protestantische Geschichtschreibung auf die zweite der oben aufgeworfenen Fragen zu geben pflegt. — Wir haben derselben nachfolgende Thatsachen entgegen zu setzen.

In Bodmann's „rheingauischen Alterthümern" (Bd. I. S. 419) findet sich folgende Stelle: „Wenn die von dem Vicedom Heinrich Brömbser geführten Manualacten und das Protokoll der im Jahre 1525 zu Eltvill über den erregten Aufstand verhörten Inquisiten, deren mehrere ihre Angaben mit dem Tode bekräftigt haben, einigen Glauben verdienen, so war es M. Luther, der, nachdem er durch die bekannten Briefe an Erzbischof Cardinal Albrecht, dessen Uebertritt zur neuen Dogmatik nicht bewirken können, durch geschickte und beredte Emissarien den Bewohnern des Rheingauer Landes heimlich beibringen lassen: daß, wenn sie dem Vorgange anderer bischöflichen Unterthanen folgen, sich von dem Pfaffenregimente losmachen und in völlige Freiheit setzen wollten, so seye nun um

so weniger Zeit zu versäumen, als sie sich dermalen auf den sichern Beistand und Unterstützung mächtiger Fürsten und Herren verlassen könnten" u. s. w. Wir geben diese Notiz, wie wir sie finden. Ob sie Wahrheit berichte, ob wir ihr Glauben zu schenken haben, hängt einzig und allein davon ab, ob eine solche Aufreizung zum förmlichen, revolutionären Religionskriege mit den sonstigen Aeußerungen und Handlungen Luthers, während jener, dem Bauernkriege unmittelbar vorhergehenden Periode im Einklange stehen würde?

Die Antwort hierauf liegt in einer Reihe von Stellen, die wir bereits in frühern Artikeln aus Luthers Schriften und Briefen anführten. Wir wissen nichts Genaueres von dem, was seine Emissarien den rheinländischen Bauern in seinem Namen ausgerichtet haben mögen. — Aber selbst wenn sie dieselben aufgefordert hätten: „ihre Hände in ihrem" (der katholischen Gegner) „Blute zu waschen", so hätten sie nur das gesagt, was Luther selbst im Jahre 1520 drucken ließ *). — Freilich setzte diese Aeußerung damals nicht sowohl einen Aufstand des Pöbels, einen von unten aus hervorbrechenden Religionskrieg, sondern einen solchen voraus, an dessen Spitze sich „Kayser, Könige und Fürsten" stellen sollten. — Allein in spätern, jedoch ebenfalls noch vor dem Ausbruche des Bauernkrieges erlassenen Schriften entfernt Luther jedweden Zweifel, der irgend einem Anhänger seiner Lehre, über die Rechtmäßigkeit und Verdienstlichkeit eines „Aufruhrs", im engsten und strengsten Sinne des Wortes, wenn er nur zum Zwecke der Vertilgung der Geistlichen geschähe, noch irgend hätte aufstoßen können. — Luther macht sich selbst in seiner Schrift „wider den falsch genannten Stand der Geistlichen" eine Einwendung, die in der That bei seinem kirchlich-politischen Treiben sich von selbst aufdrängen mußte. „Ich weiß es", sagt er, „man wendet mir ein, es sey Gefahr, daß ein

*) S. Bd. 4. S. 528 dieser Zeitschrift.

Aufruhr gegen die Bischöfe und geistlichen Fürsten erregt werde". Die Lösung dieses Bedenkens gestattet nicht den leisesten Zweifel über seine Absicht. „Darauf antworte ich: aber wenn das Wort Gottes vernachläßigt wird und das ganze Volk untergeht? Ist es auch recht und billig, daß alle Seelen in Ewigkeit umkommen und getödtet werden, damit der zeitliche und eitle Pomp jener Larven erhalten werde und in guter Ruhe fortdauere? Da der geistliche Verlust zu erwägen ist, so wäre es sechshundertmal besser, daß alle Bischöfe auf einmal umkämen, und daß alle Collegiat-Kirchen und alle Klöster ausgerottet, zerstört und von Grund aus umgestürzt würden, als daß eine Seele verloren ginge". — Er findet, daß wenn die Bischöfe fortfahren sollten, sich der Annahme seines „Evangeliums" zu weigern, der Aufruhr gegen sie eine ganz natürliche, und gleichsam sich von selbst verstehende Sache sey. „Was begegnet ihnen billiger, denn ein starker Aufruhr, der sie von der Welt ausrotte? Und dessen wäre nur zu lachen, wo es geschähe". Ja er verheißt in der bekannten, eben derselben Schrift angehängten „Bulle und Reformation Doctor Luthers", „Gottes Gnade zu Lohn" allen denen, die diesen seinen Ermahnungen folgen und seine Worte in's Werk richten würden. „Alle die dazu thun, leib gut und ehre daran setzen, daß die Bißthum verstört und der Bischove Regiment vertilgt werde, das sind liebe Gottes Kinder und rechte Christen, halten über Gottes Gebot und streiten wider des Teufels Ordnung, oder so sie das nicht vermögen, doch dasselbe Regiment verdammen und meiden". — „Darum also und weil dann offenbar ist", — — „daß die Bischove nicht nur allein Larven und Götzen, sondern auch ein vermaledeit Volk für Gott ist", — „so sollt ein jeglich Christen dazu helfen mit Leib und Gut, daß ir Tyrannei veracht, ein Ende nehme und frölich thun, alles was jnen nur zuwider ist, gleich als dem Teufel selbs, jren gehorsam, als Teufels Gehorsam mit Füßen

treten". — Wahrlich, wenn das Factum des oben angeführten Aufrufs zur Rebellion, welchen Luther durch eigne Emissäre an die Bauern im Rheingau ergehen ließ, bezweifelt worden ist, — so kann dieser Zweifel sich wohl nur darauf beziehen, daß es neben den öffentlich und unter Luthers Namen erlassenen Brandbriefen solcher Art, kaum noch geheimer Provocationen zu einem Aufstande bedurft habe.

Nichts destoweniger hieße es die gesammte, von Wittenberg ausgehende Agitation völlig mißverstehen, wenn man glauben wollte, daß Luther ernstlich und aufrichtig, wie etwa Münzer und andere Schwärmer jener Periode, an eine, in Deutschland neu zu gründende Bauernrepublik gedacht, oder auch nur an deren Möglichkeit geglaubt, und ein solches Ziel als letzten Zweck seiner Umtriebe im Auge gehabt habe. — Daß Luther den Aufruhr der Masse wollte und beabsichtigte, wird kein denkender Mensch ernstlich in Zweifel ziehen. Aber eben so gewiß ist es, daß der Aufstand der Bauern dem Wittenberger Reformator nur Mittel zum Zwecke war. Als letzterer galt ihm weder die Befreiung des Landvolks, noch selbst die Verbesserung der materiellen Lage desselben, — sondern der Bauer wurde eben nur gut genug gehalten, zur Verwirklichung der Plane des Reformators und seiner ursprünglichen, adligen Verbündeten, als ein Werkzeug zu dienen, welches, wenn der Anschlag fehl schlüge, Preis gegeben, wenn er glückte, wie eine Ruthe, die ihre Dienste gethan, zerbrochen werden könne. Dieß ist der Schlüssel zu Luthers späterm, scheinbar so höchst inconsequenten Benehmen, kraft dessen er die Fürsten in den maaßlosesten Ausdrücken zur unbarmherzigsten und grausamsten Verfolgung derselben Bauern aufmunterte, welchen er den Lohn Gottes gewünscht hatte, wenn sie, seiner Aufforderung gemäß, die Bisthümer und Klöster vom Erdboden vertilgen würden *).

---

*) Eine nähere Beleuchtung seines Benehmens während des Bauernkrieges folgt in einem spätern Artikel.

Der Aufstand der Bauern kann jedoch nur im Zusammenhange mit dem schon früher unternommenen Revolutionskriege der Ritter richtig verstanden werden. — Es ist in frühern Artikeln nachgewiesen, wie Ulrich von Hutten, unmittelbar vor dem Ausbruche der Sickingischen Fehde, die Städte und die Bauern bei der bevorstehenden Umwälzung des Reiches zu Hülfe rief, weil er der isolirten Macht der Ritter mit großem Rechte mißtraute. Hutten's Schrift, „der neue Karst Hans“, welche diese Seite des dunkeln Gewebes vollständig enthüllt, war, als ein directer Aufruf zur Empörung des Landvolks, eine der nächsten Veranlassungen zum Bauernkriege. Nachdem Sickingen gefallen war, setzten die übrigen Mitglieder der Verschwörung ihre letzte Hoffnung auf eine revolutionäre Bewegung der Masse; daher die zweideutige Stellung eben jener adeligen Demagogen beim Ausbruche des Bauernkrieges; daher die fast unglaubliche Erscheinung, daß viele Edelleute, getäuscht durch die kurzsichtige Hoffnung: daß sie die Führer und Meister der Bewegung seyn würden, dem Aufstande ihrer natürlichen Feinde offen beifielen. — Ihnen so wenig, als Luther, stieg damals die Besorgniß auf, daß der Adel in dieselbe Grube fallen könne, welche er dem Kaiser und den geistlichen Fürsten gegraben hatte. Daher aber auch Luthers zorniger Grimm, als später die Nemesis ihr Amt an dem Adel verwaltete, und der frevelhafte Anschlag einen Ausgang gewann, den gesunde, leidenschaftslose Ueberlegung von vornherein als unvermeidlich hätte voraussehen müssen.

Nach diesen Zügen erscheint freilich Luthers Charakter auch bei dieser Gelegenheit in einem ganz andern Lichte, als in welchem die meisten unserer Zeitgenossen, und selbst viele Katholiken, ihn bisher zu betrachten gewöhnt worden sind. Fast Jedem von uns schwebt das Bild eines ungestümen und heftigen, aber ehrlichen und im Grunde gutherzigen Polterers vor. Diese Ansicht ist völlig irrig. Luther war neben der wüthendsten Leidenschaftlichkeit, der Zurückhaltung, der

kalten Berechnung im hohen Grade fähig, sobald es galt, seinen Todhaß an der Kirche auszulassen. Von der Ueberzeugung durchdrungen und geleitet, daß der kirchliche Gegner keinen Anspruch auf Wahrheit und Aufrichtigkeit habe *), hat

*) Im Jahre 1520 schrieb Luther an einen Vertrauten: Nos hic persuasi sumus, Papatum esse veri et germani Antichristi sedem, in cujus deceptionem et nequitiam ob salutem animarum *nobis omnia licita* arbitramur. De Wette I. S. 478. No. CCL. Diesen Grundsatz legte übrigens Luther auf eine unbeschreiblich naive Weise bereits bei Gelegenheit der Leipziger Disputation in einem Schreiben an Spalatin an den Tag (Epistolarum Rev. Patris Lutheri Edit. Aurifab. Tom. I. 166.), welches in sofern psychologisch merkwürdig ist, als sonst in der Regel Niemand gern die eigne Schande, auch nicht den vertrautesten Freunden gegenüber, so offen und unverholen eingesteht. Luther hatte die Thesis aufgestellt: „Ich längne, daß die römische Kirche über allen Kirchen sey; ich längne nicht, daß sie, wie sie jetzt regiert, über der unsrigen sey". (Ego nego Romanam Ecclesiam omnibus Ecclesiis superiorem, non nego eam nostris (ut nunc regnat) superiorem.) Ueber diesen Satz, in welchem doch noch immer eine, wenn gleich gewundene, bedingte und auf die jetzigen Zeiten beschränkte Anerkennung des Primats des heil. Stuhles liegt, äußert sich nun Luther in folgender denkwürdigen Weise: „Wenn ich den Satz aufgestellt hätte, daß die römische Kirche bis auf den heutigen Tag nicht über allen Kirchen gewesen sey, und daß gegen Eck die Kirchengeschichte bis auf unsre Tage stehe, so hätte ich die Wahrheit gesagt, aber allzu offen und ohne Hinterlist. (Sed nimis aperte et citra insidias). Jetzt habe ich ihm an die hinterlistigste Weise eine Falle gestellt" (richtiger: meine wahre Ueberzeugung heuchlerisch verhehlt), „die aber jetzt kraftlos ist, weil ich sie Dir entdeckt habe, was, wie ich fürchte, Gott nicht gefallen wird". (Nunc *insidiosissime* e posui laqueum, sed nunc invalidum, quia tibi revelatus quod timeo Deo non placiturum.) Die einfache Nutzanwendung, welche die historische Kritik von diesem wichtigen Geständnisse zu machen hat, ist die: daß allenthalben, wo Luther sein legitimen und loyalen Gesinnungen betheuert, aus dem Zusam

er den Grundsatz, daß die vermeinte Löblichkeit des Zweckes auch die gewissenlosesten Mittel rechtfertige, mit einer Sicherheit und Unbefangenheit gehandhabt, wie vor und nach ihm Wenige in der Weltgeschichte. Gestern der Verbündete der revolutionären Aristokratie, schmeichelte er heute, wie unten berichtet werden wird, dem „hellen Haufen" der mordenden und brennenden Bauern, um morgen ein serviles Werkzeug unumschränkter Fürstengewalt zu werden. Zu dieser eigenthümlichen, politischen Laufbahn war er, wie Wenige, mit den erforderlichen Eigenschaften des Charakters ausgerüstet, indem er den unbeugsamsten, eisernsten Trotz gegen die Stimme der Kirche und des eigenen Gewissens, mit der schmiegsamsten Fügsamkeit in den Willen seiner jedesmaligen weltlichen Schutzherren verband. So sind es also die Anhänger Luthers, die am allerwenigsten ein Recht haben, gegen einen unserer Orden die Stimme zu erheben, als habe er jene Diplomatie und Politik erfunden, die von Machiavelli ihren Namen führt, welche unter Richelieu geboren, von Friedrich dem Großen erzogen, und durch Talleyrand's Genius auf den höchsten Gipfel der Meisterschaft erhoben ward.

---

menhänge und der Vergleichung mit seinen anderweitigen Aeußerungen ermittelt werden muß, ob er dieses Mal aperte et citra insidias gesprochen, oder insidiosissime den Gegnern eine Falle gestellt habe.

XXV.

Roms Wohlthätigkeitsanstalten.

Die Wohlthätigkeit nach allen denkbaren Verzweigungen, in allen möglichen Richtungen, zu allen nur irgend vorkommenden Zwecken ist die lieblichste und zugleich erquickendste Frucht, welche an jenem, die Welt überschattenden Baume gereift hat und fortwährend reift, der aus dem Senfkorn von oben erwachsen ist. Das Wort: „was Ihr einem der geringsten Brüder gethan habt, das habt Ihr mir gethan", erschallet als ein schöpferisches Werde über den Raum und durch die Zeiten, und wohin der Erlösungsruf von zeitlichem und ewigem Elend dringt, da folgt ihm als nicht verstummender Nachhall der Ruf, leibliches und zeitliches Elend der Mitbrüder zu mildern. Die Philanthropie ist in neuerer Zeit der Affe des Christenthums geworden; — sie hat es ihm abgelernt, wie man das Alter pflegen, das Siechthum heilen, die Jugend lehren, wie man der Verlassenen sich annehmen, die Hülflosen besorgen, die dem Tode Geweihten retten müsse; aber sie richtet ihr Augenmerk nur auf den Leib, da jenes hingegen stets die Seele zugleich berathet; aber sie kettet ihre Institute an die Erde, da jenes sie mit dem Himmel verbindet; aber sie thut Alles nur für die Gegenwart, indeß jenem die Gegenwart zugleich Mittel für die Zukunft ist. Die christlichen Wohlthätigkeitsanstalten sind von der Kirche ausgegangen, durch die Kirche in Obhut genommen und erhalten worden, und die kirchliche und geistliche Fürsorge zieht sich, einem goldenen Faden gleich, neben der leiblichen durch dieselben hindurch. Alle dergleichen Anstalten, worauf wir in unserer Zeit so stolz sind, deren Leistungen wir mit so vieler Selbstgefälligkeit alljährlich in Zahlen uns vorrechnen, über die wir Berichterstattungen ins Weite und Breite uns geben lassen, alle dergleichen Anstalten, und deren noch weit mehr und mannigfaltigere, wie wir ihrer unter unsern jetzigen Verhältnissen zum Theil nicht einmal mehr bedürfen, haben im Mittelalter schon bestanden, sind von Bischöfen und ihren Domkirchen, oder von Klöstern ausgegangen, oder von Königen und Fürsten, von Städten und begüterten Herren an diese geknüpft worden. Kranken- und Verpflegungshäu-

ser für das Alter, Zufluchtsstätten für Wittwen und Waisen, Unterkunftsörter für Unheilbare und Ausgesetzte, Herbergen für Reisende auf der einsamen Bergeshöhe, am gefahrvollen Durchpaß, in der unwirthlichen Gegend, allenthalben mit dem leiblichen den geistlichen Trost stets verknüpfend, sah jene Zeit, auf welche wir so oft mit geringschätzigem Uebermuth darniederblicken, in Menge.

War es der Glaube, der solches alles ins Leben rief, war es die Kirche, welche als schirmende Mutter die sich regenden Lebenskeime schirmte, pflegte, befestigte, so durfte wohl diejenige Stätte, an welcher der Herzschlag des Glaubens pulsirte, an welcher der Bau der Kirche in das strahlende Kreuz auslief, in diesem Allem nicht zurückbleiben; Rom mußte, wie an innerer Würde und Bedeutung, so auch an diesen lebendigen Zeugnissen von der befruchtenden Kraft des demselben zur Bewahrung übergebenen Glaubens, alle andern überragen; es mußte auch in dieser Beziehung als Haupt und Mutter der Christenheit sich darstellen. Dieß ist geschehen; seine Herren in langer Folgenreihe haben die hohe Anforderung, die bei ihrer wechselweise sich durchdringenden Eigenschaft als oberste Lenker und Horte des Reiches, das nicht von dieser Welt ist, sodann als Fürsten auf Erden, auch von diesem Standpunkte an sie ergangen ist, durchschaut, begriffen, und derselben in einem Umfange Genüge gethan, in welchem es sonst von bloß weltlichen Herrschern keines Ortes der Welt geschah.

Rom ist seit Menschenaltern nach allen Richtungen durchwandert, von allen Standpunkten beschrieben worden. Der Geschichtschreiber hat die vicissitudines rerum, welche von jenem Adlerflug, den Romulus wahrgenommen bis zu dem Adler, der in unsern Tagen zu schwindelnder Höhe sich aufschwang, um desto schneller darniederzustürzen, staunenswerther und umfangsreicher und tiefer wirkend an keine menschliche Wohnstätte auf dem gesammten Erdenrund sich knüpfen, in rasch wechselnden Gestaltungen an unserem Blicke vorübergleiten lassen. Der Alterthumsforscher hat uns aus den vorhandenen Ueberresten die ewige Stadt construirt, wie in ihrem höchsten Glanze die Triumphzüge durch die Straßen hereinwallten und ein stolzes, herrisches, sieggewohntes Volk über das Forum wogte; und jeder Säulenschaft, jedes Bruchstück eines alten Denksteines ist sorgfältig in Bild und zu Buch gebracht. Der Freund der Baukunst führt uns an Tempeln und Kirchen, an Bädern und Villen, an Pallästen des Alterthums und der Gegenwart vorüber, und wir kennen Roms merkwürdige Bauwerke vollständiger und genauer, als diejenigen von Wien und Berlin. Alle Gemäldegallerien, alle Museen, alle Sammlungen, alle Schätze der Wissenschaf-

ten, die in der Hauptstadt der Welt zusammengehäuft sind, stehen vor uns, und wir mögen in denselben herumwandern, ohne einen Fuß aus dem Zimmer zu setzen. Die Herrlichkeiten des Gottesdienstes, das Leben der Großen nach allen ihren Rangstufen, Sitte und Art des Volkes sind uns in so treuen Bildern gezeichnet, daß wir uns mitten in dieses Alles versetzt glauben möchten. Eines aber ist den Blicken der Hunderten und Hunderten, die von Rom geschrieben haben, der Aufmerksamkeit der Reisenden, welche nur allzuoft mit ihren Meinungen und Zeitgeistlereien uns behelligten, und die bald in Verlegenheit gerathen, uns einige Berücksichtigung abzugewinnen, entgangen — Roms Wohlthätigkeitsanstalten. Ist Rom als Mittelpunkt des kirchlichen Regiments, als unermeßliches Kunstmuseum, als Bewahrerin der reichsten geschichtlichen Denkmäler aller Art noch immer die Stadt der Städte, Weltstadt, wie nach jenen Beziehungen keine andere, so ist sie auch Weltstadt durch die Zahl, durch den Umfang, durch die Einrichtung ihrer Wohlthätigkeitsanstalten; ist sie es durch den Geist, aus dem diese hervorgegangen sind, in welchem dieselben geleitet und erhalten werden. Nachdem wir Rom nach allen sonst denkbaren Seiten von außen und von innen kennen, mag es anziehend seyn, dasselbe auch von dieser Seite einmal ins Auge zu fassen. Wecken Veronas Wohlthätigkeitsanstalten unsere gerechte Bewunderung über die schaffende Kraft echt christlichen Sinnes, so ist's wohl billig, daß wir fragen: wie verhält sich hierin die Hauptstadt der katholischen Christenheit zu einer bedeutenden Provincialstadt Italiens? Hierüber dürften einige Mittheilungen aus dem in Deutschland minder bekannten Werke des Prälaten Morichini: Degl' istituti di publica carità e d'istruzione primaria in Roma, den Lesern der historisch-politischen Blätter nicht unerwünscht seyn.

Rom besitzt im Ganzen für Kranke, Irren und Genesende noch jetzt zwanzig Anstalten, davon acht allgemeine, eilf mit besonderer Bestimmung, und eine zu Unterstützung der Kranken in ihren eigenen Wohnungen. Von jenen acht Anstalten ist eine ausschließlich für Männer, eine andere nur für Weiber bestimmt, drei nehmen beide Geschlechter in chirurgischen Fällen auf, eine steht den Niederkommenden, eine den Irren und eine den Genesenden offen. Von den besondern Anstalten können in einer ebenfalls bloß Männer untergebracht werden, von zwei andern ist die eine ausschließlich für Apotheker, die andere für Bäcker bestimmt; dann haben die Spanier, die Lombarden, die Florentiner, die Luccheser, die Deutschen, die Portugiesen und die Bergamasken, jede ihr besonderes Spital, ohne Kirche und eigene

Geistliche ist nicht eine einzige. Die öffentlichen Anstalten finden sich dergestalt durch die Stadt vertheilt, daß jedem Viertel eine ziemlich nahe liegt. Die Zahl der Betten in allen zumal beläuft sich auf 4000, wovon 1400 im täglichen Durchschnitt besetzt sind; die Sterblichkeit beträgt durchschnittlich 7,50 Procent; am größten ist sie in St. Jacob, den schweren, chirurgischen Fällen gewidmet: 11,60; am geringsten in dem Entbindungshaus St. Rochus: 0,70. Der Werth der Liebesdienste, welche sämmtlichen vorhandenen Wohlthätigkeitsanstalten an Krankenpflege, an mannichartiger Besorgung, an geistlicher Tröstung, an Unterweisung, an Beaufsichtigung und Leitung zu Theil wird, läßt sich nicht in Zahlen und Geldwerth ausdrücken; aber die Summe, welche sämmtliche Wohlthätigkeitsanstalten aus eigenem Vermögen und von der apostolischen Kammer jährlich beziehen, belauft sich auf vier Millionen und hunderttausend französische Franken, indeß Paris bei einer fünf- bis sechsmal größeren Bevölkerung, denn Rom, für ähnliche Zwecke bloß zehn und eine halbe Million aufwendet, jenes erste aber dort bei weitem nicht in so großem Maaßstab geleistet wird, wie in Rom.

An Alter, an Umfang, an Maaß der Leistungen steht allen derartigen Anstalten Roms das Spital vom heiligen Geist in Sassia voran. Der angelsächsische König Ivo hatte an dem Ufer der Tiber, unfern von der St. Peterskirche schon im Anfange des achten Jahrhunderts eine Kirche und eine Herberge für die Pilgrime seines Volkes bauen lassen. Später mögen Kranke dort Unterkommen und Pflege gefunden haben; aber der eigentliche Stifter dieser Anstalt in ihrer jetzigen Großartigkeit (da er dieselbe der Obsorge aller seiner Nachfolger empfahl) war Innocenz der Dritte. Nicht nur ließ er eine Krankenherberge in großem Umfange ausführen, sondern stattete sie mit Pfründen, Besitzungen, Gefällen, Rechten reichlich aus. Da nicht lange vorher Guido von Montpellier den Orden der Spitalbrüder gestiftet, berief er denselben im Jahr 1204 nach Rom und vereinigte dieses sein Spital mit dem Mutterhause des Ordens in der Art, daß beide hinfort unter einem obersten Meister stehen sollten, dessen Sitz er nach Guido's Tod in jenes verlegte. Eine Hauptbestimmung des Hauses war Aufnahme von Waisen und Findelkindern, die wir hier aber vor der Hand übergehen, und bloß die Krankenanstalt ins Auge fassen.

Es ließe sich eine lange Reihe von Päpsten aufführen, welche derselben ihre Aufmerksamkeit geschenkt, sie erweitert, oder ihre Einrichtung verbessert haben. Eine der bedeutendsten Erweiterungen erhielt sie durch Pius VI., welcher zwei neue Säle bauen ließ, den einen 527 Palmen-lang, 20 hoch und 74 breit, den andern von 592, 45, 75 Pal-

men, beide für 840 Betten, so daß die Anstalt jetzt im Ganzen deren 1616 enthält. Es werden hier vornehmlich Fieberkranke aufgenommen, ohne Unterschied des Alters, Standes und der Religion; die jährliche Zahl ist ungefähr 12000, die tägliche Mittelzahl 293, die Frist des Aufenthaltes 9 Tage; 112 Angestellte sind zu deren Besorgung vorhanden. Die innere Einrichtung des Spitals, so wie die Behandlung der Kranken läßt nichts zu wünschen übrig. Täglich wird das Gebäude viermal gekehrt, monatlich werden die Fußböden, immer im Frühjahre alles Getäfel gewaschen, dann auch die Tische wieder gefirnißt, die Wände und Decken geweißt, das Leinenzeug der Kranken wird gewechselt, so oft es nothwendig ist; wird eine Matrazze beschmutzt oder stirbt ein Kranker darauf, so wird dieselbe umgearbeitet. Der Genesende kommt aus dem Spital in das Hospitz der allerheiligsten Dreifaltigkeit; den Todten besorgt eine Bruderschaft von Laien. Die ganze Anstalt steht unter Aufsicht des Großmeisters des heiligen Geist-Ordens, unter ihm stehen Canoniker des Ordens den verschiedenen Verwaltungszweigen vor und versehen den Gottesdienst in der mit dem Hause verbundenen Pfarrkirche. Ueberdem finden sich häufig, besonders des Sonntags, die Glieder mehrerer frommen Gesellschaften und Erzbruderschaften in dem Spital ein. Da bringt der Eine Zucker, ein Anderer macht die Betten zurecht, Dieser rasirt die Kranken, Jener bringt ihnen Wasser, Andere sorgen um das Geistliche, trösten, belehren, rathen, Alles aber oft mehr mit gutem Willen, als mit Zweckmäßigkeit.

Vier Aerzte und zwei Oberchirurgen haben die Obliegenheit, das Spital täglich zweimal zu besuchen. Allen sind ihre Gehülfen beigegeben, welche sich darin aufhalten müssen. Ueberzählige Gesundheitsbeamte sind für Zeiten bestimmt, in welchen die Zahl der Kranken größer ist; denn höher als achtzig darf die Zahl derer, die ein Arzt zu besorgen hat, nicht steigen. Manche geringere Hülfe ist unter Studenten der Medizin vertheilt. Der Apotheke steht ein Oberapotheker vor, unter ihm fünf Alumnen und zwei Diener. Diese Apotheke versieht zugleich mehrere andere ähnliche Anstalten und es gibt hier nicht, wie in andern Staaten, eine Armenpharmakopie, sondern die Aerzte haben bei dem Verschreiben vollkommen freie Hand. Aus den Einkünften der Gesammtanstalt werden auf diesen Theil jährlich 35000 römische Scudi verwendet, weitere 36000 gibt die apostolische Kammer. Die Dienerschaft wird aus dem Ertrag der Leihbank von San Spirito besoldet; er beträgt 5000 Scudi; was für jenen Zweck nicht erforderlich ist, fällt dem Spital zu.

Das Erzspital von Salvator im Jahr 1216 durch den Car-

dinal Johann Colonna gestiftet, und für das weibliche Geschlecht ausschließlich bestimmt, steht in letzter Beziehung unter der Erzbruderschaft des gleichen Namens, mit einem Kardinal an der Spitze. Den Dienst für die Kranken und selbst die niedere chirurgische Hilfe (Aderlassen, Schröpfen, Pflaster auflegen u. dgl.) leisten 36 Spitalschwestern, im Jahr 1821 von der Fürstin Therese Doria Pamfili gestiftet; Tag und Nacht wachen stets ihrer sechs bei den Kranken. Im Ganzen sind 70 Individuen angestellt, und von 578 Betten über 200 immerwährend besetzt, zu gewissen Jahreszeiten ist es beinahe die ganze Anzahl. In Bezug auf Pflege, Besorgung, Nahrung, Reinlichkeit steht diese Anstalt der vorigen in nichts nach. Zwei Ober- und zwei Unterärzte, ein Oberchirurgus und zwei Gehülfen sorgen für Herstellung der leiblichen Gesundheit; sieben Priester, unter einem Prior, führen die geistliche Pflege. Die trefflich ausgestattete Apotheke wird auch von den Umwohnern benützt. Die jährliche Durchschnittszahl der behandelten Kranken beträgt 2528. Die Einkünfte belaufen sich auf 32000 Scudi, wozu die apostolische Kammer noch weitere 14400 giebt.

Das Erzspital St. Jakob ist für solche Männer und Weiber bestimmt, die mit Wunden, Geschwüren, Geschwülsten und der Siphylis behaftet sind. Im Jahre 1338 durch letztwillige Verfügung des Cardinals Jakob Colonna gestiftet, und im Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts durch den Cardinal Anton Maria Salviati erweitert und bedacht, nimmt es zwischen 200 und 300 Gebrechlichen, das Jahr durch 1625 auf. Zur geistlichen Sorge sind ein Prior und vier Capellanen bestellt, zur leiblichen zwei Aerzte, zwei Chirurgen, eben so viel Gehülfen, fünfzehn Lehrlinge und ein sonstiges Personal von 70 Köpfen. Die eigentliche Krankenpflege haben auch hier die Spitalschwestern übernommen; auf das Wohlthätigste wirkt eine Gesellschaft von Edelfrauen, welche der Kranken ihres Geschlechtes sich annehmen und schon Manche auf den Weg eines sittlichen Lebens zurückgeführt haben. Das Spital hat ein jährliches Einkommen von 30000 Scudi, davon etwas über die Hälfte von der apostolischen Kammer.

Das Erzspital St. Maria zum Trost. Die reichen Almosen der Kirche, welche Papst Johann I. zur Ehre der allerseligsten Jungfrau errichtete, boten im eilften Jahrhundert die Mittel zu Gründung dieser Anstalt, mit welcher im Verfolg der Zeit zwei Andere vereinigt wurden. Es werden darin Personen beiderlei Geschlechtes aufgenommen, aber einzig solche, welche an offnen Wunden, Beinbrüchen, Contusionen und Luxationen leiden. Sie hat 156 Betten und findet den größten Zuspruch zur Carnevalszeit und im Oktober, wenn das Volk

sich am meisten den Lustbarkeiten überläßt. Gewöhnlich finden sich 60 Personen aufgenommen, manche werden von da aus in ihren Wohnungen besorgt. Aerztliches und geistliches Personale ist hier ebenfalls im Verhältniß, wie in andern Spitälern angestellt und manche christliche Gesellschaft spendet auch hier Erquickung, Hülfe und Erbauung. Die Zahl der Aufgenommenen beträgt in zehnjährigem Durchschnitt 826 des Jahres, davon ein Drittheil dem weiblichen Geschlecht angehört. Hier wird besonders auf richtige Führung der Bücher Rücksicht genommen, da dieselben oftmals in Processen zum Zeugniß vorgewiesen werden müssen. Die Einkünfte betragen 12100 Scudi, davon die Kammer 3750 beisteuert.

Das Erzspital von St. Rochus, während des Jubiläums im Jahre 1500 gestiftet. Auch dieses zählt den Cardinal Salviati unter seine Wohlthäter. Im Jahre 1770 wurde es ausschließlich zum Gebärhaus bestimmt. Seine 20 Betten könnten leicht vermehrt werden. Die sich anmeldenden Frauen werden acht Tage nach der Niederkunft wieder entlassen. Man fragt bei ihrem Eintritt weder nach Namen, noch nach Stand, es ist ihnen selbst gestattet, sich zu verschleiern. Treten sie geraume Zeit vor ihrer Entbindung ein, so bezahlen sie, im Fall des Vermögens, ein geringes Kostgeld, welches bei besserer Kost sich vergrößert. Die Kinder werden dem Findelhaus von San Spirito übergeben; es steht den Müttern frei durch ein angehängtes Zeichen deren späteres Wiederauffinden möglich zu machen. Arzt, Chirurg, Priester und Wärterinnen bilden ein Personale von zehn Personen. Jährlich werden ungefähr 170 Frauenspersonen entbunden. Alles wird aus einer Einnahme von 2490 Scudi, dabei etwas mehr als ein Viertheil aus der apostolischen Kammer, bestritten.

Das Spital von St. Johann Calabita, genannt: der guten Brüder. Es nimmt nur Männer auf, die mit akuten Krankheiten behaftet sind und ist mit 74 Betten ausgestattet. Aber die Aufnahme kann bloß auf die Empfehlung eines Gutthäters des Hauses erfolgen. Im Sommer sind alle 74 Betten besetzt, in den übrigen Jahreszeiten etwa 40. Zweimal des Tages stattet der Arzt seinen Besuch ab, die übrige Zeit befinden sich die Kranken unter Obsorge der Religiosen, welche zugleich eine vorzügliche Apotheke besitzen, die für jedermann zugänglich ist. Der größere Theil der Religiosen besteht aus Laien, doch befinden sich immer so viel Geistliche unter ihnen, um es auch an den Hülfeleistungen, die nur dieser Stand darzubieten vermag, nicht ermangeln zu lassen. Die Brüder tragen ihren Namen davon, weil sie zur Zeit ihrer Ankunft in Rom mit einer Büchse die Straßen durchwanderten

und unter den Worten: fate bene fratelli per amor di Dio, die Vorübergehenden um Almosen ansprachen. Sie nehmen jährlich im Durchschnitt 1064 Kranke auf. Die Kosten bestreiten sie aus den Einkünften ihres Klosters und aus Almosen.

Das Erzspital von St. Gallican. Mehrere Cardinäle haben diese, zur Aufnahme von Hautkranken bestimmte Anstalt ausgestattet. Sie ist für beide Geschlechter bestimmt, deren Säle durch eine Kirche getrennt sind, und enthält 238 Betten. Sechs Marmorbäder für die verschiedenen Kranken, eine treffliche Apotheke mit Laboratorium und andere Erfordernisse, die man bei allen übrigen Spitälern findet, zeichnen auch dieses aus. Da hier viele Kinder untergebracht werden, ist eine Schule damit verbunden, in welcher dieselben, nach täglicher Anhörung einer Messe, Religionsunterricht erhalten. Auch hier führen die Spitalschwestern die Pflege, die geistliche Sorge liegt zwei Capellanen und zwei Beichtigern ob. Die Zahl der jährlich aufgenommenen Kranken beträgt 349. Das Spital hat bloß 2600 Scudi an Einkünften, bedarf daher einer Unterstützung von 10,000 Scudi aus der apostolischen Kammer.

Das Spital St. Maria der Frömmigkeit für arme Irren. Zwar gehört diese Anstalt zu den vorzüglichern dieses Zweckes, kann sich aber mit denen von Palermo und Perugia, den ersten in ganz Europa, nicht messen. Ketten und Peitsche sind auch hier abgeschafft und Zwangsjacken und Betten in soweit gemildert, um nur zu verhüten, daß der Tobende sich selbst und Andere nicht beschädige. Alle Arten Bäder können hier angewendet werden, worunter Ueberraschungsbäder sich als besonders wirksam erwiesen haben. Am wenigsten zweckmäßig dürfte die Lage des Hauses an einer vielbegangenen Straße seyn, und man beschäftigt sich schon lange mit dem Gedanken, die Anstalt entweder in ein anderes Gebäude zu verlegen, oder ein solches neu aufzuführen. Arme werden unentgeldlich (die Anstalt ist für beide Geschlechter bestimmt, aber nicht zum Versorgen sondern zum Heilen) aufgenommen; solche, die einiges Vermögen besitzen, entrichten, unter dem Titel Kostgeld, jährlich 50 Scudi. Untergebracht finden sich immer gegen 400 Personen, etwa doppelt so viel Männer, als Weiber; auf das Individuum kommen im Durchschnitt 773 Verpflegungstage. Die Geheilten verhalten sich im Verhältniß von 36,53 auf hundert, aber mit einem auffallenden Unterschied der Geschlechter; bei dem männlichen treten von hundert 45,16, bei dem weiblichen nur 27,90 geheilt aus; und so verhält es sich auch mit der Sterblichkeit. Dort 4,71, hier 6,47. Die Anstalt steht unter dem Meister von St. Spirito, doch mit eigener Ver-

waltung, und gibt jährlich 15,000 Scudi aus, wovon ihr zwei Drittheile aus der Kammer zufließen.

Unter den Particular- und Nationalspitälern ist das älteste dasjenige der Spanier, womit noch ein kleines Spital für arme Apotheker und Apothekersöhne aus den Provinzen verbunden ist. — Während des Jubiläums im Jahre 1500 ließen die Bäcker durch den berühmten Bramante eine Kirche der heil. Jungfrau von Loreto bauen, und errichteten in deren Nähe ein Spital für ihre Handwerksgenossen. Es enthält 14 Betten, könnte aber leicht noch 20 aufnehmen. Ein Arzt, ein Chirurg, zwei Spitalmeister und ein Beichtiger sind dabei angestellt, die Einkünfte aber mit denjenigen der Kirche vereinigt. — Das Spital der Lombarden verdankt seinen Ursprung frommen Männern dieses Volkes zur Zeit Papst Sixtus IV., seine spätere Vergrößerung, Verschönerung und Ausstattung aber mailändischen Cardinälen. (St. Carl leistete hier oft seinen Landsleuten Krankenwärterdienste.) Es nimmt jährlich gegen 30 Kranke auf. — Das Polenspital wurde durch den berühmten Cardinal Hosius gestiftet. Polnische Pilger finden darin Herberge und Nahrung, und in Erkrankungsfällen Pflege bis zu ihrer Wiedergenesung. — Florentinische Bäckerjungen gründeten aus gesammelten Almosen im Jahre 1606 das Spital der Florentiner. Es hängt von der Kirche St. Johann der Florentiner ab, und enthält nur 6 Betten.

An der Kirche des heil. Bonaventura, welche Papst Urban VIII. den Lucchesern überließ, stiftete der Priester Johann Gualteriotte im Jahre 1649 ein Spital mit 4 Betten. — Einem Flamänder verdankt das Spital für Männer aus Deutschland seinen Ursprung im Jahre 1500; es ist zwar mehr Pilgerherberge, nimmt aber auch Fieberkranke auf. — Das Spital der Portugiesen mit 4 Betten steht oft manches Jahr leer. — Das Bergamasken-Spital wurde unter den politischen Stürmen zu Anfang dieses Jahrhunderts geschlossen, soll aber wieder geöffnet werden; indeß läßt die Erzbruderschaft ihren erkrankten Landsleuten Unterstützung in die Wohnungen zugehen. — Noch bestanden sonst dergleichen Aufnahmsorte für die Flamänder, die Slaven, die Franzosen, die Mauren und Abyssinier, die Genueser, die Sicilianer, die Burgunder, die deutschen Bäcker. Seit aber die öffentlichen Spitäler so ungemein erweitert und so trefflich eingerichtet worden sind, ist das Bedürfniß nach dergleichen Particular-Anstalten weggefallen.

An alle diese Anstalten schließt sich das Erzspital der allerheiligsten Dreifaltigkeit für Pilger und Genesende an. Zwei Jahre vor dem Jubiläum von 1550 vereinigte der heil. Philipp Neri eine große Zahl gottesfürchtiger Personen zu christlichen Liebeswerken,

besonders der Aufnahme von Pilgern, wozu ihm die Gräfin Helena Orsini ein eigenes Haus einräumte. Aber auch nach Beendigung des Jubiläums sollte der Liebeseifer der Verbundenen nicht erkalten. Philipp nahm wahr, wie die Spitäler viele Aufgenommene entließen, zwar genesen, aber noch schwach, kraftlos zur Arbeit, daher in Gefahr von Rückfällen. Er vermochte nun die Glieder seiner Verbindung, die den Titel Erzbruderschaft der allerheiligsten Dreifaltigkeit annahm, dergleichen Entlassene, bis sie wieder arbeiten konnten, zu verpflegen. Paul IV. übergab der Erzbruderschaft eine Kirche, neben welcher sie zu jenem Zweck ein Haus kauften. In der Folge wurde dieses erweitert, so daß die Speisesäle 944 Personen fassen und 488 Betten aufgestellt sind, manche darunter groß genug für zwei Personen. In den Jubeljahren steigt die Zahl der hier aufgenommenen Pilger sehr hoch an, in gewöhnlichen Jahren zählt man um die Osterzeit an die 400, viele auch zu andern Festzeiten. Um als Pilger aufgenommen zu werden, bedarf es des Beweises, daß der sich Anmeldende aus einer weitern Ferne als 60 Miglien von Rom herkomme, und eines bischöflichen Zeugnisses, daß er die Absicht habe, die heiligen Stätten zu besuchen. Jeder Italiener wird dann einen Tag, jeder andere zwei Tage verpflegt; die Angehörigen verschiedener Nationen erhalten noch aus besondern Stiftungen einen schönen Zehrpfennig. Die Glieder der Erzbruderschaft bedienen die Pilger bei Tische. Noch durchs Jahr 1825, bei dem letztstattgefundenen Jubiläum, wurden hier 181,914 Männer und 91,385 Weiber gespeist. — Ferner sind mit verschiedenen Nationalkirchen Aufnahmsorte für Pilger verbunden.

Noch wichtiger ist die Anstalt für die Genesenden. Jedes Spital besitzt seinen eigenen Wagen, um die Entlassenen in dieselbe zu bringen. Da erhalten sie vier Tage, wenn es nothwendig ist, noch länger Mittags und Abends die trefflichste Kost. Ein Arzt macht täglich Besuche. Erleidet der Kranke einen Rückfall, so wird er in dasjenige Spital zurückgebracht, welches ihn abgegeben hat; kann er nicht transportirt werden, so wird er behalten. Den Dienst im Hause versehen 21 Personen. Seit 1826 werden auch die genesenden Militärpersonen dahin gebracht, wofür die Anstalt von der Kammer eine Vergütung nach den Köpfen erhält. In gewöhnlichen Jahren ersteigen die Ausgaben 18,000 Scudi, woran die Kammer 2400 bezahlt; in einem Jubeljahr übersteigen sie 100,000 Scudi. Die Durchschnittszahl der jährlich Aufgenommenen beläuft sich auf 5882, die Soldaten nicht gerechnet.

Zu diesem Abschnitt können noch einige ähnliche wohlthätige Veranstaltungen gezählt werden. 1. Die Gesellschaft der Liebe zur

Pflege chronischer Kranken. Sie besteht aus Wittwen, Frauen und Unverheiratheten, welche das vierzigste Jahr überschritten haben. In mehrern Pfarreien besteht eine solche Verbindung; jede hat ihre Priorin, Eintretende müssen eine Art Noviciat machen, um sich an die Dienste zu gewöhnen; der Pfarrer steht als Director an der Spitze. Befindet sich nun ein armer Kranker, z. B. ein Schlagflüßiger u. dgl. in der Pfarrei, so zeigt es der Pfarrer den Schwestern an. Diese besuchen den Kranken wöchentlich zweimal, schicken ihm täglich sein Essen, bezahlen Arzt und Arznei, sorgen selbst für ein Bett und für Wäsche, wachen, wenn es nöthig ist, bei ihm, und verlassen ihn nicht mehr, bis er entweder geheilt oder gestorben ist. Dieses Alles wird aus monatlichen oder jährlichen Beiträgen bestritten. Jede Pfarrei besitzt ihre eigene Kasse, aber die Gesellschaften unterstützen sich wechselseitig. Man rechnet, daß jeder Kranke jährlich 32 Scudi koste. 2. Die Unterstützung an Kranke durch die apostolische Almosenerie. Weit hinauf datirt sich das Bestehen einer Apotheke bei San Eustachio, von der Congregation der heil. Apostel errichtet, welche den Kranken unentgeldlich Arzneimittel lieferte. Papst Innocenz XII. theilte die Stadt zu diesem Endzweck in eilf Theile, visite genannt. Eilf fromme Geistliche, eilf Aerzte und zehn Chirurgen sind zu diesem Zwecke aufgestellt. Wenn nun ein Kranker auf Kosten der Almosenerie verpflegt werden will, so schickt er zu seinem Pfarrer, der ein Billet auf den Arzt ausstellt. Dieser besucht den Kranken regelmäßig und verschafft ihm die Arzneien. Ist die Krankheit so, daß der Leidende zu Haus nicht geheilt werden könnte, oder fehlt es demselben an dem Nothdürftigsten, so wird er auf Kosten der Almosenerie in ein Spital gebracht, was sich selbst auf umliegende kleine Orte erstreckt. Hiefür werden jährlich 7000 Scudi verwendet. 3. Die Erzbruderschaft des Todes und des Gebets, gestiftet im Jahre 1551. Dieselbe bildet sich aus angesehenen Personen bürgerlichen Standes, und besitzt eine eigene Kirche. Sobald der Sterbefall eines Menschen auf der Landschaft bekannt wird, ergeht Anzeige hievon an einige Brüder; diese kleiden sich in ihren schwarzen Sack und machen sich auf den Weg, doch darf die Entfernung nicht über dreißig Miglien betragen. Aber sie nimmt auch die Leichname der Stadt auf. Paarweise, unter Vortragung einer kleinen Fahne, das Gesicht mit einer Kapuze verhüllt, welche nur für die Augen zwei Löcher hat, ziehen sie vor das Haus des Todten, legen ihn auf die Bahre und ziehen mit brennenden Kerzen und Psalmengesang mit dem Leichnam nach der Kirche. Die Bruderschaft hat das Recht, einen auf der Landschaft aufgenommenen Todten auf jedem ihr

beliebigen Gottesacker zu beerdigen. Die jährliche Durchschnittszahl der von der Landschaft eingebrachten Todten beträgt 13, und die Mittelzahl der Entfernung beinahe 10 Miglien.

Sämmtliche Einkünfte der hier genannten öffentlichen Anstalten belaufen sich auf 107,000 Scudi; hiezu kommen 94,000 Scudi aus der apostolischen Kammer. Wie viel die Privatanstalten, deren Kosten meist aus den Einkünften der Kirchen bestritten werden, mit denen sie verbunden sind, aufwenden, läßt sich genau nicht angeben, eben so wenig läßt sich in Zahlen bestimmen, was die Privatwohlthätigkeit thut (wie z. B. jene Schwestern der christlichen Liebe), am allerwenigsten in Anschlag bringen, was durch das Mitleid und die Barmherzigkeit an allen Arten von Hülfleistungen geschieht.

Noch wichtiger und umfangsreicher als die genannten, sind die Anstalten für Findelkinder, Waisen, Alte, Büßende und Wittwen, wovon wir in einem zweiten Artikel sprechen werden.

XXVI.

Das Passionsspiel zu Oberammergau.

(Schluß.)

Nachdem die Pharisäer und Schacherjuden in dem Synedrium das verderbliche Netz ihrer Bosheit und Tücke geknüpft, tritt der Chor auf und stimmt ein Danklied an zur Feier des freiwilligen Opfertodes, dem Jesus entgegengeht:

„Singt dem Herrn mit frommer Kehle
Singt dem Herrn aus reiner Seele!
Für uns gibt er seinen Sohn“ u. s. w.

Der Chorführer bereitet nun die Zuschauer auf den Abschied Christi von seiner Mutter vor, er schildert die Schmerzen ihres mütterlichen Herzens, wovon der Abschied des jungen Tobias uns ein Schattenbild zeigen soll. Der Vorhang geht auf und man erblickt den scheidenden jungen Tobias,

beide Hände hält er ausgestreckt, die Linke reicht er dem Engel hin, der, zur Reise aufgeschürzt, den Wanderstab schon zum Gange vor sich hin ausgestreckt hält und ihn fortzieht, die Rechte reicht er nach Vater und Mutter, die ihn zurückhalten möchten. So zurückgehalten und fortgezogen ist er ein wahres Bild des von der Heimath in die Fremde Scheidenden. Hinter dem Vater sieht man die Hütte des Patriarchen, die Thüre ist geöffnet und darunter steht eine weinende Magd, die, ihre Thränen trocknend, dem Scheidenden nachblickt. Eine weibliche Stimme aus dem Chor begleitet die Klage der Mutter, ihr antworten im Wechselgesange der zweite Chorführer und der ganze Chor. Hierauf senkt sich der Vorhang wieder, und der erste Chorführer leitet ein neues Vorbild von dem Schmerze der heiligen Jungfrau, die sich von ihrem geliebten Sohne trennt, ein: es ist das Bild der Braut des hohen Liedes, die von den Töchtern Jerusalems umringt, ihre Klage um den abwesenden Geliebten anhebt; die Töchter Jerusalems von ihrer Liebe beschworen, versprechen der Traurenden die Lust ihrer Seele suchen zu helfen. Die Vorstellung zeigt einen Blumengarten mit einer Laube; im Hintergrunde, in der Mitte, steht die hohe Braut, zur Rechten und Linken reihen sich, wie in einem Kranze, die Töchter Jerusalems an sie an; alle sind weiß gekleidet mit blauen Bändern, alle reichen einander die Hände und halten klagend die weißen Thränentücher in der Hand. Wieder beginnt eine weibliche Stimme des Chores den Klaggesang der hohen Braut in schmerzlich sehnsüchtiger Weise:

„Wo ist er hin? Wo ist er hin
Der Schöne aller Schönen“ u. s. w.

Und weiter:

Geliebter! ach! was fühle ich!
Wie ist mein Herz beklommen!

Darauf antwortet ihr im Wechselgesang tröstend der Schwestern Chor:

„Geliebte Freundin! tröste dich
Dein Freund wird wieder kommen“.

Es folgt nun die Scene des neuen Testamentes, der diese Vorbilder vorspielen, es ist Christi Besuch bei seinen Freunden in Bethanien.

Christus tritt auf mit seinen Jüngern. Der Herr trägt, wie man ihn auf alten Bildern gemalt sieht, das ungenähte Purpurkleid mit einem Ueberwurfe von dunklem Scharlach. St. Johann erscheint mit rothem Unterkleide und grünem Ueberwurf; St. Peter mit blauem Unterkleide und gelbem Ueberwurfe. Judas ist ganz in die Farbe des Neides, in Gelb, gekleidet, Unterkleid und Oberkleid aber sind von verschiedenem Gelb, dessen Mißton sinnvoll sein mißtöniges, vom Neide zerrissenes und gequältes Inneres anzeigt.

Ueberhaupt wird jeder Billige mit dem Costüme dieses Bauerntheaters zufrieden seyn, ja sogar von dem Gefühl für Anstand und Geschmack, das darin vorherrscht, überrascht werden. Mit Recht hält sich dies Costüme meist, wenn auch nicht immer, sowohl in den symbolischen Farben wie im Schnitte an der Ueberlieferung der Kirche. Irgend etwas Verletzendes wird man hierin, so wie in dem Spiele überhaupt, nicht leicht finden. Ja bei manchen Figuren ist Kleid und Gestalt sehr glücklich gewählt und man glaubt in der That das Bild eines alten christlichen Meisters lebendig vor sich stehen zu sehen. So wird man manchmal bei den Tableaux an die Gemälde Leonardo da Vincis oder an Paul Veronese erinnert, manchmal auch spricht uns darin der Tiroler Maler Martin Knoller an, der so manche Kirchen al Fresco gemalt und von dem auch eine Reihe von Gemälden in der nahen Klosterkirche von Ettal herrühren, die natürlich auf den Geschmack der Ammergauer Holzschnitzer ihre Wirkung nicht verfehlen konnten. Ist darunter ein Costüme, von dem eine Aenderung am ersten zu wünschen wäre, so ist dieses wohl die abentheuerliche Kleidung des Chores, die mit ihrem bunten Federschmuck und ihren Sandalen wohl eher für die Opera Fernan Cortèz, als für ein Passionsspiel passen möchte, abgesehen davon, daß dabei die großen weißen Halskrausen seltsam gegen die

sonnenverbrannten Gesichter derer abstechen, die in diesem pathetischen Putze stecken. Da der Chor dieser geistlichen Spiele, wie sich historisch nachweisen läßt, aus dem kirchlichen Chore entstanden ist, so wäre eine einfache, ernste Tracht, etwa wie die der Chorknaben, vielleicht die passendste, denn sie würde den ernsten, geistlichen Charakter des Spieles noch mehr hervorheben, und wäre den geistlichen Deutungen der Bilder des alten Bundes, so wie den strengen, mahnenden, Buße predigenden Worten, die der Chor von Zeit zu Zeit an die Zuschauer richtet, ohne Zweifel viel angemessener, als der gegenwärtige phantastische Theaterflitter, der seltsam dagegen absticht. Will man aber diese geistliche Kleidung nicht, so wäre jede andere einfache und ernste, etwa wie die der Apostel, oder auch, wenn man sich durch den Chor das Volk selbst repräsentirt denkt, die alte Landestracht passender, als die gegenwärtige. Eine andere minder gelungene Partie sind die verschiedenen Engel, die in dem Spiele auftreten; seltsamer Weise zeichnen sich diese geflügelten Boten des Himmels gerade vor allen Uebrigen durch besondere Steifheit und Unbehülflichkeit aus, und auch sonst, in Sprache und Ausdruck, lassen sie eben nicht sonderlich viel Himmlisches erblicken. Diese einzelnen Mängel indessen bei Seite gesetzt, muß man sich im Allgemeinen, wie gesagt, über den Eindruck wundern, den das Ganze durch seinen würdigen Anstand und seine malerische Schönheit macht. Ohne Zweifel hat sich auch hierin Vieles durch Ueberlieferung aus jenen früheren Zeiten erhalten, die mehr Sinn für religiöse Darstellungen hatten, als unsere modernen Pariser Theaterschneider. Doch kehren wir nach Bethanien zurück.

Der Herr verkündet den Jüngern, daß die entscheidende Stunde nahe, seine Rede ist: Tod, Auferstehung, Wiedersehen. „Der Tod aber“, sagt Petrus in seiner menschlichen Ansicht, mit einer offenherzigen Gutmüthigkeit, die der Strahl des heiligen Geistes noch nicht erleuchtet hat, „der Tod will gar nicht in meinen alten Kopf hinein“.

Und in der That hat der Petrus von Ammergau einen grauen Kopf voll aufbrausender, mürrischer Gutmüthigkeit, wie man ihn als typisch auf so manchen Bildern findet; dabei ist dem Ammergauer Petrus mit diesem seinem grauen Kopfe nur zu wünschen, daß ihm auch der heilige Geist, oder der Geist der Heiligkeit, wie seinem Urbilde, nicht fehlen möge. Während Petrus und die übrigen Jünger bei der ernsten Rede Christi sich über das Schicksal ihres Meisters bekümmern, macht der selbstsüchtige Judas sich über sein eigenes und die trübe Zukunft Sorgen. Zu ihm spricht der Herr: „Juda! sey nicht mehr besorgt, als nöthig ist“, zu den übrigen aber: „gute Jünger, ihr denket viel zu menschlich, seyd getrost und folget mir“. So nahen sie dem gastlichen Hause des alten Simon, dessen ganze Familie ihnen entgegengeht: „Sey mir willkommen Rabbi, mit Sehnsucht erwarten dich Maria und Martha, o verschmähe nicht mein Haus, kommt auch ihr lieben Jünger“, so lautet die Einladung. Sie treten ein. Die innere Bühne zeigt hierauf den Speisesaal mit dem gedeckten Tisch, dort lassen sie sich nieder. Jesus hier herzlich willkommen, spricht, von der Liebe gerührt, voll Wehmuth: „ach Jerusalem! möchte dir meine Ankunft eben so lieb seyn, als diesen meinen Jüngern“, dann erinnert er sie wieder an das Scheiden; die Freunde rathen ihm, sich sicher zu stellen, er aber fragt voll Ergebung in ernster Ruhe: „soll ich dem Willen meines Vaters nicht folgen“! Martha füllt unterdessen, als behende Kellnerin, emsig die Krüge, Magdalena aber kniet zu seinen Füßen und salbt sie unter den Thränen ihrer Reue und Liebe. Während dieser Handlung bilden die Jünger einen Halbkreis um ihren Meister, er selbst sitzt zu äußerst an der Spitze des Halbkreises, die Magdalena zu seinen Füßen, an der andern Spitze aber steht Judas vor allen Uebrigen voran. Durch diese sinnvolle Anordnung treten die beiden entgegengesetzten Empfindungen dieser Scene recht hervor. Es ist der böse und der gute Engel, die einander gegenüber stehen; rechts kniet die reuige Liebe zu den Füßen

ihres gütigen Heilandes, der sich, verzeihend, von ihr salben läßt; links steht der Neid, der selbstsüchtig und kalt den äußerlichen Werth des Opfers, die Salbe der Liebe, berechnet, und vor der Welt seine Selbstsucht für barmherziges Mitleid und Liebe zu den Armen ausgeben möchte. „Welch eine kostbare Salbe“, spricht er mit dem gedämpften Tone des sich selbst verzehrenden, inneren Grames, „warum hindert er die Thörin nicht? welch eine Verschwendung! wie viele Arme hätte man damit unterstützen können! 300 Denare“ u. s. w. Während der Neid sich also, allein stehend, seinen einsamen, trüben Betrachtungen gesprächig überläßt, fleht die weinende Magdalena nur: „Rabbi! Rabbi“! Christus erhebt sich nun und dankt dem Hausherrn und den Seinen für die empfangene Liebe; traurig über sein Scheiden lehnen sie allen Dank ab; er tröstet sie mit einem fröhlichen Wiedersehen, und ermahnt die Jünger, ihm zu folgen: „wohin du willst“, lautet die Antwort der Kurzsichtigen, „nur nicht nach Jerusalem“. „Folgt mir“, erwiedert er, „das Weitere werdet ihr erfahren“. Sie gehen und kehren dann noch einmal zurück auf die Bühne, wo die zweite Salbung der Magdalena erfolgt und Chri ins zu ihr spricht: „Magdalena! beruhige dich, gute Seele, stehe auf und sey gebessert“. Während er die Uebrigen segnet, tritt ihm von der andern Seite die heilige Jungfrau mit ihren Begleiterinnen entgegen: eine edle, hohe, schlanke Gestalt, mit rothem Untergewande, blauem Ueberwurfe, das Haupt halb in ein weißes, herabhängendes Tuch gehüllt. Auch sie erinnert, der äußern Erscheinung nach, lebendig an ein altes Bild. Noch einmal will die Mutter ihrem geliebten Sohne in die Arme; sie möchte ihn zurückhalten oder mit ihm in den Kampf und Tod gehen: „bestes Kind“, ruft sie klagend, „mein Herz schwimmt wie in einem Meere von Schmerzen“. Während so das scharfe Schwert des Leidens ihr mitleidvolles Herz durchbohrt und sie um die Gnade fleht, sein Leiden zu theilen, setzt Judas, im Gegensatze, die kalten Betrachtungen seiner Mißgunst über die Kostbarkeit der Salbe

und die nutzlos verschwendeten 300 Denare fort. Lazarus aber und die Freunde wollen Jesum von dem verhängnißvollen Gange zurückhalten. Mild und ergeben spricht er: „ihr begreift noch nicht“, und empfiehlt scheidend ihrer Liebe seine Mutter, „nach zwei Tagen aber möget ihr nach Jerusalem kommen, um bei dem großen Feste zugegen zu seyn“! Die Jungfrau faßt sich, seiner Ergebung folgend: „wie du willst, mein Sohn“, spricht sie, und der Sohn sagt der Mutter seinen letzten Dank und sein Lebewohl, um sie von dem Kreuze herab wieder zu sehn; da überwältigt sie der Schmerz, und wehklagend „Jesus! Jesus“! entläßt sie ihn aus ihren Armen, ihre Wonne und ihr Leben. „Haltet euch fest an mir“ sind seine letzten Worte, so scheidet er mit den Jüngern nach der einen Seite, Lazarus aber die heilige Jungfrau in sein Haus einladend, geht mit ihr und den Frauen nach der andern Seite ab.

Der neue Auftritt wird wieder von dem Chorführer und dem Chore eingeleitet. Wie gern, heißt es, hätte Jesus Jerusalem gerettet; allein Stolz und Hochmuth bereiteten der Synagoge den Untergang. Als sey die erhobene Hand der Propheten-Mörderin noch zurückzuhalten und die sündentrunkene aus ihrem Todesschlafe aufzuwecken, stimmt der zweite Chorführer den warnenden Wächtergesang an:

> „Jerusalem erwache! erwache!
> Erkenne was zum Frieden dir noch werden kann;
> Doch zögerst du — so fängt die Zeit der Rache,
> Unselige mit fürchterlichen Schlägen an,
> Jerusalem! Jerusalem“!

Allein sie taumelt fort in ihrem bösen Sinne, und hierin hat sie in dem Stolze der Vasthi, die König Assuer verstößt, und an ihre Stelle die Esther erhebt, ein Vorbild, was uns die bildliche Vorstellung sogleich zeigt. König Assuer erscheint auf seinem Throne, ihm zur Seite steht die neu erhobene Esther, die Königin der Zukunft, Vasthi dagegen, ihre Vorgängerin, das Bild des Judenthumes, erscheint in ihrem Sturze; auf

23 *

den unteren Stufen des Thrones, als Zeugen ihrer Strafe, reihen sich rechts und links um den Thron des Königs sein Hofstaat an. Der abtretende Chor beschließt seinen Gesang mit der Anwendung des Bildes auf die Zuschauer:

> Jerusalem! Jerusalem!
> Ihr Sünder! höret Gottes Wort!
> Wollt ihr noch Gnade finden;
> So schafft aus euern Herzen fort
> Den Sauerteig der Sünden.

Dem Bilde folgt Christus mit seinen Jüngern, Petrus hinter ihm, Judas, der Separatist, der Schismatiker, das Bild der Eigensucht, hält sich auf der Seite links; Jesus trauert über das Schicksal Jerusalems, der Zeit gedenkend, da kein Stein der stolzen Tempelstadt auf dem andern bleiben würde; dann sendet er Petrus und Johannes voraus, ihm den Saal zum Ostermahle in der Stadt, die Zeuge seines Opfertodes werden soll, zu bereiten und auf seinen Tod hindeutend spricht er mahnend zu den Jüngern, daß sie kein Aergerniß an ihm nehmen möchten. Jetzt ist Judas nicht mehr Herr seiner engherzigen Sorge um die Zukunft, er sucht ihn zurückzuhalten. „Erlaube mir, Meister," spricht der Gequälte zu dem, der zu seiner ewigen Versorgung sich selbst schuldlos als Opfer für ihn hingeben will, „triff Anstalt für unsere künftige Versorgung; wie gut kämen uns jetzt die 300 Denare." „Lieber Freund," erwiedert der Heiland, sanft verweisend, „halte dich an mein Wort." „Wer sorgt aber," antwortet der Sorgenvolle, „wenn ich nicht sorge? bin nicht ich der Seckelmeister?" Jesus fordert ihn noch einmal warnend auf: sich zu besinnen und zu überlegen. Christus geht, Judas bleibt allein zurück, er tritt auf die Seite, den Kopf auf die Hand stützend und ihn damit halb bedeckend, steht er da, noch halb zaudernd, wie am Rande des Abgrundes, schon zum Sprunge bereit, aber noch einmal zurückblickend und ganz seinen Betrachtungen hingegeben. Sein guter Engel scheidet und der böse zieht mächtiger ihn vorwärts. Es sind die dreihundert Denare, die

der Versucher ihm wieder klirrend vorhält. „Der große Verlust,“ seufzt er, „wie wohl stünden sie mir nun an! ich würde mich zurückziehen; ich wäre versorgt! ‚die theuere! kostbare! Salbe an die Füße werfen! das kömmt mir nicht aus dem Sinne! ich will kein Jünger mehr seyn; bei ihm ist nichts mehr zu hoffen.“ Während er noch schweigend in Nachdenken versunken steht, schleicht sich einer von den Verkäufern des Tempels von der Seite hinter ihm herbei. Es ist der Verführer, der seinen Handel richtig machen möchte, die hungrige Hyäne, die auf ihr Opfer, leise auftretend, losspringt. „Er scheint in großer Verwirrung,“ spricht der speculirende Geist der Industrie, „das muß ich benutzen. Freund!“ Judas kehrt sich um: „Was willst du? Mein Freund, vielleicht auch mein Verräther.“ In zutraulichem, ausforschendem Tone nun das Gespräch anknüpfend und auf Christus überlenkend, beginnt der seines Bodens noch ungewisse Tempelverkäufer: „Wie steht es mit diesem Menschen, auch ich möchte gern in seine Gesellschaft? Du? erwiedert Judas in einem Ton, aus dem der Schlaue wohl erräth, daß der Gefragte aufgehört hat sein Jünger zu seyn; seinem Ziele also näherrückend, fährt er fort: „Sey nur aufrichtig, wenn es nicht mehr gut mit ihm steht, will ich mich vor ihm hüten.“ — „Er hat es ja selbst gesagt,“ entgegnet Judas, während noch eine Schaar Tempelkrämer zur Verstärkung ihres Bruders naht. „Wer sind diese?“ fragt Judas mißtrauisch und will gehen, sie halten ihn jedoch zurück. „Wollt ihr etwa auch seine Anhänger werden?“ richtet er nun die Frage an sie. — „Allerdings,“ erwiedern die Börsenspeculanten, „wenn günstige Aussichten vorhanden sind.“ — „Hier sind sie,“ entgegnet Judas, der Seckelmeister, indem er ihnen ironisch den leeren Beutel vorhält. Damit fällt er wieder in seine alte Melodie von der kostbaren Salbe und den dreihundert Denaren und der Thörin, die sie auf die Füße ausgegossen, und wie der Meister ihre Verschwendung entschuldigt und ihm, dem sorgsamen Seckelmeister, noch einen Verweis gegeben, „und hier (im

je nach der Andacht ihres Herzens aber, je nach ihrem Verlangen und ihrer sich selbst hingebenden Sehnsucht zogen die Einzelnen die duftenden Himmelsblüthen zu sich nieder, oder diese blieben fern hoch über ihnen schwebend, und sie selbst davon trocken und ungelabt. — In dem Gesange des Chores, der diesen heiligen Gnadenregen begleitet, hört man immer wiederkehrend die Worte der dankerfüllten Gemeinde:

„Gut ist der Herr! gut ist der Herr"!

als das Echo aus der Seele der mit Himmelsbrod gespeisten Erdenkinder wiederklingen. Auf das Manna folgt ein ähnlich componirtes Bild von den Weintrauben in Kanaan, die des Menschen Herz erfreuen. Wie zu erwarten, wird in den Chorgesängen beider Bilder auf das Brod und den Wein im heiligen Mahle des neuen Bundes hingewiesen und sie singen:

Das Wunder in der Wüste Sin,
Zeigt auf das Mahl des neuen Bundes hin.
Gut ist der Herr, gut ist der Herr:
Das Volk, das hungert, sättigt er
Mit der neuen Speise
Auf wunderbare Weise.

Der Tod raffte alle hin,
Die aßen in der Wüste Sin,
Dieß Brod im Ueberflusse.

Des neuen Bundes heilig Brod,
Bewahrt die Seele vor dem Tod,
Beim würdigen Genusse.

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Dem Volke einstens hatte er
Den besten Saft der Reben
Aus Kanaan gegeben.

Doch dieß Gewächse der Natur
War zum Bedarf des Leibes nur
Bestimmt nach Gottes Willen.

Des neuen Bundes heil'ger Wein
Wird selbst das Blut des Sohnes seyn,
Der Seele Durst zu stillen.

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Im neuen Bunde reichet er
Sein Fleisch und Blut im Saale,
Zu Salem bei dem Mahle.

religiösen Dramas gehört, worin der Verfasser den in den Andeutungen der heiligen Schrift enthaltenen Keim mit schöpferischer Dichterkraft ausgebildet hat.

Die neue bildliche Vorstellung, die nun der Chorführer einleitet, bildet einen wohlthätigen Gegensatz zum Vorhergehenden; dem Verrathe des Judas, der Treulosigkeit des Menschen, tritt die Güte des Himmels gegenüber, der das Manna über das auserwählte Volk herniederthaut. Dieß Bild ist eines der reichsten und lieblichsten des ganzen Spieles. Das Volk Israel steht in so dichten Schaaren, daß sie beinahe die ganze Bühne erfüllen. Alle sind wieder in das Gewand und die Farbe der Freude gekleidet, das Roth in allen Nüancen, namentlich das Rosenroth froher, blühender Jugend herrscht darin vor, und wieder sind es, wie beim Palmenzuge, die Kinder, die, ihre Ansprüche auf das Himmelreich geltend machend, die Mehrzahl bilden; die kleinsten in großer Zahl, in verschiedenen Stellungen mit ihren Müttern und Geschwistern, sind im Vorgrunde. Im Hintergrunde, über alle hoch emporragend, mit den Zeichen ihrer heiligen Würde als gottbestellte Führer ausgestattet, sind Moyses mit dem Stabe und den Lichtstrahlen und sein Bruder Aaron sichtbar. So fällt das Manna, in Gestalt von kleinen Hostien, die im Lichte der Sonne silbern glänzen, auf das hungernde Volk nieder; alles was Hände hat, bis zu den kleinsten Kindern, hebt sie hoch erfreut empor, um den Segen des Himmels einzuthun, andere theilen sie einander mit, die Mädchen schütten das Manna einander in die Schürzen, um sich einen gemeinschaftlichen Schatz zu sammeln. Es ist das Bild der Himmelserndte, und es erinnert mich an eine Vision des seligen Bruder Klaus von der Flüe, die er von der Feier der heiligen Messe, die in dem Manna vorbedeutet wird, hatte. Unter dem Opfer nämlich sah er, wie eine Rose vom Altar zum Himmel aufsproßte, hoch und breit und mit Rosen die ganze Kirche bis zum Gewölbe erfüllend. Die schwanken Aeste wölbten sich wie ein Dach über die Betenden und Mitopfernden;

je nach der Andacht ihres Herzens aber, je nach ihrem Verlangen und ihrer sich selbst hingebenden Sehnsucht zogen die Einzelnen die duftenden Himmelsblüthen zu sich nieder, oder diese blieben fern hoch über ihnen schwebend, und sie selbst davon trocken und ungelabt. — In dem Gesange des Chores, der diesen heiligen Gnadenregen begleitet, hört man immer wiederkehrend die Worte der dankerfüllten Gemeinde:

„Gut ist der Herr! gut ist der Herr"!

als das Echo aus der Seele der mit Himmelsbrod gespeisten Erdenkinder wiederklingen. Auf das Manna folgt ein ähnlich componirtes Bild von den Weintrauben in Kanaan, die des Menschen Herz erfreuen. Wie zu erwarten, wird in den Chorgesängen beider Bilder auf das Brod und den Wein im heiligen Mahle des neuen Bundes hingewiesen und sie singen:

Das Wunder in der Wüste Sin,
Zeigt auf das Mahl des neuen Bundes hin.
Gut ist der Herr, gut ist der Herr:
Das Volk, das hungert, sättigt er
Mit der neuen Speise
Auf wunderbare Weise.

Der Tod raffte alle hin,
Die aßen in der Wüste Sin,
Dieß Brod im Ueberflusse.

Des neuen Bundes heilig Brod,
Bewahrt die Seele vor dem Tod,
Beim würdigen Genusse.

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Dem Volke einstens hatte er
Den besten Saft der Reben
Aus Kanaan gegeben.

Doch dieß Gewächse der Natur
War zum Bedarf des Leibes nur
Bestimmt nach Gottes Willen.

Des neuen Bundes heil'ger Wein
Wird selbst das Blut des Sohnes seyn,
Der Seele Durst zu stillen.

Gut ist der Herr, gut ist der Herr!
Im neuen Bunde reichet er
Sein Fleisch und Blut im Saale,
Zu Salem bei dem Mahle.

Diesem Gesange folgt die Einsetzung des Abendmahles selbst. Der Hausmeister mit dem Kruge tritt auf, Petrus und Johannes erkennen ihn als den, zu dem sie der Herr gesandt hat, und er führt sie zu dem Hausherrn. „Der Friede sey mit euch, bewillkommt dieser sie. Wo ist euer Meister?“ — „Er sandte uns voraus.“ — „O wäre er schon da,“ entgegnet der Gastfreundliche, „ich will ihm entgegeneilen, während der Tisch zum Passamahle bereitet wird.“ Sie gehen ihm entgegen, Jesus mit den Aposteln erscheint. „Sey mir gegrüßt, bester Meister in Israel.“ — „Der Segen,“ erwiedert der Herr, „sey mit dir und deinem Hause.“ — Auf die Versicherung des Hausmeisters, daß Alles zum Empfange und Mahle im Hause vorbereitet sey, heißt Christus die Jünger in den Speisesaal eintreten. Hier erklärt ihn der Hausherr als den Gebieter über all das Seine: „mein Haus soll Theil nehmen an der Freude, befiehl o Herr! auf dein Wort soll Alles geschehen.“ Der Einsetzung des Opfermahles des neuen Bundes geht die vorbildliche Verzehrung des Osterlammes des alten Bundes voraus. „Ehe wir uns zu Tische setzen,“ spricht Christus, „lasset uns das Gesetz beobachten und uns waschen. Ihr meine Jünger,“ wiederholt er, „bereitet euch, wie es das Gesetz verlangt.“ Gehet, heißt es dann, und traget das Lamm und Wein herein. Christus selbst beginnt nun das Mahl mit dem Gebet: „Vater! mein Herz erhebet sich zu dir, deine Gaben sind es, die ich von dir in Frieden genießen werde; segne diese Speise mit deinem göttlichen Segen!“ Dann wendet er sich an die Jünger, wie er mit innigster Sehnsucht verlangt habe, das Lamm mit ihnen zu essen, „denn es ist das letztemal, daß wir also vereinigt es essen.“ Dann spricht er auch über den Becher das Gebet: „Vater ich danke dir für diesen Trank der Rebe“ und reicht ihnen denselben dar; sie trinken stehend, der Becher geht von Hand zu Hand. An seinen Tod sie mahnend spricht er darauf voll ernster Wehmuth: „Einer von Euch wird mich verrathen.“ Jeder de-

spricht Jesus noch einige Worte warnender Klage von den verhängnißvollen Tagen, die Jerusalem bedrohen, auf die sich jeder gerüstet halten soll, im Hinblicke auf das jüngste Gericht, das in seiner Schwere über die ergeht, die den Sohn Gottes an das Kreuz geschlagen. Wie er die Feier begonnen, so schließt er sie mit einem Gebete: „Heiligster Vater! nimm hin den Dank unseres Herzens, deine gute Vaterhand hat uns dieß sehnlichst gewünschte Mahl bereitet;“ dann wendet er sich, ehe er scheidet, mit seinem Dank und Segen an seinen gastfreundlichen Wirth. „Herr,“ spricht dieser demüthig, „erinnere dich meiner; auch ich glaube an deine Herrlichkeit.“ Zum Lohne seiner gläubigen Gastlichkeit wird ihm auf seine Bitte die selige Verheißung zu Theil: „Auch du sollst einen Platz bei mir haben, Segen und Friede beglücke dich. Noch einmal dem ganzen Hause sein Lebewohl zurufend, geht er mit den Jüngern von dannen. Der Hauswirth nur bleibt allein zurück und beschließt das letzte Abendmahl mit den Betrachtungen frommer Rührung, die sein Anblick in dem Herzen des Fernstehenden und nur im Geiste daran Theilnehmenden hervorgebracht.

Der Einsetzung des Abendmahles folgt wieder, eingeleitet von dem Chorführer und begleitet von dem Chorgesang, die vorbildliche Vorstellung, wie Joseph von seinen Brüdern verkauft wird. Der Gesang flucht dem Golde, das den Jünger des Herrn zu seinem Judas macht, und der Geldgier, die Throne und Altäre entweiht. Auch den Zuschauern gilt dieß Bild als eine strafende Warnung, denn der Chor singt:

Wie oft habt ihr durch eure Thaten
Auch euern Gott verkauft — verrathen!
Den Brüdern eines Josephs hier
Und einem Judas fluchet ihr,
Und wandelt doch auf ihren Wegen:
Denn Neid und Geiz und Bruderhaß
Zerstören ohne Unterlaß
Der Menschheit Frieden, Glück und Segen.

Aus der Wüste, von den Hirten und den ägyptischen Kaufleuten werden wir nun wieder in die Mitte des Synedriums der hohen Priester und Schriftgelehrten zu Jerusalem versetzt, die eben im Begriffe sind, auch ihren Kauf richtig zu machen. Den Judas erwartend, brennen die Versammelten von Rachgier und einer sucht den andern zu überbieten. Da erhebt sich in ihrer Mitte Nicodemus und will sich des schuldlosen Opfers annehmen. Caiphas zum rasenden Grimme entflammt, heißt ihn und einen zweiten, der ihm beitritt, als Unwürdige aus ihrem Kreise weichen. Nun aber kömmt ihr Mann, Judas, mit den Händlern. Der Seckelmeister führt als sein Zeichen die Börse bei sich, die ihm im Dienste Gottes leer geblieben und die er nun im Dienste der Welt füllen will; um diesen Preis erklärt er sich zu seinem Verrathe bereit. „Aber," wendet der vorsichtige Caiphas um sein Geld besorgt ein, „wird der Handel dich auch nicht gereuen?" Die Frage öffnet die alte Wunde im Herzen des Judas und er fängt wieder die alte Klage von der kostbaren Salbe, den dreihundert Denaren, der Verschwendung, der Armenkasse, dem leeren Beutel und den Vorwürfen des Herrn an. In den gleichgesinnten Herzen der Pharisäer und Schriftgelehrten findet er volle Beistimmung. „Du hast Recht, sagen sie, Verschwendung war es, große Verschwendung", und lockend zeigen sie ihm die dreißig Silberlinge, nach denen der Gierige seine Hand ausstreckt. Nun ergeht der Befehl ihm dieselben aus dem Schatzkasten auszuzahlen. Da erhebt sich zum zweitenmal Nicodemus unter den Ungerechten, um zu fluchen über den Verkäufer und die Käufern und ihren treulosen Handel und sich von allem Antheile davon loszusagen. Hier ist nicht seine Stelle, darum erwiedern sie ihm: „tritt nur du in die Gesellschaft des Galiläers", zu Judas aber, dem Ihrigen, sprechen sie: „tritt herzu Judas und nimm die dreißig Silberlinge, und sey ein Mann". „Ich bins zufrieden", sagt Judas, „denn jetzt gelingts, den Verlust einzubringen." Damit tritt er zum Tische hin, aber ein Verräther traut dem

andern nicht, er zählt Stück für Stück, und kehrt mißtrauisch das eine und das andere um, seine Vollwichtigkeit und sein richtiges Gepräge prüfend; zuletzt hebt er noch eine Rolle, die auf dem Tische liegt, auf, weil seine unersättliche Gier fürchtet, er könnte doch vielleicht nicht richtig gezählt und ein Stück vergessen haben. „Deinen Lohn hast du", heißt es jetzt, „nun beeile dich Judas"! „Heute noch", lautet die Antwort, „soll er in euren Händen seyn". Er enthüllt ihnen seinen Plan, und verlangt dazu die Rotte der Kriegsknechte, den Heiland im Dunkel der Nacht, am Bache Kedron, zu überfallen, wo er ihnen das Zeichen des Verrathes geben werde. Sie billigen den Plan, und er will gehen; die rachegierigen Tempelhändler weichen ihm, hungerigen Geiern gleich, nun nicht mehr von der Seite, und die hohe Priesterschaft gibt ihm zum Ueberflusse, damit sie ja nicht um ihr Geld betrogen werde, nebst den Tempeldienern noch Einige aus ihrem Collegium, als Geleitsmänner, mit. Alle sind bereit, und stehen auf, dieser Aufforderung zu folgen, allein einem Einzigen nur wird diese Auszeichnung zu Theil. Der alte Annas bedauert noch zuletzt, daß die Schwäche seines Alters ihn hindere, der Begleiter des Judas zu seyn. So wird das Synedrium geschlossen mit dem Rufe: „er sterbe! er sterbe! der Feind unserer Väter".

Und mit diesem er „sterbe" endet die erste der vier Abtheilungen des Spieles. Man hat dabei die allgemeine Bemerkung gemacht, die auch nicht ungegründet ist, daß die Rollen, die dem Sinne der Spieler am nächsten liegen und ihnen also aus dem täglichen Leben bekannt und verständlich sind, namentlich jene, worin sich die Kehrseite der menschlichen Natur, ihre Leidenschaft, ihr selbstsüchtiges, im Irdischen befangenes und daran haftendes Trachten ausspricht, ihnen in der Darstellung bei weitem besser gelingen und mit mehr Wärme und Wahrheit gespielt werden, als jene, worin umgekehrt der Himmel mit seinen lichten Sternen und seiner unergründlichen, durchsichtigen Tiefe dem Auge des Menschen sich erschließen soll.

worin sich die fleckenlose, ganz sich hingebende Liebe in ihrer jugendlichen Zartheit, der tiefe Schmerz eines durch seine Reue geheiligten Herzens oder die Hoheit und der Adel einer ganz dem Göttlichen zugewandten Gesinnung abspiegelt. Daher will man denn finden, daß den guten Ammergauern die Rollen eines Judas und seiner Brüder, der Schacherjuden, eines Annas und Kaiphas und ihrer Pharisäer, Rabbis und Helfershelfer auch besser gerathen, als die des heiligen Johannes, der heiligen Jungfrau oder der Magdalena. Was indessen den Christus betrifft, dessen Aufgabe ohne Zweifel die schwierigste ist, so wäre es ungerecht, ihm das Zeugniß zu verweigern, daß ihm das Spiel kein Spiel, sondern heiliger Ernst ist. Anstand und Ehrfurcht gebietende, ungetrübte Würde begleiten daher jede seiner Bewegungen, jede seiner Mienen; selbst unter den rohesten Mißhandlungen steht er wie ein König da, und jedes Wort spricht er mit gewichtigem, priesterlichem Ernste wie ein sacramentalisches. Man wird es darum auch wohl verzeihlich finden, wenn er manchmal über die Gränze ausgleitet und in allzu große, unnatürliche Emphase geräth, wodurch dann sein Spiel etwas monoton wird. Wer ihn darum tadeln will, der mache es besser, der Ammergauer Christus wird ihm gewiß gern seine Rolle abtreten, nur vergesse der Kritiker nicht, daß man den Christus der Wahrheit nach nicht spielen kann, ohne es auch in der That zu seyn. Daß der Ammergauer ihn als guter, gläubiger und von seinem Glauben lebendig durchdrungener Christ darstellt, der niemals vor dem Spiele, wie es bei andern Spielern, die minder schwierige Rollen haben, wohl der Fall seyn mag, den Gottesdienst versäumt, ist Alles, was man billiger Weise von ihm verlangen kann.

Eine eigene Schwierigkeit für die Spieler bildet hiebei der Dialekt. Wie Ammergau nämlich an der Gränzscheide von Bayern und Schwaben liegt, so ist auch der Dialekt ein ganz gemischter, ein schwäbelndes Bayerisch; wobei es schwer wird, zu sagen, welchem von beiden Dialekten man ihn vor-

züglich zurechnen soll. Hiezu haben ohne Zweifel auch die Schulmeister, diese unversöhnlichen Todfeinde unserer guten alten deutschen Volksdialekte, redlich das Ihrige beigetragen zum Besten der beliebten modernen, langweiligen, charakterlosen Uniformität. Sprechen nun die Bauern auf der Bühne als Apostel und Schriftgelehrte, Fürsten und Heilige in ihrer bäuerischen Mundart, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so fürchten sie den Schein des Lächerlichen auf sich zu ziehen. Und in der That wurde mir von einer Dame und zwar einer bayerischen, wenn ich nicht irre, erzählt: daß sie das Schauspiel vor seinem Ende verlassen habe, weil sie unseren Herr Gott nimmer länger: „schwäbeln" hören wollte, obschon der Christus sich ebenfalls jenes gemischten halb schwäbischen, halb bayerischen Dialektes bedient. Als Gegenstück dazu kenne ich eine andere Dame aus Schwaben, die so tief und innig von der Erscheinung Christi ergriffen ward, daß sie sich zu schwach fühlte, den Leidensscenen ganz beizuwohnen und das Theater verlassen mußte, als die Verspottung Christi begann. Wollen die Spieler nun aber umgekehrt hochdeutsch reden, so müssen sie sich natürlich in dem ungewohnten Sattel höchst unsicher fühlen und die losen Bügel ihnen gar oft um die Füße schlagen, wodurch dann ihr Spiel etwas Befangenes, Gezwungenes, aus Affectirte Gränzende erhält. Ueberdieß läßt sich die Muttersprache doch nicht ganz verleugnen und überall durchblickend hebt sie dann die Einheit durch die bunten Gegensätze auf. So ist es z. B. schon Manchem aufgefallen, daß der Christus meist die scharfe, aus der Brust und der Kehle kräftig wie ein volles Bergwasser hervorbrechende Betonung der oberdeutschen Bergmundart gebraucht, dagegen in den mit einem S anfangenden Worten: sprechen, stehen, Stunde, den Zischlaut in der weichen, mit den Zähnen und der Zunge gelispelten Weise der Niederdeutschen, der Sachsen und Westphalen ausspricht. Doch abgesehen von diesen einzelnen, kaum zu vermeidenden Mängeln, denen wir auch anderwärts, als auf der Oberammergauer Bühne begegnen, weil sie in dem

Gegensatze der einen Schriftsprache und der vielen einzelnen, dieser nicht ebenbürtig gehaltenen, Volksdialekte liegen, wird ihm Niemand die wohlverdiente Anerkennung versagen. Das Gleiche gilt auch von dem ersten Chorführer, der zwar ein geborner Unterammergauer ist, allein, nachdem er eine Tochter von Oberammergau geheirathet, sich zur Würde eines Gemeindevorstehers aufgeschwungen, und somit auch ausnahmsweise das Recht zum Mitspielen mit den Eingebornen erlangt hat. Es würde den Oberammergauern gewiß auch schwer werden, aus ihrer eigenen Mitte einen andern zu finden, der, was Stimme und eine ausdrucksvolle Action betrifft, besser zum Chorführer geeignet wäre, als dieser ihr adoptirter Sohn der Fremde.

Aus dieser ersten Abtheilung werden unsere Leser nun wohl eine Vorstellung von dem Spiele und dem Eindrucke, den es auf die Zuschauer machen muß, gewonnen haben, so daß wir uns über die drei folgenden Abtheilungen kürzer fassen können, auf eine flüchtige Uebersicht uns beschränkend.

Die zweite Abtheilung umfaßt die Gefangennehmung Christi im Olivengarten, und geht bis zur Leidensgeschichte in Jerusalem. Sie beginnt mit drei vorbildlichen Darstellungen. Die erste ist Adam und Eva, als Gegenstück zu Christi Angstschweiß auf dem Oelberge. Die Mutter Eva hält ein Kind auf ihrem Schooße, ein zweites ist zu ihren Füßen, zwei andere reißen Dornen aus; ihnen zur Seite steht Adam, der mit der Rechten das Grabscheit hält, mit der Linken sich den Schweiß saurer, bitterer Dienstbarkeit von der Stirne wischt, der Seligkeit des verlorenen Paradieses gedenkend. Der Chor singt dazu:

O wie sauer! o wie heiß!
Wird es Vater Adam nicht!
Ach! es fällt ein Strom von Schweiß
Ueber Stirn und Angesicht. —
Dieses ist die Frucht der Sünde.

Gottes Fluch drückt die Natur;
Darum gibt bei saurem Schweiße,
Und bei steter Müh' und Fleiße,
Sie die Früchte sparsam nur.

Das zweite Bild zeigt, wie Joab, unter dem Vorwande,

dem Amasa den Friedenkuß aufzudrücken, ihm den Dolch durch den Leib stößt. Der Chorgesang, der dieses Bild begleitet, hat etwas Eigenthümliches von ergreifender Wirkung. Sein Gesang beschwört nämlich die Felsen Gabaon, die Zeugen jenes treulosen Mordes, die Vorbilder Golgathas, ihm zu enthüllen, wie sie also ihrer stolzen, hohen, frohen Zierde beraubt wurden, daß sie da stehen in düstere Trauer gehüllt. Da heißt der Klaggesang, das Echo aus den Felsen, dem Chorgesange antwortend, den Wanderer diesen Ort des Fluches fliehen, den der Mund des verrätherischen Meuchelmörders durch seinen falschen Kuß entweiht und den seine Hände mit Blut befleckt:

„Die Felsen klagen über dich
Die blutgetränkte Erde rächet sich“.

Das dritte Bild endlich stellt Samson, den starken Helden dar, den die falsche Geliebte seinen tödtlichen Feinden heuchlerisch verrathen, und der Chor singt, an die Zuschauer sich wendend:

„O hütet euch, daß nie die Glut
Unreiner Lieb euch blende!
O wahret vor verrathnem Blut
Der Unschuld eure Hände“.

Hierauf erscheint Christus in dem Oelgarten mit seinen Jüngern; sein dreimaliger Kniefall, der Leidenskelch, sein Angstgebet, seine Ergebung in den Willen des Vaters, und ihm gegenüber die in menschlicher Schwäche jedesmal von neuem einschlummernden Jünger, dieser Anblick weckt in manchem Herzen tiefe Rührung, und in manchem Auge einen reichen Quell der Thränen. Die bittere Vorbereitungsstunde ist vorüber, die Hände hat er zum Binden hingereicht: da erscheint der Verräther mit seiner Rotte, mit Schwertern und Speeren. „Nun sollst du unsere Rache fühlen“, schreien ihm die Tempeljuden und Schacherer entgegen. Von einem Worte aus seinem Munde stürzen sie nieder. Er heilt voll Sanftmuth das Ohr des Malchus; denn in seinem Reiche des Friedens heißt es: „wer

das Schwert zieht, wird durch das Schwert umkommen". Allein die Kinder der Welt, wo die Ungerechtigkeit herrscht, schleppen den König des Friedens, den König von Salem, nach ihrem Jerusalem zum Tode. Also geht der Zug, voran die krächzenden Tempeljuden, hintendrein die Rotte waffenklirrend zum Hause des Annas.

Hier beginnt die dritte Abtheilung. Der Chor eröffnet sie wieder:

„Begonnen ist der Kampf der Schmerzen" u. s. w.

und deutet in seinem mahnenden Gesang ein neues Vorbild: wie nämlich Michäas, der Prophet, den Backenstreich, als Lohn der Welt, von Sedekias empfängt, weil er nach Gottes Eingebung dem König Achab Waffenunglück verkündigt, wenn er wider den Willen des Herrn sein Schwert gegen Ramoth erhebe, ein Beispiel zu den Worten:

„Wer für die Wahrheit spricht,
Den schlägt man ins Gesicht".

Der Mißhandlung des Propheten folgt die Mißhandlung des Messias, dem er als Herold vorausgegangen. Annas, der alte Hohepriester mit dem weißen Haare, steht auf dem Balkone seines Hauses, und preist die Stunde glücklich, wo der Bote ihm die Nachricht der Gefangennehmung Christi bringt. Zu Judas spricht er: „dein Name soll stehen für ewige Zeiten oben an in unseren Jahrbüchern". Aber Judas, wie ein an unheimlicher Stelle scheu sich bäumendes Roß, fängt nun an vor seinem eigenen Schritte zurückzuschaudern; auch er möchte sich die Hände in Unschuld waschen: „ich will nicht für sein Blut verantwortlich seyn". Kalten Hohnes erwidern sie ihm: „er ist nun in unserer Gewalt". Jesus wird auf den Balkon geführt, während die tobende Rotte unten sich aufstellt. Selbst die Heilung des Ohres machen sie ihm zum Verbrechen: „dieser Schelm künstelte es wieder an; du Bösewicht, warum hast du es gethan? so rede, wenn dich deine Obrigkeit fragt", so schreien sie den Schwei-

genden an, und er erwidert: „ich habe nichts im Verborgenen gelehrt“, dafür erhält er einen Backenstreich zur Antwort. Hierauf wird er der Rotte wieder übergeben, ihn zu Kaiphas zu führen. Wie traurende, verwaiste Schaafe aber, wenn der Hirte geschlagen, folgen Petrus und Johannes in scheuer Entfernung hinten drein.

Nach diesem Auftritte endete das vormittägige Spiel, nachdem es von acht bis zwölf Uhr gewährt, mit der Ankündigung des Chorführers, daß nach einer Stunde der Wiederbeginn mit Böllern und Trommeln angezeigt würde. Das Schauspiel aber, welches sich nun darbot, und dessen Spieler die Zuschauer selbst bildeten, war kein minder belebtes, wenn auch ganz anderer Art. Ein Theil der Zuschauer ergoß sich in großer Eile in das Dorf zurück, in alle Häuser, um in der kurz gemessenen Frist ihren großen Hunger, nach der langen Sitzung, in der zehrenden Alpenluft, unter den brennenden Strahlen der Sonne, so gut es ging, zu stillen, was eben keine geringe Schwierigkeit war, da alle Wirthshäuser von oben bis unten angefüllt waren, und die Küchen von dichten Schaaren belagert wurden. Was sich aber am seltsamsten ausnahm in diesem großen Strome der bunten Menge, wie sie sich durch die Straßen des kleinen Alpendorfes drängte, waren die Spieler, die zum Theil in ihrem ganzen oder halben Theaterkostüme auch dem Rufe ihres hungrigen Magens folgten. Es nahm sich höchst sonderbar aus, neben Tiroler Hirten, schwäbischen Bauern und eleganten Münchner Damen die Kinder Israels aus der Wüste des Sinai, die Rabbinen aus dem Synedrium, die Töchter Jerusalems, den Hofstaat des Königs Assuerus und Achabs, die römischen Kriegsknechte und die Sänger des Chores, in ihrer spanischen Grandentracht, nach ihrer bescheidenen Wohnung, lachend und scherzend und die Bekannten grüßend, heimlaufen zu sehen. Ein Theil der Zuschauer dagegen, namentlich die Bauern, die sich, wie gewöhnlich zur Wallfahrt, ihren Reisevorrath von daheim im Quersack oder im Tuche mitgenommen, blieben auf ihren Sitzen, und öffneten, ein-

ander mittheilend, die mitgebrachten Schätze. Andere hielten auch, in der bloßen Absicht, um am Nachmittag ja ihren Platz nicht zu verlieren, mit erstaunenswerther Geduld das Schlachtfeld besetzt, und ließen sich den Proviant von außen zuführen.

Der beste Beweis übrigens für die allgemeine Theilnahme, die das Spiel, das nun den Gegenstand der Tischunterhaltung bildete, geweckt, bestand ohne Zweifel darin, daß die meisten Plätze schon längst wieder besetzt waren, ehe der Chor auftrat, um die Zuschauer auf eine neue vorbildliche Darstellung, die von Naboth, hinzuweisen, der unschuldig durch falsche Zeugen zum Tode verurtheilt wird. Diese Vorstellung zeichnet sich durch besondere Lebendigkeit aus, man erblickt die einzelnen Figuren in den verschiedensten, oft sehr schwierigen Stellungen, entweder wie sie die Steine vom Boden aufheben, oder hoch geschwungen empor halten oder sich eben danach bücken. Den allenfalls anwesenden hohen Herrschaften zu Gehör gelten dabei die Worte des Chores:

Ihr mächtgen Götter dieser Welt —
Zum Wohl der Menschheit aufgestellt —
Vergeßt bei Uebung eurer Pflicht
Des unsichtbaren Richters nicht.

Bei ihm sind alle Menschen gleich,
Sie mögen durftig oder reich,
Geadelt oder Bettler seyn; —
Gerechtigkeit gilt ihm allein.

Unmittelbar hierauf folgt das Bild des leidenden Job, wie er von seinem Weibe und seinen Freunden im tiefsten Elende beschimpft wird, auf das Ecce homo hindeutend:

Ach! welch ein Mensch!
O alle ihr gerührten Herzen!
Ach! Jesus — Jesus! Gottes Sohn
Wird loser Knechte Spott und Hohn
Bei endelosem Kampf der Schmerzen
Ach! welch ein Mensch!

Caiphas mit den in seinem Saale versammelten Vertrauten freut sich über den guten Erfolg ihrer Anschläge. Allein sie bedürfen noch der Zeugen. Zwei treten in ihrer Mitte auf, bereit Zeugniß gegen den Sohn Gottes abzulegen; sie gerathen aber unter einander, mit der ganzen Heftigkeit des ih-

dischen Charakters, in einen Streit, ob Christus gesagt habe: ich will den Tempel oder ich will diesen Tempel zerstören und in dreien Tagen wieder aufbauen. Alle sind jedoch darin einig, daß er sterben soll. Ehe das ganze Synedrium versammelt wird, wollen sie hier ein vorläufiges Verhör mit ihm anstellen. Jesus, der Mißhandelte, steht nun den Fanatikern in stummer Würde gegenüber, einer um den anderen steht von seinem Sitze auf, tritt vor ihn hin, um ihm höhnend und geifernd seinen Vorwurf ins Gesicht zu kreischen. Er hat Gott gelästert und den Tod verdient, ist ihr einmüthiger Schluß. Beim Abführen des schweigenden Heilands sprechen die Kriegsknechte zu ihm: „wenn auch kein Wort, so wollen wir dir doch manchen Seufzer auspressen.“ Nun folgt die Scene: Christus in der Halle des Gerichtes, die Kriegsknechte, die ihren Spott mit ihm treiben, und die Mägde, die dort das Feuer anzünden. In scheuer Trauer tritt Johannes, den Meister suchend hinein, furchtsamer wartet Petrus vor der Thüre, bis jener ihm den Eintritt zu seinem Unglück bewirkt, denn der Hahn kräht zum erstenmal und er hat seinen Gott verleugnet, der Hahn kräht zum zweitenmal und er hat ihn abermal verleugnet. Von Reue zerrissen tritt er hinaus: „Ach bester Meister,“ spricht er klagend, „wie hab ich mich verloren! wie tief bin ich gefallen! bester Meister, dießmal noch höre die Stimme meines bangen Herzens.“ Knieend fleht er dann: „diese Hoffnung habe ich zu dir, du wirst mir vergeben.“ So geht er und Johannes folgt ihm klagend als Bild der verfolgten Kirche. Die Kriegsknechte, die rohen, blinden, brutalen Werkzeuge der tyrannischen Weltmacht, die ihr Recht auf das Schwert gründet, treiben hierauf in der Halle ihr höhnisches Spiel mit dem gebundenen Himmelskönige. Sie schlingen dem Gekrönten die Binde um den Kopf und ihn anspeiend und schlagend fragen sie ihn, seiner Gottheit spottend: „Wer hat dich geschlagen?“

Einen ernsten Gegensatz zum Leiden der Unschuld bildet die beginnende Gewissensqual der Schuld. Judas zeigt sich,

er ist wieder allein, die Genossen seines Frevels, die ihn gebraucht, bedürfen seiner nicht mehr, sie, die sich früher an ihn herangedrängt; von einer dunkeln Ahnung, die er sich selbst nicht zu deuten weiß, geängstigt seufzt er: „Wehe mir! ich will in dem Hause des Caiphas dem Ausgange nachforschen; verflucht sey der Schritt, den ich gewagt.“ Ein Vorbild seiner Verzweiflung, der Tochter der Sünde, sehen wir dann an Achitophel, dem Empörer wider König David, der sich selbst erhenkt.

Von den rächenden Geistern der Hölle gehetzt, die nun die Stelle der Krämer vertreten, und von Gewissensbissen zerrissen, zeigt sich Judas aufs neue in dem folgenden Auftritte. „So soll also ich für sein Blut verantwortlich seyn. Nein das lag nicht im Vertrage; verfluchte Synagoge, vor die Füße will ich Euch euer Geld werfen. — Doch wird der Meister dadurch gerettet werden? — Schon einmal machte er sich unsichtbar; vielleicht — aber nein, dieß beruhigt mich nicht, noch einmal seyd verflucht, keinen Antheil will ich haben an dem unschuldigen Blute.“ So geht er und Jesus, sein gefesseltes Opfer, kömmt, von der erbarmungslosen Rotte gestoßen und gerissen. Das Synedrium spricht über ihn als einen Gotteslästerer den Tod. Judas aber stürzt herein, ihn zu retten. Allein es ist zu spät. Sie verweisen ihn darum kalt zur Ruhe. „Keine Ruhe für mich, nein keine Ruhe für mich, ihr habt mich zum Verräther gemacht. Gebt die Unschuld heraus; meine Hände sollen rein seyn.“ Ihre Ohren jedoch sind taub, er wirft ihnen seinen Seckel, dem er Alles geopfert, nun vor die Füße; der Handel aber ist geschlossen, und ihm bleibt nichts übrig, als den Fluch über die Genossen seiner That zu wiederholen: „So sollt denn ihr mit mir zu Grunde gehen.“ — Sie heben das ihnen wieder zugeworfene Geld auf, weil es aber entweihtes Blutgeld ist, wird damit Hakeldama gekauft. Dann beschließen sie noch: Alles aufzubieten, um den Tod Jesu vor dem nahen Feste zu beschleunigen; „von nun an,“ spricht daher Jesus, „wird der Menschensohn in seiner Herrlichkeit zur Rech-

ten des allmächtigen Vaters sitzen;" sie dagegen rufen in stolzer Siegesfreude: „die ganze Welt soll von uns reden und von unserm Siege über den Galiläer." Die Vollziehung ihres heißesten Wunsches zu erlangen, gehen nun drei aus dem Synedrium zu Pilatus. Sie haben das Blutgeld nicht wieder in den Tempelschatz zurückgelegt, ihr Fuß darf nicht einmal die Schwelle des Gerichtshauses betreten, um ihre Reinheit nicht zu verlieren, sie bitten sich daher eine Zusammenkunft mit dem Römer im Garten aus, worüber der Thürhüter des Pilatus ihnen nachsehend die Bemerkung macht: „O ihr verschmitzten Schelme, die ihr Kameele verschluckt und Mücken abseiget!"

Noch einmal erscheint Judas, eine Beute der Furien der Hölle. Den Beutel, den Lohn seines Verrathes, führt er nicht mehr. Den Himmel hat er verkauft und die Hölle hat ihn arm und entblöst gelassen, so ruft er verzweifelnd: „Ich kann die Folter meines Gewissens nicht länger aushalten; er hat mich gewarnt, der Gütigste; mein Verrath hat mich für immer von seinen Jüngern ausgeschlossen; für mich ist keine Hoffnung, keine Verzeihung, keine Rettung." In dem Augenblicke, wo er nun seinen Gürtel löst, und ihn, um den Hals geschlungen, an den Baum knüpft, fällt der Vorhang, dieß Schauspiel der Nacht und des Abgrundes verhüllend.

Das Bild der Landvögte, die mit dem gottlosen Volke von Babylon Daniel, als den Zerstörer des großen Bel und den Mörder seiner Priester und des Drachens, bei Darius verklagen, zeigt sich jetzt in seiner Vorbedeutung. Darauf erscheint der nackte, gefesselte Christus unter dem Balkone des Pilatus zwischen der jüdischen Priesterschaft und den römischen Kriegsknechten. Die Juden begehren mit Heftigkeit den Tod des Aufwieglers; der stolze, kalte, ihrem Fanatism fremde Römer verlangt Thatsachen und Beweise. Sie schreien: „er ist ein Feind des Kaisers, denn er verweigert die Abgaben". Doch daß dem nicht also ist, weiß der Landpfleger besser, der sich nun, aber ohne Antwort zu erhalten, im Tone des Rich-

ters an Jesus wendet. Sein Schweigen, rufen sie hinauf, verräth seine Schuld, er hat sich zum König der Juden aufgeworfen. Ihre Anklage näher zu prüfen, heißt Pilatus den Gefangenen zu sich hinaufführen, und entläßt die Priesterschaft. „Bist du der König der Juden", fragt der stolze Statthalter des mächtigsten Machthabers der Erde, das Bild scheinbarer Ohnmacht. Ihm wird zur Antwort: „mein Reich ist nicht von dieser Welt". Dem Eroberer der Erde aber ist die enge Pforte des überirdischen Reiches verschlossen, als gleichgültiger Zweifler heißt sein Spruch: „Was ist Wahrheit"? Jesus findet darum keinen Schutz, kein hingebendes Herz bei ihm. „Nehmt ihn", spricht der Vertreter des Kaisers zu den Juden, „und richtet ihn nach eurem Gesetze, ich finde nach dem meinen keine Schuld an ihm". „Wir aber", erwidern sie, „dürfen keinen zum Tode verurtheilen". — „So führt den Galiläer zu Herodes, aus dessen Gebiet er ist". Ein hier eingelegtes Vorbild stellt den König Hanon dar, wie er die Abgesandten Davids, des heiligen Königs von Israel, beschimpft. Sie gehen nun zum Pallaste des Tetrarchen. Nur die Häupter von ihnen werden eingelassen. Herodes, der im Pfuhle irdischer Lüste entnervte Wüstling, sieht in dem schmuckberaubten, verspieenen Heiland einen thörichten, einfältigen Phantasten. Des Todes ist er darum nicht schuldig, doch wie ihm dargethan wird, ist diese Phantasterei, die das Volk aufregt, staatsgefährlich, darum soll er gezüchtigt werden, und gibt er sich für einen König aus, so soll er auch mit Königskleidern angethan werden. Der Purpurmantel und der Rohrscepter werden auf seinen Befehl gebracht. Die Juden aber, in ihrer rachegierigen Seele, sind mit diesem bloßen Hohne nicht zufrieden; sein Thron ist das Kreuz, dort soll der Dorngekrönte thronen, dort das Blut seiner Wunden den Purpurmantel ihres Königs färben. Darum geht es wieder zu Pilatus, sie voran mit dem Rufe: „er sterbe! er sterbe"! Jesus hinter ihnen mit den Kriegsknechten.

Zwei neue, alttestamentalische Vorbilder unterbrechen hier

wieder das Spiel. In dem einen zeigen die Brüder dem trostlosen Vater den blutigen Rock des verkauften Josephs; das andere stellt wieder den Patriarchen Abraham vor, der sich bereitet, seinen Sohn Isaak zu opfern:

„Ein groß Geheimniß zeigt dieß Bild,
Im heilgen Dunkel noch verhüllt.
Wie dieses Opfer einst auf Moria,
Steht Jesus bald gekrönt mit Dornen da".

Hier auch, wo die Stunde immer näher rückt, richtet der Chorführer ein ernstes Wort an die Zuschauer: „Werfen wir", spricht er, „einen ernsten Blick auf unser Leben zurück, so werden wir in unseren Sünden die Ursache unserer Leiden finden".

Die Priesterschaft der Juden, unmächtig den Pilatus durch Rechtsgründe von Christi Schuld zu überzeugen, nimmt nun zur Fanatisirung des Volkes und zur Emeute ihre Zuflucht. Durch Terrorism soll er gezwungen werden, von seinem starren Gesetze abzugehen. Setzet alles in Bewegung, erhitzet die Köpfe! ergeht der Aufruf an die Vertrauten. Pilatus, der Staatskluge, sucht einen vermittelnden Ausweg, er macht noch einmal den Priestern und dem aufgeregten Volke beschwichtigende Vorstellungen, und schlägt ihnen dann die Auswahl zwischen Christus und Barrabas vor. „Er muß sterben, der Gotteslästerer, der Verächter unsres Gesetzes", antworten sie ihm, „ans Kreuz mit ihm". Doch der Römer bleibt noch unbeugsam; um ihnen inzwischen eine beruhigende Genugthuung zu geben, erläßt er den Befehl zur Geißelung.

Diese erfolgt hinter der Scene; man erblickt sodann Jesus in dem Purpurmantel mit dem Scepter auf dem Stuhle. Die Kriegsknechte stoßen ihn herab, der Gebundene liegt an der Erde wie ein lebloses Bild; sie heben ihn wieder auf und setzen ihn höhnisch nieder: „setze dich, ein König soll nicht stehen", und so drücken sie ihm mit zwei Stäben die Dornenkrone tief ins Haupt. Im Gegensatze zu dieser Krönung des ecce homo zeigt die vorbildliche Darstellung den großen Festzug Josephs in Aegypten, wie er unter Posaunenschall

von dem festlich geschmückten Volke zum Landesvater ausgerufen wird. Denn Josephs Freudenfeste sind für Jesus Leidensfeste, dieß drückt der Chor im wechselnden Gesange aus, bald mit dem huldigenden Volke des geretteten Aegyptens im Festgesange aufjauchzend:

Es lebe Joseph hoch und hehr!.

bald über den leidenden Heiland unter der Dornenkrone die mitleidvolle Klage anstimmend:

Gegeißelt grausam und gekrönt,
Verspottet wüthend und verhöhnt.

Ein zweites Vorbild folgt: die große Opferfeier des alten Bundes, worin nach dem Loose von zweien Böcken einer entlassen, der andere aber für die Sünden des Volkes geschlachtet wurde. Es ist ein schönes, reich componirtes Bild. Der Chor, die Stimme der Christenheit, hebt darauf einen Wechselgesang mit dem jüdischen Volke an, dessen Stimme, im eigenen Chore, aus dem Verborgenen hinter dem Vorhange ihm antwortet.

Der Chor singt: „Ich höre schon ein Mordgeschrei."
Das Volk ruft: „Barrabas sey von Banden frei!"
Der Chor singt traurend: „Nein! Jesus sey von Banden frei!
Wild tönet ach! der Mörder Schrei."
Das Volk mit einhelliger Stimme: „Ans Kreuz mit ihm! ans Kreuz mit ihm!"
Der Chor klagend: „Ach seht ihn an! ach seht ihn an!
Was hat er Böses wohl gethan."
Das Volk droht: „Entläßt du diesen Bösewicht,
Dann bist des Kaisers Freund du nicht."
Der Chor warnt: „Jerusalem! Jerusalem!
Das Blut des Sohnes rächet noch an euch der Herr."
Das verblendete Volk erwiedert trotzend: „Es falle über uns und unsere Kinder her."
Der Chor gibt sie ihrem Gerichte hin: „Es komme über euch und eure Kinder."

Man sieht nun die Juden durch die Straßen Jerusalems rennen, sie schüren das Feuer des Volksaufruhrs, sie regen die wilde See der Volkswuth auf, um die wilde Bestie dem

kalten Römer drohend vorzuführen. Bald steht der Aufruhr in lichten Flammen; Blut und Rache tönt aus dem wilden Geschrei der Masse, die sich drohend gegen den Pallast des Pilatus, stets anwachsend, hin wälzt. „Keinen Antheil soll er haben an Abraham, Isaak und Jakob, Barrabas sey frei," so das Volk anspornend reißen die priesterlichen Führer es mit sich fort.

Wieder bescheidet der gedrängte Römer Jesum zu sich, wieder bietet er beschwichtigend Alles auf, den Gegeißelten und Gekrönten aus den Händen ihrer tobenden Wuth zu retten; denn seinem Römerstolze scheint es unwürdig, sich zu einer Ungerechtigkeit durch ein meuterisches Volk, das er verachtet, zwingen zu lassen. In den ungeduldigen, wüthenden Mienen der Juden erkennt man, daß auch sie ihn für einen geheimen Anhänger ihres, ihnen in den Tod verhaßten, Feindes halten. Er gebietet den Barrabas herbeizuholen, und weist sie noch einmal ab.

In einer Zwischenscene tritt nun die Muttergottes mit der Magdalena und Johannes und ihren Freunden und Freundinnen als die trauernde Gemeinde auf. Sie möchte ihm nacheilen und wird zurückgehalten, ein Bild der schmerzzerrissenen Liebe, die ihr Theuerstes in der Gewalt grausamer Feinde sieht, ohne es retten zu können.

Die Priester mit dem wüthenden Volke erscheinen nun wieder unter Mordgeschrei vor dem Balkone des Pilatus. Ausflüchte suchend nimmt er ein neues Verhör mit Christus vor, der ihm, dem Vertreter des Kaisers, seine Ohnmacht vorhält, denn fünf Legionen Engel stehen ihm zu Gebote. Das Mordgeschrei der Juden übertäubt unterdessen die Stimme der Gesetze; Barrabas, eine Strauchmördergestalt, wird vorgeführt; sie verlangen seine Begnadigung; der zögernde Pilatus muß sich entscheiden, sein kalter Rechtssinn ist ohne aufopfernde Liebe, er bringt der Politik das Opfer der Ungerechtigkeit; das Urtheil wird gefällt und verkündet, der Stab über Jesus gebrochen und zu ihren Füssen hinabgeworfen.

Pilatus heißt Wasser kommen und wascht seine Hände in Unschuld, seine Gemahlin hat ängstigende Träume, das Volk aber zieht jauchzend ab unter dem Rufe: „es lebe unser Statthalter Pontius Pilatus.“

Drei weitere Vorbilder aus dem alten Bunde folgen. Isaak, der selbst das Holz den Opferberg Moria hinanträgt, als Vorbild der Kreuzschleppung; dann Moyses mit dem Volke Gottes, wie er die Erzschlange am Kreuze erhöht, und endlich die Kinder Israel, die darauf hinblickend von dem Bisse der feurigen Schlangen genesen.

Es folgt die Kreuzschleppung. Rechts hört man von ferne den Zug durch die Strßae langsam herannahen, von links aus der Straße tritt Simon von Cyrene mit dem Marktkorbe, aufmerksam nach dem fernen Lärm hinhorchend. Der erste, der von dem Zuge als sein Führer sichtbar wird, ist ein Römer auf weißem Rosse, der das Legions- oder Cohortenzeichen mit dem Senatus Populusque Romanus führt, hinter ihm Jesus, das große schwere Kreuz schleppend, umgeben von vier Henkersknechten, dann die Kriegsrotte, die Priester, die Schacherjuden, das Volk von Jerusalem. Der Heiland will unter der harten Last zusammenbrechen, die Henkersknechte packen den Simon und reißen ihn unter das Kreuz. Zu den Töchtern von Jerusalem, die mit den kleinen Kindern weinend dem Trauerzuge zusehen, spricht Jesus im Vorübergehen: weinet nicht über mich. So geht der Zug unter dem Geschrei des Volks nach Golgatha; die heilige Jungfrau und die kleine Schaar der Gläubigen folgt in stummer Trauer langsam in der Ferne.

Nach dieser Trauerscene redet der Chorführer an der Spitze des Chores aufs Neue den Zuschauern zu Herzen, sie zur Begleitung auffodernd: „Auf fromme Seelen,“ spricht er, „auf und gehet von Reue, Schmerz und Dank durchglüht, mit mir zum Golgatha, und sehet, was hier zu euerm Heil geschieht. Dort stirbt der Mittler zwischen Gott und dem Sünder den Versöhnungstod. Ach! nackt, von Wunden nur beklei-

det, liegt er hier bald am Kreuz für dich; die Rache der Gottlosen weidet an seiner Blöße frevlend sich und er, der dich o Sünder liebt — schweigt, leidet, duldet und vergibt. Ich höre schon seine Glieder krachen, die man aus den Gelenken zerrt, wem soll's das Herz nicht beben machen, wenn er den Streich des Hammers hört, der schmetternd, ach! durch Hand und Fuß grausame Nägel treiben muß." Während dieser frommen Mahnung erschallen hinter der Scene die Hammerschläge der Kreuzigung.

Der nächste Auftritt zeigt die drei Kreuze flach auf der Erde liegend; die Annagelung ist vollbracht, die Kreuze werden aufgerichtet. Dieser Schlußakt des großen Leidensdramas, der genau nach den Worten der Evangelien in allen Einzelnheiten vor sich geht, vereinigt um den Stamm des Kreuzes, in zahlreichen Gruppen, die das ganze Theater, bis tief in den Hintergrund, erfüllen, die, welche daran Theil genommen. Zur Linken hat sich die Kriegsrotte aufgestellt, rechts vor dem Kreuze und den Sterbenden noch im Tode verhöhnend, stehen die Priester und die Krämer, und dahinter das treulose Volk der Juden, das ihn, Hosanna singend, in Jerusalem begrüßt. Die Inschrift wird befestigt, und verkündet der Welt den König der Juden. Die Priester wollen sie weggenommen haben, dießmal aber erwidert der Römer fest: „was ich geschrieben habe, ist geschrieben". Noch ehe er seinen Geist aushaucht, theilen die Henkersknechte mit dem Schwerte seinen Mantel, und würfeln unter dem Kreuze um den ungenähten Rock. Christus vergibt den höhnenden Feinden, und verheißt dem gläubigen Schächer das Himmelreich. Im letzten Augenblicke treten seine Mutter Maria, die reuige Sünderin Magdalena und sein liebster Jünger hinzu, und er schließt den Bund zwischen seiner Mutter und ihrem Sohne. Dem Durstleidenden wird der Schwamm mit Essig dargereicht. Mit vernehmlicher Stimme ruft er zuletzt: „Eli lama sabachtani", senkt sein Haupt und verscheidet, während dumpfen Donners, die Erde in ihrem Innern erbebt und Schauer und

Schrecken die Herzen aller Anwesenden durchzuckt. Das Werk der Erlösung ist vollbracht; athemlos stürzt der Diener des Tempels herbei, und bringt seinen Priestern die verhängnißvolle Botschaft: „der Vorhang des Heiligthums ist von oben bis unten zerrissen“.

Während das Schwert namenlosen Schmerzes das Herz der Jungfrau durchbohrt, sprechen die Verblendeten, deren Herz kein Wunder der Gnade öffnet, deren Auge kein Strahl des heiligen Geistes erleuchtet, von ihrem Schrecken sich erholend: „das hat seine Magie gethan, es ist gut, daß er aus der Welt ist, sonst würde er noch alle Elemente beunruhigen“.

Die Priesterschaft verläßt die blutige Stätte. Maria wird zum Kreuze geführt, Magdalena hält es mit ihren Armen umschlungen: „mein Jesus“, klagt sie zu ihrem Heiland hinan, „mein Herz hangt bei dir am Kreuze“, rings um seinen Fuß liegen die vier Henkersknechte, wie Hunde, die ihr Wild erjagt, von dem blutigen Werke ausruhend. Sie haben kurze, scharlachrothe Beinkleider, die Brust bedeckt ein weißes Hemd, eine weiße Binde ist um ihren Kopf geschlungen, ihre Füße sind nackt, ihre Züge wild. Sie zerbrechen die Gebeine der Schächer. Jesus bleibt von ihren Händen verschont, der Hauptmann aber öffnet ihm, unter den Klagen der Jungfrau, die Seite, und sein Blut rinnt herab.

Einen rührenden Anblick gewährt darauf die Kreuzabnahme, Nikodemus und Joseph von Arimathia steigen auf doppelten Leitern von vornen und hinten das Kreuz hinan, dort lassen sie ein Stück weiße Leinwand in zwei langen, breiten Streifen bis zur Erde hinabrollen, nachdem sie es um die Brust der heiligen Leiche und unter beiden Achseln durch über das obere Kreuzholz geschlungen haben, so daß der heilige Leib davon gehalten wird. Nun nimmt Einer von ihnen den Heiland in seine Arme; das gesenkte Haupt des Entseelten, die regungslosen Arme hängen über seine Schultern; in feierlicher, trauernder Ehrerbietung trägt er ihn sanft hinab, als fürchte er, ihn aus dem Schlafe zu wecken, oder als könnten

ihn seine Wunden noch schmerzen. Dort läßt er sein müdes Haupt ausruhen in dem Schooße der wehklagenden Jungfrau, über den sie sorgsam weißes Linnen gebreitet. Ein Bild voll zarter, Mitleid erweckender Wehmuth, wie man es auf den Gemälden unserer alten, christlichen Meister erblickt. Die Bestattung beschließt dann die dritte Abtheilung des Spieles.

Die vierte feiert den Triumph der Auferstehung. Zwei Bilder: wie Jonas aus dem Rachen des Wallfisches ans Ufer steigt, und der Zug des Volkes Israel zwischen den Fluthen des rothen Meeres, in denen seine Feinde ihren Untergang finden, bilden das Vorspiel dazu. Es erfolgt die Auferstehung Christi, während die Erde erbebt, und die Wächter niederstürzen. Den trauernden Frauen verkündet der Engel hellstrahlend den Sieg des Lichtes über den Tod und die Hölle. Die Pharisäer erscheinen noch einmal, um mit ihrem Gelde das Schweigen der Wächter zu erkaufen, allein die Macht der Hölle ist geendet, das Licht ist dem Grab entstiegen, sie können es nimmer verschließen; das Evangelium siegt; und so stellt das letzte Bild unter dem Halleluja des Chores den Triumph Christi dar. Er steht verklärt in seiner Glorie, umringt von den Seinen, die die Palme des Sieges ziert und unter ihren Füßen liegen Judenthum und Heidenthum, die Besiegten, im Staube: „Halleluja“ singt der Chor:

„Preis, Ruhm, Anbetung, Macht und Herrlichkeit
Sei dir von Ewigkeit zu Ewigkeit.“

Nota.

Da der Verfasser gesonnen ist, die obigen Artikel über das Passionsspiel in besonderem Abdrucke in einer Schrift erscheinen zu lassen, deren Hauptinhalt eine ausgeführtere Geschichte des Theaters im Mittelalter bilden wird, so würde er mit vielem Danke jede Berichtigung des Obigen, so wie ganz insbesondere Mittheilungen über ähnliche Spiele an anderen Orten Deutschlands oder über Handschriften davon annehmen. Es versteht sich von selbst, daß ihm die Nachrichten, je höher sie hinaufgehen, um so willkommener seyn werden. Die Zusendungen bittet man gefälligst an die Redaktion dieser Blätter in München zu adressiren.

XXVII.

Kirchen- und Schulwesen des Militärs in Preußen.

Bereits seit dem Jahre 1815 bestand in Preußen die Einrichtung, daß monatlich einmal alle, auch die katholischen Soldaten, zur Theilnahme an dem protestantischen Sonntagsgottesdienste angehalten wurden (s. Kabinetsordre vom 2. Februar 1810). Am 12. Februar 1832 erließ der König eine vollständige, neue Militärkirchenordnung, welche sehr weitläuftig ist und meist Details von untergeordnetem Interesse betrifft; nur die nachfolgenden Bestimmungen glauben wir, als mehr oder weniger charakteristisch, hier hervorheben zu müssen. In §. 1 heißt es: „die Zahl während des Krieges, für die Armee, deren einzelne Abtheilungen und in den Festungen anzustellenden evangelischen und katholischen Geistlichen wird nach dem dann eintretenden Bedürfnisse bestimmt". Für den Frieden wird sodann die Anstellung folgender, protestantischer Militärgeistlichen verfügt: ein Feldprobst, neun Militäroberprediger, sechszehn Divisionsprediger, sodann ein Garnisonsprediger für jede Gouvernementsstadt und jede Festung, und endlich noch besondere Prediger für die Invalidenhäuser, die Kadettencorps und das Militärwaisenhaus. Besondere katholische Militärgeistliche sollen (obgleich fünf Zwölftel des Heeres katholisch sind) im Frieden nicht(!!) angestellt werden und bemelden, hinsichtlich der Katholiken, die §§. 18, 20 und 21 nur, daß in denjenigen Garnisonsorten, in welchen sich katholische Civilgeistliche befänden, Einem derselben die Seelsorge für die katholischen Militärs von dem (protestantischen) Consistorio, unter Concurrenz des betreffenden katholischen Bischofs zu übertragen sey. Befindet sich

kein Civilgeistlicher am Orte — was in den östlichen protestantischen Provinzen sehr häufig der Fall ist — so soll, nach §. 58, das protestantische (!) Consistorium der Provinz durch eine mit der bischöflichen Behörde zu treffende Uebereinkunft dafür Sorge tragen, daß solche Garnisonen zweimal (!!!) im Jahre von einem katholischen Geistlichen, zur Abhaltung eines katholischen Gottesdienstes und Ertheilung der Sakramente auf Staatskosten bereist werden. Zu bemerken ist, daß die nach §. 18, 20 und 27 verordnete Einrichtung eines katholischen Militärgottesdienstes im Allgemeinen bis heran in praxi unterblieben ist. Nur für die größeren Garnisonsstädte der Rheinprovinz und des katholischen Theiles von Westphalen glaubte man in den ersten vierzehn Tagen nach der Katastrophe vom 20. November 1837, um der öffentlichen Aufregung irgend eine Concession darzubringen, plötzlich durch den Telegraphen die schleunigste Einrichtung eines solchen katholischen Militärgottesdienstes von Berlin aus befehlen zu müssen. Für diejenigen Lokalitäten hingegen, wo eine derartige Einrichtung einem wahren Bedürfnisse abgeholfen haben würde, ist nichts der Art geschehen, und so entbehren namentlich die in der rein protestantischen Provinz Brandenburg garnisonirenden Gardesoldaten, welche aus allen, und daher auch aus den katholischen Provinzen des Reichs rekrutirt werden, in der Regel, und abgesehen von der angeführten Verfügung des §. 58, alles katholischen Gottesdienstes. — Nach §. 34 der Militärkirchenordnung gehören zu den Militärgemeinden der protestantischen Militärgeistlichen nicht nur sämmtliche Offiziere und Soldaten, sowie sämmtliche Beamten der Militärverwaltungsparthie, sondern auch die Frauen und Kinder aller dieser Personen, und §. 38 besagt in dieser Hinsicht: „die Confession der einzelnen Individuen ist auf diese Parochialverhältnisse von keinem Einflusse" (!). Doch heißt es im §. 41 weiter: „In allen Garnisonen, wo, nach §. 55, einem katholischen Geistlichen die Seelsorge für die katholischen Individuen der Besetzung übertragen ist" (was jedoch, wie vor-

hin bemerkt, nur an einigen wenigen Orten der Fall ist), übt derselbe in Hinsicht ihrer, die Parochialrechte in derselben Art aus, wie in Hinsicht der Civilmitglieder seiner Gemeinde. Bei den in diesem militärischen Theile derselben von ihm zu verrichtenden Taufen und Trauungen muß er jedoch nicht allein die in der gegenwärtigen Militärkirchenordnung in Hinsicht dieser kirchlichen Acte gegebenen Vorschriften gleichfalls beobachten, sondern auch, wenn am Orte ein evangelischer Militärgeistlicher sich befindet, unmittelbar nach vollzogener Handlung, entgegengesetzten Falles aber, am Schlusse des Jahres, dem (protestantischen) Militärgeistlichen, zu dessen Parochie die betreffenden Individuen, nach §. 38, gehören, durch abschriftliche Mittheilung der Register Anzeige machen". Man sieht, der katholische Geistliche wird in einem solchen Falle nur wie ein Subdelegat des protestantischen Seelsorgers betrachtet; daher heißt denn auch mehrmal in der Mil. K. O. der protestantische Pfarrverband, in welchem die katholischen Militärs stehen, „die normalen Pfarrverhältnisse" — und es scheint in den Augen des preuß. Gesetzgebers die Thatsache, daß es Dienstpflichtige gibt, welche dem katholischen Cultus folgen, als eine Anomalie zu erscheinen!

§. 44: „Wenn Militärpersonen eine Taufe oder Trauung von einem andern Geistlichen, als dem, zu dessen Gemeinde sie nach Vorstehendem gehören, verrichtet zu sehen wünschen, so bedürfen sie dazu eines Dimissoriale von Seiten ihres competenten Seelsorgers"...

§. 45: „Römisch-katholische Mitglieder der Militärgemeinden bedürfen, um die sie betreffenden actus ministeriales von einem Geistlichen ihrer Confession verrichten zu lassen, niemals eines Dimissoriale von dem evangelischen Militärprediger, zu dessen Gemeinde sie, ihrem Dienstverhältnisse nach, gehören".....

§. 46: „Die den römisch-katholischen Mitgliedern der Militärgemeinden zustehende Befugniß, alle sie betreffenden geistlichen Handlungen durch einen Geistlichen ihrer Confession

verrichten zu lassen, schließt indessen die Befugniß und Verpflichtung des evangelischen Militärpredigers, zu dessen Gemeinde sie nach den §§. 38 — 40 gehören, wenn sie es wünschen sollten, diese Handlungen, vorausgesetzt, daß sie zu den auch in der evangelischen Kirche vorkommenden gehört, nach dem Ritus derselben zu verrichten, nicht aus" (!!). Diese drei Paragraphe, ebenso wie §. 59: „dem evangelischen Militärprediger steht die Taufe jedes in seiner Gemeinde gebornen ehelichen Kindes zu, dessen Vater zur evangelischen Religion gehört" — und die analogen Bestimmungen der §§. 61 und 62 hinsichtlich der Trauungen — haben offenbar die gemischten Ehen, in welchen meistens die aus den den alten Provinzen herüberkommenden und mit Katholikinnen sich verheirathenden Offiziere und Unteroffiziere stehen, im Auge. Dem protestantischen Vater soll es unmöglich gemacht, oder doch möglichst erschwert werden, seine Kinder der Religion der katholischen Mutter zuzuwenden; während nach §. 46 cit. den katholischen Militärs der Uebertritt zu der im Widerspruche mit der deutschen Bundesacte, offenbar bevorrechteten protestantischen Religion sowohl für ihre Person, als für ihre Kinder möglichst erleichtert werden soll.

Hinsichtlich der Abhaltung des Militärgottesdienstes, welcher nach dem Ritus der vom Könige eingeführten neuen Union und Agende abgehalten wird, besagt §. 50: „In Friedenszeiten muß in jeder Garnison, die einen eigenen Militärprediger hat, so oft abgehalten werden, daß im Laufe eines Monats alle Truppentheile der Garnison einmal daran Theil nehmen können". Bei besondern militärischen Feierlichkeiten, so wie bei Zusammenziehung einer Division, oder eines Armeekorps, wird, nach §. 52, ein „außerordentlicher Gottesdienst" verfügt. Im Felde werden, nach §. 54, insofern es die Umstände gestatten, „an jedem Sonn- und hohen, kirchlichen Festtage für beide Confessionen Gottesdienst und tägliche Morgen- und Abendandachten gehalten". Eigenthümlich, daß er bei

Ausbruch eines Krieges plötzlich gestattet, die Katholiken etwas mehr zu berücksichtigen (!!).

Zu dem, durch §. 50 und 52 vorgeschriebenen, mit Predigt verbundenen, evangelischen Gottesdienste wurden in Gemäßheit der citirten Cabinetsordre von 1810 a l l e Eingepfarrte, d. h. alle Soldaten, auch die katholischen, strenge angehalten. Nachdem der rheinische sowohl als der westphälische Provinzialtag vielfache Beschwerde deshalb geführt, unterblieb endlich seit einigen Jahren dieser Zwang hinsichtlich des allmonatlichen Gottesdienstes. Zu dem außerordentlichen, nach §. 52 verordneten Gottesdienste hingegen wurden bei den letzten Zusammenziehungen des rheinischen und westphälischen Armeekorps im Jahre 1836, vor wie nach, auch die katholischen Soldaten noch angehalten, und ein hochgestellter, sonst gegen die Katholiken billig denkender General erklärte, den Grundtypus der neuen „evangelischen" Staatsreligion in wenigen Worten recht schlagend zusammenfassend: „Wir haben alle einen Gott und einen König"! — Bei dem Gardecorps und in den alten Provinzen dauert, auch hinsichtlich des allmonatlichen Gottesdienstes, die alte Einrichtung unverändert fort.

Nach §. 83 sind die protestantischen Divisionsprediger ipso jure Lehrer an den für die Bildung angehender Offiziere bestehenden Divisionsschulen, und ist ihnen i n s b e s o n d e r e d e r G e s c h i c h t s u n t e r r i c h t (!) zugewiesen. K a t h o l i s c h e r U n t e r r i c h t w i r d a n k e i n e r D i v i s i o n s-, K a d e t t e n- o d e r ü b e r h a u p t M i l i t ä r s c h u l e e r t h e i l t. Die Zöglinge des Militär-Waisenhauses zu Günzburg werden sämmtlich a u s s c h l i e ß e n d i n d e r p r o t e s t a n t i s c h e n R e l i g i o n erzogen. Für den Unterricht der schulfähigen Kinder aller activen Unteroffiziere und Soldaten (ohne Unterschied der Confession) und niedern Militärbeamten sollen, zufolge §. 86, in der Regel besondere Garnisonsschulen bestehen, für deren gehörigen Besuch und Benutzung der Garnisonschef und der Militärprediger (!) zu sorgen haben. In §. 88 heißt es: „Die unmittelbare Aufsicht auf den Schulbesuch der Militärkinder

liegt, ohne Unterschied, ob die Staatskassen oder ihre Eltern die Kosten des Unterrichts tragen, dem Militärprediger ob, welcher alle schulfähigen Kinder der Schule überweisen, und die Säumigen nöthigenfalls dem Militär-Commandeur anzuzeigen hat". §. 98: „Die Garnisonsschulen stehen unter der unmittelbaren Leitung des Garnisonspredigers.... In Beziehung auf die Ausübung dieser Amtspflicht ist derselbe von der ihm vorgesetzten geistlichen Behörde, also resp. dem Oberprediger und dem Consistorium, besonders zu controlliren"..... §. 90: „Die Besetzung der Garnisons-Schullehrerstellen geschieht vom Kriegsministerium, auf gemeinschaftlichen Vorschlag des Befehlshabers und des Predigers der betreffenden Garnison, unter Mitwirkung des Consistoriums"... rc.

Man sieht, diese Schulen, welchen die katholischen Militärs ihre Kinder unter keiner Bedingung entziehen können, sind ganz in den Händen der evangelischen Geistlichkeit, und scheinen bestimmt, kleine Collegia de propaganda fide evangelica zu seyn. — Besonders drückend werden diese Einrichtungen noch dadurch, daß sämmtliche niederen Beamtenstellen, als Gerichtsschreiber, Huissiers, die Bürgermeister der kleinen Orte, Empfänger, Kanzellisten, Registratoren, Kopisten, Gensdarmen, Polizeidiener, bis zu den Chausseewärtern und Nachtwächtern herab, mehrfach eingeschärften königlichen Verordnungen zufolge (s. Kabinetsordres vom 11. August 1820, 31. October 1827, 19. October 1828 und 4. September 1834 rc.) nur an solche Individuen vergeben werden sollen, welche neun, oder wie in neuerer Zeit gefordert wird, zwölf Jahre in der Armee als Unteroffizier gedient haben. Ein Katholik, welcher eine solche Stelle ambitionirt, ist daher gehalten, zwölf Jahre lang seine Person einem, mehr oder weniger consequent durchgeführten „evangelischen" Pfarrzwange — und, wenn er verheirathet ist, seine Kinder zwölf Jahre lang einem exclusiv protestantischen Unterrichte zu übergeben. Zum Theil mag es daher mit hieraus zu erklären

seyn, wenn die katholischen Rheinländer, nach Ablauf ihrer Dienstzeit von drei Jahren, meistens die Armee als gemeine Soldaten verlassen, und wenn in Folge dessen neun Zehntel aller Unteroffiziere, und daher auch neun Zehntel zu den eben bezeichneten Stellen gelangenden Personen Altpreußen und Protestanten sind, welche dann als Propagatoren der „evangelischen" Religion am Rheine eine gemischte Ehe eingehen, und, wo es irgend angeht, ihre Kinder der Staatsreligion zuwenden.

Aber nicht blos in Hinsicht auf die Stellung der katholischen Confession zum Staate, sondern überhaupt in sittlich-religiöser Beziehung dürfte die Einrichtung des preußischen Heerwesens manche ernste und sehr trübe Betrachtung zu veranlassen geeignet seyn. Man hat bisher wenig von solchen katholischen Soldaten gehört, welche durch ihre gezwungene, allmonatliche Theilnahme an der Predigt und Agende zur neu-evangelischen Kirche bekehrt worden wären. Allein um so größer ist leider die Zahl der von der Armee, und besonders unter den aus Berlin und Potsdam von dem Garde-Corps zurückkehrenden jungen Dorfbewohner, welche während ihrer dreijährigen Dienstzeit ihren angestammten Glauben und überhaupt jedes Glaubens- und Sittlichkeitsprincip verachten gelernt haben. Man findet daher jetzt allzu häufig auch unter den Dorfbewohnern liederliche Freidenker und starke Geister, welche über alle „Wunder und Pfaffenkram" hoch hinaus sind. Dabei herrscht unter den, aus unerfahrenen neunzehn- bis dreiundzwanzigjährigen Jünglingen bestehenden Garnisonen eine beklagenswerthe Unsittlichkeit, welche sich, wenn auch langsam, so doch eben so unaufhaltsam über das Land, bis in die abgelegensten Thäler hinein, verbreitet, da in Preußen Jeder, der kein Krüppel ist, also die gesammte Blüthe des Volkes, und zwar gerade in demjenigen Lebensalter, welches der Verführung am zugänglichsten ist, mindestens einige Jahre hindurch das Garnisonsleben mitmachen muß. Unberechenbar ist die Wirkung, welche dies System auf den physischen und

moralischen Zustand des Landvolkes bereits geäußert hat, und im Verfolge der Generation noch äußern wird! Schon jetzt kann man wahrnehmen, wie in Sprachweise, Tracht und Benehmen eine charakterlose Verflachung, oder eine dünkelvolle Wichtigthuerei das angestammte Naturell zum großen Theile verwischt haben. — Lockere Sitten sind allerdings von jeher ein Erbtheil des Soldatenstandes aller Länder und Völker gewesen. Allein in andern Staaten bildet derselbe meist eine besondere Kaste einzelner, aus dem Volke ausgehobener und auf längere Zeit von demselben abgeschiedener Individuen, welche ihre traditionellen Tugenden, gerade so wie ihre eigenthümlichen Laster, gleich als eine Art von patrimonium unter sich bewahren, und mit den Letzteren wenigstens nur den Abschaum des übrigen Volkes anzustecken im Stande sind, in Preußen dagegen muß die Demoralisation des Heeres die des Volkes nothwendig nach sich ziehen.

XXVIII.

Litteratur.

Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder. Mit dem Motto: facta loquuntur. Schaffhausen, Hurter'sche Buchhandlung. 1840. X. 188 S. 8°. und L. S. Beilagen.

Unter obigem Titel hat der berühmte Verfasser der Geschichte Innocenz III. über die von einem Theile der Geistlichkeit und der Bürger von Schaffhausen zu Anfang dieses Jahres gegen ihn erhobene Fehde und deren factische Veranlassung, wovon seit Monaten alle öffentlichen Blätter widerhallten, umständlich und in entschiedener, kräftiger Sprache sich vernehmen lassen. Damit sind die Acten spruchreif geworden

über einen Inquisitionsproceß, der die Augen des ganzen, katholischen sowohl, als protestantischen Deutschlands auf sich gezogen, und es sind nun die Mittel gegeben zur Lösung eines psychologischen Räthsels, an dem bisher Freunde und Feinde des Antistes Hurter wohl gleich vergeblich ihren Scharfsinn geübt hatten. Antistes Hurter ist nicht katholisch, war es nie, und denkt vor der Hand nicht daran, es zu werden; das ist nun für jedermänniglich klar und entschieden. In so ferne stehen freilich diejenigen, die in entgegengesetzter Voraussetzung mit leidenschaftlicher Hast und Verblendung alle Rücksichten, die sie dem verdienten Bürger ihres Cantons, dem einsichtsvollen, thätigen und wohlwollenden Vorstande der Geistlichkeit ihrer Kirche, dem gefeierten Geschichtschreiber und allgemein geachteten Schriftsteller schuldeten, ihrem Hasse gegen alles Katholische zum Opfer brachten, beschämt da. Hurter hat den hingeworfenen Fehdehandschuh seiner Gegner offen aufgehoben und ihren Anfeindungen sein stets zuvorkommendes, wohlwollendes und wirklich wohlthätiges Wirken für Mitbürger und Amtsgenossen gegenübergestellt. Allein für die Meinung, die sie über Hurters religiöse Ansichten gefaßt, wenn auch nicht für das Benehmen, das sie darauf gründeten, bleibt ihnen doch manch triftige Entschuldigung; denn wer die Geschichte Innocenz III. gelesen, mochte allerdings vor dem Erscheinen dieser jüngsten Schrift schwer begreifen, wie der Verfasser ein Anhänger der Reformation seyn könne. Die Meinung, daß er von den Grundsätzen, die er in diesem Werke bekannte, nothwendig zur katholischen Kirche geführt werden müsse, war an sich so wenig ein Erzeugniß persönlicher Gehässigkeit, daß sie vielmehr von vielen Katholiken, die um des Werkes willen eine lebhafte persönliche Neigung zu Hurter gefaßt hatten, als eine frohe Hoffnung gehegt und ausgesprochen wurde. Wir sehen nun freilich, daß dieß ein Irrthum war; aber auch, nachdem uns die Thatsache klar geworden, bleibt uns nichts desto weniger die Erklärung derselben eine schwierige und zugleich

höchst interessante Aufgabe; denn es knüpft sich daran manch ernste Betrachtung, lehrreich für die Beurtheilung unserer Zeit, zu deren bedeutendsten Erscheinungen Hurter ohne Zweifel gehört.

Also der Mann, der von der nothwendigen Einheit des Glaubens, von der Einsetzung und Bedeutung des Pontificats, von dem höheren Leben der Kirche und von der verbrecherischen Natur der gegen ihre Autorität sich auflehnenden Bestrebungen gedacht und gesprochen, wie es z. B. S. 84, 88, 92 fg., 121, 210 u. s. w. Bd. I. der Geschichte Innocenz III. geschehen,*) der fühlt und erkennt nicht die Nothwendigkeit, dieser Einheit sich anzuschließen, dieser Autorität sich zu unterwerfen, jede entgegengesetzte Bestrebung abzuschwören, um eben dieses höheren Lebens theilhaftig zu werden?

Nein! „Dem Antistes waren die katholische und die protestantische Kirche von jeher zwei unermeßliche Thatsachen, die nun einmal bestanden; zwei Gebiete mit scharf gezogenen Gränzen, innerhalb deren auf jedem eine eigene Reichsverfassung, ein eigenes Recht, eine eigene Gestaltung hervortrat. Er nahm jede dieser Gestaltungen als etwas Gegebenes, als einen legitimen Zustand ..... der Antistes Hurter hat ...... in der katholischen Kirche manches Schöne gesehen, manches Zweckmäßige gefunden ...... Deßwegen gehört er so wenig heimlich, als offen der katholischen Kirche an. Als Protestant konnte es ihm so wenig einfallen, die katholische Kirche als eine Usurpation zu betrachten, als es ihm als Schweizer einfallen kann, das Recht des allerhöchsten Erzhauses an Oesterreich und seine übrigen Länder deßwegen für eine Usurpation zu halten, weil die Schweiz dem größeren

*) Wir führen hier um so mehr nur Stellen aus dem ersten Bande der Geschichte Innocenz III. an, als Hurter mit Recht seinen Gegnern bemerkt, sie hätten, wenn überhaupt, schon aus diesem ersten Bande die Folgerungen ziehen müssen, die sie jüngst gegen ihn vorgebracht.

Theile nach von demselben sich emancipirt hat . . . Wollte man den eidgenössischen Oberst, der in allen Beziehungen seine Pflicht erfüllte, der sich keine Verletzung seines Dienstes je zu Schulden kommen ließe, der Beweise seiner Treue genugsam gegeben hätte, an dessen Muth Niemand zweifelte, verdächtigen, denselben unwürdig halten seines Ranges, seiner Stellung, weil er je einmal mit Bewunderung von der Einrichtuug, der Einübung, der wohlgeordneten Gliederung des österreichischen Heeres sprach? ..... Zu Innocenz III. Zeiten .... war die gesammte abendländische Christenheit noch Eines, die Gegensätze bestanden noch nicht. Die Forderung daher, es sollen bei Beurtheilung von Männern und Begebenheiten Grundsätze geltend gemacht werden, die erst drei Jahrhunderte später zur Anerkennung gekommen sind, geht offenbar zu weit." — So erklärt Antistes Hurter S. 44, 48, 156 u. fg. seiner neuesten Schrift sein Verhältniß zur katholischen Kirche und zu seinem Werke über Innocenz III. Wir haben diese Stellen als die bündigsten hervorgehoben; das hier Gesagte wird an vielen anderen wiederholt, auseinandergesetzt und bekräftigt. Also wie die Schweiz den treu gebliebenen oder in der Unterwürfigkeit erhaltenen österreichischen Erbstaaten, so stehen ihm die protestantischen Kirchen der katholischen gegenüber; nnd wie er, der Schweiz durch die Geburt angehörig, ungeachtet seiner Verehrung für das österreichische Erzhaus und dessen Regierung, ihr ein treuer eifriger Bürger bisher gewesen, so auch war und ist er ein treuer, eifriger Angehöriger und Vorsteher seiner Landeskirche, ungeachtet seiner Bewunderung für die Päpste und die Einrichtungen der katholischen Kirche. Er hat also das Leben und Wirken der katholischen Kirche als welthistorische Erscheinung nur von der äußerlichen, menschlichen, natürlichen Seite erfaßt. Wie Tacitus den Römern die Sitten der Germanen und die hervorragenden Charaktere einer besseren Zeit, so hat er seinen Glaubens- und Zeitgenossen die Geschichte der katholischen Kirche und den großen Papst Innocenz III. entge-

gengehalten. Der natürliche Abscheu vor der Zerfallenheit und Armseligkeit dieser Zeit und ihrer Erzeugnisse, nicht die höhere, heilige Sehnsucht nach den geistlichen Gütern, deren Verlangen jene bessere Zeit erfüllte, hat ihn bewegt. Er stellt sich ausschließlich, von dem geistlichen absehend, auf den politischen Standpunkt und in diesem Gebiete zeigt er sich von ausnehmender Tüchtigkeit; aber das übernatürliche Leben der Kirche und dessen Verhältniß zum natürlichen Leben der Menschheit möchte er als ein verschlossenes Räthsel bei Seite lassen, ja ganz ignoriren. Er bemerkt selbst (S. 45 der angef. Schrift), um das Dogma der katholischen Kirche habe er sich bis anhin noch wenig bekümmert, und was er S. 6 u. ffg. von seiner früheren theologischen Bildung berichtet, macht es begreiflich, daß er von den tieferen Grundlagen, auf welchen diese Kirche beruht, von dorther durchaus keine Vorstellung erhalten konnte. Wollte er freilich den Dingen des geistlichen Lebens dieselbe lebendige Theilnahme zuwenden, die er für das politische hat, so würde er unfehlbar von den Prämissen, die ihm durch seine Arbeit über Innocenz zu Handen kamen, rasch zu den äußersten Folgerungen vorgedrungen seyn, und die Bruchstücke, deren er habhaft geworden, hätte er bald zum Systeme sich ergänzt; aber er scheint sich davor zu scheuen, sonst hätte er unmöglich im Verfolge solcher Arbeiten um die katholische Dogmatik sich nicht bekümmern können, und darin liegt der Schlüssel des ganzen Räthsels. Aller Weltverstand, auch der durchdringendste und umfassendste, reicht nicht hin, um das Wesen der katholischen Kirche zu ergründen und wahrhaft zu verstehen: dazu gehört die Hingabe an das Anwehen eines höheren Geistes. Alle natürliche Billigkeit und Wahrheitsliebe ist nicht genügend, um der katholischen Kirche jene Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, die ihr gebührt: dazu gehört der Zug einer höheren Liebe. Hurtern, den die Natur mit einem hohen Verstande und einem warmen Herzen ausgestattet, ist diese Hingabe bisher nicht zu Theil geworden. Daß dadurch sein Zeugniß zu Gun-

sten der Kirche in dem großen Processe, in den er selbst scherzweise (S. 51 seiner Schrift) die Geschichte einkleidet, um so werthvoller und entscheidender wird, mag nicht verkannt werden. Doch sind wir nicht gewohnt, aus solchen bloß äußeren Gründen uns das Walten der göttlichen Barmherzigkeit und Gerechtigkeit über der Menschen Herzen zu erklären. Mag dieses also immerhin zu ihren unerforschlichen Geheimnissen gerechnet werden. Vielleicht, daß die Störung einer Wirksamkeit, in der er sich zu wohl gefallen mochte, die Zerreißung persönlicher Verhältnisse, die ihm allzutheuer seyn mochten, den Anfang einer veränderten Führung dieses uns so lieb- und achtungswerthen Mannes bezeichnet! Wir können indessen für uns und unser eigenes Leben aus seinem Beispiele manche beherzigenswerthe Betrachtung gewinnen. Vor Allem erhebt sich dabei die Frage für uns: Wenn wir, abgestoßen von der Nichtswürdigkeit und Erbärmlichkeit, die uns in der Zeit überall entgegentritt, an der Vorstellung unserer Kirche uns erheben, für ihren Glauben darum in die Schranken treten und für ihre Rechte uns ereifern; ist dieser Eifer auch der rechte, und der Glaube, aus dem er entspringt, ein solcher, der zum ewigen Leben führt? — Das ist eine gewichtige Frage, die wir um so ernster stellen müssen, je lebhafter der Eifer ist, in dem wir selbst erglühen und Andere erglühen sehen. Anderer Seits aber können wir die Hoffnung nicht aufgeben, daß der Geschichtschreiber Innocenz III., mit der Gnade Gottes, zur Erkenntniß des Ungenügenden seines Standpunktes gelangen, und von dem Aeußeren, dem Leibe der Kirche, zu ihrem Innern, dem Dogma, das diesen Leib sich geschaffen, vordringen, und demselben, ohne Menschenfurcht, die gleiche Gerechtigkeit vor der Welt angedeihen lassen werde.

XXIX.

Literatur.

Die Bunsensche Darlegung, fortgesetzt unter dem Titel: „Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen. Michelis, Binterim, von Droste".

(Schluß.)

Rostelli rauci jam tertia buccina belli.

Der dritte und letzte Theil der neuen Darlegung führt die Ueberschrift:

„Von Droste. — Preußen. — Rom".

„Die persönlichen und Familienverhältnisse des Herrn Erzbischofs Clemens August, Freiherrn Droste zu Vischering" hätte der Verfasser, seinem Princip gemäß gar gerne in Art der Binterimschen Persönlichkeit ausgebeutet, aber Freund Bunsen, dessen Geheimnisse er sogleich erzählen will, ist ihm zuvorgekommen. Dieser hat, von vereinzelten Aeußerungen abgesehen, dem Vernehmen nach bereits im Jahre 1838 „das Privat- und öffentliche Leben des Erzbischofs von Köln" in einer besondern Schrift geschildert, und bei seiner Rückkehr nach Deutschland in Hanau drucken lassen. Zerstreut und schwindelnd, wie man ihn kennt, hat er dabei die schönsten Zeugnisse für die Erziehung und Ausbildung des Prälaten zu den Acten gebracht, so daß man nur den Firniß, mit dem er sie besudelt, abzuwaschen hat, um der Frucht seines eifrigen Fleißes froh zu werden. Der neue Darleger, der etwas mehr Takt hat, als sein Vorgänger, — als eine Schmeichelei wird er dieß Urtheil wohl nicht betrachten — bedenkt, daß die persönlichen Verhältnisse des Herrn Erzbischofs „bereits allgemein bekannt sind", und sieht sich dadurch genöthigt, sich „nur mit seiner Stellung in der Kirche und dem Staate gegenüber" zu beschäftigen. Um jedoch das Ebenmaaß der einzelnen Theile in etwas herzustellen, mögen hier einige Auszüge aus jener Bunsenschen

Lebensbeschreibung folgen, von welcher wir befürchten müssen, daß sie nicht allgemein bekannt worden seyen.

„Amalie Fürstin von Gallizin (Galyczin), geborene Gräfin von Schmettau, war die Tochter des preußischen Generalfeldmarschalls, Grafen von Schmettau und der Freiin von Ruffert, und wurde im Jahre 1748 zu Berlin geboren, und weil ihre Mutter dem katholischen Glaubensbekenntnisse zugethan war, in diesem erzogen. Sie verlebte einen Theil ihrer Jugend am Hofe der Prinzessin Ferdinand, Gemahlin des Prinzen Ferdinand von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, als Hofdame zu Berlin, und lernte im Jahre 1768 auf einer, in Gesellschaft der Prinzessin nach Achen und Spaa unternommenen Reise den Gesandten im Haag, Fürsten Dimitri von Gallizin kennen, und verband sich im August desselben Jahrs ehelich mit ihm".

„Auf fürstlichen Höfen lebend, wo in damaliger Zeit die religiöse Gesinnung, in den Hintergrund zurückgedrängt, wenig galt, fühlte sie einen Trieb, der durch den Philosophen Franz Hemsterhuys, dessen Bekanntschaft sie im Haag machte, genährt wurde, sich der Religion mehr zuzuwenden. Sie entsagte der großen Welt, miethete sich in der Nähe vom Haag, in einem Meierhofe ein, woselbst sie von 1774 bis 1779 wohnte, und — wie Katerkamp sagt — „„von Hemsterhuys, wiewohl ihm unbewußt und unbeabsichtigt, auf den Weg geführt ward, auf welchem mehrere Kirchenväter, und besonders der heilige Augustinus, von der Vorsehung zum Christenthum sind geführt worden"". Inzwischen hatte sie von des Freiherrn von Fürstenberg, Ministers des Bischofs von Münster, neuer Schulreform Kenntniß erhalten; den Mann persönlich kennen zu lernen, reiste sie im Mai 1779 nach Münster, wo sie neunzehn Tage bei Fürstenberg verweilte und dann nach der Schweiz abreisete, um am Genfersee ihren Aufenthalt zu nehmen. Allein, angezogen von dem zu Münster herrschenden Geist, verließ sie alsbald die herrlichen Ufer des Genfersee's, und kaufte sich, noch im selben Jahre zurückkehrend, zu Münster an, im Winter in der Stadt, im Sommer auf dem Lande im Dorfe Angelmodde wohnend. Den Tag über sich und ihren Kindern lebend, war der Abend der Gesellschaft gewidmet, worin man sich in freier Conversation bewegte. Nach Tische — es ward erst sechs Uhr Abends zu Mittag gespeist — versammelte sich die Gesellschaft, bei günstiger Witterung und in der kälteren Jahreszeit, in einem anderen Zimmer, des Sommers aber im Garten, woran Fürstenberg, Overberg, Hemsterhuys und Hamann während ihrer Anwesenheit in Münster, und später auch Stolberg, vom Jahre 1800 an, regelmäßig Antheil nah-

men. Zu ihnen gesellten sich, außer ihren Kindern, die jungen vier Freiherrn von Droste-Vischering (worunter auch der jetzige Erzbischof), „„heranstrebende Jünglinge, wohlgestaltet und wohlerzogen, an Geist und Gesinnung viel versprechend““, wie Goethe in seinem: „„Aus meinem Leben““ sie charakterisirt — gleichen Alters mit ihrem Sohne. Auch der jüngst verstorbene Domdechant und Professor Katerkamp gehörte als Hofmeister im von Drosteschen Hause zur Gesellschaft“.

„In diesen allabendlichen Gesellschaften, im Hause der Fürstin Gallizin, fand auch Goethe, als er auf seiner Reise Münster berührte, derselben durch ihren früheren Besuch in Weimar mit Fürstenberg und Hemsterhuys bekannt geworden, Eintritt, und er gibt insbesondere in seinem: „Aus meinem Leben“ über die geistige Richtung des Lebens und die Conversation in diesen Gesellschaften Kunde. Ich wählte — wie er am angeführten Orte selbst erzählt — zur Unterhaltung der Gesellschaft die römischen Kirchenfeste, Charwoche und Ostern, Frohnleichnam und Peter und Paul, sodann zur Erheiterung die Pferdeweihe, woran auch andere Haus- und Hofthiere theilnahmen. Diese Feste — fährt Goethe fort — waren mir damals nach allen charakteristischen Einzelnheiten vollkommen gegenwärtig; denn ich ging darauf aus, ein römisches Jahr zu schreiben, den Verlauf geistlicher und weltlicher Festlichkeiten; daher ich denn jene Feste nach einem reinen, direkten Eindruck darzustellen im Stande, meinen katholischen frommen Zirkel mit meinen vorgeführten Bildern ebenso zufrieden sah, als die Weltkinder mit dem Karneval. Ja — einer von den Gegenwärtigen, mit den Gesammtverhältnissen nicht genau bekannt, hatte im Stillen gefragt, ob ich denn wirklich katholisch sey? Als die Fürstin mir dieses erzählte, eröffnete sie mir noch ein anderes. Man hatte ihr nämlich vor meiner Ankunft geschrieben, sie solle sich vor mir in Acht nehmen; ich wisse mich so fromm zu stellen, daß man mich für religiös, ja für katholisch halten könne. Der Tag des Abschieds nahte heran; man mußte doch sich einmal trennen. So nahmen wir treulich Abschied, ohne jedoch sogleich zu scheiden. Die Fürstin kündigte mir an, sie wolle mich auf die nächste Station begleiten, und setzte sich zu mir im Wagen; der ihrige folgte. Die bedeutenderen Punkte des Lebens und der Lehre kamen abermals zur Sprache; ich wiederholte mild und ruhig mein gewöhnliches Credo; auch sie verharrte bei dem ihrigen. Jedes zog nun seines Weges nach Hause; sie mit dem nachgelassenen Wunsche, mich wo nicht hier, doch dort wieder zu sehen. Diese Abschiedsformel wohldenkender, freundlicher Katholiken war mir nicht fremd, und ich sehe nicht ein, wa-

rum ich irgend jemand verargen sollte, der wünscht, mich in seinen Kreis zu ziehen, wo sich nach seiner Ueberzeugung ganz allein ruhig leben und, einer ewigen Seligkeit versichert, ruhig sterben läßt".

„Wie die Fürstin und ihre Münsterschen Freunde gern Goethe zum Proselyten gemacht hätten, so war es auch nicht anders mit Hamann. Bei der Fürstin von Gallizin fand er die freundschaftlichste Aufnahme, und nahm während seines Aufenthalts in der Stadt an den abendlichen Zusammenkünften im Wohnhause der Fürstin Antheil. Kränklich und im Begriff, wieder nach seiner Heimath abzureisen, überraschte ihn der Tod; er starb zu Münster am 21. Juni 1788. Er wurde im Garten der Fürstin bestattet, da keinem Akatholiken in jener Zeit zu Münster eine Ruhestätte auf einem christkatholisch-geweihten Gottesacker gestattet ward, und alle proselytischen Versuche der Fürstin und ihres Kreises selbst auf dem Sterbelager an ihm gescheitert waren".

„In dem Kreise der Männer, welche die Fürstin Gallizin umgaben, zeigte sich der Freiherr Franz von Fürstenberg (geboren zu Herdringen am 7. August 1728) in dem überfließenden Reichthum seines Geistes, in der ganzen Liebenswürdigkeit und der hohen Einfalt seines Charakters. Im gewöhnlichen Leben war er mancher Sonderbarkeiten, und zuweilen einer Vergessenheit des Herkömmlichen und einer Zerstreutheit fähig, die den Weltmann lächeln machen konnte; aber neben dem hellsten Verstande wohnte in seinem Herzen eine wahrhaft kindliche Unschuld und Reinheit, die keine Welterfahrung hatte wandeln können. Er war Minister des Fürstbischofs von Münster. Sein erstes Geschäft war, die Wunden des Krieges zu heilen, und bald fing er an Kräfte zu wecken, durch deren Thätigkeit ein verjüngtes Leben in dem niedergebeugten Staate entstand. Er errichtete einen Fond zur Tilgung der Staatsschulden, und unterstützte die einzelnen Corporationen bei Abtragung der ihrigen. So stellte er den Kredit wieder her. Er gab dem Ackerbau und den Gewerben alle nur mögliche Ermunterung. Moräste wurden entwässert und urbar gemacht; die für das Land so wichtige Production von Leinwand und der Handel mit derselben wurden neu belebt; Städte und plattes Land erholten sich. Die Festungswerke der Hauptstadt wurden abgetragen; Regierung und Einwohner wetteiferten, sie zu verschönern. Volksmenge und Wohlstand nahmen sichtbar zu; die Menge des umlaufenden Geldes mehrte sich, und das gegenseitige Zutrauen wurde bald so groß, daß in keinem benachbarten Lande ein so niedriger Zinsfuß war. Die Justiz wurde schnell und unpartheiisch verwaltet; durch gute Polizei

das Leben der Menschen wirklich gesichert, nicht unter ihrem Namen die Ruhe desselben durch entehrendes Mißtrauen gestört. Die Münstersche Medicinalordnung, unter Fürstenberg's Leitung von dem berühmten Arzt Hoffmann entworfen, war nach originellen Ideen abgefaßt, und die erste und vorzüglichste ihrer Art in Deutschland". „Dieß Alles bewirkte Fürstenberg in wenigen Jahren ohne Geräusch und Aufsehen; kein gewaltsames Mittel wandte er an; unter allen katholischen Staaten Deutschlands gab er das erste Beispiel verbesserter Schulen, und die Münstersche Schulordnung, nach seinen Ideen von Sprickmann entworfen, muß als ein vorzügliches Erzeugniß in der katholischen Pädagogik gelten. Er genoß allgemeiner Verehrung und unbegrenzten Zutrauens".

„Ein anderes höchst ehrenwerthes Mitglied des Kreises der Fürstin Gallizin war Overberg, geboren am 5. Mai 1754 zu Voltlage, gestorben am 9. November 1826 als Domcapitular und Regens des bischöflichen Seminars, ein Mann, erfüllt vom Geiste des reinen Katholicismus, als Religionslehrer durch zweckgemäße Schriften bekannt, mit rastloser Thätigkeit den mühevollen, mit seinen verschiedenen Aemtern verbundenen Geschäften und Verpflichtungen mit Selbstaufopferung sich unterziehend, und weit mehr leistend, als der Beruf von ihm forderte. Er war Beichtvater der Fürstin, und ragte unter den Individuen des Vereins, der sich um sie versammelte, durch fromme Einfalt, reine Kindlichkeit des Herzens und stille Demuth hervor, als Pfarrer und Seelsorger die Liebe und das höchste Vertrauen Aller im größten Maaße genießend. Schon sein Aeußeres zeichnete ihn vortheilhaft aus. Seine hohe, ehrwürdige Gestalt imponirte, sein freundlicher Blick, seine herzlich zum Herzen sprechende Sprache, sein ganzes Wesen war Abdruck und Spiegel seines sanften, liebreichen Sinnes und Herzens, worin kein Falsch, keine Unduldsamkeit war. Schlicht und offen, lauter und wahr war sein Aeußeres wie sein Inneres, und deßhalb war er so hoch angesehen bei Alt und Jung, Hoch und Gering. Alles, was er that, geschah mit Liebe; viel Gutes wirkte er durch Rath und That, und mit seltener Freigebigkeit unterstützte er Nothleidende und Hülfsbedürftige. Er war der Freund und Vater der Armen, und wer sich an ihn wandte, konnte seines väterlichen Beistandes durch Wort und That gewiß seyn. Er war ein Muster eines Geistlichen, wie er seyn soll, ein Beispiel und Vorbild für Alle".

„Ein späteres Mitglied des mehrgedachten Kreises war der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg, geboren zu Bramstedt am 7. November 1750, gestorben zu Sondermühlen am 5. December 1819

Welche Gefühle und Gesinnungen in religiöser Hinsicht Stolberg schon damals beseelten, ist seine in Druck gegebene Reise durch Italien Zeuge, wo er auch mit den gleichfalls zur selben Zeit auf dieser Reise begriffenen beiden jüngeren Freiherrn von Droste (worunter der jetzige Erzbischof) zusammentraf, mit ihnen einen Theil der italienischen Reise zurücklegte, und sich sieben Wochen in Wien aufhielt, im Umgang mit solchen Adelichen, die, Kaiser Joseph's gemeinnützigen Anordnungen abhold, sich der Hierarchie anschlossen".

Somit sind wir also mit dem Kreise der Fürstin Gallizin bekannt gemacht, zugleich aber mit der Grundursache der Opposition des Erzbischofs von Köln. „Der Freiherr von Droste", so beginnt nämlich S. 58 der hier hervorgehobene Abschnitt der Schrift, „hatte sein sechstes Lebensjahr noch nicht erreicht, als ein Ereigniß eintrat, welches die Hauptveranlassung zu der Richtung gab, die seine ganze künftige Lebens-, Glaubens- und Denkungsweise genommen hat, und welches als die Grundursache seiner Opposition, deren wir in unseren Tagen Zeugen gewesen sind, angesehen werden muß. Dieses Ereigniß war der Aufenthalt, den die Fürstin Amalie von Gallizin im Jahre 1779 zu Münster nahm, und es ist erforderlich, eine Charakteristik derselben vorangehen zu lassen, und sie in ihrer Einwirkung auf ihre Umgebung, zu welcher auch der Freiherr Clemens August von Droste gehörte, zu schildern".

Von welcher Art diese Einwirkung gewesen, sagt uns Göthe: „Innerhalb dieses Elementes bewegte sich die geistreichste, herzlichste Unterhaltung, ernsthaft, durch Philosophie vermittelt, heiter durch Kunst."

Und um zu zeigen, daß Göthe nicht irrte, als er Clemens August einen heranstrebenden, an Geist und Gesinnung vielversprechenden Jüngling nannte, fährt Freund Bunsen fort: „Man schritt zur Wahl eines neuen Generalvikars, und auf Fürstenbergs Vorschlag ... wurde der Domkapitular Freiherr Clemens August von Droste zu seinem Nachfolger im Generalvikariate vom Domkapitel gewählt, obwohl er zu den jüngsten Gliedern des Domkapitels gehörte." S. 88 fg. Fürstenberg, früher Minister des Fürstbischofs, dann nach dessen Tode Generalvikar, legte seine Würde nieder, Fürstenberg, „mit dem überfließenden Reichthum des Geistes, mit dem hellsten Verstande" begabt, sah sich nach einem Manne um, welcher tüchtig wäre, ihn zu ersetzen, und er wählte — Clemens August von Droste. „Jung und kräftig trat er das neue Amt an, und wandte seine erste Sorgfalt, ganz vom richtigen Gesichts-

punkte ausgehend, dem bischöflichen Klerikalseminar zu, indem er Overberg als Regens desselben bestellte." (S. 89.)

Noch ging Droste ganz vom richtigen Gesichtspunkte aus, aber das konnte nicht bleiben.

Tempora mutantur et nos mutamur in illis!

Es begann für Westphalen, was man dort die „prüske siden" nennt.

Am 3. August 1803 Besitznahme — starke Maßregeln, und „im Oktober 1806 Aufhebung des Domkapitels," — aber — Jena — Tilsit. — — Und im Kreislauf der Zeiten wiederum Besitznahme — starke Maßregeln, — Aufhebung des Erzbischofs, — — — !!

Quia si cognovisses et tu, et quidem in hac die tua, quae ad pacem tibi! Luc. 19, 42.

Daß der Gesichtspunkt des Erzbischofs für eine antikatholische Regierung nicht richtig war, daß er vielmehr der Richtung einer solchen Regierung geradezu entgegengerichtet war, wird von dem neuen Darleger mit gutem Grunde behauptet. Er hätte sich die Mühe sparen können, aus den Schriften des Erzbischofs viele Seiten abzudrucken, um zu beweisen, daß seine Grundsätze nicht die vieler preußischen Beamten sind. Er hätte um so mehr davon schweigen sollen, als die Herausgabe dieser Schriften seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl vorhergegangen war, und die Bestätigung seiner Wahl nicht gehindert hatte, weil damals durch den Einfluß des jetzigen Königs die Absicht vorwaltete, einen ächtkatholischen Priester zu dieser Würde zu erheben, weil, wie die Bunsen'sche Darlegung sich ausdrückt, „die Regierung von dem Wunsche ausging, dem großen und wichtigen Erzstifte einen durch streng religiöse Grundsätze, persönliche Frömmigkeit und kirchliche Erfahrung anerkannt hochgestellten Geistlichen zu geben." (Darl. S. 17.)

Noch in dem Jahre 1837, dem Jahre der Willkühr, hatte man, obschon bereits im Jahre 1836 der Streit begonnen hatte (Darl. S. 19), die Vorzüge dieses Prälaten nicht vergessen, den nach Bunsen's Zeugniß „der höchst verdiente Ruf seiner Verwaltung von Münster in den schwierigsten Zeiten . . ., umgeben von allgemeiner Ehrfurcht, auf den Metropolitanstuhl geführt". (Denkschrift des heil. Stuhls, Augsb. 1838, S. 104.)

Der jetzige König von Preußen hat den Werth dieses Prälaten damals erkannt; er wird ihn schwerlich auch jetzt verkennen, wie sehr auch die Verleumdung bemüht gewesen, seinen Charakter zu verdächtigen. Auch der Vorwurf des Wortbruches muß vor dem klaren Sinne und reinen Willen des Monarchen zu Schanden werden. Dienstfertige

Beamte aber, welche einmal erfahren, daß hier auch die Besten geschwankt haben, lassen nicht nach, dieselben Anschuldigungen, aller Ueberführung des Gegentheils verschlossen, unverändert wieder vorzubringen. „Als es sich um den erzbischöflichen Stuhl handelte, heißt es hier S. 103, componirte er förmlich mit dem Staate, indem er das bekannte Versprechen wegen der gemischten Ehen abgab." Hierzu macht der Verfasser eine merkwürdige Note. „Ein wenig bekannter, aber sehr beweisender Umstand ist folgender. Bei den Unterhandlungen in Köln fragte der geh. Rath Bunsen den Erzbischof, ob er nicht zugebe, daß das Gouvernement ihm lediglich in der Voraussetzung, er werde die Instruction von 1834 befolgen, sein Placet ertheilt habe. Die Antwort war ein unbedingtes Ja."

Als beweisenden Umstand könnten wir zwar nur einen bewiesenen gelten lassen; Behauptungen aber aus solcher Quelle und Wahrheiten sind sehr verschiedene Dinge. Doch das kurze „Ja" sieht Clemens August gar zu ähnlich; ich lasse den Umstand als bewiesen gelten. Und was beweiset er nun? Daß die Regierung bei Ertheilung des Placets die Beobachtung der Instruction voraussetzte, oder vielmehr, daß der Erzbischof und Bunsen im September 1837 über diese Gesinnung der Regierung gleicher Ansicht waren. Wer von uns ist anderer Ansicht? Die Regierung ist einer unrichtigen Voraussetzung gefolgt. Sie hat sich erkundigt über die Absichten des Prälaten. Sie „hegte kein erhebliches Bedenken in Beziehung auf den schwierigen Punct wegen der gemischten Ehen, nachdem derselbe in Gemäßheit . . des Breve Papstes Pius VIII. durch eine . . . Uebereinkunft . . . als geheiligt angesehen werden konnte." Sie „setzte voraus, daß der Herr Bischof . . . jenes Uebereinkommen nicht angreifen oder umstoßen . . . werde. Ihr war aber daran gelegen, über den . . . Punct, ehe sie einen weitern Schritt thue, auf's Gewisse zu kommen." (Urkunden der Darl. S. 18.)

Der Minister ging, wenn wir ihm glauben, von der Meinung aus, die Convention sey dem Breve gemäß, er machte dem Prälaten unter dem Siegel der Geheimnisses Mittheilung von dem Daseyn einer solchen Convention, und ließ ihm Gelegenheit geben, sich über seine Gesinnung wegen Ausführung einer solchen Convention mit seiner bekannten „Offenheit und Redlichkeit mündlich auszusprechen" (ebendas.)

Der Erzbischof hat sich ausgesprochen, sogar schriftlich, obwohl man nur mündliche Aeußerung begehrte; daß er die Convention und die In-

struction nicht kannte, hat selbst Bunsen „nicht im Geringsten in Zweifel gestellt.“ (Ebend. S. 24.) Ich kann überdieß auf das Bestimmteste versichern, daß sie weder ihm, noch Schmülling, bekannt war, in keiner Weise bekannt war, ja daß sie keine Ahndung hatten, von dem Daseyn einer dem Breve widerstreitenden Uebereinkunft, geschweige einer Aenderung in der Praxis; es war nur Folge gewöhnlicher Geschäftsordnung, daß der Prälat in seiner Erklärung, da er den Gegenstand der Anfrage nicht erfahren konnte (S. 20 ebend.), sich genau dem Inhalte der Anfrage anschloß. Indem ich mich auf die schon oben bezogene Abhandlung in der in Frankfurt erschienenen Schrift „drei Aufsätze die kölnische Sache betreffend,“ welche den wahren Zusammenhang der Sache ausführlich darstellt, beziehe, mag hier nur der Unterschied zwischen „erforschter Gesinnung“ und „ertheiltem Versprechen“ hervorgehoben werden.

Der Minister wußte recht gut, daß der Prälat kein Versprechen abgegeben hatte. Noch in der berühmten Instruction für den geheimen Regierungsrath Schmedding vom 29. August 1830 sagt er: „Anlangend den Herrn Erzbischof von Köln, so ist Ew. Hochwohlgeboren erinnerlich, daß ich . . . seine Gesinnung . . . Betreff der gemischten Ehen . . . erforscht habe. Seine schriftliche Antwort . . . hat . . . die Ueberzeugung begründet, daß dieser Prälat jenem Uebereinkommen nicht entgegen handeln werde.“

Aber die noch berühmtere Verfügung vom 15. November 1837 nimmt keinen Anstand, den Charakter der gepflogenen Verhandlungen wesentlich zu entstellen. „Es wurde ihm gesagt, daß es von dieser Erklärung abhängen werde, ob Seine Majestät sich bewogen fühlen könnte, seine Wahl zuzulassen.“ Von alle dem, und namentlich von des Königs Majestät war nicht die Rede, nur von den Schritten des Ministers; wir werden aber gleich sehen, warum die Majestät eingemischt wird. „Diese Erklärung wurde von Allerhöchstdemselben auf Treu und Glauben angenommen. Ein unter solchen Umständen gegebenes Versprechen hat der Erzbischof nun nicht gehalten, ein mit solchem Vertrauen vom Landesherrn angenommenes Wort hat er gebrochen.“

Es ist nun gar nicht einzusehen, warum über diesen Gegenstand heute noch gestritten wird. Des Königs Majestät hatten damals in dem Benehmen aller Bischöfe nur zu starken Anlaß, an die Vereinbarkeit von Breve und conventionsmäßiger Instruction zu glauben. Damals konnte ein Minister in gutem Glauben die aus erheblichen Gründen sehr geheim gehaltene Convention, als dem Breve entsprechend, be-

zeichnen. Heute aber kann umgekehrt an der kirchlichen Verwerflichkeit der Convention niemand zweifeln, heute haben jene Bischöfe selbst die frühere Deutung des Breves längst widerrufen. Was hindert den König nun, zu sagen? „Euer Glaube ist mir allzeit heilig; was eure Bischöfe, ohne allen Widerspruch, als ihm gemäß gelten ließen, mußte auch mir dafür gelten; nun aber, da es sich als unerlaubt und sündlich herausgestellt, will ich diese eure Gewissenspflicht eben so wenig kränken, wie irgend eine andere".

Sobald der Staat den wahren Hergang der Sache erkennt, muß er eine ähnliche Entschließung fassen. Wäre er aber auch eigensinnig genug, noch jetzt, wo die Wahrheit jedem zugänglich ist, einen Wortbruch anzunehmen, so würde er dennoch zur Herstellung des Erzbischofs verpflichtet seyn. Gesetzt, der Erzbischof wäre durch eine solche Simonie (wie sie in der Ertheilung des Placets unter Abnahme des Versprechens liegen würde) wirklich zu der bischöflichen Würde und — Bürde gelangt, die Regierung könnte sich in der That auf ein förmliches Versprechen, eine förmliche Composition (wie die neue Darlegung sagt) berufen: eine Erfüllung des Versprechens könnte sie doch nicht erzwingen. Es wäre unerlaubt gewesen, und „Verträge über unerlaubte Handlungen gelten so wenig, als über unmögliche" (Allg. Ldrt. §. 69 h. tit.); — es wäre unbefugt gewesen, und „wenn eine Willenserklärung rechtliche Wirkung haben soll, so muß der Erklärende über den Gegenstand . . zu verfügen berechtigt seyn"; — es wäre durch Irrthum unwirksam gewesen, und „Irrthum in dem Wesentlichen des Geschäftes oder in dem Hauptgegenstande der Willenserklärung macht dieselbe ungültig"; — „Irrthum in ausdrücklich vorausgesetzten Eigenschaften der Person oder Sache" (z. B. der Brevegemäßheit der Convention) „vereitelt die Willenserklärung. In allen diesen Fällen bleibt die Willenserklärung ungültig, auch wenn der Erklärende den Irrthum hätte vermeiden können" (§. 75 ffg. h. tit.).

Hieraus folgt, daß, wenn wirklich der Bischof das fragliche Versprechen gegeben hätte, von Erfüllung desselben dennoch nicht die Rede seyn könnte. Das fühlt auch die Regierung selbst, da sie sogar gegen diejenigen Bischöfe, welche wirklich der Convention beigetreten sind, später aber ihren Beitritt widerrufen haben, auf Ausführung derselben nicht bestehet. Warum aber soll die Verpflichtung bei dem einen geltend gemacht werden, und bei den anderen nicht? Da hat man wieder eine neue Ausrede. Weil er bedingt angestellt worden, ist die Anstellung nichtig. „Er darf nur bitten, sagt die alte Darlegung, das

Amt niederlegen zu dürfen, zu welchem er unter jener Voraussetzung berufen wurde" (S. 19).

Was hat man gesagt? Der Staat beruft in Preußen zu den bischöflichen Aemtern?! So eben hieß es noch, daß er nur, das Placet zu der Wahl zu ertheilen oder zu versagen, berechtigt sey. Herr Bunsen selbst sagte, „daß das Gouvernement ihm lediglich in der Voraussetzung, er werde die Instruction von 1834 befolgen, sein Placet ertheilt habe".

Das Placet ist das Recht, in die dem Papste zustehende Bestätigung der dem Capitel zustehenden Wahl einzuwilligen oder nicht; der König kann die Bestätigung hindern, wider seinen Willen wird niemand Bischof; hat er aber eingewilligt, hat er die Bestätigung nicht gehindert, ist die Besetzung des bischöflichen Stuhls geschehen, so kann niemand sie rückgängig machen, Capitel und Papst nicht, von welchen die Erhebung positiv ausgegangen, noch minder der König, der nur negativ dabei mitwirkte. Einen solchen Bischof in seiner Amtsausübung stören, heißt die Religionsfreiheit der Katholiken schwer verletzen. Sich auf das Einspruchsrecht, welches man auszuüben verzichtete, nachträglich berufen, ist eben so ungerecht, als der Einspruch desjenigen, dem ein Recht des Einspruchs unter keiner Bedingung zustehet. Freilich wegen Verbrechen kann der König die Thätigkeit des Bischofs hemmen, aber durch die Gerichte, in den Formen des Rechts. Kann etwas klarer seyn? Wie verständlich wäre das Alles in Preußen, wenn es sich von den Rechten eines Staatsbeamten handelte. Aber wenn von Kirchenbeamten und ihren Rechten nur geredet wird, so schießt den Leuten das Blut in den Kopf, daß das gedrückte Hirn ihnen den alltäglichsten Dienst versagt. Wer aber das Schwert auf die Wage der Gerechtigkeit wirft, bedenke doch, wie unter demselben, wenn einst Gott die Wage hält, die Wagschale seiner Schuld sich senken wird!

Preußen hat diese Länder als katholische, als überwiegend katholische in Besitz genommen. Was das sagen will, hätte man nie verkennen sollen, da die katholische Kirche schon lange genug bestanden hatte. Man gewähre daher endlich den Katholiken ihr Recht, oder das Vaterland wird bald traurigem Verhängniß entgegen gehen, nicht durch Aufstand, — da sey Gott vor, — durch eigene Schwäche. Denn was den Leibern das Blut, das ist den Königreichen die Liebe des Volkes. Jammer, wie sie nun schon so lange dahin rinnt, und die rettende Pflege versagt wird!

Der Berliner Grand-Seigneur läßt sich in seiner heiseren Markt-

schreierei nicht stören. Die Nothwendigkeit starker Mittel muß dargethan werden.

Der Erzbischof hat einmal eine Abhandlung des Professors Klee einzusehen gewünscht, Klee empfiehlt ihm eine andere von Meckel; — also der Erzbischof bedient sich „sogar einer fremden, untergeordneten Hülfe!" (S. 115.)

Der Erzbischof hat einen Bericht erhalten, daß die Behörde über des Caplans Derath Wirksamkeit, Gesinnung und Charakter Erkundigungen eingezogen, und daß ihr äußerst günstige Auskunft ertheilt worden; — also „Intriguen, die zum Zweck hatten, die Regierung zu täuschen!" (S. 116.)

Der Caplan Peters schickt Michelis Abschrift einer Predigt, welche zu Untersuchungen Anlaß gegeben hatte, weil „die Phantasie jener Herren überall Zerrbilder zu sehen glaubt;" — also „nahm er keinen Anstand, den Schutz des Erzbischofes gegen Ahndungen der weltlichen Behörde vorauszusetzen!" (S. 118.)

Der Erzbischof fragt bei einem Rechtsgelehrten an, ob er sich die beständigen Neckereien wegen angegriffener Predigten gefallen lassen müsse; — also er thut alles, „um den Nachforschungen der Behörden lediglich den Weg zur Thür der erzbischöflichen Curie übrig zu lassen, diese aber sodann zu schließen!" (S. 122.) „Der Erzbischof war in Beziehung auf die gemischten Ehen bestrebt, sich alle gesetzlichen Bestimmungen zu verschaffen, welche vor der preußischen Besitznahme in Kraft waren. Das geschah, um sein Widerstreben gegen die preußischen Gesetze . . . zu rechtfertigen!" (S. 125 ffg.)

Nach Aufzählung dieser Verbrechen, zu deren Constatirung die in Beschlag genommenen Amtspapiere des Erzbischofs vor dem leselustigen Publicum offen gelegt werden, läßt der strenge Mann den Beschuldigten sofort nach Minden abführen. (S. 128.)

Hier werden dann einige Nachrichten angereiht, welche unsere Aufmerksamkeit verdienen.

„Gegen das Ende des Februars 1838 langte ein alter Jugendfreund, der Domkapitular von Korff in Minden an, und widmete dem Erzbischofe fast ununterbrochen bis zu dessen Abreise (April 1839) seine ganze Zeit." (S. 128.)

Mit dem Andenken des Erzbischofes wird die dankbare Nachwelt das seines Freundes ehren. Er verließ im hohen Alter alle lieben Gewohnheiten der Heimath, um in der Fremde eines Gefangenen Gast zu sein. „Warum bist du jetzt immer hier, Korff?" fragte einmal Cle-

mens August; auf die Antwort: „weil ich es für meine Pflicht halte“, war nie mehr die Rede davon.

„In der Mitte desselben Jahres begann er zu kränkeln, und zur selben Zeit ward die Unterhandlung bekannt, die er mit einem Verwandten, über die Möglichkeit in den Schooß seiner Familie zurückzukehren, gehabt hatte. Seine Aeußerung ging dahin, daß er in diesem Falle weder nach Köln zurückkehren, noch irgend eine Amtshandlung vorzunehmen, versuchen werde, indem er das Hinderniß, welches beiden entgegen stehe, wohl einsehe.“ Hierin liegt eine Entstellung. Der Erzbischof versagte jedes Versprechen, äußerte aber, daß er durch Gewalt entführt und von Gewalt umgeben, nicht daran denken könne, zurückzukehren, um gleich von Neuem weggeschleppt zu werden. Genau kann auch ich die Worte seiner Erklärung nicht verbürgen. Es geziemt uns, diese und ähnliche Angaben als nicht geschrieben zu betrachten, bis glaubhafte Zeugen reden, und Urkunden offen liegen, namentlich das Gesuch vom 24. August. „Sonderbarerweise verkannte er darin alles, was zur Erfüllung seiner Wünsche führen konnte; und anstatt wenigstens die Frage, die zwischen ihm und dem Staate noch unaufgelöst dastand, zu umgehen, stellte er sie förmlich von Neuem auf, und verfocht sie mit aller Härte und Rücksichtslosigkeit, wie in Köln selbst.“ (Da konnten selbst die Gegner sehen, daß er nichts versprochen hatte). „Die Antwort kam so, wie es nicht anders seyn konnte: das Gouvernement wiederholte auch seinerseits die bekannten — Ansichten. Es ward ihm eröffnet, er sei im Irrthum, wenn er in der Verwerfung der Instruction von 1834 den einzigen Grund der Hemmung seiner amtlichen Wirksamkeit erblicke; er selbst wisse ja, wie weit in vieler andern Beziehung sein Uebergreifen in das Gebiet der weltlichen Macht gegangen;“ —

(„daß die Regierung sich bei den Stolbergischen Unterhandlungen mit dem Erzbischof zur Publication des Verdammungs-„Breve geneigt erwies“ (oben S. 91) wird der wohldenkende Leser glücklich vergessen haben) —

„Zuletzt habe der Bruch des gegebenen Wortes nur bewiesen, daß es gar kein Hinderniß mehr für ihn gebe, auf der selbst gewählten Bahn fortzuschreiten; die unerlaubte Veröffentlichung der Verhandlungen, der Versuch, die Pfarrer und Seminaristen aufzuwiegeln, legten dar, daß er einem Ziele zugeeilt sei, welches sich von offener Auflehnung nur dem Namen nach unterscheide. Von solcher Handlungsweise sey mit Recht behauptet worden, daß sie verwandt sey mit dem Bestreben zweier

revolutionären Partheien *). Sey hiernach seine Entfernung vom Amte nothwendig gewesen, so könne S. M. der König ihn auch nicht nach Köln zurückkehren lassen" (nichts vom Schooß der Familie?), „ihn, der behaupte, daß er alles, was geschehen, nur sich und der Kirche schuldig gewesen sei!" daß man im Herbste 1838 diese Erklärung im Namen des Königs abgegeben, ist weit schlimmer, als die Willkühr des vorigen Jahres selbst.

Einen Staat, in dem das möglich ist, zu beherrschen, welch eine Aufgabe! Friedrich Wilhelm IV. kennt den Ernst der Zeiten. Gott erleuchte und stärke ihn!

Ihrer Frechheit ungeachtet fühlt die Lüge dennoch, daß sie durchschaut ist; das Wort erstirbt ihr auf den Lippen, der tiefsten Ueberzeugung stellt sie Ansichten entgegen, springt aber von diesen, da sie den Fuß schon abgleiten fühlt, auf die breitere Basis der allgemeinen Schmähungen gegen die katholische Kirche. Dem heiligen Stuhle wirft sie vor, „daß er, des Widerstandes der Regierung gewiß, auf Unterstützung der katholischen Bevölkerung gegen die Regierung gehofft. Was in den Niederlanden geschehen, war allerdings geeignet, solche Hoffnung zu nähren."

„Diese Anschauungsweise (!), welche den Irrungen eine breitere Basis voraussetzt, dürfte zu richtigerer Beurtheilung führen, als wenn man nur von den einzelnen Streitpunkten ausgeht. Letztere erscheinen darnach nicht als die Uebel selbst, sondern als Symptome eines allgemeinen, größeren Uebels: einer unzufriedenen Stimmung des Volks." Und ähnlich gleich nachher: „Es ist nicht abzuläugnen, es liegt Jedermann vor Augen, daß die Bestrebungen der genannten Partei, so weit sie dahin gingen, die Zustände für ihre Zwecke reif zu machen, vollkommen gelungen sind."

Der Prophet hat also fehlgeschossen. „Die Ruhe der Gemüther wird nicht beeinträchtigt, das gegenseitige Vertrauen zwischen Regierung und Volk nicht erschüttert, ... das Ereigniß wird nur wichtig bleiben . . als Triumph . . des guten, öffentlichen Geistes über . . . im Finstern schleichende Umtriebe" (Darl. S. 6).

Der neue Darleger entwickelt als Epimetheus eine gleiche Stärke. „Nichts scheint uns (in Berlin) thörichter, als Preußen die

*) Erste Auflage vom 15. Nov. 1837: daß sie „nach unverkennbaren Spuren mit dem feindseligen Einfluße zweier revolutionären Parteien zusammenhängt"; dritte Auflage — —? Etwa: daß sie Anlaß gegeben hätte, von dem Daseyn zweier revolutionären Parteien zu faseln.

Absicht beimessen, die katholische Religion zu unterdrücken . . . — Die heftigsten Gegner Preußens haben nie eine verhältnißmäßige Verminderung der katholischen Bevölkerung zu beweisen vermocht". „Nie ist versucht worden, den preußischen Bischöfen ihre Rechte zu schmälern". Preußen errichtete Bisthümer, und dotirte sie reichlich" *).

Die Erwägung dieser und ähnlicher, unwidersprechlicher Thatsachen führt den guten Epimetheus zu der Einsicht: Es war alles so schön und gut bei uns, „bis zum Jahre 1835, wo die berüchtigten Beiträge rc. in Augsburg erschienen". „Regung einer Parthei" — „Hierarchie in der Macht des Mittelalters" — „Binterim" — „Görres" — „Jarke und Phillips" — „Theiner". „Der so verstärkten Parthei traten die Jesuiten hinzu. In Paris . . . der Abbé Martin de Noirlieu, . . der noch mächtigere Abbé Aringer" (!) rc. „Ihre Aufträge gingen über Straßburg, Kehl, Speier und Mainz nach Bonn, und von hier aus verbreitete sich ihre Wirkung über das ganze Rheinland". (Beweisen? Beweisen? sagt Herr von Rochow, das können wir nicht, aber wahr ist es doch!) „Daß Belgien nicht unthätig blieb, braucht kaum bemerkt zu werden. Laurent, mit dem Norden in Verbindung, spielte dabei eine Hauptrolle. In Düsseldorf, Koblenz, Limburg a. d. L., Hildesheim, Köthen und — Berlin (!) fanden sich ergebene Helfer". „Die provinzielle Behandlung der Schulsachen durch Mithülfe" (sehr thätige Mithülfe) „protestantischer Beamten, das Factum, daß der Beamtenstand meist protestantisch war (ohne daß jedoch eine Zurücksetzung fähiger, katholischer Aspiranten angeführt werden konnte **), galten als Beglaubigung für jede Erfindung, jede verdrehte Thatsache. Ein angeblicher Proselytismus der Regierung fand, ohne allen Beweis, doch Glauben bei dem einmal mißtrauisch gewordenen Volke".

Der Erzbischof war verhaftet.

„Verzeihung konnte ihm zu Theil werden, aber nie Wiedereinsetzung" (S. 139).

„Der ultramontanen Parthei in Deutschland kam es nun vorzüglich darauf an, die Aufregung des Volkes fortzusetzen, um dadurch die Regierung kleinmüthig zu machen. Zeitschriften gingen in diese Tendenz ein, Broschüren in Masse wurden dafür geschrieben . . . Der Rechtspunkt ward mit in's Spiel gezogen", hören wir's noch einmal: „der Rechtspunkt ward mit in's Spiel gezogen", die

---

*) Vgl. Bd. V. S. 530 ffg. dieser Blätter.

**) Der meist protestantische Beamtenstand erklärt sie unfähig.

rheinische Gesetzgebung für gefährdet erklärt *), und Advokaten, uneingedenk, daß **) die ultramontane Parthei ihnen geistliche Gerichte zudachte (in der Bunsen-Spiegelschen Convention, Beil. der Darl. S. 9 ffg., Art. 12) . . ., zeigten sich als die heftigsten Gegner der Regierung" (S. 141).

Was zum Schluß der Darlegung über die ferneren Unterhandlungen mit Rom, über die Thätigkeit des Fürsten Metternich in Töplitz im Sommer 1838, über die Stellung und Verwaltung Hüsgens, über die gewaltsamen Schritte desselben gegen die Pfarrer Görres und van Wahnen in Bonn, über das Schweigen Roms auf Hüsgens letzte Erklärung, über den Schluß der diplomatischen Verhandlungen im Mai 1839 unter beiderseitiger Weigerung, „gewisse Noten anzunehmen, weil sie zu derb schienen", — was Alles über diese nicht unwichtigen Verhältnisse gesagt wird, mag auf sich beruhen bleiben, da in neuester Zeit der Stand der Sache sich jedenfalls wieder wesentlich geändert hat, und hoffentlich bald andere Veröffentlichungen statt finden werden, durch welche die einseitige, aus den Akten des preußischen Ministeriums geschöpfte Darstellung wesentliche Ergänzungen empfangen wird.

Indem ich die Beleuchtung dieser Fortsetzung der amtlichen Darlegung des Verfahrens der preußischen Regierung schließe, will ich nicht verschweigen, daß über dem Schreiben meine Ansicht von ihrer Entstehung und Bedeutung sich in etwas geändert hat. Diese Schrift war offenbar vor dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm IV. gefertigt, wahrscheinlich also auch vordem der Befehl ihrer Herausgabe ertheilt. Das Personal des Ministeriums blieb dasselbe; die Sache ging ihren Weg fort. Man glaubte wichtige Aktenstücke zu produciren, glaubte, glaubt vielleicht heute noch, ein Kunstwerk geschaffen zu haben. Man mochte wähnen, selbst auf des Königs Majestät, der anderes Sinnes war, durch diese Veröffentlichung einzuwirken, zu jedem Rückschritt ihm selbst die Lust zu benehmen oder doch die Möglichkeit zu mindern.

Was folgte?

Die Entdeckung, daß alles, was nur einige Bedeutung hatte, falsch oder verfälscht war?

---

*) Dieß ist durch Schriften geschehen, welche auf die erzbischöfliche Sache keinen Bezug hatten, am einleuchtendsten durch die Broschüre „Rheinpreußisches", welche bisher unwiderlegt geblieben. Vrgl. Bd. IV. S. 231 dieser Blätter.

**) Daß wir uns auf den Rechtspunkt nie einlassen, und —

Was weiter?

Die Freilassung des Erzbischofs Dunin, Unterhandlungen mit Clemens August. Die Posener Verhältnisse, für welche die neue Darlegung eine ähnliche Bearbeitung sich vorbehielt (S. 145), sind friedlich geordnet. Das Schreiben des Königs an den Erzbischof ist beider würdig.

Schwerer ist die Schlichtung der Kölnischen Sache, insofern sie verwickelter ist. Aber sorgfältig prüfend, wird ein weiser und redlicher Staatsmann nicht verkennen, daß hier der Anspruch auf Herstellung noch schreiender ist.

Hier wurde Zwietracht, Abfall, Verrath im Schooße der Kirche durch selbstsüchtige, sich wichtig machende Beamte genährt, hier ein treues, hochsinniges Volk, voran die unbescholtensten, edelsten Geschlechter des Landes, der Untreue, der Verschwörung bezichtigt, hier dem Erbfeinde Deutschlands ein Vorwand der Einmischung bei nächster, vielleicht sehr naher Gelegenheit, ein Schein erwünschten Schutzes, ersehnter Befreiung geboten, — und Clemens August selbst, er, den Friedrich Wilhem IV. zuerst erkannt, und denen zum Trotz, die ihn nun anfeinden, emporgehoben, der felsenfeste Mann und milde, liebreiche Greis — „mit gefaltenen Händen hörte er die Vorlesung des königlichen Schreibens an, Thränen füllten seine Augen, als er vernahm, daß sein Landesherr an seinem Zustande Theil nahm, und den Wunsch ausspreche, die Veränderung des Wohnortes möge zu dessen Besserung beitragen“ *), — Clemens August, dessen Gesundheit so gelitten, hat geringe Hoffnung, von den Folgen solcher Leiden jemals ganz zu genesen. Ist hier das Maaß noch nicht voll? Wie viele Beleidigungen und Kränkungen wird er noch ertragen? Und wenn er erlegen, wessen ist die Schuld, wessen die Mitschuld?! Wer, der noch an einen richtenden Gott glaubt, mag der Verschiebung seiner Rückkehr das Wort reden? An einen Gott, vor dem Jahrtausende wie Momente, Momente wie Jahrtausende sind! Und welcher Moment wird der letzte des gebeugten Hirten seyn? In den Herzen aller katholischen Unterthanen steht mit Schwertesschärfe eingegraben, daß Ihr den schuldlosen Oberhirten gewaltsam abgeführt. Bedenkt, wie Ihr die Wunde mildert, wenn Ihr ihn heimführt; bedenkt, wie Ihr sie tiefer einbohrt, wenn Ihr ihn sterben laßt in Verbannung!

Von Friedrich Wilhelm IV. fordert Rheinland und Westphalen die Rückkehr seines Erzbischofs; — er weiß es, sonst könnten die Stände

*) Die neue Darlegung S. 130.

es ihm sagen; — von Ihm fordert Deutschland Beruhigung der nordwestlichen Gränzlande, von Ihm die gesittete Welt Aufhebung einer unchristlichen und die Tendenz des Protestantismus verleugnenden Glaubensverfolgung. Aber Beamte, welche gestehen, daß der Geist des Volkes sie zurückstößt, fordern von Ihm Schutz der ungemessenen Staatsgewalt gegen die uralten, vermeintlich veralteten Rechte der Kirche.

Gott leite die Wahl!

Abschiedswort für den Darleger.

Mitte August ist das vierte Heft dieser Blätter erschienen; auch in Berlin werden sie gelesen, fleißig gelesen, sogar vom Verfasser der neuen Darlegung, wie ich bereits oben S. 242 anzudeuten veranlaßt war. Der Bericht über diese neue Darlegung beginnt nun in jenem Hefte mit dem Vorwurfe, daß ihr Titel schon die vom jungen Deutschland ausgegangene Unsitte erkennen lasse, aus dem geistigen Kampf in Persönlichkeiten zu flüchten, das Schwert hinzuwerfen, und zum Kothe zu greifen, gegen den es keine Hilfe gebe, als die Verbrüderung mit dem Gesindel oder die Flucht vom entwürdigten Kampfplatz. — Bitter, bitter, ruft der Verfasser der Darlegung aus; aber warum sollen wir jungen Leute nicht ein Bischen hecheln dürfen? Geben doch grade in unsern Tagen manche alten Herren sich selbst und ihre Kreise dem Publicum Preis; warum dürften wir nicht an einem Fremden unsern Muth kühlen? — Freilich die Darlegung mit all ihren Fälschungen! die ist schwer zu vertreten. Aber ist es denn gar für nichts, daß wir so viel Hermesianisches darein geflochten, und das Gerücht ihres hermesianischen Ursprunges am Rheine frühzeitig ausgebreitet haben? Pfui doch, immer an Berlin zu denken, wenn so etwas vorgefallen! Gibt's doch auch am Rheine Leute, die Schriften der Art verfaßt haben, und zu verfassen immer bereit stehen. Denkt an wen Ihr wollt, nur nicht an uns! nicht an das Ministerium zu Berlin! nicht an einen ehemaligen Bonner Professor und provisorischen Redacteur der Staatszeitung.

Hören wir den Unglücklichen selbst, wie er sich im Hamburger Correspondenten vom 2. September vernehmen läßt.

„△ Schreiben aus Berlin, vom 28. August.

„— — — Nach dem Vorgange von Steffens und Arndt sollen von hiesigen ältern Gelehrten eine Reihe von Autobiographien zu erwarten seyn . . . Wer sieht nicht, daß der Vorwurf, der neulich in öffentlichen (historisch-politischen) Blättern nicht ohne Bitter-

keit gemacht wurde, als wohne nur der jüngern Generation diese Liebe zur Schilderung der Gegenwart und lebender Menschen (=Personen und Zustände) ausschließlich ein, — ein ungegründeter, verschneller ist? Siehe da! die alten Herren thun nicht nur dasselbe, sondern sie gehen noch einen Schritt weiter, indem sie sich selbst, nebst den Kreisen, ja Generationen, welche mit ihnen lebten, in die Oeffentlichkeit ausstellen. Wenn also künftig unsere jüngeren Schriftsteller fortfahren, sich in Schilderungen einzelner Gelehrten, Poeten, Literaten rc. zu versuchen, nun so mag ihnen dieß nicht mehr so sehr verübelt werden. Sie machen solche Versuche eben nur, um — sich zu künftigen Autobiographen heranzubilden. — Unser Gesandter in London befindet sich in Kissingen und wird hier erwartet. Fortwährend erhält sich die Ansicht, er werde ein Portefeuille übernehmen."

„Durch die vielen Erklärungen, welche gegen das Buch: „„Personen und Zustände"" (betreffend Michelis rc.) erscheinen, wird das Interesse für dasselbe immer wieder neu. Wenn aber die Hamburger neue Zeitung den Professor Rheinwald als Herausgeber desselben bezeichnet, so irrt sie." „Zwar kann bei R.'s Bekanntschaft mit den kirchlichen Verhältnissen der erste Anblick des Buches wohl auf ihn leiten, bei weiterer Betrachtung aber markirt sich jedoch der Verfasser genugsam als Katholiken und zwar als Katholiken von bestimmter Parthei und Farbe. Zur Orientirung (zur Occidentirung) bemerken wir, daß der Verfasser überhaupt nicht im Norden zu suchen ist."

Rostelli tentat acies perrodere rete.

Ja, der Roman war fertig, als Friedrich Wilhelm IV. zur Regierung gelangte. Sollte er darum unedirt bleiben? Eine meisterhafte Arbeit, ein Stoß, der das Schiff wieder flott machen könnte! Man soll sehen, wer den schwierigen Zeiten gewachsen, wer zur Nachfolge Bunsens, Altensteins einzig berufen ist! Und „59 bisher ungedruckte Documente!" Von der geschicktesten Hand zu einer Kette zusammengeschmiedet, die ganze Hierarchie zu umstricken! Freilich es könnte auch fehlschlagen. „Uns gehts in allen Dingen schlecht!" sagt unser Schutzpatron M. — Vorsicht ist immer gut. Die Hermesianer stehen ja längst in vertrautem Verkehr mit einflußreichen Staatspotenzen. Wenn sie Kindes genesen, wird einer zur Taufe geladen und höchlich distinguirt. Das Uebrige thut Frau Fama.

So geschah es. Da sich nun aber wirklich Streit erhoben über die Vaterschaft, so wollen wir die Zeugnisse zusammenstellen, 1) für den hermesianischen Ursprung, 2) für den berlinisch-protestantischen Ursprung.

I. Zeugnisse für die hermesianische Vaterschaft.

A. Mittelbare, die vertraute Verbindung bekundend,

1) „vorzüglich gern polemisirte er (Michelis) gegen die Regierung, den Protestantismus und den Hermesianismus." (S. 6),
2) durchgängige Begünstigung und Schonung des Hermesianismus.

B. Unmittelbare,

1) das hermesische System, „nicht für Jeden verständlich und zugänglich„, (S. 3.) (Kann auch erlernt seyn.)
2) „In dem hermesischen System konnten nur diejenigen Glück machen, welche Talent mit angestrengtem Fleiße verbanden." (S. 3.) (Könnte ebenfalls ein Echo seyn.)
3) Zu einem katholischen Brieftexte: „Wenn wir in den Predigten hier Ein Wort sagen, was nicht hermesianisch ist, dann gehen diese Leute gleich hinaus, und schreien über Mystik und verweisen uns gern in's Wupperthal." Die hermesianische Bemerkung am Fuße: „In der That hat der katholische Pietismus hier bereits tiefe Wurzel gefaßt. Der Herr Briefsteller weiß dieses am Besten, und außer ihm wissen es noch wohlgesinnte katholische Familienväter . . . Das würde man ihnen nicht Uebel nehmen, daß sie am Papste halten, aber wohl, daß sie an den Dingen halten, welche der Papst selbst verdammen muß!" (S. 61.)
4) Fußbemerkung zu einem Briefe an Michelis: „Eine persönliche Injurie gegen Hrn. v. R. (Rehfues) lassen wir weg," riecht nach Bonn. (S. 85.)
5) Fußbemerkung zu einem andern Briefe an Michelis: „Herr P. schont hier die Ehre Anderer (von den Bonn'schen Professoren spricht die Stelle) so wenig, daß wir zu seinem eigenem Besten die Stelle weglassen." (S. 120.)

Die bestimmteren Zeugnisse 3 — 5 sind Zusätze am Fuße der Schrift; Nachträge?

II. Zeugnisse für die Berlinisch-protestantische Vaterschaft.

A. Protestantisches.

1) „Das Aufleben des evangelischen Glaubens und evangelischer Gesinnung, die in einzelnen pietistischen Bestrebungen selbst nicht Maß gehalten haben mochte" 2c. (S. 4.)
2) „Was sich nun gegen Preußen und den Protestantismus regte, gab ihnen willkommene Nahrung." (S. 5.)
3) Zur Entschuldigung einer Verstümmlung die Fußnote: „Wir lassen hier einen gemeinen Ausfall gegen den Protestantismus weg"

(S. 15); ebenso S. 20 und abermals bei einer andern Gelegenheit: „Hier lassen wir einen gemeinen Ausfall gegen den Protestantismus weg“; die protestantisch-rehfuesischen Weglassungsnoten, wörtlich gleichlautend, sind wohl in demselben Hause oder Schloße verfaßt, aus welchem das erste Licht der „Wahrheit“ hervorgegangen, und in welchem auch schon zwei andere Schriften mehrerer Verfasser flügge geworden sind.

4) Fußnote, welche auf einen „der Sachlage vertrauten Mann“ hinweiset, der einen allgemeinen Angriff auf die Hermesianer zurückweisen soll. (S. 28.)

Zur Seite stand der traute Mann,
Der Ihnen nichts versagen kann.

5) Zu dem Brieftexte: „„Neulich wurde hier (in Bonn) der H. Herschel, protestantischer Predigercandidat, katholisch.““ Die Fußnote: „Herschel war katholisch, wurde protestantisch, und als er keine Stelle erhalten konnte, wieder katholisch ꝛc.“ (S. 57.)

6) „Der meiste Stoff aber ward aus den kirchlichen Verhältnissen gezogen, und er wurde auf die gemeinste Weise gemißbraucht zu Haß gegen die Regierung und gegen die Protestanten. Würdig erscheint darin nur der katholische Geistliche.“ (S. 79.)

7) Fußnote zu einer Textstelle, welche die hermesischen Schriften angreift: „Wir überlassen es den Hermesianern nachzuweisen, daß Binterim diese Schriften entweder nicht gelesen, oder nicht verstanden hat.“ (S. 86.)

8) Es wird erklärt, was eine Kirchenklapper in der Charwoche sey. (S. 121.)

9) Die neueste Gesetzgebung über die Mischehen wird als die für die katholische Kirche günstigere, als noch jetzt allgemein befriedigend bezeichnet u. dgl. (S. 127, 128.) Bekanntlich sind die Hermesianer in diesem Puncte so dumm, wie die übrigen Katholiken.

B. Berlinisches.

1) Durch einen Anachronismus stellt man Puggé und Michelis als zusammenwirkend dar. Als der Kampf, von dem die Rede ist, begann, war Puggé längst gestorben. (S. 34.)

2) Ein Gutachten von Jarke „ward von dem österreichischen Hofe dem preußischen mitgetheilt.“ (S. 35.)

3) Man kennt die Verhandlungen mit Michelis bis auf den letzten Augenblick. (S. 71.)

4) „Eine Speculation, zu welcher sich manche solide Handlungen hinreißen lassen, wie es diejenige wissen wird, welcher die Verbreitung gewisser ins Polnische übersetzten Schriften angelegen ist.“

5) „Eine Zusammenstellung der in dieser Art motivirten Anstellungsgesuche müßte für den, welcher an den geistlichen Persönlichkeiten am Rheine Antheil nimmt, ein ganz besonderes Interesse haben.“ (S. 113.) Unterbleibt daher in diesem Buche.

6) „Das Nähere darüber (über die Posen'sche Sache) gehört den dortigen Zuständen an, worüber wir späterhin einmal zu reden gedenken.“ (S. 145.)

7) Das wichtigste Zeugniß bleibt immer die unbeschränkte Benutzung der Akten selbst. Dadurch allein ist die wahre Vaterschaft außer Zweifel gestellt, und der Ort der Zeugung kommt nicht einmal in Betracht. Leider ist das Buhlen der Hermesianer mit den Ministeriellen nicht in Abrede zu stellen, aber so nahe war die Verbindung doch nicht, daß man ihnen die Vaterschaft zu diesem Kindlein zuschreiben dürfte, welchem sie nur ein Paar hermesianische Stiefelchen angezogen haben, während seine ganze übrige Ausstattung eine vornehmere Herkunft erkennen läßt.

XXX.

Zur Schilderung der Volkssitten, oder wie die Schwaben heirathen.

Die Sitten und Gebräuche des gemeinen Volkes, wie sie sich, zumal in wichtigen Angelegenheiten des Lebens darstellen, waren von jeher ein interessanter Gegenstand für den beobachtenden Menschenfreund. Das Naturgemäße, oft Einnige und Naive, das sie verrathen, gewährt einen tiefern Blick in das menschliche Wesen, und läßt auf die Bedürfnisse, Neigungen und Leidenschaften der Menschen sicherer

schließen, als ein noch so spitzfindig erdachtes und folgerecht durchgeführtes Raisonnement über humane und sociale Verhältnisse.

Zu solchen ernsten Betrachtuugen wollen wir jedoch unsere Leser nicht veranlassen durch die Mittheilung folgender Schilderung: wie die Schwaben heirathen *), sondern wir wünschen nur ihnen hiemit eine angenehme Unterhaltung zu verschaffen; — übrigens der Neigung eines jeden Einzelnen selbst überlassend, ob vielleicht Jemand etwas für seinen Verstand Belehrendes oder für sein Gemüth Ergötzliches darin finden möge.

Die Gegend, wo unsere Geschichte spielt, liegt in Oberschwaben, nicht ferne von dem Ursprunge der Wertach, im Allgäu. Es wohnt daselbst ein ruhiges, rüstiges Völklein, das sich größtentheils von Ackerbau und Viehzucht nährt, fern von großen Städten und Heerstraßen, einfach in seinen Bedürfnissen, gemäßigt in seinen Wünschen, zu sinnlich behaglichem Leben geneigt, aber der Künste des Luxus weder kundig noch begehrlich, treu seinem Gott und seinem Landesherrn ergeben, aber auch eifersüchtig auf die Behauptung seiner alten Freiheiten und der angeerbten Rechte.

Diese und andere ehrenwerthe Gesinnungen sprechen sich typisch in allen Handlungen, Sitten und Gebräuchen aus, in denen sich das Volk öffentlich zu zeigen Gelegenheit hat; zumal verräth sich dieser Charakter auch in der allerwichtigsten Angelegenheit des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie Heirathen geschlossen und vollzogen werden. Es datiren sich die dabei stattfindenden Gebräuche auch nicht etwa von gestern und ehegestern, sondern sie haben wohl ihren Ursprung in den graueſten Zeiten, und sind sich, wie der Charakter des Volks selbst, gleichförmig geblieben bis auf unsere Tage herauf. Indem wir nun eine getreue Beschreibung ge-

*) Nach der gefälligen Mittheilung eines durch Geburt und Charakter ausgezeichneten Herrn Pfarrers.

ben wollen, müssen wir wohl auch die eigenthümlichen Ausdrucksweisen jenes oberschwäbischen Völkleins beibehalten, da die Sprache, wie die Kleidung, zur individuellen Bezeichnung, zum Costüme der Persönlichkeiten wesentlich gehört.

Wir fangen aber ab ovo an, nämlich mit der Brautwerbung. Denken wir uns einen Bauernsohn, einen gesunden, rüstigen Bueben von 25 bis 30 Jahren — die Alten wollen übergeben, und in's Stüble*) ziehen, die andern Geschwister sind zum Theil schon verheirathet und versorgt, zum Theil stehen sie in Diensten. — Wenn nun ein solcher Mensch seinen Stand ändern will, so kommt es darauf an, ob er bereits (was meistens der Fall ist) nach oder mit einer Fél**) gegangen ist, oder ob er erst seinen Gegenstand, seinen Heirath suchen muß. Hiezu bedarf er nun eines Heirathsmannes, der denn meistens unter den Freunden oder Nachbauren gewählt wird. In Ermangelung eines solchen, zu dem man Zutrauen haben möchte, bedient man sich eines Mannes, der aus dem Heirathmachen ein Gewerbe treibt, und der, wenn auch nicht von sonstigem, besten Leumund, wegen seiner Anstelligkeit in solchen Dingen bekannt und beliebt ist.

Ist nun der eine Ehetheil durch die Wahl der Anverwandten bestimmt, oder durch den Heirathsmann aufgetrieben worden, und haben die zwei Leute früher einander nicht gekannt oder doch sich einander kein Acht gegeben: dann wird von beiden Seiten ein Tag anberaumt, an welchem man die zwei Leute einander zuführt. Am bestimmten Tage gehet der Hochzeiter mit seinen Heirathsmachern in das Haus, wo der Gegenstand ist; und während die Anwesenden — denn alles sollte noch einstweilen ein öffentliches Geheimniß bleiben — unter allerlei Vorwänden sich aus der Stuben entfernt haben, knüpft er mit dem Mensch ei-

*) Pfründ-Stube, Pfründe.

**) Föl, Föhel (Filia?) — die gewöhnliche Benennung eines Mädchens.

nen Haimgarten *) an, der sich vorerst ausführlich über Hauswirthschaft und andere häusliche Sachen verbreitet, sodann die Herzensangelegenheit zur Sprache bringt. Nach Verlauf einer halben Stunde treten die Heirathsmacher mit den Aeltern des Gegenstandes wieder herein, um zu sehen, ob die zwei Leute sich angenommen haben oder nicht.

Im Falle nun, wenn so weit die Angelegenheiten in Ordnung sind, wird sogleich der Tag bestimmt, wo man zum Sehen gehet. Gesehen wird aber das Anwesen, welches zur Uebergab bestimmt ist, und worauf man heirathet. An diesem Tage verfügt sich der Brauttheil, der ausziehen muß, mit seinem Vater oder einem andern Anverwandten in das Haus, das übergeben werden soll, wo Alles zu ihrem Empfange in Bereitschaft stehet. Nach gewechseltem Händegeben und Grüeßgott werden Wohnung (Stube, Küche, Keller), Soler und Kammern (der zweite Stock) und der Dachboden eingesehen; dann steigt man wieder herunter, um den Stall sammt dem Vihstand, die Tennen und die Bünen in Augenschein zu nehmen, nebst dem Nutzen, der noch vorräthig da liegt. — Bei der Würdigung eines Anwesens kommt dessen Gelegenheit in besondern Betracht; hat es eine schöne, so übersieht man manches Andere, und hebt es nicht auf, das sonst den Werth des Gutes mindern würde. Die schöne Gelegenheit bei einem Haus im Dorf besteht aber darin, daß es nahe bei der Kirche und in der belebtesten Gasse liegt, oder doch eine offene Aussicht hat, und daß es eine geräumige Hofraiten besitzt, wobei auch die Gelegenheit des Misthaufens nicht übersehen wird; bei einer Einöd aber ist die Gelegenheit schön, wenn ihre Lage nicht zu bügelicht**), nicht sehr winterhäftig ist, wenn sie nicht ferne vom Dorfe liegt, und einen nicht zu schlechten Vihtrib hat.

*) Gespräch, Unterhaltung.

**) Hügelicht, bergicht.

Nachdem so die ganze Haimat in Augenschein genommen worden, kehrt man in die Stuben zurück, um das Weitere ab- und auszumachen. Vor Allem werden die Schulden offeriert; weil es aber bei dieser Offerierung nicht immer aufrichtig zugeht, muß gemeiniglich ein Gutständer gestellt werden, der für die richtige Angabe des auf dem Anwesen lastenden Schuldenstandes bürget. Dann wird die Uebergab bestimmt, der Preis nämlich, um welchen die Uebernehmenden die Söld oder den Hof übernehmen müssen, nebst dem Ausgemächtniß (Leitung, Pfründ, Leibgeding) derjenigen Hausangehörigen, die in's Stüble müssen. Ist baares Geld vorhanden, so wird die Uebergab ausgelöset; wo nicht, so geht der Zins an (weil der Uebergabspreis das in sich faßt, was die Aeltern sich vorbehalten, und was den übrigen Geschwisterigen ausgemacht wird); bleibt überdieß Eines der letztern zu Hause, so wird es als Dienstbot (Knecht oder Magd) betrachtet, und es erhält, gleich den fremden, seinen Lohn.

Ist nun Alles von beiden Theilen besprochen und bewilliget worden, so wird der Ammann (Richter) geholt, daß er den Aufsatz mache, was denn sogleich im Hause vollführt und von den Partheien unterschrieben wird. Der Ammann erhält sofort den Auftrag, bei Amt nachzufragen, wann man zum Protokollieren kommen dürfe. An dem bestimmten Tage erscheinen die Heiratsleute mit ihren Beiständern vor Gericht, wo das mündlich Verabredete und vorläufig Festgesetzte amtlich aufgenommen und beglaubigt wird. Noch an demselben Tage, wenn es nur immer möglich ist, hält man die Stuelfest (sponsalia), d. i. das feierliche Eheverlöbniß vor dem Pfarrer. Den Tag beschließt eine kleine Zeche im Wirthshause.

Inzwischen, bis zur Hochzeit, während dem das Brautpaar zu dreien Malen von der Kanzel verkündet wird, geschehen von beiden Theilen die nöthigen Anstalten, besonders auch von Seiten der Braut wegen ihrer Ausfertigung,

die (bei minder Vermöglichen) in einer angerichteten Bettstatt, einem Kasten und einer Truhen nebst dem gehörigen Bett- und Leib-Häß *) besteht. Alles dieses wird nun am Samstage vor der Hochzeit zu Wagen überführt. Es heißt dieß das Brautfueder; und Mann und Roß, hübsch geputzt und aufgestutzt, mit farbigen Bändern wohl verziert, paradieren nach Vermögen. Reichere Bräute werden wohl auch durch Gênreiter, *) d. i. ledige Bursche, welche zu Pferd den Wagen begleiten, eingeholt. Ein solcher Entgegenritt wird dann mit einem Schmause auf Kosten des Bräutigams honoriert. Beim Einzuge in das Dorf fehlt es überdieß nicht an wegelagernden Kindern und Armen, von denen man sich durch Almosenspenden loszukaufen hat.

Am Mäntag wird Hochzeit gehalten — „am Aftermäntag, sagen sie, heiraten die Narren.“ — Zur bestimmten Stunde versammelt man sich, sowohl der Chor, als auch die Gäste im Wirthshause, und zieht dann in folgender Ordnung in die Kirche: Voran geht der Herr Hochzeiter, ihm folgt der Best' (dieser ist allzeit ein Lediger, und als solcher muß er sich im Wirthshause am meisten sehen lassen), dann der Ehrenvater, wenn anders der Hochzeiter Einen (der aber allzeit ein Verheiratheter seyn muß) sich wählen will. In ähnlicher Ordnung, von weiblicher Seite, geht voran die Braut mit ihrem Brautführer (den jedesmal der nächste Nachbar vorstellt, gleichviel ob ledig oder verheirathet); dann folgt die Best', eine Jungfrau in möglichst reicher Kleidung; endlich die Ehrenmutter oder Zuchtfrau (im Scherz auch Schlotterkell oder Schlamperinn genannt), eine von der Braut dazu geladene Frau. Beiden Reihen dieses Chors schließen sich unmittelbar an, der erstern die männlichen, der andern die weiblichen geladenen Gäste.

Nach dem Eintritte in die Kirche wird sogleich die Co-

---

*) Gewand, Kleidung.

**) Gegenreiter, Geleite.

pulation vorgenommen, wobei sämmtliche Personen des Chors als Zeugen beachtet werden. Dann lieset der Priester die Messe. Nach der Wandlung, ungefähr bei dem: Pax vobis! wird von einem Ministranten dem Hochzeiter das Bild des Gekreuzigten, wie es in dem Meßbuche de Requiem steht, zum Kusse dargereicht, der sodann einen Kronen-Güldner, gleichsam als arrha des ehelichen Friedens, für seine Braut hinterlegt. Das Buch wird sodann zur Braut getragen, welche, nachdem sie ebenfalls das Crucifix geküßt, den Kronen-Güldner in Empfang nimmt, und dafür eine kleine Remuneration für den Meßner hineinlegt. Nach dem Gottesdienste reicht der Pfarrer oder sein Stellvertreter den Neuvermählten und ihren Gästen den sogenannten Johanneswein — auch St. Johanns-Segen genannt — und zwar den erstern in drei Absätzen, den übrigen nur einmal. Die Unterlassung dieses Brauches, etwa aus zu großer Sparsamkeit, gälte als Vorbedeutung einer unglücklichen Ehe. Und damit denn bei einem so feierlichen und erfreulichen Ereignisse Jedem sein Antheil werde, so wird das Hochzeitpaar sogleich an der Kirchthür von den beiden Ministranten durch ein angespanntes Cingulum so lange angehalten, bis der Austritt mit einem Trinkgeld erkauft worden; und vor der Kirchenthür bis zum Wirthshause lauert eine Schaar von Kindern, die denn nur durch ein Paar Hände voll ausgestreuter Pfenninge oder Kreuzer vom Leib gehalten werden können.

Die Beschreibung der Hochzeit selbst, wie sie im Wirthshause durch Tanz und Mahl gefeiert wird, können wir hier übergehen, da bereits im „Volksbüchlein“ *) (Th. II.) eine ausführliche und wahrhaftige Schilderung hievon gegeben worden ist. Wir holen hier nur folgendes nach: Damit Alles

*) Die Redaktion dieser Blätter macht sich ein Vergnügen daraus, ihren Lesern das oben angeführte Volksbüchlein bestens zu empfehlen.

in Zucht und Ehren für sich und vorbei gehe, sitzen beide Geschlechter während des Mahls, bis zur Zeit, wo abgedankt und gegabt (a'dankt und 'gäubt) wird, an abgesonderten Tischen; den fürnehmsten Platz bei den Mannsbildern erhält der Hochzeiter, bei den Weibsbildern die Hochzeiterinn, jenem zur Seite der Ehrvater, dieser zunächst die Ehrmutter oder Zuchtfrau. Beider Pflicht ist nun, über Einhaltung gewisser Ordnungen Wache zu halten, besonders der letztern, daß die Braut nicht gestohlen, d. h. ohne ihr Vorwissen nicht vom Platze entfernt werde. Um diesen Spaß doch durchzuführen, ersinnen und versuchen nun die jungen Leute allerlei Ränke und Schwänke, Griffe und Kniffe; und gelingt es ihnen endlich doch, ihren Plan durchzusetzen, so führen sie die Braut in eine Nebenstuben, und feiern ihren Triumph unter lautem Jubel bei Wein und Tanz auf Kosten der Schlamperinn. Ist die Betheiligte entweder zu genau oder zu unvermögend, um diese eben nicht unbedeutende Nebenausgabe bestreiten zu wollen oder zu können, so übernimmt der Ehrvater oder der Hochzeiter selbst den Antheil; im Falle aber, daß dieses Brautstehlen überhaupt eine „malesiedige G'heyete“ *) verursacht, wird der Verdruß von den Brautdieben und andern Theilnehmern selbst durch Vergütung des Wirthes und der Musikanten friedlich gehoben.

Mit dem letzten öffentlichen Hochzeit-Akt, dem Abdanken, dem Zech bezahlen, und dem Gauben, welches um die eilfte nächtliche Stunde geschieht, verhält es sich kürzlich folgender Maßen: Der Abdanker — ein in jedem nicht kleinen Dorfe eigens hiezu eingeschulter Mann, dessen Gewerbe sich gut rentiert — hält seine altherkömmliche, zierlich abgefaßte und hochgelahrte, über geistliche und weltliche Materien sich verbreitende, zur Feier wohl passende Rede, wobei namentlich die Personal-Statistik des Reichs, des Gerichts und der Gemeinde, vom Bayerkönig herab bis zum Schulleh-

*) Einen argen Verdruß.

rer nicht fehlen darf. Nach beendigter Rede, welche von allen Anwesenden mit Stillschweigen, ja mit Devotion angehört wird, erklärt der Abbanker: „daß jetzt die Zeche bezahlt werde, daher jeder Gast sich an seinen Platz begeben wolle! es werde deßhalb — fährt er fort — ein ehrlicher Gaubtisch aufgerichtet, und alle Anwesenden und Theilnehmer seyen zu einer freundlichen Gabe für das glückliche Ehepaar eingeladen.“ Hat der Abbanker die schon zum voraus Kopf für Kopf verakkordirte Zeche eingesammelt und sie dem Wirthe übergeben, so stellt er sich hinter den Gaubtisch, und empfängt, eine große Schüssel vor sich, von jedem Einzelnen das Brautgeschenk. Unter lauter Benennung des ehrsamen, ehrgeachten Gebers, der tugendsamen, ehrenfesten ꝛc. Geberin, des Charakters und Standes derselben, bezeichnet er den zwei=, drei=, ja vierfachen Mehrbetrag des wirklichen Geschenks, und läßt es, des guten Klanges wegen, mit erhobener Hand in die Schüssel fallen. Haben nun Alle gegaubt, dann übergiebt der Abbanker die ganze Summa dem Hochzeiter. Dieser nimmt endlich seine ihm Angetraute zur Hand, und verfügt sich in rauschender Begleitung der Spilleute (der Musikanten) nach Hause.

Noch müssen wir eines sinnvollen Brauchs Erwähnung thun, der gewisser Maßen zum Cyklus der Hochzeit=Feierlichkeiten gehört und ihn abschließt. Acht Tage nach der Hochzeit nämlich kommen die Neuvermählten auf Besuch in der Heimath des ausgezogenen Theiles, um den Löffel zu holen. Sie erscheinen, wenn auch zu Fuß, in vollem Staat, und werden mit allen Ehren aufgenommen und bewirthet. Bei dem Mittagessen, wo nach ländlicher Sitte köstlich und reichlich aufgetragen wird, erhält das Ehepaar zwei neue Löffel, die nun nach Hause mitgenommen, und fortan in Ehren gehalten werden. Wer sich denselben am längsten brauchbar erhalten kann, der legt einen besondern Werth darauf, und

benützt wohl auch bei glücklicher Ehe diesen Umstand zu scherzhaften Vorwürfen.

Und nun wollen wir von unsern Hochzeitleuten Abschied nehmen. Will aber der geneigte Leser nach neun oder zehn Monaten in der Heimath der jungen Eheleute wieder zusprechen, so mag er dem Kinde zu Gevatter stehen oder doch der Kindbetterin ein Weiset (Angebinde) bringen.

XXXI.

Die Rückkehr des Erzbischofs von Gnesen und Posen.

Das erfreuliche Ereigniß, daß der Erzbischof von Gnesen und Posen in Folge einer mit der Staatsgewalt bewirkten Verständigung seiner Haft entlassen worden, und die Verwaltung seiner Diöcesen wieder angetreten hat, ist in öffentlichen Blättern in sehr verschiedener Weise gedeutet worden, und ohne Zweifel finden auch jetzt noch Viele in dem ganzen Hergange etwas Räthselhaftes, und fragen: was denn eigentlich geschehen sey, ob der Erzbischof seine früheren Schritte zurückgenommen, seine Ansprüche aufgeopfert habe, oder ob etwa die Regierung den ihrigen entsagt habe, oder endlich ob die Verständigung mittelst wechselseitiger Concessionen erreicht worden sey.

Versuchen wir, uns hierüber, so weit die bis jetzt vorliegenden Akten es gestatten, ins Klare zu setzen.

In den ersten Monaten des Jahres 1838 erließ der Erzbischof zwei Schreiben an seinen Klerus, in denen er die Einsegnung jener gemischten Ehen, aus welchen die Kinder nicht in der katholischen Religion erzogen werden sollten, mit Hinweisung auf das Breve des Papstes Pius VIII. untersagte.

Die preußische Regierung erklärte dieses Verfahren für ungesetzlich, verlangte von ihm, er solle seine Erlasse zurücknehmen, drohte den Geistlichen, die denselben gehorchen würden, mit Strafe, und verhieß denen, die sich ihrem Bischofe widersetzen würden, ihren Schutz. Da der Prälat jene Zurücknahme verweigerte, wurde eine Criminaluntersuchung gegen ihn eröffnet. Er protestirte gegen die Competenz eines weltlichen Gerichtshofs in einer ganz religiösen Frage; dieser aber erklärte ihn für schuldig der Uebertretung der Staatsgesetze, und verurtheilte ihn deßhalb zu sechsmonatlichem Gefängnisse und zum Verluste seines Amtes. Das Uebrige, die Berufung des Erzbischofs nach Berlin, seine Rückkehr nach Posen, seine hierauf erfolgte Einkerkerung setzen wir als bekannt voraus.

Der Vorwurf einer Verletzung der Landesgesetze wurde in doppelter Beziehung gegen den Prälaten erhoben.

Zuerst nämlich wurde ihm vorgehalten, er habe durch seine Anmaßung, die Gewährung der Einsegnung gemischter Ehen von der religiösen Erziehung der Kinder abhängig zu machen, einen Eingriff in das Gebiet der weltlichen Gesetzgebung begangen, da die Verfügung über die Religion der Kinder dieser ausschließend zustehe. Diese Behauptung stellte der Justizminister von Mühler in einem Schreiben an den Erzbischof auf, worin er die Befugniß desselben, über die Ehe, soweit sie nach katholischer Ansicht Sacrament sey, den Kirchengesetzen gemäß zu verfügen, anerkannte, die Religion der Kinder aber für etwas dahin nicht Gehöriges und schlechterdings nur durch die Staatsgesetze zu Bestimmendes erklärte.

Es konnte dem Erzbischofe nicht schwer fallen, die völlige Absurdität einer in ihren nothwendigen Consequenzen jedes religöse Band, jede kirchliche Ordnung auflösenden Behauptung darzuthun. In der That, welch eine Kirche müßte das seyn, deren Diener nicht einmal so viel Autorität besäßen, daß sie die ihrer Leitung Uebergebenen an eine ihrer heiligsten Pflichten, die Pflicht für die Religion ihrer Kinder

Sorge zu tragen, mahnen, und im Falle der Verletzung zu einer solchen Ehe ihre Mitwirkung und ihren Segen verweigern dürften!

Man scheint dieß, als der Criminalproceß gegen den Erzbischof beginnen sollte, auf Seite der Regierung einigermaaßen gefühlt zu haben, und gab daher der auf Uebertretung der Staatsgesetze lautenden Anklage eine andere Wendung: „Der Prälat habe durch Erlassung einer Verordnung, ohne Genehmigung der Staatsgewalt und durch Annahme einer von einem auswärtigen Obern herrührenden Verfügung die Bestimmungen des preußischen Landrechts übertreten". Mit dürren Worten erklärte dieß der Staatsminister von Rochow in einem Schreiben an den General-Landschafts-Director von Poninski vom 25. Nov. 1839: „Geistliche Obern dürfen, ohne Vorwissen und Genehmigung des Staates, nicht neue Verordnungen machen und von andern auswärtigen Obern annehmen. (A. L. R. T. II. §. 117.) Wie schroff und recht vorsätzlich der Erzbischof gegen diese Vorschrift gesündigt, wie auch, daß er dieserhalb durch richterlichen Spruch zu verschiedenen Strafen rechtskräftig verurtheilt worden, ist bekannt".

Zu dieser Beschuldigung wurde dann noch die des Eidbruches hinzugefügt. „Der Erzbischof von Dunin — heißt es in dem Antwortschreiben des verstorbenen Königs an die Deputirten des polnischen Clerus vom 8. Febr. 1840 — hat mit Uebertretung der Gesetze, mit Verletzung seines Mir geleisteten Eides und Meiner landesherrlichen Autorität, diese Eintracht zu stören sich unterfangen. So lange er in seiner sträflichen Auflehnung beharrt, und auf die an ihn ergangenen Aufforderungen zu seiner Pflicht nicht zurückkehrt, so lange muß es bei dem wider ihn angeordneten Verfahren sein Bewenden haben".

Der Erzbischof wurde also zu Gefängniß und Absetzung verurtheilt, weil er erstens seinen Untergebenen, ohne Genehmigung der Staatsgewalt, eine Weisung über die Ertheilung oder Verweigerung eines religiösen Actes, der Einseg-

nung, hatte zugehen lassen, und weil er zweitens darin auf die Verordnung eines „auswärtigen Obern", d. h. des Oberhauptes der katholischen Kirche, verwiesen hatte. (Er hatte sich nämlich auf das bekannte Breve Pius VIII. berufen.)

Es lohnt der Mühe, den Inhalt dieser Anklage und das hiemit aufgestellte Princip über die Abhängigkeit der päpstlichen und bischöflichen Autorität und ihre Controllirung durch die Staatsbeamten zu entwickeln.

Die Vorsteher der katholischen Kirche müssen — daran zweifelt kein Katholik — von der Ueberzeugung durchdrungen seyn, daß Fälle eintreten können, in welchen ihr von göttlicher Sendung stammendes Lehr- und Hirtenamt ihnen jede weltliche Rücksicht bei Seite zu setzen gebietet. Wie groß auch die Achtung, die Nachgiebigkeit seyn mag, welche sie den Forderungen einer Regierung zollen, wie sie sich auch im gewöhnlichen Geschäftsgange einem placetum regium unterziehen mögen, — immer wird im äußersten Falle einer Collision über eine den Glauben, die Disciplin, die Sacramente betreffende Frage, der Bischof zuletzt sich bereit halten müssen, dieselbe Sprache zu führen, wie ehemals die Apostel, als die damalige Staatsgewalt, der hohe Rath zu Jerusalem, ihnen sein placetum zur Verkündigung ihrer Lehre verweigerte: „Urtheilet selbst, ob es recht vor Gott ist, euch mehr zu gehorchen als, Gott!"

Wenn demnach eine, noch dazu zu einem fremden Glauben sich bekennende Staatsgewalt, unbedingt und in ihrem ganzen Umfange die Forderung geltend macht, daß ein katholischer Bischof auch im innersten, geistigsten Gebiete des kirchlichen Lebens, in Bezug auf den Glauben, die Sacramente, die Segnungen nichts anordnen, kein Gesetz geben, keinen ältern Kanon erneuern oder einschärfen dürfe, so weit sie es nicht zu erlauben für gut findet, so steht dieß im direkten Widerspruche mit der katholischen Glaubenslehre, es zerstört die Würde und die Selbstständigkeit des von Gott eingesetz-

ten Episcopats, es unterwirft die Lehre, die Disciplin, die Heilmittel der Kirche und ihre ganze sociale Ordnung der Willkühr einer protestantischen in vielen ihrer Glieder feindlichgesinnten Beamtenhierarchie, und läßt den Bischöfen nur die Wahl, entweder ihr Gewissen zu beflecken, und ihre heiligsten vor dem Altare beschworenen Pflichten zu übertreten, oder sich durch einen protestantischen Gerichtshof zu Gefängniß und „Verlust des Amtes" verurtheilt zu sehen. Und wenn nun eine Regierung, die dergleichen Grundsätze alles Ernstes durchzuführen unternähme, dabei noch von ungekränkter Gewissensfreiheit reden wollte, so hätte dieß offenbar keinen Sinn mehr; vielmehr müßte sie, wollte sie eine gerade und offene Sprache führen, das alte, wohlbekannte, der schönen Zeit, in welcher ein deutsches Land binnen Menschengedenken viermal die Religion änderte, entstammte: Cujus est regio, illius est religio, wieder an die Spitze ihrer kirchlichen Verfügungen stellen. In der That, jene Forderung ist nichts anderes, als ein dem Territorialsystem entnommener, und nur durch dieses zu begründender Folgesatz.

Aber des jetztregierenden Königs Majestät hat den Erzbischof seiner Haft entlassen, und ihm die Verwaltung seiner Diöcesen wieder gestattet. Hat nun die Staatsgewalt ihrer Forderung entsagt — oder hat der Prälat sich endlich derselben unterworfen? Darüber müssen, so scheint es, die eigenen Erklärungen des Königs sowohl als des Erzbischofes Auskunft geben. In dem königlichen Publicandum v. 29. Juli (Allg. Ztg. v. 12. Aug. d. J.) wird gesagt: Seine Majestät hätten sich mit den von dem Hochseligen Könige für unerläßlich anerkannten Maßregeln durchaus einverstanden erklären müssen; doch gewährten „die jetzt am Fuße des Thrones niedergelegten Erklärungen des Erzbischofs von Dunin die Hoffnung, es werde das schöne Ziel einer Verständigung, durch welche die Rechte der Krone gewahrt, und das Ansehen der Landesgesetze, wie nicht minder auch die Wiederkehr der kirchlichen Ordnung gesichert werde, glücklich erreicht seyn." — S. M. seyen daher

gern geneigt gewesen, in der von dem Erzbischofe von Dunin bisher erlittenen Suspension von seinen kirchlichen Funktionen und in der durch seine eigenmächtige Entfernung aus Berlin herbeigeführten Haft, diejenige Genugthuung anzuerkennen, welche der durch ihn verletzten Autorität der Gesetze nothwendig habe verschafft werden müssen?“ — Man sieht, hier ist in der Theorie noch nichts geändert, der Erzbischof erscheint fortwährend als schuldig der Uebertretung der Staatsgesetze, und nur darin dürfte allenfalls eine Milderung zu finden seyn, daß das über ihn Verhängte nicht als Vollstreckung des gegen ihn gefällten richterlichen Strafurtheils dargestellt wird; denn statt der von dem Gerichtshofe ausgesprochenen Absetzung ist hier nur von einer Suspension die Rede, und seine Haft wird als „Folge seiner eigenmächtigen Entfernung aus Berlin“ erklärt. Doch dürfte für die mit den katholischen Grundsätzen nicht Vertrauten die Bemerkung hier dienlich seyn, daß selbst von einer Suspension eines Bischofs durch eine andere als die kirchliche Gewalt gar nicht die Rede seyn kann. Die Staatsgewalt kann einem Bischofe die Ausübung seines Amtes physisch unmöglich machen; aber ihm die Verrichtung kirchlicher Functionen verbieten, und ihn durch dieses Verbot im Gewissen verpflichten — und ohne eine solche innere Verpflichtung hätte die Suspension keinen Sinn — das übersteigt denn doch die Gränzen der Staatsgewalt, das vermag nur die auf einem Concilium versammelte Kirche, oder deren Oberhaupt. So lange ein Prälat physisch frei ist, so lange wird er sich stets für berechtigt, nach Umständen auch für verpflichtet halten, die Funktionen seines hohen Amtes auszuüben, und der Katholik existirt wohl nicht, der eine kirchliche Handlung seines Bischofs deshalb für ungültig oder auch nur für minder werthvoll hielte, weil etwa die weltliche Gewalt den Bischof suspendirt hätte. Wir haben zwar gelesen, daß preußische Regierungsbehörden die Taufen, welche von abgesetzten oder suspendirten lutherischen Pfarrern in Schlesien vorgenommen wor-

den waren, für nichtig und ungültig erklärt haben, aber so etwas dürfte doch wohl nur auf protestanischem Boden, und auch hier nicht ohne Widerspruch aller derer, denen auch nur noch eine Ahndung von der Würde und Bedeutung einer Kirche und der Natur eines Sacramentes inwohnt, möglich seyn.

Doch wir kommen zu der für uns wichtigeren Frage: Was hat der Erzbischof versprochen? Um welchen Preis hat er seine Freilassung erkauft? Hat er seine Verordnung wegen der Trauung gemischter Ehen zurückgenommen? Fast sollte man dieß erwarten, wenn ein Berliner Correspondent der Allg. Ztg. vom 14. Sept. d. J. versichert, „der Hirtenbrief des Erzbischofs habe bei der durchweg darin herrschenden versöhnlichen Gesinnung dort, wenn auch nicht einen vollkommen befriedigenden, doch einen guten Eindruck gemacht." Es scheint indeß, daß man daselbst allerlei in den Hirtenbrief hineingelesen hat, wovon andere weniger optimistisch Gesinnte keine Spur entdecken dürften. Hinsichtlich der Hauptfrage von den gemischten Ehen beharrt der Prälat offenbar bei seinen früheren Verordnungen, indem er seine Geistlichen neuerdings anweist, da Verträge und Versprechungen über katholische Kindererziehung durch das Staatsgesetz für nichtig und unverbindlich erklärt seyen, Alles das zu unterlassen, was eine kirchliche Billigung solcher Ehen zu enthalten scheinen würde, also die Mitwirkung zu derselben und die Einsegnung zu verweigern; wobei der Prälat noch hervorhebt, daß es auch nach einer ihm mitgetheilten Erklärung des Königs den Geistlichen freistehe, sich hinsichtlich derartiger Ehen jeder Assistenz und jedes religiösen Aktes zu enthalten. Hiemit wäre denn der lange Zwist endlich zu Gunsten der Kirche entschieden; denn etwas anderes als das hier Verordnete hat die Kirche nicht in Anspruch genommen, sie begnügt sich, daß man ihr die Freiheit lasse, den Ehen, welche sie mißbilligen muß, kirchliche Assistenz und Einsegnung zu verweigern. und hätte man sie nicht zu einem entgegengesetzten mit ihren unverjährbaren Prinzipien schlechterdings nicht

Ansehung der Mittel, welche zur Sicherung des kirchlichen Friedens zu führen geeignet sind, eine Meinen Absichten entsprechende und zu Ihrer Beruhigung gereichende Verständigung statt gefunden, welche Mir das feste Vertrauen einflößt, daß die Aufrechthaltung des so wünschenswerthen allseitigen Einvernehmens fortan nicht weiter gestört seyn werde. Ich habe Mich daher in Ausführung der Mir bekannten huldreichen Willensmeinung Sr. Majestät des höchstseligen Königs, welche zu erfüllen Mir Pflicht ist, entschlossen, von der Vollstreckung des wider Sie ergangenen gerichtlichen Erkenntnisses abzustehen und, auf Ihre erneuerte Bitte, Ihre Rückkehr in Ihre Diöcese zu bewilligen. Indem Ich demnach die Rückkehr in Ihre bischöfliche Amtswirksamkeit Ihnen gestatte, erwarte Ich mit festem Vertrauen, daß Sie nach Kräften bemüht seyn werden, die in Ihrem an Mich gerichteten Schreiben ausgedrückten Vorsätze, von deren Aufrichtigkeit Ich Mich überzeugt halten will, in pflichttreuer und gewissenhafter Gesinnung zur Ausführung zu bringen. Es wird Mich freuen, durch die Bestätigung Ihrer gegen Mich ausgesprochenen Verheißungen Mich bald in den Stand gesetzt zu sehen, Sie an Meinem Hoflager zu empfangen. Ich verbleibe Ew. Hochwürden wohlgeneigter Friedrich Wilhelm. Sanssouci, den 29. Juli 1840. An den Erzbischof v. Dunin in Kolberg."

Dieß ist ein wahrhaft königliches, edel und würdevoll gehaltenes Schreiben, doppelt wohlthuend und erfrischend, nachdem wir Jahre lang in einer Unzahl von Documenten und bezahlten Zeitungsartikeln von den Gliedern der Bureaukratie und ihren Handlangern fast nur eine schonungslos verletzende und oft höhnische Sprache gegen die beiden mißhandelten Kirchenfürsten vernommen haben. Gewiß wird nicht bloß jeder preußische, auch jeder deutsche Katholik sich [illegible] erhabenen Monarchen, dessen milde und versöhnende [illegible] nicht blos der Person des Prälaten, sondern [illegible] vertretenen Sache und der Kirche, deren

seyn; ihr Beruf in dieser Sache kann nur der seyn, durch die in ihrem Wirkungskreise liegenden Mittel der Belehrung, des Beichtstuhls, der Sacramente die Gläubigen an ihre Pflicht hinsichtlich der Religion ihrer Kinder zu mahnen, ihnen die verderblichen Folgen solcher Ehen vorzuhalten, und auf diesem Wege wenigstens eine Verminderung derselben herbeizuführen.

Wenden wir uns nun aber zu der gewichtigen Frage, wie sich nunmehr der Erzbischof gegenüber der Forderung des preußischen Landrechts verhalte, nach welcher jede Erlassung einer kirchlichen Verfügung ohne Genehmigung der protestantischen Regierung ein Staatsvergehen seyn soll, so giebt uns sein encyklisches Schreiben hierüber keinen Aufschluß; wohl aber finden wir einen solchen in dem königlichen Kabinetsschreiben vom 29. Juli 1840, welches dem Erzbischofe die Kunde von seiner Freilassung nach Kolberg überbrachte. Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, dieses Schreiben wie es die Leipziger Allgemeine Zeitung mitgetheilt hat, hieher zu setzen.

„Hochwürdigster Erzbischof! Durch das von Ew. Hochwürden unter dem 24. d. M. an Mich gerichtete Schreiben habe Ich zu Meiner Genugthuung die Erklärung empfangen, daß Sie den Eid der Unterthänigkeit, der Treue und des Gehorsams, welchen Sie beim Antritte Ihres bischöflichen Amtes Sr. Majestät, Meinem in Gott ruhenden Herrn Vater und Vorgänger in der Regierung, geleistet haben, auch Mir, als Ihrem nunmehrigen König und Landesherrn, in pflichtmäßiger Gesinnung fest und unverbrüchlich zu halten geloben. Gleichzeitig habe Ich gern von der in Ihrem Schreiben ertheilten Versicherung Kenntniß genommen, daß Sie für den Fall, wenn Ihre Rückkehr zu Ihrer bischöflichen Verwaltung erfolgen sollte, ernstlich entschlossen sind, Ihr geistliches Hirtenamt zur Beförderung des Friedens und der Eintracht unter den verschiedenen Confessionen und zur Herstellung einer wohlgeordneten Kirchenverwaltung zu benutzen. Es hat in

keit oder der Aufreizung auf ihn werfen könnte. Oder wollte man ihm das etwa als Eidbruch auslegen, daß er sich durch die Versagung des Regierungsplacet's nicht abhalten ließ, seinem Klerus eine Instruktion über dessen Verfahren hinsichtlich der gemischten Ehen in dem dringendsten Zeitpunkte zugehen zu lassen? Aber der jetzige Ausgang der Unterhandlungen ist ja schon die vollständigste Rechtfertigung des Erzbischofes; die Regierung erkennt nun selber thatsächlich an, daß in der Frage der Einsegnung gemischter Ehen, also materiell das Recht auf seiner Seite war, wenn sie auch im Publicandum ihn der formellen Gesetzesubertretung zu beschuldigen fortfährt. Wenn nun aber diese letztere Beschuldigung nur von der Ansicht ausgehen kann, daß ein Bischof einem weltlichen Ministerium anderer Confession auch in allen rein religiösen Fragen unbedingte Unterwerfung zu leisten verpflichtet sey, so können wir es dem unbefangenen Urtheile jedes denkenden Protestanten anheimgeben, ob hier nicht der göttliche Spruch: „Gebt Gott was Gottes ist, und dem Cäsar was des Cäsars ist“ — in der That dahin verkehrt werde: „Gebt dem Cäsar Alles was er verlangt, und Gott nur so viel, als der Cäsar euch zu geben verstatten will.“ Kann es denn auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn, daß ein Bischof, sobald er überzeugt ist, die Reinerhaltung des Glaubens, das Wohl der Kirche erheische gebieterisch von ihm eine Verfügung, sich durch kein weltliches Veto abhalten lassen darf, diese Verfügung zu publiciren, und daß sein der weltlichen Gewalt geleisteter Eid des Gehorsams ihn nicht an der Erfüllung seiner aus göttlichem Rechte stammenden und auf göttlicher Verpflichtung beruhenden Amtspflichten hindern kann? Würden diejenigen, die eine solche Forderung an einen Bischof stellen, ihn nicht selber als einen feigen Miethling verachten, wenn er durch solches Schweigen das Wohl der ihm anvertrauten Kirche verriethe, und ihnen zu gefallen sein Gewissen befleckte? Mögen also jene, welche die Artikel ihres, im Sinne des Territorialsystems abgefaßten Landrechts rücksichtslos über das 1800jäh-

rige Recht der Kirche hinaufstellen, doch endlich einmal zu der Einsicht gelangen, daß sie dadurch einen immerwährenden, — höchstens hie und da durch temporäre Waffenruhe unterbrochenen, Kriegszustand zwischen der Kirche und der Staatsgewalt begründen, und daß ihr Veto zwar einen gewissenhaften Bischof bestimmen kann, in unwesentlichen Dingen nachzugeben, nimmermehr aber ihn abhalten wird, in wichtigen, zur Verwaltung seiner Diöcese oder zur Belehrung des Volkes nothwendigen Gesetzen oder Hirtenbriefen, wenn alle Vorstellungen zur Erwirkung des Placet fruchtlos geblieben, dem Gebote seiner Pflicht zu folgen.

Indessen, da bei dem in Preußen, wie auch anderwärts, waltenden Dualismus, dem guten Willen und der Gerechtigkeitsliebe einerseits, und der verkehrten Theorie mancher Subalternen andererseits, doch die Aussicht gegeben ist, daß Ormuzd über Ahriman den Sieg davon trage, laßt uns mit minder trüben Erwartungen in die Zukunft blicken! Laßt uns vor Allem die Hoffnung hegen, daß auch jenem ehrwürdigen Confessor, der zuerst das Opfer seiner Berufstreue geworden, endlich die nicht blos von Tausenden — nein, von Millionen heiß ersehnte Gerechtigkeit zu Theil werden möge! Und warum ist derjenige, der zuerst seiner Kirche entrissen worden, nicht auch zuerst ihr wiedergegeben worden? Auf diese Frage haben die Gegner durch Hinweisung auf eine nicht abzuläugnende Thatsache geantwortet.

„Mit dem Erzbischof von Dunin“ — sagt ein aus Westphalen datirter Artikel der Elberfelder Zeitung vom 2ten September — „können und werden auch jene wünschenswerthen Güter (Beruhigung der aufgeregten Gemüther, Herstellung und Befestigung des kirchlichen Friedens) in die Diöcesen zurückkehren, weil seine Diöcesan-Geistlichkeit ihm bekanntlich ungetheilt mit einer Ergebenheit zugethan ist, welche die Besorgniß vor neuer Störung des kirchlichen Friedens ausschließt. Wie ganz anders liegen dagegen die Verhältnisse in der Köl-

keit oder der Aufreizung auf ihn werfen könnte. Oder wollte man ihm das etwa als Eidbruch auslegen, daß er sich durch die Versagung des Regierungsplacet's nicht abhalten ließ, seinem Klerus eine Instruktion über dessen Verfahren hinsichtlich der gemischten Ehen in dem dringendsten Zeitpunkte zugehen zu lassen? Aber der jetzige Ausgang der Unterhandlungen ist ja schon die vollständigste Rechtfertigung des Erzbischofes; die Regierung erkennt nun selber thatsächlich an, daß in der Frage der Einsegnung gemischter Ehen, also materiell das Recht auf seiner Seite war, wenn sie auch im Publicandum ihn der formellen Gesetzesübertretung zu beschuldigen fortfährt. Wenn nun aber diese letztere Beschuldigung nur von der Ansicht ausgehen kann, daß ein Bischof einem weltlichen Ministerium anderer Confession auch in allen rein religiösen Fragen unbedingte Unterwerfung zu leisten verpflichtet sey, so können wir es dem unbefangenen Urtheile jedes denkenden Protestanten anheimgeben, ob hier nicht der göttliche Spruch: „Gebt Gott was Gottes ist, und dem Cäsar was des Cäsars ist“ — in der That dahin verkehrt werde: „Gebt dem Cäsar Alles was er verlangt, und Gott nur so viel, als der Cäsar euch zu geben verstatten will.“ Kann es denn auch nur einen Augenblick zweifelhaft seyn, daß ein Bischof, sobald er überzeugt ist, die Reinerhaltung des Glaubens, das Wohl der Kirche erheische gebieterisch von ihm eine Verfügung, sich durch kein weltliches Veto abhalten lassen darf, diese Verfügung zu publiciren, und daß sein der weltlichen Gewalt geleisteter Eid des Gehorsams ihn nicht an der Erfüllung seiner aus göttlichem Rechte stammenden und auf göttlicher Verpflichtung beruhenden Amtspflichten hindern kann? Würden diejenigen, die eine solche Forderung an einen Bischof stellen, ihn nicht selber als einen feigen Miethling verachten, wenn er durch solches Schweigen das Wohl der ihm anvertrauten Kirche verriethe, und ihnen zu gefallen sein Gewissen befleckte? Mögen also jene, welche die Artikel ihres, im Sinne des Territorialsystems abgefaßten Landrechts rücksichtslos über das 1800jäh-

rige Recht der Kirche hinaufstellen, doch endlich einmal zu der Einsicht gelangen, daß sie dadurch einen immerwährenden, — höchstens hie und da durch temporäre Waffenruhe unterbrochenen, Kriegszustand zwischen der Kirche und der Staatsgewalt begründen, und daß ihr Veto zwar einen gewissenhaften Bischof bestimmen kann, in unwesentlichen Dingen nachzugeben, nimmermehr aber ihn abhalten wird, in wichtigen, zur Verwaltung seiner Diöcese oder zur Belehrung des Volkes nothwendigen Gesetzen oder Hirtenbriefen, wenn alle Vorstellungen zur Erwirkung des Placet fruchtlos geblieben, dem Gebote seiner Pflicht zu folgen.

Indessen, da bei dem in Preußen, wie auch anderwärts, waltenden Dualismus, dem guten Willen und der Gerechtigkeitsliebe einerseits, und der verkehrten Theorie mancher Subalternen andererseits, doch die Aussicht gegeben ist, daß Ormuzd über Ahriman den Sieg davon trage, laßt uns mit minder trüben Erwartungen in die Zukunft blicken! Laßt uns vor Allem die Hoffnung hegen, daß auch jenem ehrwürdigen Confessor, der zuerst das Opfer seiner Berufstreue geworden, endlich die nicht blos von Tausenden — nein, von Millionen heiß ersehnte Gerechtigkeit zu Theil werden möge! Und warum ist derjenige, der zuerst seiner Kirche entrissen worden, nicht auch zuerst ihr wiedergegeben worden? Auf diese Frage haben die Gegner durch Hinweisung auf eine nicht abzuläugnende Thatsache geantwortet.

„Mit dem Erzbischof von Dunin“ — sagt ein aus Westphalen datirter Artikel der Elberfelder Zeitung vom 2ten September — „können und werden auch jene wünschenswerthen Güter (Beruhigung der aufgeregten Gemüther, Herstellung und Befestigung des kirchlichen Friedens) in die Diöcesen zurückkehren, weil seine Diöcesan-Geistlichkeit ihm bekanntlich ungetheilt mit einer Ergebenheit zugethan ist, welche die Besorgniß vor neuer Störung des kirchlichen Friedens ausschließt. Wie ganz anders liegen dagegen die Verhältnisse in der Köl-

ner Diöcese. Das bekannte Zerwürfniß des Erzbischofs mit einem großen (?) und jedenfalls sehr bedeutenden Theiles seiner Diöcesan-Geistlichkeit hatte vor seiner Entfernung aus Köln schon so tiefe Wurzeln geschlagen, und in so vielen Beziehungen die Herstellung des gegenseitigen Vertrauens unmöglich gemacht, daß auch jetzt u. s. w."

Wenn wir von der Uebertreibung, daß es ein großer Theil des Clerus sey, der mit seinem Oberhirten zerfallen, absehen, so hat jenes Blatt die Wahrheit geredet. Omne regnum in se divisum desolabitur — darum Ehre und Preis dem Clerus von Gnesen und Posen, den in bedrängter Zeit weder Drohungen noch Verheißungen, weder Geldstrafen noch andere Mittel in der Treue gegen seinen Erzbischof, in der gewissenhaften Befolgung seiner Gebote wankend zu machen vermocht haben; — Ehre auch jenem Theile des Kölnischen Clerus, der bisher, freimüthig in Wort und That, seinem rechtmäßigen Oberhirten ergeben geblieben. Was sollen wir aber von jenem Domcapitel sagen, das sich schadenfrohen Gegnern zum willigen Werkzeuge kirchlicher Zerrüttung hingegeben, das gegen seinen gefangenen Erzbischof eine zweideutige, von Rom mit Indignation zurückgewiesene Anklage erhoben, und ungescheut, in den höchsten Bedrängnissen der Kirche, die Verwaltung der Diöcese zum Vortheile der Anhänger einer vom Oberhaupt der Kirche verworfenen Lehre benutzt hat? Wir wollen hoffen, das Beispiel ihrer Brüder in Gnesen und Posen wird sie in sich gehen machen, daß sie beschämt von der bisher befolgten Bahn umkehren, und auch ihre Stimme für den verbannten Oberhirten erheben, denn wahrlich sonst würde ihr Andenken nicht untergehen in der Fluth der Tagesereignisse; auf einer der schönsten und ehrenvollsten Seiten der Kirchengeschichte unserer Zeit würden sie den dunkeln Fleck kirchlicher Ehrlosigkeit und gefühlloser Selbstsucht bilden; — doom'd to everlasting fame, würden ihre Namen noch nach Jahrhunderten neben denen jener Traditoren genannt werden, die einst die Schriften und Gefäße der römischen

Staatsgewalt auslieferten, sie würden in die Ewigkeit hinübergehen mit dem Gefühle, daß sie es waren, die die Aussöhnung und den kirchlichen Frieden verhindert!

XXXII.

Die Burgen und Klöster.

(Eine Betrachtung.)

Die alten Burgen und Schlösser hat man in unseren Tagen wieder zu Gnaden aufgenommen. Es war aber eine Zeit, und die ist noch nicht lange her, als man auch gegen ihr verwitterend Gestein den Krieg der Zerstörung erhob, um jede Erinnerung an die Zeiten, die sie geschaffen, und deren Zeugen sie sind, zu vernichten. Gegenwärtig ist man nachsichtiger geworden; man schont sie, als Denkmale der Geschichte, an die tausend Erinnerungen sich knüpfen; man ehrt in ihnen die Wiege oder den Sitz berühmter Geschlechter, die ihren Namen und ihr Wappen in tiefen, unauslöschlichen Zügen den Marksteinen der Jahrhunderte eingegraben. Die Zauberlampe der Sage hat ihren wundervollen, bilderreichen, vielfarbigen Schein, der Abendsonne gleich, darüber ausgegossen; da ziehen denn die Wanderer von fern und nahe hinauf, um den Tönen der alten Harfe zu lauschen, die von unbekannter Geisterhand gerührt, in seltsamen, geheimnißvollen Akkorden erklingt, und in ihrer Seele Ahnungen und Gefühle längst vergangener Jahrhunderte aufweckt; so stehen sie dort oben auf der einsamen Höhe, und möchten in das Nebelgrau dahingeschwundener Zeiten tief hineinblicken, wie sie die Länder ringsum, und die Ströme, die zu ihren Füßen rinnen, weithin überblicken. Und wie vieles wissen die Altersgrauen ihren Gästen nicht zu erzählen; sieht der Wanderer die trotzigen, alten Vesten das Thal auf und ab, zur Rechten und Linken, wie sie hoch von der Fels-

kaum erhebt sich eine Stimme des Tadels oder der Klage, wenn nun die industriösen Schacherjuden kommen, das Blei von dem Dache, das Eisen aus den Mauern und die Platten aus dem Fußboden reißen, wenn sie mit dem Holzwerk ihren Ofen heitzen, mit den Grabsteinen ihren Küchengarten ummauern und im Taufbecken das Regenwasser auffangen, die Glasgemälde aber nach England, die Sculpturen nach Rußland verkaufen. Wie oft hat sie das Alles ruhig geschehen lassen, und kann es nicht noch gegenwärtig jeden Tag geschehen?

Und doch könnte auch ihr Anblick gar manche erhebende und tröstliche Betrachtung in der Seele des Vorübergehenden erwecken. Sind die Ritterburgen Symbole des Krieges, so sind die Klöster die Wohnungen des Friedens. Mitten in das sturmbewegte Meer von Welt und Zeit, deren Wogen unaufhörlich gegen ihre stillen Mauern anbranden, wehrlos hineingebaut, ist die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Gottgeweihten, die Scheue vor dem Gottesgute, ihr einziger Schirm wider die Hände der Räuber und Zerstörer. Und wie unbeständig und wandelbar ist alles Irdische, alles Menschliche, was die dem Dienste der Ewigkeit Erbauten umgibt: in vier und zwanzig Stunden wechseln Tag und Nacht, und rasch folgen einander Sommer und Winter, und Wiege und Sarg stehen so nahe neben einander, daß derselbe Baum oft sein Holz zu beiden gibt. Wenn nun diesem schwindelnd schnellen Umschwunge der Zeit gegenüber ein stilles Haus tausend Jahre friedlichen Bestandes zählt: ist dieß nicht allein schon ein trostreicher, beruhigender, die Menschheit ehrender Gedanke, der beschämend die Hand des frechen Zerstörers aufhalten sollte? Ein Besitz, der von so vielen Generationen heilig gehalten wurde und unangetastet blieb, ist er nicht gleichsam eine Heiligung, eine Bürgschaft für jeden andern Besitz, in dessen Mitte er sich erhebt; ist er dieß nicht namentlich im Vergleich zu dem Besitze des industriellen Papierreichthums, der, schnell gewonnen, sich selten auf das dritte Glied ver-

Verdammend von den Höhen herabzusehen
Auf eine Welt, die nicht an euch kann reichen.

Ein enger Sinn baut Hütten, die ihm gleichen,
Im Thal, wo nicht der Freiheit Lüfte wehen;
Ihr seht sie bau'n, seht wieder sie vergehen,
Und ihr steht droben, ewige Todeszeichen.

Auch die neuerwachte Liebhaberei, so manche dieser alten Burgen in ihrem früheren Glanze wieder herzustellen, und sich künstlich in eine für immer dahingeschwundene Zeit zurückzuversetzen, mag man sie immerhin für eine Spielerei des Luxus ansehen, ist doch, in Verbindung mit verwandten Erscheinungen im Leben, in Kunst und Wissenschaft, kein bedeutungsloses Zeichen unserer Zeit; denn auch sie zeigt, daß wenigstens bei einem Theile der Gesellschaft die Zeit des blinden Hasses und der Zerstörungslust vorüber, und ein Geist der Herstellung und des Wiederaufbaues erwacht ist. Ja, es verräth sich darin eine gewisse Unbefriedigtheit der Gegenwart, die sich zurück nach der Vergangenheit, als einer froheren Jugendzeit sehnt, und sich gern mit ihren Bildern umgibt.

Die Klöster dagegen, obschon ihre Stifter gar oft dieselben waren, die jene Burgen, die man nun herstellt, erbaut, sind noch nicht ganz so glücklich gewesen. Kalt geht die Zeit an ihnen vorüber, und sieht es mit Gleichgültigkeit, wie ihre hohen Hallen, jüngst noch wohl erhalten, rasch dem Verfalle entgegen gehen; sie freut sich, wenn die Industrie darin ihren Sitz aufgeschlagen und die nimmer ruhenden Walzen und Räder schnurren oder wenn die Landwirthschaft sich Kirchen und Kreuzgänge zu Stallungen umgeschaffen, und das Roß vom Altare sein Futter frißt; sie gibt ihren Beifall dazu, wenn man sie in Zuchthäuser, oder Irrenhäuser, oder Magazine umwandelt; auch läßt sie es geschehen, wenn sie zu gar keinem erdenklichen Zwecke materieller Nützlichkeit dienen können, und kein Reicher sich findet, der sie zu einem Lustschlosse umbauen will, daß man sie dann zum Abbruche verkaufe; und

kaum erhebt sich eine Stimme des Tadels oder der Klage, wenn nun die industriösen Schacherjuden kommen, das Blei von dem Dache, das Eisen aus den Mauern und die Platten aus dem Fußboden reißen, wenn sie mit dem Holzwerk ihren Ofen heizen, mit den Grabsteinen ihren Küchengarten ummauern und im Taufbecken das Regenwasser auffangen, die Glasgemälde aber nach England, die Sculpturen nach Rußland verkaufen. Wie oft hat sie das Alles ruhig geschehen lassen, und kann es nicht noch gegenwärtig jeden Tag geschehen?

Und doch könnte auch ihr Anblick gar manche erhebende und tröstliche Betrachtung in der Seele des Vorübergehenden erwecken. Sind die Ritterburgen Symbole des Krieges, so sind die Klöster die Wohnungen des Friedens. Mitten in das sturmbewegte Meer von Welt und Zeit, deren Wogen unaufhörlich gegen ihre stillen Mauern anbranden, wehrlos hineingebaut, ist die Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Gottgeweihten, die Scheue vor dem Gottesgute, ihr einziger Schirm wider die Hände der Räuber und Zerstörer. Und wie unbeständig und wandelbar ist alles Irdische, alles Menschliche, was die dem Dienste der Ewigkeit Erbauten umgibt: in vier und zwanzig Stunden wechseln Tag und Nacht, und rasch folgen einander Sommer und Winter, und Wiege und Sarg stehen so nahe neben einander, daß derselbe Baum oft sein Holz zu beiden gibt. Wenn nun diesem schwindelnd schnellen Umschwunge der Zeit gegenüber ein stilles Haus tausend Jahre friedlichen Bestandes zählt: ist dieß nicht allein schon ein trostreicher, beruhigender, die Menschheit ehrender Gedanke, der beschämend die Hand des frechen Zerstörers aufhalten sollte? Ein Besitz, der von so vielen Generationen heilig gehalten wurde und unangetastet blieb, ist er nicht gleichsam eine Heiligung, eine Bürgschaft für jeden andern Besitz, in dessen Mitte er sich erhebt; ist er dieß nicht namentlich im Vergleich zu dem Besitze des industriellen Papierreichthums, der, schnell gewonnen, sich selten auf das dritte Glied ver-

erbt, und, oft schon in der ersten Hand zerrinnend, die Gesellschaft in einen Zustand fieberhafter Bewegung setzt. In manchem dieser Klöster, denen unsere Zeit das Urtheil der Vernichtung gesprochen, hat die heilige Lampe, welche die wohlthätige Hand des Stifters einer längst dahingegangenen Dynastie angezündet, tausend Jahre in feierlicher Stille vor dem Allerheiligsten gebrannt, und tausend Jahre ist der Gesang nicht verstummt, der aus dem Munde der Brüder und Schwestern zum Preise dessen erscholl, vor Dem tausend Jahre wie ein Augenblick sind.

Ich kenne das Haus eines Bauern, das die bedeutungsvolle Inschrift führt:

> Dieß Haus ist mein und doch nicht mein,
> Dem Zweiten wird es auch nicht seyn,
> Den Dritten trägt man auch hinaus:
> Drum Wandrer sprich, wem ist dieß Haus?

Die Klöster hießen, nach dem Namen ihres Herrn, im Munde unserer Väter Gotteshäuser. Heil dem Lande, das sein Besitzrecht geehrt und den Herrn nicht aus dem Seinen getrieben und obdachlos gemacht. Es fehlt aber in der That der Geschichte dieser Gotteshäuser nicht an Beispielen, daß derselbe Kelch, womit der erste Stifter in der fernsten Vorzeit seine Stiftung begabt, durch hundert Generationen von Hand zu Hand, bis auf unsere Zeit herab, gegangen, und Alle ihm darin das heilige Opfer für die Ruhe seiner Seele dankerfüllt darbrachten. Noch heute dienen die Handschriften, die diesen Gotteshäusern dargebracht wurden, zur Bereicherung unserer Wissenschaft, und so ruhen wir oft in dem Schatten eines Baumes und laben uns an seinen Früchten, ohne daß wir den milden Gärtner kennen, der ihn gepflanzt; ist gleich sein Name verschollen, so wirkt der Segen seines Werkes fort, und der Arme empfängt noch das Almosen, das er für ihn vor einem Jahrtausend auf den Altar niedergelegt. Und so fühlen wir, bei dem Gedanken an diese Stiftungen, wie ein heiliges, einigendes Band sich durch

die Zeiten und die Menschheit schlingt, das die Jahrhunderte und die Herzen der Generationen durch Wohlthaten und Dankgebete verbindet.

Eine andere heilsame Empfindung, die der Anblick dieser heiligen Mauern erweckt, ist die, daß sie gegenüber dem ruhelosen, geräuschvollen, eigensüchtigen, nimmersatten Treiben der Welt dastehen als ernste Mahner an das Unvergängliche und Ewige. Ihre heilige Ruhe, ihre feierliche Stille übt daher einen wohlthätigen Einfluß auf das sorgenvolle, zerrissene Herz des Weltkindes, und des müden Pilgers, wenn:

„Er eilt durch Wiesen, die der Thau befeuchtet,
Dem Kloster zu, das ihm entgegen leuchtet.

Schon sieht er dicht sich vor dem stillen Orte,
Der seinen Geist mit Ruh und Hoffnung füllt,
Und auf dem Bogen der geschlossenen Pforte
Erblickt er ein geheimnißvolles Bild.
Er steht und sinnt und lispelt leise Worte
Der Andacht, die in seinem Herzen quillt,
Er steht und sinnt, was hat das zu bedeuten?
Die Sonne sinkt und es verklingt das Läuten.“

Er sieht die Mauern, die nicht die Selbstsucht, sondern die Hingabe des irdischen Gutes an Gott gegründet, er sieht darin das Bild der Entsagung und die, welche sie zu ihrer Wohnung erwählt, haben sich selbst demselben Gotte zum freiwilligen Dienste hingegeben. Nicht der vergänglichen Genußsucht, sondern dem Gottesdienste, dem Gebete, der Buße, dem Seelenfrieden der Abgestorbenen und der Lebenden, der mildthätigen Barmherzigkeit, der Belehrung, der Tröstung und Erheiterung der Welt durch Religion, Kunst und Wissenschaft, sieht er das Haus und seine Bewohner geweiht, und wird bei diesem Anblicke nicht auch in ihm eine ähnliche Saite erklingen und der Geist des Opfers, der Anbetung und der Barmherzigkeit erwachen? Er sieht ja hier in seinem unvergänglichem Glanze dasselbe Zeichen, vor dem der Kaiser der Welt anbetend nieder gesunken:

„Das Zeichen sieht er prächtig aufgerichtet,
Das aller Welt zu Trost und Hoffnung steht,
Zu dem viel tausend Geister sich verpflichtet,
Zu dem viel tausend warm gefleht,
Das die Gewalt des bittern Tod's vernichtet,
Das in so mancher Siegesfahne weht:
Ein Labequell durchdringt die matten Glieder,
Er sieht das Kreuz, und schlägt die Augen nieder".

Und hat auch der Geist unserer Zeit sich noch nicht ganz mit diesem Zeichen und mit dem Geiste, der diese Häuser erbaut, ausgesöhnt, so scheint doch auch hier der Höhepunkt des Hasses und der Zerstörung vorüber. Zwar haben wir noch jüngst gesehen, wie spanische und portugiesische Revolutionaire im Bunde mit Börsenjuden die sämmtlichen Stiftungen ihrer Vorfahren abgeschlachtet; wir haben ferner gesehen, wie die Ordensgenossenschaften von den Radicalen der sogenannten Schweizer Eidgenossenschaft, trotz ihrem alljährlichen Eide, gebunden, geknebelt und langsam erwürgt werden, wir sind nicht minder Zeugen gewesen, wie der Mund des Zaren über alle polnischen Gotteshäuser das Urtheil gesprochen; und doch — wir wiederholen es noch einmal — die Zeit der Zerstörung ist auch hier vorüber und die des Wiederaufbauens hat bereits begonnen. Zur Bekräftigung dieser Behauptung dürfen wir nur einen Blick nach England, Irland, Frankreich, Belgien, Italien, einen Theil von Deutschland und selbst über das Meer hinüber nach Amerika werfen, und überall erblicken wir über neuerbauten oder aus ihren Trümmern neuerstehenden Gotteshäusern das Zeichen der Erlösung siegreich aufgerichtet. Um auch unserer Seits an diesem allgemeinen Wiederaufbaue Theil zu nehmen, werden wir in dem Verfolge dieser Blätter die Aufmerksamkeit unserer Leser auf das segenvolle Wirken und die Geschichte solcher Stiftungen in alter und neuester Zeit hinwenden.

XXXIII.

Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.

VIII. Ausbruch des Bauernkrieges, sein Charakter und seine Theilnehmer.

Bei den vielen, unter dem deutschen Landvolke obwaltenden Ursachen der Mißstimmung und Gährung mußte die Saat, welche Luther, Zwingli, Münzer und die Prädicanten ihrer Lehre mit vollen Händen ausstreuten, einen fruchtbaren Boden finden, und der wirkliche Ausbruch einer großen Krise konnte nicht lange ausbleiben. — Die ersten Vorboten des Sturmes zeigten sich bereits im October 1524 in den österreichischen Vorlanden, wo der vertriebene Herzog Ulrich von Würtemberg aufreizend gewirkt zu haben scheint. Im November desselben Jahres lehnten sich, in der Landgrafschaft Stählingen, die Unterthanen des Grafen Sigmund von Lupfen auf, erklärten jedoch später den Abgeordneten des schwäbischen Bundes: „daß sie nicht wegen des Evangelium's sich verbunden hätten, auch nicht evangelisch wären". In der That scheint dieser Tumult nur wegen weltlicher Beschwerden entstanden zu seyn, und deßhalb gelang es damals noch dem Reichsregimente und dem schwäbischen Bunde, unter Vermittelung der Stadt Schaffhausen, durch Unterhandlungen und Drohungen, ohne Anwendung eigentlicher Gewalt, die Ruhe wieder herzustellen. — Allein am Neujahrstage 1525 brach unter den Bauern des Abtes von Kempten der Aufruhr in hellen Flammen aus; von diesem Zeitpunkte an trug er ent-

schieben das Gepräge eines fanatischen Religionskrieges, — und wälzte sich in den nächsten Wochen mit der Kunde von dem Geschehenen über den Süden und Westen von Deutschland. Zunächst empörten sich die Unterthanen des Bischofs von Augsburg im Allgau, dann die der Aebte von Ochsenhausen und Roth, der Grafen von Montfort, der Truchsesse von Waldburg. Bald war ganz Schwaben in wilder Gährung, die sich von hieraus den Neckar, Main und Rhein hinab, und vom Bodensee bis an die Donau und stromabwärts verbreitete. Auch die Odenwälder Bauern standen auf; den Neckar und Main hinauf zog sich der Aufruhr nach Franken, und hauste insbesondere im Würzburgischen und im mainzischen Obererzstift, um Aschaffenburg. Der Hoch- und Deutschmeister ward verjagt, die Grafen von Hohenlohe zum Anschluß an die Bauern gezwungen, Rottenburg und Heilbronn hielten freiwillig mit den Empörern. — Gleichzeitig wälzte sich die Empörung vom Elsaß hinab in's Speierische und in die Pfalz, bis in's Rheingau. — Daneben strömte von Mühlhausen, als von einem andern Mittelpunkte aus, Anarchie und Gewaltthat über Thüringen, Hessen und das Eichsfeld. — Der Harz bildete gegen Norden die Gränze der Gährung; doch zeigten sich im Münsterschen schon damals Spuren einer Aufregung, die wenige Jahre später in hellen Flammen ausbrach; dagegen wurde nach Süden hin das Gebirgsvolk in Steiermark und Salzburg, in einem Theile von Tyrol bis in's Etschthal, im Hegau und Allgau, und in der nördlichen Schweiz *) von dem Schwindelgeiste der neuen Lehre gefaßt, und in den Aufstand hineingerissen. Nicht minder zeigte sich in Oberösterreich eine verdächtige Stimmung, und die Hauerknechte zwischen Wien und Neustadt führten bedenkliche Reden. Es sollte, wie Hofrath und Rentkammer zu Wien im Mai 1525 berichteten, unter ihnen eine Ver-

*) Die Gemeinde Liestal im Canton Basel empörte sich, eben so die Weinbauern in Schaffhausen.

bindung seyn, wonach 10 bis 12,000 Mann in acht Stunden versammelt seyn könnten *). Nur in Bayern blieben die Bauern dem alten Glauben treu, und rüsteten sich zur tüchtigen Gegenwehr gegen die ringsumher schweifenden, mordenden und brennenden Banden der Kirchenfeinde. Auch der größte Theil von Kursachsen blieb ruhig, da die Häupter der Empörung auf die Unterstützung des Kurfürsten rechneten. Der Grund, warum die östlichen Länder damals noch verschont blieben, in welchen der Grundstamm der Bevölkerung slavisch ist, liegt einfach darin, daß die von Wittenberg ausgesandten Prediger der neuen Lehre nur in deutscher Sprache zum Volke reden konnten.

Der Charakter dieses Krieges, dessen Einzelheiten anderweitig vielfach beschrieben sind **), war der eines eigentlichen Aufruhrs der untersten Volksclasse. Die Bewegung zerfällt in eine Reihe einzelner, von einander unabhängiger, oder nur locker zusammenhängender Aufstände. — Jeder Haufe, der sich zusammenrottete, stellte sich unter eigene Hauptleute, welche durch die Wahl oder besonders hervortretende Persönlichkeit und Thätigkeit die Führer wurden. — Zum Heile von Deutschland fehlte ein gemeinschaftlicher Mittelpunkt und oberster Anführer, der das Talent und die Mittel gehabt hätte, die zerstreuten Kräfte, unter einem höchsten Befehle, zu ei-

---

*) Buchholz: Geschichte Ferdinand's I.

**) Dennoch fehlt es an einer umfassenden, alle Chroniken und specialgeschichtlichen Quellen gehörig verarbeitenden, unpartheiischen Geschichte des Bauernkrieges. — Sehr ungenügend ist Sartorius Versuch einer Geschichte des deutschen Bauernkrieges. Berlin, 1795. Wachsmuth's Buch ist als Vorarbeit mit Vorsicht zu benutzen. Die lebendigste Anschauung gewähren die unmittelbar unter dem Eindrucke der Begebenheiten selbst geschriebenen Briefe und Chroniken, von denen in neuerer Zeit manche gedruckt sind, während viele andere noch in den Archiven ihrer Erlösung harren. — Unentbehrlich sind die Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik.

nem geordneten Heereskörper zu vereinigen. Ein Feldherrntalent wie Spartacus, dem es gelungen wäre, Ordnung und Einheit in die wüste Masse zu bringen, und die Bauern durch Uebung an den regelrechten Gebrauch der Waffen zu gewöhnen, hätte, bei der ungeheuern Ueberlegenheit der Zahl der Rebellen über die zögernd und spät gerüsteten Kräfte des schwäbischen Bundes, Deutschland aus seinen Angeln heben können. — Der Versuch in Heilbronn ein stehendes, vereinigtes Hauptquartier der einzelnen Bauernheere zu errichten, wurde erst gemacht, nachdem zu viel Zeit an die fruchtlose Belagerung von Würzburg verschwendet war, und schlug theils aus diesem Grunde fehl, theils weil die Anführer sich nicht einigen konnten *). — Unter den einzelnen Aufständen aber ist der des Thomas Münzer als eine besondere, von dem süddeutschen Treiben völlig verschiedene Unternehmung in mehrfacher Hinsicht auszuscheiden. — Betrachteten die schwäbischen und fränkischen Bauern das Haupt des neuen Glaubens zu Wittenberg als den moralischen Mittelpunkt ihrer Auflehnung, auf dessen Vorgang und Lehre sie sich beriefen, und dessen Gutachten einzuholen, sie eifrig beflissen waren, so erscheint der Aufstand in Thüringen als eine entschiedene Opposition gegen Luther, dessen Ansehen diese Spaltung der antikirchlichen Parthei in hohem Grade gefährdete, und welchem sich

*) Daß dem wirklichen Aufstande planmäßige Aufhetzungen der Bauern und Verabredungen derselben, in engern und weitern Kreisen, vorausgegangen, ist wohl nicht zu bezweifeln. Schon im August 1524 errichtete ein gewisser Müller zu Bulgenbach im Schwarzwalde eine „evangelische" Brüderschaft. Ein kleiner Beitrag, den die Mitglieder zahlten, war dazu bestimmt: Boten zu besolden, um die Verbindung über ganz Deutschland zu verbreiten. Ranke deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation S. 189 und 195 legt auf diesen Umstand großes Gewicht. — Allein die natürlichen Leiter der Empörung waren schwerlich jene von den Bauern besoldeten Boten, sondern die neugläubigen Prädicanten, und Wittenberg und Zürich die eigentlichen Mittelpunkte dieser Agitation.

Münzer als Gegenpapst in der neuen Kirche gegenüber zu stellen, nicht geringe Lust bezeigte. — Daher wird von dieser Episode des Bauernkriegs später abgesondert die Rede seyn. — Hiervon vorläufig abgesehen, trägt, wie oben bemerkt, die Rebellion der Bauern durchweg den Charakter eines, unter Berufung auf Luther's Lehre unternommenen, revolutionären Religionskrieges. In dieser Auffassung desselben stimmen alle katholischen Zeitgenossen mit sämmtlichen Protestanten überein, obwohl die letztern, wie namentlich Gnodalius, schon bald nachher den klaren Augenschein keck ableugnend, wenigstens den Stifter ihres Glaubens weiß zu waschen suchen. Aus zahllosen Zeugnissen mögen hier nur folgende stehen. Die österreichische Regierung in Würtemberg berichtet: Es sey leider offenbar, wie aller Unterthanen Gemüther gegen ihre Obrigkeiten aufgebracht seyen, und sowohl durch die lutherische Phantasie, Irsal und Unterweisung, als auch ohne diese, für sich, zu Unruhen und Widerwillen geneigt seyen, unter angemaßtem evangelischen Schein der Freiheit die Bürde des Gehorsams abzulegen" *). Herzog Georg von Sachsen schreibt an den Landgrafen Philipp, als dieser ihn zu Rüstungen auffordert: „daß er schon alle seine Unterthanen aufgeboten, wozu ihn die schwinden Läufe bewegt hätten, so sich jetzt im Oberland von der Bauerschaft, die sich die christliche Versammlung nennen, eräugnen, dazu die Prediger, die das lutherische Evangelium so lauter und klar gepredigt, daß man es hätte greifen mögen, daß es die Früchte, so jetzt vor Augen, bringen müsse". Aber auch Herold, der, selbst Prädicant, unter dem ersten Eindrucke der Begebenheiten schrieb, und ein entschiedener Anhänger der Neuerung war, leugnet das Factum nicht, daß der Bauernkrieg sich unmittelbar an die neue Lehre angeknüpft habe. „Anno 1525, nachdem Luther etlich Jahr das Evangelium lauter und rein ge-

---

*) Buchholz a. a. O.

predigt, hat sich eine unerhörte Empörung des gemeinen Manns unter den Schein des Evangeliums" (d. h. mindestens so viel, als unter Berufung auf die lutherische Lehre) „an vielen Orten, wie hernacher volgen wirt, wider jre herrschaft erregt, denn der Sathan von Anfang der Welt allwegen neben der reinen Lehr auch seinen Saamen und Unkraut gesehet". Nicht minder verdienen die Ausdrücke, in welchen derselbe Chronist von dem Ende dieses Krieges spricht, um so größere Aufmerksamkeit, als hier der Charakter des Bauernkrieges von einem Anhänger desselben „Evangeliums" sehr richtig bezeichnet wird. „Dieser Krieg hat zuletzt ein End genommen, wie alle andere Aufruhr, denn Gott den Gottlosen vor wol ausbuben lest, ehe er ihn strafft, und welchen er erniedrigen will, den erhöhet er zuvor. Dieweil den Bauern uff den Monat nit vil Widerstand geschehen, da wurden sie je lenger, je trotziger und boßhaftiger, ruemeten sich ihres kistenfegischen Evangeliums, da mochte Gott nit mehr zusehen, daß sie das h. Evangelium zu einem Schanddeckel ihres Mutwillens machten, finge an, zeigt ihnen den Kolben und lehrt sie in eines andern Namen denn des h. Evangeliums kriegen". Wir führen diese Stellen hier nur an, um darzuthun, daß die Rebellen selbst sich auf die Lehre Luther's („das Evangelium") berufen haben. Daß der Chronist, der selbst Prädicant war, die Zulässigkeit und Rechtmäßigkeit dieser Berufung leugnen mußte, versteht sich von selbst; wie Luther aber zu verschiedenen Zeiten verschieden darüber geurtheilt habe, wird unten erhellen. Auf die, jeden Zweifel ausschließenden Erklärungen in den eigenen Manifesten der Bauern werden wir später zurückkommen: durchgängig steht unter den Forderungen derselben die Bestellung lutherischer Prädicanten, und die Einführung der neuen Lehre oben an. —

Unter dieser Voraussetzung konnte es nicht fehlen, daß die Prediger aller Orten die vornehmsten Aufwiegler und Aufhetzer zur Empörung, und meistentheils Führer und Schreiber des „hellen Haufens" waren.

„Den 4ten Tag Aprilis", schreibt Herold, „nachdem der schwäbische Herzog Ulrich von Würtemberg wieder aus dem Lande getrieben, ist er (Georg Truchseß) wider 8000 Bauern bei Leipheim an der Donau gezogen, suchten nochmals frit, aber es wart nichts dan Trotzen und alle Büberei unter dem Schein des h. Evangelium. Griff also notzwang die Bauern an; etliche haben sie gefangen und sammt ihrem aufrürischen Prediger enthauptet". — Nach desselben Chronisten Bericht hat Markgraf Casimir von Brandenburg, als er in Rottenburg die Ordnnng wieder hergestellt hatte, „den Docter, der Prediger war und einen blinden Mönch, der auch in der Aufrurpredigt, und ander vil Burger mehr enthaupten lassen".

So ist auch in der Reichsstadt Hall, in Schwaben, der Aufruhr der Bauern durch die Prediger der neuen Lehre angestiftet. Herold schreibt:

„Es hat ein erbar Rath, nachdem Johann Brentz ihr Prediger zwey Jahre gepredigt, den jungen München in das Parfuesser Closter einen praeceptorem verordnet, welchen man denn Lehrer nennet, hieß Johannes Waltz, kam hernach zu denen von Gemmingen und wurt zuletzt ein Schwermer. Dieser zog Anno 1524 oft heraus uff etliche Kirchweih und predigt, wie man den kleinen Zehnten und etlich kirchen beschwert nit schuldig were zue geben, dem Volk. Der Pfarrer zu Oerlach und Zimmern (hielten zu ihm); noch wiewohl sie hernach die pfeiffen wiederumb eingezogen, nachdem aber die Algewischen uff waren und die Rotenburgischen, auch einer der Scheffler genannt, der hat ihr Artikul von der christlichen Freyung gemacht, darinnen begriffen, daß kein leibeigen Mensch seyn solt, daß alle visch und Wiltprett frey, alle wält frey, daß keiner kein dienst schuldig, und in summa daß keiner der Oberkeit nichts zu geben schuldig were. Auf solches stolziret ihnen der Muth, weren auch gern frey gewesen und rottireten sich zusammen *). „Am Ostermontag haben sie rhische Bauern empört zue Gaildorf, sint gen Lorch gezogen, das Closter plindert. Deren Vorgänger und Kanzler war her Wolfgang Kürschenbeißer, Pfarrer zu Frankenhausen und der Judenhut von Westen ihr Fenderich".

---

*) Herold selbst war eine zeitlang mit den aufrührerischen Bauern herumgezogen, will dieß jedoch nur gezwungen gethan haben, und brachte sich in Sicherheit, als der Haufen, bei dem er sich befand, im ersten Gefechte auseinanderstob.

Im Kreichgau stand gleichfalls ein Prädicant, Anton Eisenhut aus Eppingen, an der Spitze des hellen Haufens*). Wir würden unsre Leser fruchtlos ermüden, wenn wir alle Stellen aus gleichzeitigen, protestantischen Schriftstellern sammeln wollten, welche die Wirksamkeit und Thätigkeit der Prädicanten während des Bauernkrieges schildern. — Doch sind wir der Wahrheit das Zeugniß schuldig, daß Einzelne unter diesen, vielleicht geschreckt durch den unglücklichen Ausgang des Aufruhrs, nachher, wie es scheint aufrichtig, gegen die revolutionären Theorien ihrer Glaubensbrüder predigten, bei dieser Gelegenheit aber zugleich Geständnisse ablegten, die ein neues merkwürdiges Licht auf das Treiben der großen Mehrheit ihrer Genossen werfen. „Sehr übel sey es", sagt Johann Eberlein in seiner „Warnung an die Christen in der burgauischen Mark" (1526), „daß die Prediger mehr tadelten, sey es die Papisten, sey es die Obrigkeiten, als zu christlicher Tugend ermahnten". — „Jenes können auch Hippenträger und Schwätzer, dieses allein ein gottseliger, erleuchteter Mann. Aber der Teufel hat leider fast gewonnen, euch auf diesen Seiten, so man ja nicht mehr achtet das Papstthum, so richtet er an ein bissiges, zänkisches und (als man sagt) gut knechtisches Lästern wider das Papstthum". — Daher habe man viel „zu schaffen mit solchem Hadernmetzengeschäft und Hippenwerk, daß man dafür eben so wenig Christum erkennen, und hoffen möge als vordem". — „Und da man uns zu brüderlicher Liebe ermahnen sollte, und zur Erkenntniß unsrer eignen Sünde,

*) „Lieben Brüder in Christo!" so fängt eine seiner Predigten an, „Geduld und demüthige Beständigkeit unsers Seligmachers wünschen wir euch in allen Anliegen und Nöthen zuvor! Ihr wisset, daß wir beschwerlich hinter unsrer Herrschaft und Amtleuten gesessen seyn, deßgleichen Mönchen und Pfaffen. Doch sind letzlich ihre Händel, die sie gebraucht haben, an den Tag gekommen, das sey Gott gelobt. Darum mahne ich Euch auf das höchste, mit allen euern Brüdern dahier zu erscheinen, damit das Evangelium und Gerechtigkeit Fortgang bekommen" u. s. w.

richtet man wenig anders aus, denn die Papisten tadeln,
'e Laster und auch heimlichsten Untugenden (nit allein der
hren Irsal) etwann auch mit Lügen"! „welches doch
nem guten Herzen gefallen soll noch mag". Er fügt hin-
: „daß es erschrecklich und gräuliches Urtheil
ottes sey, daß man aus so vielen Bibelstellen
iber Aufruhr, auch nicht etliche wenige vorge-
)mmen, und die falsche Lehre der Rottenpfeiffer
.cht getadelt habe". Spräche aber das Volk: warum
t man solches gepredigt? so sey die Antwort, „warum sie
cht zuvor ihre Prediger bewähren lassen, und ohne Rath
lichen losen Fischer hätten predigen lassen", (So hätte al-
das Volk, welches die neue Lehre erst von den Prädican-
i empfing, gleich im Beginn eine Controle über dieselben
en sollen!) „Denn die weil durch Martin Luther Gottes
lort anfänglich sey gesendet worden, so hätte man auch
Lig zu ihm geschickt um Prediger, bis man etliche Orte
:hl besetzt hätte mit guten Predigern, welche dannach auch
dre hätten bewähren können". Hiergegen sprach nun frei-
h der Umstand, daß viele der Aufruhrprediger unmittelbar
n Luther gesendet waren, weshalb denn auch Eberlein den
stern selbst, durch eine kahle Entschuldigung, zu retten sucht:
Fehlet es doch manchmal dem Luther, wie fleißig er die Pre-
zer bewähre, daß sie nicht alle gerathen, wie möchte es dann
cht euch fehlen". — So erklärt es sich, warum selbst die,
m neuen Glauben zugewandte Stadt Straßburg, in einem
:t den aufrührerischen Bauern am Himmelfahrtstage 1525
schlossenen Vertrage ausdrücklich zu stipuliren genöthigt
ir: daß die Prädicanten sich hüten möchten, einzelne Per-
nen mit ihren Predigten zu schmähen und zu schänden, „auch
alle Wege sich hüten zu predigen, was zu Aufruhr, Un-
eden und Beschädigung des Nächsten dient". —

Außer der offenen Anstiftung der Prädicanten hatte auch
is, überaus zweideutige, Benehmen eines großen Theiles
s deutschen Adels beim Ausbruche des Bauernkrieges einen

Einfluß, der nicht mit Stillschweigen übergangen werden kann. Den Schlüssel zu dieser Erscheinung liefert das, was wir früher über den Sickingischen Krieg und dessen Ursachen berichtet haben. Die erste revolutionäre Bewegung ging vom Adel aus, und damals schon ward der Versuch gemacht, einen Aufstand der Bauern gegen den Clerus herbeizuführen, der dem Kriege der Ritter hätte zum Schilde dienen können. Zum eigenen Verderben der Anstifter ward später dieser Wunsch nur zu vollständig erfüllt. — Die Bauern standen auf, und nicht wenige Ritter und vornehme Herren schlossen sich den herumziehenden Haufen unverholen an. Einige freiwillig und um eigensüchtiger Zwecke willen, andere in feiger Unterwürfigkeit, um Habe, Gut und Leben zu retten, so daß Götz von Berlichingen, als er Hauptmann eines Bauernheeres ward, in ihrem Lager, wie er berichtet, „viel Herrn, Grafen und Fürsten fand, die zum Theil um Aufnahme in den Bund der Bauern baten und flehten". — Am auffallendsten war das Benehmen der Grafen von Wertheim.

„Freitag nach Jubilate", erzählt die Chronik der Belagerung von Würzburg, „bald nach Mittag, kam Grav Georg von Wertheim, sammt Eberhard Rüden und Hansen von Hartheim für unser Frauen Berg geritten, ließ die zwey uff ihren Pferden halten, und stieg herab, gieng zu Fuß bis an den lichten Zaun für dem Schloß, schrie hinein und begehrt von wegen der bauern ein gespräch, mit denen von adel darinnen zu halten. Also stieg zu ihm heraus Marggrav Friedrich, oberster Hauptmann, Grav Wolff von Castell, so Grav Georgen von Wertheim leibliche schwester zu der Ehe hatte, Herr Bastian von Rotenhan, Hochmeister, Achatius von Thüngen, des Bischofs Bruder, und Sylvester Schaumberg, die fragten ihn, wie er zu den bauern kommen wäre, daß er jetzt ihrenthalben handeln wollte? Denen antwortete Grav Georg, er hätt zun Bauren gelobt, und wär ihr, in der Besatzung feind. Deß lachten die fünff und sagten: wie mag das kommen, haben wir doch euer feinds-brief noch nicht gelesen. Sonderlich sprach Grav Wolff von Castell: wilt du denn mein feind seyn, und ich soll dir dein Schwester geheyen, wie räumt sich das zusammen? Dagegen antwortet Grav Georg, es wäre kein schertz, das er ihnen sagte, sondern es wäre sein lauterer ernst, denn er wäre mit seiner herrschaft

Kriege her unter einem großen Theile des deutschen Adels herrschte, beim ersten Ausbruche des Bauernkrieges den verderblichen Erfolg, daß vier Wochen lang, von Seiten des schwäbischen Bundes, so gut wie gar nichts gegen die Empörer geschah. „Und ließ noch der Zeit sich ansehen", schreibt Herold, „als treffe es nur die münch und pfaffen an, die weil die Bauern erstlich nur umb den kleinen Zehnten und totfell und dergleichen handeln, sahe man derwegen durch die Finger und günet Jedermann den Geistlichen diesen Ehrtrunk wol, vermeinten bei ihren Kolen sich zu wermen". (Die Kurzsichtigkeit der Feinde der Kirche hat damals wie heute geglaubt: man könne gleichzeitig auf dem kirchlichen Gebiete revolutioniren, und in weltlichen Dingen conservativen Grundsätzen huldigen!) „Und jemehr der Bund mit den Bauern theidigt und jemehr man ihnen nachgab, je freidiger, trotziger und vöster sie würden, nach dem gemeinen Sprichwort, wen man den Bauren bitt, so stolzt ihme der Bauch. Es verbleib aber nit allein bey denen Geistlichen, sondern es kam hernach bald dazue, daß sie nit allein die Closter und Gotteshäußer zerstörten, und Münch und Nonnen heraus jagten, sondern sie griffen auch Schlösser und Stätt der weltlichen Obrigkeit gehörig an und vermeinten, die Obrigkeit und Adel auszureiten, wie hernach weiter von Weinsperg gehört wird". —

Diese Verwirrung und Zweideutigkeit jener Mitglieder des deutschen Adels, welche im Glauben wankten, spiegelt sich besonders in dem Benehmen Götz von Berlichingen's ab. Seine Geschichte ist aus seiner Selbstbiographie hinlänglich bekannt; durch diese, und noch mehr durch Göthe's dramatische Bearbeitung derselben, ist Götz in den Ruf der biderben Treuherzigkeit gekommen, und die Nachwelt hat sich gewöhnt, seine Gestalt nicht anders, als von einem poetisch-ritterlichen Heiligenscheine umflossen zu erblicken. Allein, wer seinen Bericht unpartheiisch prüft, wird nicht bloß an der unbedingten Wahrhaftigkeit des letztern, sondern mehr noch an dem Cha-

Weniger freiwillig war die Unterwerfung der Grafen von Hohenlohe, worüber Herold folgendes berichtet: „Am Montage nach Judica haben sich die hohenlohischen Bauern empört, und erstlich in Kirchensal sich versamblet, darnach gen Oeringen gezogen, den Keller beider heren von Hohenlohe die Schlüssel genommen, die Dörfer geblindert, alle geistliche Gueter und die Stadt eingenommen. Denn haben beide Grafen bei dem Grindtbühl im weiten Veldt zu fueß geloben müßen, und dem Bauern, dem sie gelobt ist von Kirchensal gewesen. Dieser hat solche Worte gesagt: Bruder Albrecht und Bruder Georg, kompt her und gelobet den Bauern als Brüder bey ihnen zu bleiben, und nichts wider sie zu thun, denn ihr seit nicht mehr herren, sondern wir sind jeẓt herrn zu Hohenlohe. Also wurden diese zwey Grafen, die doch viel guter Schlösser hatten, bäurisch, aber Gott der Herr hat ihnen dazumal das Herz genommen. Sie schriben denen von Hall umb etlich Tonnen Pulfer, als ob sie sich gegen den Bauern wehren wolten, aber bald hernach schickten sie dasselbige Pulfer sambt etlichen Büchsen den Bauern, damit sie vor Würzburg zogen". — Ueberhaupt hatte die revolutionäre Stimmung, welche noch vom Sickingischen

---

nun dem Bischofe: „wie er sich zu den bauern verbunden, die zwölff artikel angenommen, dadurch verhindert worden, eigener person und mit Kriegesvolke zu kommen" (zu dessen Werbung er aber das Geld bekommen und angenommen hatte!) „Das er ohne das von Herẓen gern gethan haben wollte".— (S. Ludwig Geschichtschreiber von dem Bischoffthum Würzburg S. 879.) Nach Schmid's, auf Urkunden gestüẓter Versicherung, hat derselbe Graf Wilhelm von Henneberg den Vorschlag gemacht: der Dompropst Friedrich Markgraf von Brandenburg möge Würzburg als weltliches „evangelisches" Fürstenthum, nach dem Beispiele des Hochmeisters Albrecht von Preußen, zu seinem Privateigenthume machen. (S. Ersch und Gruber's Real-Encyklopädie Art. Bauernkrieg, S. 183, Note 32.) Gewiß hat der tapfere Vertheidiger des Liebfrauenberges den ehrlosen Antrag mit gebührender Verachtung von sich gewiesen.

Kriege her unter einem großen Theile des deutschen Adels herrschte, beim ersten Ausbruche des Bauernkrieges den verderblichen Erfolg, daß vier Wochen lang, von Seiten des schwäbischen Bundes, so gut wie gar nichts gegen die Empörer geschah. „Und ließ noch der Zeit sich ansehen", schreibt Herold, „als treffe es nur die münch und pfaffen an, die weil die Bauern erstlich nur umb den kleinen Zehnten und totfell und dergleichen handeln, sahe man derwegen durch die Finger und günet Jedermann den Geistlichen diesen Ehrtrunk wol, vermeinten bei ihren Kolen sich zu wermen". (Die Kurzsichtigkeit der Feinde der Kirche hat damals wie heute geglaubt: man könne gleichzeitig auf dem kirchlichen Gebiete revolutioniren, und in weltlichen Dingen conservativen Grundsätzen huldigen!) „Und jemehr der Bund mit den Bauern theidigt und jemehr man ihnen nachgab, je freidiger, trotziger und vöster sie würden, nach dem gemeinen Sprichwort, wen man den Bauren bitt, so stolzt ihme der Bauch. Es verbleib aber nit allein bey denen Geistlichen, sondern es kam hernach bald dazue, daß sie nit allein die Closter und Gotteshäußer zerstörten, und Münch und Nonnen heraus jagten, sondern sie griffen auch Schlösser und Stätt der weltlichen Obrigkeit gehörig an und vermeinten, die Obrigkeit und Adel auszureiten, wie hernach weiter von Weinsperg gehört wird". —

Diese Verwirrung und Zweideutigkeit jener Mitglieder des deutschen Adels, welche im Glauben wankten, spiegelt sich besonders in dem Benehmen Götz von Berlichingen's ab. Seine Geschichte ist aus seiner Selbstbiographie hinlänglich bekannt; durch diese, und noch mehr durch Göthe's dramatische Bearbeitung derselben, ist Götz in den Ruf der biderben Treuherzigkeit gekommen, und die Nachwelt hat sich gewöhnt, seine Gestalt nicht anders, als von einem poetisch-ritterlichen Heiligenscheine umflossen zu erblicken. Allein, wer seinen Bericht unpartheiisch prüft, wird nicht bloß an der unbedingten Wahrhaftigkeit des letztern, sondern mehr noch an dem Cha-

rakter des Mannes irre, der nach der traurigen Wendung des Unternehmens kein Wasser getrübt haben will, und seiner Vertheidigung zufolge nur durch eine seltsame Verwickelung der Umstände, ohne alle sein Verschulden, in's Unglück gerathen wäre. — Die Hauptfrage bleibt nämlich immer: ob er wirklich nur gezwungen, wie er behauptet, ein Hauptmann der Bauern geworden sey? — Selbst Gnodalius (ein eifriger Anhänger der neuen Lehre) will nicht recht an Götzen's Unschuld glauben. „Wie wol Götz von Berlichingen sich seidher höchlich entschuldiget — — — mit anhang, das er solch nicht willigklich, sondern auß bezwang thun müssen, welches doch nicht bey jedermann gläublich erschienen, und were wol mer davon zu schreiben, das doch jetz mal am besten in der feder bleibt". An einem andern Orte sagt er: „ob sie" (Götz v. B. und Florian von Geyer) „willigklich oder genöttigter weiß sich der Bauren Gesellschaft beluden, ist mir verborgen. Doch haben sie diese vor ihre Capitan zu ihren rechten neben andern Hauptleuten gebraucht, welche also vor und vor im läger bei jnen verharrd. Wie wol etlich meinen, wenn jnen nicht wol mit dem spil gewesen, sie hätten sich wol auß den Staub mögen heben". Wir aber sind in der Beantwortung dieser Frage unbedenklich der richtigen Mitte zugethan. — Götz von Berlichingen war, ohne gerade den Ruf, die Erfahrung und das Anführertalent Sickingen's zu besitzen, ein Rittersmann desselben Gepräges. — Zwei Grundzüge seines Charakters und frühern Lebens stehen fest: aus Sattel Stegreif lebend, liebte er es auf Landstraßen und in Hohlwegen zu ärndten, was er nicht gesäet hatte; außerdem war er, aus denselben Gründen, wie Sickingen und seine Mitverschworenen, der Lehre Luthers zugethan. — Dies vorausgeschickt, ist es freilich nicht wahrscheinlich, daß er die Plane der Bauern zu einer Umwälzung Deutschlands im anarchisch-demokratischen Sinne getheilt habe; und vielleicht kann er mit vollem Rechte behaupten: daß er den Befehl über die

Bauern nur deshalb angenommen habe, um den vorhandenen Strom vom Adel abzulenken. So konnte er später gleichfalls mit Recht versichern: daß, so lange er an der Spitze gestanden, kein Schloß von den Bauern, die er befehligte, verbrannt worden sey. — Dagegen liegen schwere Anzeigen vor, daß er die Klöster und die Geistlichkeit nicht in derselben Weise geschont, im Gegentheil sich aus der Beraubung derselben, ohne die geringste Regung seines ritterlichen Ehrgefühls, schmählich zu bereichern gesucht habe. — Eine spätere, kurmainzische Klagschrift legt ihm einen besonders thätigen Antheil an der Plünderung des reichen Benedictinerklosters Amorbach zur Last. Dort erschien er und der Bauernhäuptling Georg Metzler zu Pferde vor dem Hauptheere der Bauern, saß in der mainzischen Kellerei ab, und ließ dem Abt und den Conventualen befehlen, sich sogleich zu versammeln. Als dieses geschehen, eröffnete ein gewisser Reinhard Lentinger ihnen, im Namen aller Hauptleute und Räthe, mit ernstlichen Worten und Drohungen: „sie kämen in der Absicht, als christliche Brüder eine Reformation zu machen, darum" (in der That ist dieses „darum" sehr passend und bezeichnend, für die Zwecke dieser wie vieler spätern Reformatoren!) „darum sollten die Conventualen alle Baarschaften an Geld, alles Silberwerk und Kleinodien, dazu was sie vermöchten, bei Verlierung Leibs und Lebens ihnen anzeigen und gutwillig übergeben, dagegen werde man sie lebenslänglich versehen und versorgen". Die Conventualen antworteten, „es sey kein baares Geld, wohl aber etliches Silberwerk vorhanden" u. s. w. Während dieser Unterredung drang der große Haufe der Bauern in das Kloster, und plünderte alle Zellen und Kammern. Der Abt wurde von den Bauern aller seiner Kleider beraubt, und in einem leinenen Kittel, den ihm einer geliehen, in die mainzische Kellerei geführt. Götz forderte hier von ihm einen Becher, den der Abt noch bei der Plünderung gerettet hatte. Als dieser ihn mit gütigen Worten bat, ihm denselben zu seinem Ge-

brauche zu lassen, stieß Götz ihn mit der eisernen Hand vor die Brust und sagte: „Lieber Abt, ihr habt lang aus silbernen Bechern getrunken, trinket auch wohl eine Zeit aus Krausen". Am folgenden Tage trank die saubere Gesellschaft nur aus Kirchenkelchen, deren sechszehn man dem Kloster entwendete. Als während des Essens mehrere Bauern kamen und anzeigten, wie viel Pferde, Schafe, Ochsen, Schweine u. s. w. sie gefunden hätten, sagte Götz zu dem Abte, der seinen Kummer nicht verbergen konnte: „Lieber Abt, seyd wohlgemuth, nit sehet so übel, bekümmert Euch nit, ich bin dreimal verdorben gewesen *), aber dennoch noch hie. Ihr seyd's aber ungewohnt" u. s. w. Also die mainzische Klageschrift! — In Götzen's früherm Leben, wie in seinen religiösen Grundsätzen, liegt nichts, was diese Anschuldigungen unglaublich oder auch nur unwahrscheinlich machte. Er selbst widerspricht jedoch denselben, wie leicht zu erachten, auf das bestimmteste, „er habe den Abt nicht nur nicht gestoßen, sonder ihm kein unzüchtig Wort gegeben" **). Freilich befand er sich im Besitze vieler geraubten Gegenstände, aber er betheuerte, diese „gekauft" zu haben, oder die Beraubten hätten sie ihm geschenkt. „Götzen und seine Frau", erzählt Herr Oechsle am

*) Wirft dieser Umstand nicht einiges Licht auf die Gründe des Anschließens vieler Edelleute an die Bauern und an die Sache des Protestantismus überhaupt, der in jeder Form dem Adel immer eine fette Beute verhieß?

**) Herr Präceptor Oechsle, der in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Bauernkrieges" (Heilbronn 1830) sich der Vertheidigung Götz von Berlichingen's mit großen Eifer annimmt, meint: der mainzische Anwalt habe auch für diesen Punkt, so wenig als für seine ganze Anklage, „einen Zeugen oder Beweis beibringen" können. Welche tüchtige Zeugen bei der Plünderung, außer den klagenden Damnificaten und den Räubern zugegen gewesen, ist nicht angegeben. Auch stellt ein plündernder Rebellenhaufe gewöhnlich keine Urkunden über die Verbrechen aus, die er verübt, sondern man glaubt dem Verletzten auf seinen Eid.

der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund von Land und Leuten gejagt. — Gleich im Beginne des Aufruhrs erklärte er, daß es ihm gleichgültig sey, „ob er durch Schuh oder Stiefel wieder in's Land komme." In der zweiten Hälfte des April ritt er in das Lager der aufrührerischen Hegauer, und trug ihnen vor, wie er ein, von seinem Lande vertriebener Fürst sey, und ihnen, wenn sie ihm zu seinem Rechte helfen würden, gegen 300 Pferde und all sein Geschütz beigeben wolle. Die Bauern versprachen ihm darauf Hülfe und Beistand, „wenn er recht ehrlich mit ihnen handeln, in ihre Bruderschaft treten, und ihre Artikel annehmen, auch nachdem er wieder hergestellt seyn werde, seine Bauern dabei bleiben lassen wolle." — Von da an zog ein, von ihm bevollmächtigter Dr. Fuchsstein mit dem Hauptquartiere der Bauern, durch den er zu mehreren Malen Anträge und Weisungen an seine neuen Bundesbrüder gelangen ließ, die auf ein inniges Verständniß deuten. Daß er selbst an der Spitze eines Haufens von 15,000 geworbenen Schweitzern in Würtemberg einfiel, und bis vor Stuttgart rückte, ist bekannt. Glücklicher Weise ward er dort auf Befehl der Schweitzerischen Landesobrigkeiten, welche ihre Landsleute abriefen, in einer Nacht von seinen Söldnern verlassen. Als er den abziehenden nacheilte, ward er persönlich von ihnen, wegen rückständigen Soldes, in Anspruch genommen, und konnte nur mit Mühe Leben und Freiheit vor ihnen retten. So verunglückte sein Heereszug zur Unterstützung der Bauern, der leicht zum Verderben von Deutschland hätte ausschlagen können, für dieses Mal auf das schimpflichste.

Außer Herzog Ulrich legten auch andere, der neuen Lehre zugewandte Fürsten Gesinnungen an den Tag, welche sich von denen der Bauern weniger in Hinsicht des Zweckes, als in Betreff der Mittel unterschieden. — Landgraf Philipp von Hessen insbesondere dachte schon frühzeitig daran, das, was die Revolution für ihre Zwecke erobern wollte, in den Nutzen der absoluten Fürstengewalt zu verwenden. „Da er mit

Bunde klagen, der, wie wir von Herold wissen, der Geistlichkeit „den Ehrentrunk wohl gönnte“. Daher darf es nicht in Erstaunen setzen, daß Götz hier, nachdem zuerst seine Gegner durch überlanges Processiren hingehalten worden, ein, über alle Vorstellung günstiges Urtheil erstritt. Er durfte sich von der Anklage der Plünderung der Kellereien und Schlösser des Erzbischofs von Mainz losschwören, und sollte, was er vom Abte von Amorbach an sich gebracht, demselben nach Schätzung der Verständigen wieder zu lösen geben. — Auch die sonstigen Grafen, Herren und Ritter, welche sich dem Bauernheere angeschlossen, verschwanden spurlos aus demselben, als das Kriegsglück sich gegen den Aufstand wandte. — Vielleicht, meint Sartorius mit gerechtem Spotte, sey dieser aller Dienstzeit gerade damals auch verflossen, und ihre vier Wochen, wie bei Götz, zu Ende gewesen. — Gute Vettern und adlige Freunde öffneten ihnen bereitwillig tausend Schlupfwinkel und Auswege. — Während die viel weniger schuldigen Bauern zu hunderten unter dem Richtschwerte ihre gerechte, aber harte Strafe fanden, oft auch sogar der halb oder ganz Unschuldige mit dem Schuldigen in's Verderben stürzte, ist nicht bekannt geworden, daß irgend einer der adeligen Anschürer des Unheils den reichlich verdienten Lohn erhalten habe.

Aber viele Ritter und Edelleute haben sich bei dieser Gelegenheit nicht bloß auf die verfänglichste Weise mit der Revolution eingelassen, auch der dermalige Fürstenstand hat das Unglück und die Schmach erlebt, daß Einer aus seiner Mitte offen und ohne Scham mit dem, gegen die kirchliche und weltliche Ordnung rebellirenden Pöbel gemeine Sache machte. — Dieß war der Herzog Ulrich von Würtemberg, dessen Leben wir im Verlauf dieser Darstellungen, einen eigenen Abschnitt widmen werden. Damals war dieser Herr, der später einer der vornehmsten fürstlichen Gründer und Ordner des protestantischen Kirchenwesens in Deutschland wurde, — wegen seines Friedbruches an

der Stadt Reutlingen durch den schwäbischen Bund von Land und Leuten gejagt. — Gleich im Beginne des Aufruhrs erklärte er, daß es ihm gleichgültig sey, „ob er durch Schuh oder Stiefel wieder in's Land komme.“ In der zweiten Hälfte des April ritt er in das Lager der aufrührerischen Hegauer, und trug ihnen vor, wie er ein, von seinem Lande vertriebener Fürst sey, und ihnen, wenn sie ihm zu seinem Rechte helfen würden, gegen 300 Pferde und all sein Geschütz beigeben wolle. Die Bauern versprachen ihm darauf Hülfe und Beistand, „wenn er recht ehrlich mit ihnen handeln, in ihre Bruderschaft treten, und ihre Artikel annehmen, auch nachdem er wieder hergestellt seyn werde, seine Bauern dabei bleiben lassen wolle.“ — Von da an zog ein, von ihm bevollmächtigter Dr. Fuchsstein mit dem Hauptquartiere der Bauern, durch den er zu mehreren Malen Anträge und Weisungen an seine neuen Bundesbrüder gelangen ließ, die auf ein inniges Verständniß deuten. Daß er selbst an der Spitze eines Haufens von 15,000 geworbenen Schweizern in Würtemberg einfiel, und bis vor Stuttgart rückte, ist bekannt. Glücklicher Weise ward er dort auf Befehl der Schweizerischen Landesobrigkeiten, welche ihre Landsleute abriefen, in einer Nacht von seinen Söldnern verlassen. Als er den abziehenden nacheilte, ward er persönlich von ihnen, wegen rückständigen Soldes, in Anspruch genommen, und konnte nur mit Mühe Leben und Freiheit vor ihnen retten. So verunglückte sein Heereszug zur Unterstützung der Bauern, der leicht zum Verderben von Deutschland hätte ausschlagen können, für dieses Mal auf das schimpflichste.

Außer Herzog Ulrich legten auch andere, der neuen Lehre zugewandte Fürsten Gesinnungen an den Tag, welche sich von denen der Bauern weniger in Hinsicht des Zweckes, als in Betreff der Mittel unterschieden. — Landgraf Philipp von Hessen insbesondere dachte schon frühzeitig daran, das, was die Revolution für ihre Zwecke erobern wollte, in den Nutzen der absoluten Fürstengewalt zu verwenden. „Da er mit

XXXIV.

Literatur.

Les pèlerinages de Suisse; Einsiedeln, Sachslen, Maria-Stein, par Louis Veuillot. Paris 1839. 2 vol. 8°.

Unter diesem Titel ist vor einigen Monaten zu Paris ein Buch erschienen, welches wir unsern Lesern als eine willkommene Gabe des jungen Frankreichs empfehlen dürfen. Wir sagen: des jungen Frankreichs; denn sowohl die Gedanken und Gefühle in ihrer eigenthümlichen Strömung, Entwicklung und Fassung, als die eigenen Bekenntnisse des Verfassers bezeichnen ihn als ein Kind der neuesten Zeit. So wie aber die Magie in eine schwarze und weiße, böse und gute geschieden ist: so hat sich auch das junge Frankreich in ein böses und gutes getheilt, und der Wallfahrer in der Schweiz gehört jedes Falls dem letztern an.

Die Reiseerinnerungen des Hrn. Veuillot haben mit der unerquicklichen Masse der jetzigen Touristenliteratur nichts gemein; darum finden wir in ihnen weder lakirte schwarze und buntfarbige Naturbeschreibungen, noch lüsterne Genrebilder aus dem geheimen Haus-, Kirchen- und Theater-Leben des schönen Geschlechts, noch pikante politische Visionen und Epigramme; nirgends handwerksmäßigen Enthusiasmus, aufgeblasene Redensarten und geschminkte Empfindelei neben dem Cynismus eines revolutionären Scharfrichters. Schon Dies, noch mehr aber die Ansichten und Ueberzeugungen, die der Reisende immer so voll und rund ausspricht, so wie die Veranlassung zur Reise selbst, die keine andere war, als der Wunsch: mit gläubiger Andacht die drei Wallfahrtsorte der

Schweiz, Sachslen, Einsiedeln und Maria=Stein zu besuchen, werden bei einem großen Theile der Lesewelt einiges Bedenken erregen. Allein, wie scharf auch der Gegensatz in Gesinnung, Richtung und Geschmack, und wie ungünstig oder wohl auch übermüthig hier und dort das Urtheil über unser Buch deshalb seyn möge: so wird dennoch Jedermann, dem die gute alte Sitte nicht gänzlich fremd geworden ist, auch dem Gegner gegenüber einige Wahrhaftigkeit zu bewahren, dem Werke eine ehrende Anerkennung nicht versagen können.

Die klare Anschauung, die einfache, verständige Beurtheilung der Menschen und Dinge, das offene, warme und selbst im Unmuthe noch billige Gefühl, und die lautere, tiefe Begeisterung einer reinen und liebenswürdigen Natur darf selbst in ihren einzelnen Verirrungen weder ignorirt noch geleugnet. dagegen muß die anmuthige Frische und Lebendigkeit, die zarte Innigkeit und die ernste Kraft des Worts, womit sie ihre Ueberzeugungen und die Macht ihres Glaubens offenbart, unbedingt geschätzt und gerühmt werden.

Der Mittelpunkt, von welchem aus Veuillot die Welt und alle Beziehungen des Menschen zu seinen Nebenmenschen und zu dem Boden, der ihn trägt und nährt, betrachtet, ist das Verhältniß des Geschöpfes zu seinem Schöpfer. Von diesem Mittelpunkte aus ist ihm selbst in tiefster Nacht das Licht der Befreiung und Gnade aufgegangen, darum sucht, lernt und findet er auch nur von ihm ausgehend die rechte Würdigung der häuslichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Gebiete des Lebens. Nur auf dem Wege der religiösen Erkenntniß und Förderung hat er die Einsicht in den geistigen Zusammenhang der künstlerischen, wissenschaftlichen, sittlichen und politischen Entwicklung der Völker mit ihren Glaubenslehren gewonnen, und nur auf diesem Wege ist er dahin gelangt, sie allmählig deuten und vergleichen, und in den materiellsten und scheinbar zufälligsten Gebilden und Bewegungen die höhere beseelende Idee erforschen und ahnden zu können.

Zwei Momente sind es zunächst, die dem Buche eine be=

XXXIV.

Literatur.

Les pèlerinages de Suisse; Einsiedeln, Sachslen, Maria-Stein, par Louis Veuillot. Paris 1839. 2 vol. 8°.

Unter diesem Titel ist vor einigen Monaten zu Paris ein Buch erschienen, welches wir unsern Lesern als eine willkommene Gabe des jungen Frankreichs empfehlen dürfen. Wir sagen: des jungen Frankreichs; denn sowohl die Gedanken und Gefühle in ihrer eigenthümlichen Strömung, Entwicklung und Fassung, als die eigenen Bekenntnisse des Verfassers bezeichnen ihn als ein Kind der neuesten Zeit. So wie aber die Magie in eine schwarze und weiße, böse und gute geschieden ist: so hat sich auch das junge Frankreich in ein böses und gutes getheilt, und der Wallfahrer in der Schweiz gehört jedes Falls dem letztern an.

Die Reiseerinnerungen des Hrn. Veuillot haben mit der unerquicklichen Masse der jetzigen Touristenliteratur nichts gemein; darum finden wir in ihnen weder lakirte schwarze und buntfarbige Naturbeschreibungen, noch lüsterne Genrebilder aus dem geheimen Haus-, Kirchen- und Theater-Leben des schönen Geschlechts, noch pikante politische Visionen und Epigramme; nirgends handwerksmäßigen Enthusiasmus, aufgeblasene Redensarten und geschminkte Empfindelei neben dem Cynismus eines revolutionären Scharfrichters. Schon Dies, noch mehr aber die Ansichten und Ueberzeugungen, die der Reisende immer so voll und rund ausspricht, so wie die Veranlassung zur Reise selbst, die keine andere war, als der Wunsch: mit gläubiger Andacht die drei Wallfahrtsorte der

Schweiz, Sachslen, Einsiedeln und Maria=Stein zu besuchen, werden bei einem großen Theile der Lesewelt einiges Bedenken erregen. Allein, wie scharf auch der Gegensatz in Gesinnung, Richtung und Geschmack, und wie ungünstig oder wohl auch übermüthig hier und dort das Urtheil über unser Buch deshalb seyn möge: so wird dennoch Jedermann, dem die gute alte Sitte nicht gänzlich fremd geworden ist, auch dem Gegner gegenüber einige Wahrhaftigkeit zu bewahren, dem Werke eine ehrende Anerkennung nicht versagen können.

Die klare Anschauung, die einfache, verständige Beurtheilung der Menschen und Dinge, das offene, warme und selbst im Unmuthe noch billige Gefühl, und die lautere, tiefe Begeisterung einer reinen und liebenswürdigen Natur darf selbst in ihren einzelnen Verirrungen weder ignorirt noch geleugnet, dagegen muß die anmuthige Frische und Lebendigkeit, die zarte Innigkeit und die ernste Kraft des Worts, womit sie ihre Ueberzeugungen und die Macht ihres Glaubens offenbart, unbedingt geschätzt und gerühmt werden.

Der Mittelpunkt, von welchem aus Veuillot die Welt und alle Beziehungen des Menschen zu seinen Nebenmenschen und zu dem Boden, der ihn trägt und nährt, betrachtet, ist das Verhältniß des Geschöpfes zu seinem Schöpfer. Von diesem Mittelpunkte aus ist ihm selbst in tiefster Nacht das Licht der Befreiung und Gnade aufgegangen, darum sucht, lernt und findet er auch nur von ihm ausgehend die rechte Würdigung der häuslichen, gesellschaftlichen und bürgerlichen Gebiete des Lebens. Nur auf dem Wege der religiösen Erkenntniß und Förderung hat er die Einsicht in den geistigen Zusammenhang der künstlerischen, wissenschaftlichen, sittlichen und politischen Entwicklung der Völker mit ihren Glaubenslehren gewonnen, und nur auf diesem Wege ist er dahin gelangt, sie allmählig deuten und vergleichen, und in den materiellsten und scheinbar zufälligsten Gebilden und Bewegungen die höhere beseelende Idee erforschen und ahnden zu können.

Zwei Momente sind es zunächst, die dem Buche eine be=

sondere Geltung und Wirksamkeit verleihen. Veuillot war früher im Kirchlichen und Politischen ein zwar ehrliches, aber übel berathenes und darum auch sehr verzogenes Kind des jungen Frankreichs. Jetzt, wo er einen neuen Menschen angezogen hat, und sich der gründlichsten Umwandlung erfreut, tritt seine Schrift in der dreifachen Eigenschaft einer demüthigen Selbstanklage, eines eifrigen Glaubensbekenntnisses und einer edelsinnigen Genugthuung für die Vergangenheit auf, um alle Verirrten mit rührender Liebe zur stillen Einkehr bei sich selbst und zur strengen Prüfung und Bekämpfung der äußern Blendungen, so wie des Feindes in der eigenen Brust aufzufordern. In solcher Weise ist aber Alles, was er uns mittheilt, ein Positives und Concretes, weil ein wirklich Geschehenes, Erfahrenes und Erlebtes; und eben dieser Ausdruck des Objectiven und Thatsächlichen, was die Quelle und Grundlage der Schrift bildet, gibt ihr eine besonders anregende und eindringliche Kraft.

Wenn uns der Verfasser mit kindlicher Aufrichtigkeit erzählt, wie er Dasjenige, was er nun verehrt und anruft, noch vor kurzer Zeit verachtet, wie er die Priester, die er jetzt seine Väter nennt, die Altäre, die er mit Thränen heißer Andacht benetzt, geflohen und verhöhnt hat; wenn wir erfahren, daß diese Seele, die so treuherzig glaubt, so zuversichtlich hofft, so glühend liebt und mit solcher Hingebung betet, noch vor wenigen Monaten trocken, öde, verfinstert, heimathlos und verzweifelnd zwischen dem feindlichen Leben und dem Nichts umherirrte: so wird jedes Gemüth, das nicht in Parteiwuth und Besessenheit verknöchert und untergegangen ist, sich demselben mit einem gewissen wohlwollenden und theilnehmenden Vertrauen zuwenden. Denn überall weht dem Achtsamen, ich möchte sagen der Duft einer zarten Andacht und Gottseligkeit entgegen, und das dankbare Entzücken des Glaubens durchdringt alle Gedanken und Worte. Dies Entzücken ist auch die zeugende und gestaltende Idee des Ganzen, und wir begegnen ihm in allen Einzelheiten; in den ört-

lichen Schilderungen und geschichtlichen Erinnerungen, in den Ansichten über Kunst, Sitten und Gebräuche; ja sogar in dem witzigen Scherze und gutmüthigen Spotte, den der Verfasser zuweilen fein, leicht und mit gewandter Mäßigung übt.

In ähnlicher Weise verhält es sich mit den politischen Ansichten und Betrachtungen des Verfassers. Er gehörte früher zu jener politischen Schule, die man nach der currenten Rubricirung die republicanische oder auch radicale nennt, und er gehörte nach seiner redlichen Natur und Gesinnung nur deswegen dazu, weil er in ihren Lehren die Stimme der Wahrheit und des Rechts zu vernehmen glaubte. Aber auch auf diesem Gebiete mußte ihm durch den Wiederschein der religiösen Erleuchtung Vieles klar und deutlich werden, was er bisher nur in trügender Blendung geschaut hatte; er mußte die hohlen Abstractionen der träumerischen, von dem Boden der Geschichte, des positiven Rechts und des Lebens abgelösten Speculation in ihrer hochmüthigen Nichtigkeit erkennen. So ist denn auch hier wieder Alles, was er preiset und verwirft, nicht das von vorne herein fertige Programm einer gegebenen, durch ihre Interessen und Verbindungen nothwendig bestimmten Partei, sondern das Resultat einer thatsächlichen Metamorphose, einer freien sittlichen Läuterung und geistigen Entwickelung.

Nachdem wir unsere Leser im Allgemeinen mit dem lebendigen Boden bekannt gemacht haben, aus welchem die pèlerinages de Suisse hervorgewachsen sind, glauben wir zur nähern Würdigung des Werks nichts Besseres thun zu können, als einige Stellen daraus mitzutheilen, damit Jedem ein Urtheil über Inhalt und Form möglich werde.

Der Wanderer hat auf seinem Wege von Freiburg nach dem Gipfel des Moleson auch das Karthäuser Kloster La Part-Dieu besucht. Gastfreundlich aufgenommen, beschäftigt er sich gerne mit Betrachtungen über die Bedeutung und Wirksamkeit dieser geistlichen Körperschaften, und schildert uns mit scharfen und sichern Zügen ihre Vergangenheit und Gegenwart.

In seiner Darstellung finden wir ein kleines anziehendes Genrebild.

„Erst vor kurzem lebte zu Part-Dieu ein Pater, der stets von einer unüberwindlichen Schlafsucht gepeinigt wurde; so daß er sich mit dem besten Willen nicht ermuntern konnte, um die Frühmette zu singen. Nun hatte ihn aber die Natur nicht allein zu einem merkwürdigen Langschläfer, sondern auch zu einem trefflichen Mechaniker gemacht, und schon war es ihm ohne alle Fachstudien, ohne Kenntniß der Mathematik durch natürliche Anlage und unverdrossene Versuche gelungen, ein vorzügliches Uhrwerk zu fertigen. Mit dem Schlagwerke verband er nun in der Form eines Weckers ein roh gearbeitetes Glockenspiel, was sich aber ungenügend erwies; dann brachte er an den Ecken und oben über dem Zifferblatte eine Amsel, einen Hahn und einen Tambour an, die zusammen im bestimmten Augenblicke einen greulichen Lärm hören ließen. Die Sache ging einige Nächte hindurch ganz gut; allein nach kurzer Zeit, wenn es eilf Uhr war, spielte das Glockenspiel, pfiff die Amsel, krähte der Hahn, trommelte der Tambour, aber der Mönch schnarchte ruhig fort. Ein anderer wäre vielleicht muthlos geworden, unser Pater aber vertraute seinem Genius, und brachte bald eine Schlange zu Stande, die, unter seinem Haupte liegend, jedesmal um eilf Uhr ihm an's Ohr fuhr, und mit durchdringendem Zischen an die Zeit mahnte. Offenbar war das Werk gelungen; die Schlange erwies sich viel geschickter als die Amsel, der Hahn, der Tambour und das Glockenspiel, die aber, als getreue Hülfstruppen, dennoch ihr artiges Getöse gleichfalls lieferten, und der glückliche Karthäuser wurde jedesmal geweckt. Doch mitten in seiner Freude machte er eine betrübende Entdeckung: er hatte sich bis jetzt nur für einen übermäßigen Schläfer gehalten, und erkannte sich nun als träge; denn so wach wie er war, konnte er sich doch nicht entschließen, sein ärmliches Lager zu verlassen. Dies mußte anders werden. Der Geistliche fühlte sich schuldig, der Mechanicus gedemüthigt; es sah gerade so aus, als wenn der Teufel sein höhnisches Spiel mit ihnen beiden treiben wollte, und es wurde durchaus nothwendig, ihn wieder zu bewältigen. Alsbald wurde ein schweres Brett in der Art über dem Bette angebracht, daß es zehn Minuten nach der liebevollen Ermahnung der Schlange hart genug auf die Füße des Trägen niederfiel. Und da geschah es denn oft, daß der Mönch hinkend und mit zerschlagenem Beine in den Chor kam. Indessen, wer sollte es glauben? Mag nun die Schlange ihren schrillenden Falsetton verloren haben, mag das Brett mit der Zeit leichter

oder mag er die sündhafte Gewohnheit angenommen haben, sie vor dem züchtigenden Schlage an sich zu ziehen: genug, er empfand bald die Nothwendigkeit einer neuen Erfindung, und er band alle Tage vor dem Schlafengehen an seinem Arme einen starken Strick fest, der mit einer wohlberechneten, feindlichen Kraft in so guter Verbindung war, daß er sich zur verhängnißvollen Minute spannte, und unsern Freund ohne weitere Warnung aus dem Bette warf.

So stand die Sache, und Gott weiß, welche neue, schlaftödtende Entwürfe noch in seinem Kopfe keimten, als er für immer entschlief. Entschlief? Keineswegs! der fromme Christ glaubte das nicht; denn ungeachtet seiner läßlichen Sünde, der Trägheit, blickte er, als seine Stunde kam, vertrauensvoll zum Allbarmherzigen empor. Endlich erwache ich! rief er; dieß war sein letztes Wort".

Wir folgen ihm nun auf die Höhe des Moleson, wo er gar anmuthig und zart mit den Alpenblumen kost:

„Im Frühling besetzt der Senne den Fuß des Gebirgs; bald rückt er höher hinan, erreicht die Mitte, dringt noch weiter vor, und nun grünt Alles, mit Ausnahme des höchsten Gipfels. Endlich wird auch dieser, indem er wie ein grießgramiger Alter den Liebkosungen und Gesängen des Frühlings nicht mehr länger widerstehen kann, und sich mit frischen Blumen bekränzen läßt, eingenommen. Das Alpenvergißmeinnicht, die Ranunkel, die wilde Lilie, tausend allerliebste Blümchen, die von den Botanikern durch ungeschickte Namen entstellt werden, drängen sich dem Lichte entgegen, denn ihr Sonntag ist gekommen. Gewiß! nichts ist schön, reizend und rein wie die Alpenblüten; und man fühlt sich trunken und verwirrt in dieser Fülle von Frische und Abwechslung, von zierlichen Formen und verschwimmenden Düften. Wahrlich, ihr süße, liebe Blumen! sie waren nicht würdig, mit euch zu tändeln, jene abscheulichen Professoren, Kräutermänner und Lateinfabrikanten, die euch mit so vielen häßlichen Lauten gekränkt haben. Kommt! ich will euch eure rechten Namen sagen. Du, Alchemilla alpina, die du dich mit so zartem Weiß entfaltest, heißest Schneetöchterlein; du Carex ferruginea mit deinem Büschel blaßer blauer Sterne Engelskrone, denn du bist der Stirne eines dort oben spielenden Cherubins entfallen; dein Name, du trübe, tiefsinnige Biscutella lävigata, ist Kreuzblume, und der deinige, Myagrum saratile, weil du nach dem ersten Kindeslächeln Maria's so mild und rosig aufblühtest, ist Maria'slächeln; dich, Draba azoydes, mit der kleinen, scharlachrothen Traube, deren Saft die Wunden schließt, nenne ich Jesublut, und dich, Kobresia

scirpina, immer andächtig geneigt und sinnend, nach dem Worte des lieblichsten Gebets Ave; du aber, Cacalia albifrons, weil an deinem schlanken Stengel Blume an Blume aufblüht, und gleich der Hoffnung auf Gott immer aufwärts dringt, sollst Himmelstraum heißen. Ihr lieblichen Wunder, eine plumpe Gelehrsamkeit hat euern Taufbund gelöst, wie einst die Gottlosigkeit Frankreichs den Taufbund der Menschen; nehmt eure himmlischen Namen wieder an, und werdet für Alle, die euch betrachten, Erinnerungen des Glaubens und Verheißungen des Paradieses!".

In einer Sennhütte, mitten unter rüstigen Gebirgsbuben, hat er übernachtet, und die derbe, tüchtige und doch wieder so kindliche Natur derselben, ihre Frömmigkeit, ihre zufriedene Heiterkeit bei so harter Anstrengung und Entbehrung überraschen ihn. Er hört sie scherzen, erzählen, beten; die Nichtigkeit der gewöhnlichen Versuche und Systeme, um die Völker zu beglücken, die Erinnerung der eigenen politischen Träumereien und Bestrebungen treten lebhaft vor sein inneres Auge, und er ruft den alten Genossen zu:

„Ihr alle habt mich als treu und wahrhaft gekannt, und ich bin es jetzt strenger, als ich es gewesen. Darum glaubt mir, wenn ich euch sage, daß die einzig mögliche glückliche Gesellschaft eine christkatholische Gesellschaft sey. Versteht mich wohl, ich sage nicht das Volk, ich sage die Gesellschaft, ich sage Alle. Ja, Alle müssen Christen seyn, die Ersten und die Letzten, und die Ersten noch mehr als die Letzten; denn der Glaube der Gehorchenden hält sich an dem Glauben der Befehlenden, und wenn man sagt: das Volk bedürfe einer Religion, so ist der unausgesprochene Gedanke nicht viel anders, als eine Erklärung, daß die Religion überhaupt überflüßig sey. Nur in dieser christkatholischen Gesellschaft können sich jene gegenseitigen Bürgschaften finden, die von allen Seiten gefordert werden: Bürgschaften der Kleinen gegen Unterdrückung und Hülflosigkeit; Bürgschaften der Großen gegen Empörung; Bürgschaften Aller gegen die zerstörende Schmach der Unsittlichkeit. Wenn die wackern Leute, von denen ich euch erzähle, glücklich sind, so ist es nicht deswegen, weil sie Bürger und Wähler sind, denn daran denken sie kaum; auch nicht allein, weil sie Christen sind, sondern weil auch ihre Vorgesetzten, ihre Herrn eben so gute und noch bessere Christen sind, als sie. Die Institution, auf die sie am meisten vertrauen, und die ihnen ruhigen Schlaf gibt, steht nicht in den Ge-

setzbüchern des Landes; aber sie ist älter, und wird länger dauern wie jene, und dies Gesetz, dort eingetragen, wo nichts erlöscht, heißt christliche Liebe.

Lassen wir den irdischen Herrn über unsere Leiber gebieten so viel er will; retten wir unsere Seelen, seyen wir Christen! aber weder theoretische noch poetische Christen, denn beides ist nur ein verbrauchtes Mittel, um sich im Wortkampf mit polemischem Eifer oder im stillen Kämmerlein mit träumerischen Schwingungen zu beseligen und zu betrügen. Nein, einfache, aufrichtige Christen; Christen der That und des Herzens, Christen vor Gott und den Menschen! Treiben wir mit allen Kräften den Hochmuth, die Selbstsucht und die Ungerechtigkeit von uns aus! Gott wird uns helfen; und wenn wir durch unser Beispiel, durch unsern Rath, durch unsere Bitten Einige gewinnen, die ihrer Seits abermals Einige gewinnen: so werden diese Alle gleich und ruhig seyn in der Gegenwart, vertrauend auf die Zukunft und frei unter dem Gesetze Gottes, wie der Vogel in den Lüften des Himmels. Wir haben ihnen dann mehr gegeben als das Wahlrecht; sie werden wählbar seyn im Königreiche der Heiligen; sie werden Bürger seyn im ewigen Vaterlande".

Schon zu Freiburg hatte der Reisende allerlei Schönes und Reizendes von einem See in der Nähe des ehemaligen Klosters Heiligenthal gehört, und er wendet sich dahin. Es ist gerade Sonntag, als er das nahe Gebirg durchzieht, und seine Seele feiert, mit der umgebenden Natur, den Tag des Herrn:

„Ein schöner Sonntag ist in katholischen Ländern überaus würdig und erhebend. Die Ruhe auf dem Felde, die einsame Stille, die frischen Blumen vor den Marienbildern am Wege, der Duft des Weihrauchs, der sich in der Nähe der Kirchen verbreitet, und durch die grünen Wipfel hinzieht: dieß Alles bewegt das Herz mild und tief. Was ist es aber, was in Mitte des Gebirgs, auf den waldigen Hängen, auf ungebahnten Felspfaden, wo man Stunden lang fortschreitet, ohne einer menschlichen Gestalt oder nur einer Spur von Wohnungen zu begegnen, dem Sonntage einen so feierlichen und bestimmten Ausdruck geben kann? Hier sind keine Landleute in Festkleidern; in diesen Räumen, wo keine Erndte reifet, fällt die Abwesenheit des Ackerbauers nicht auf, der Glockenklang erreicht unser Ohr nicht, die Kapellen sind selten und ohne frischen Blumenschmuck — und dennoch fühlt und er-

kennt man den Sonntag auch hier wie in der Stadt. Hat denn auch die Natur ihren Tag der Ruhe und des Gebets? Rauscht der Bach an diesem Tage ernster, ist der Schatten der Bäume frischer, der Duft der Blumen zarter, weht eine geheimnißvolle Ahndung durch die Luft, die uns zuflüstert: es ist der Tag des Herrn! Man möchte es wohl glauben, wenn man allein und träumend über den grünen Wasen hinzieht, unbekümmert, wohin uns die Schritte tragen, nur die erhabene Ordnung betrachtend, in deren wundervolle Harmonie sich der Gedanke versenkt. Die christliche Seele, dem natürlichen Zuge folgend, strebt nach Ordnung und Einheit, und es thut ihr wohl, sich in Einklang mit allen erschaffenen Dingen zu fühlen. Darum sage ich mir gerne, daß Weihnachten das Ende des Sonnenjahrs bezeichne, wie die Geburt des Heilandes das Ende der alten und die Morgenröthe der neuen Zeit; daß Ostern die Auferstehung der Natur verkündige; daß die Himmelfahrt mit den ersten Blumen komme; daß Maria in den Himmel aufgenommen werde, wenn uns die Erde alle ihre Schätze darbietet, und daß der Tag, an welchem Gott, mit Vateraugen sein Werk betrachtend, gesprochen hat: es ist gut! erst dann durch Sturm und Unwetter getrübt und entweiht wurde, als der Mensch der Schuld und Strafe verfallen war".

An dem Schwarzsee, in der stummen, ernsten Einsamkeit, denkt er der fernen geliebten Menschen, ihrer frohen und schmerzlichen Stunden. Da bewegt ihn die Sorge um ein krankes, wundes Herz, dessen Seyn und Empfinden trüb und freudelos ist, weil ihm die rechte Sonne nicht leuchtet, weil es sich dem Strahle des Himmels nicht öffnen will, und er spricht zu ihm mit zarter, treuer Bruderliebe:

„Vor meinen Augen breitete sich ein See aus, klar wie Ihre Seele, aber ruhiger wie sie; in meiner Nähe fiel ein Wasserstrahl in leichten Sprüngen zwischen den Felsen herab, der hier und dort durch das Gebüsch schimmerte, und ober meinem Haupte schwammen die leuchtenden Spitzen im tiefblauen Aether, als trügen sie das unermeßliche Zelt des Himmels ..... Bald erglühten die höchsten Gipfel im letzten Sonnenstrahl, am Himmel und auf dem See traten die Sterne funkelnd hervor; Hundegebell, Alpenlieder und sanftes Geläute der Herdeglocken drangen zu meinem Ohre, und mächtig umrauschte mich der Hauch Gottes, der in stiller Nacht durch die Bäume weht, und ihnen eine so majestätische Sprache verleiht. Als ich endlich aus der seligen Trun-

kenheit erwachte, worin meine Seele mit der Nacht, mit den Sternen, mit dem Abendwinde gekos't hatte: errathen Sie, worüber ich am meisten staunte?....

Wir hatten es uns so oft versichert, daß zur genußreichen Beschauung einer Landschaft zwei Augen und ein Herz nicht genügen, und die Morgenröthe, das Meer, die Wälder und Höhen hatten mich so oft gähnen gemacht, daß ich zuletzt gerne auf alle diese Herrlichkeiten verzichtete, wenn ich sie nicht an der Seite eines geliebten Menschen bewundern konnte. Ja, unter dem geheiligten Schirmdache der Familie, auf den schneeigen Riesenhäuptern der Alpenwelt, wie auf den balsamischen Blumenebenen des Südens, überall und in Allem, fehlt uns etwas, so lange wir Gott nicht erkennen und lieben. Diese entsetzliche Leere, sie wird nur von der Gottesliebe ausgefüllt, aber überschwenglich ausgefüllt.

Sie haben mich schwach gekannt, wenn ich allein stand; und hier, wo ich Niemanden kenne, wo ich die Sprache des Landes nicht einmal verstehe, bin ich dennoch so glücklich, denn mein Herr und Gott ist bei mir. Der Schleier ist gefallen, der Geist ist in mir erwacht.....

Und Sie, für die ich so oft zu Gott bete, Sie, die von der himmlischen Güte so überreich begnadigt sind, und dennoch eigensinnig die höchste Gnade nicht erflehen wollen: wo weilen Sie, was beginnen Sie? Ach! Sie brauchen es mir nicht zu sagen, und ich weiß doch, daß Sie leiden....... Für Sie ist die Wissenschaft unfruchtbar wie die Tugend, und Ihr Wehe ist ohne Kraft wie Ihre Ruhe ohne Labung.

Arme, verwüstete Seele! wie kam es, daß Sie niemals zu Gott flehen wollten, er möge so viele edle Gaben befruchten und segnen? Warum erkennen Sie nicht, daß Ihre schönen Fähigkeiten Ihnen nicht zur unerläßlichen Qual geschenkt seyn können, daß sie nicht verloren seyn dürfen, daß Sie Rechenschaft geben müssen. Bedenken Sie dies zu Ihrem Heile!

.... Sie mit ihrem klaren, mündigen Geiste haben die ernste Pflicht, frisch und mit aller Macht des reinen Willens in der einzigen Wissenschaft, womit Sie sich nicht beschäftigt haben, vorzudringen: in der Wissenschaft der Demüthigen und Gläubigen, in der Wissenschaft des Gebets, des Opfers, der Buße! Thun Sie das Ihrige, und Gott wird Sie nicht verlassen.

Noch einmal, Ihr Herz ist voll süßer Wunder, aber es ist noch dunkel und stumm. Oeffnen Sie es den Strahlen, die es vergeblich umspielen, und Alles wird hell und lebendig werden. Es ist ja nur das

Licht, das die Blumen mit farbigen Blüten und duftenden Geistern erfüllt".

Zu Bern beschäftigt er sich mit Betrachtungen über die Folgen der „Reformation" für die Schweiz überhaupt und für Bern insbesondere. Es ist ihm klar geworden, daß mit dem Abfalle von der alten Kirche die religiöse wie die politische Freiheit verloren wurde, und daß es niemals einer politischen Revolution oder Restauration gelingen wird, dasjenige, was die religiöse Revolution zerstört hat — den Lebenskeim alles Völkerlebens, den Fruchtboden alles socialen Friedens und Heils — mit legislativen und administrativen Künsteleien oder mit constitutionellen Luftspiegelungen zu ersetzen oder herzustellen.

„Es gibt für die Völker nur ein Gesetz des Lebens, des Heils, der Freiheit: das Gesetz Gottes, welches die Menschen zu Brüdern macht, welches einer ganzen Nation wie dem Einzelnen dieselben Gedanken und Pflichten, dasselbe Ziel zeigt; welches den Niedrigen Geduld, den Höhern Mäßigung, Allen Hoffnung und überall und immer Liebe einflößt. Habt ihr dies Gesetz vernichtet, habt ihr mit der Auflösung der Bande, die den Menschen an Gott knüpfen, jene schwächeren Bande zerrissen, die den Menschen mit dem Menschen vereinen; habt ihr dadurch bewirkt, daß bei den Großen kein Glaube, bei den Niedern keine Liebe und kein Vertrauen ist: dann erwartet und suchet nichts mehr für das Glück der Menschheit, für euch ist Alles verloren! Ihr seyd in einem verhängnißvollen Sumpfe festgebannt, und alle eure Fortschritte sind nur wechselnde Täuschungen thörichter Erwartungen; sind kindische Träume, die unter Trompetenschall um die gepriesenen Lebenstincturen einer Marktschreierbude herumgaukeln. Was läßt sich Gutes von diesen Revolutionen erwarten, die nichts sind als Massenangriffe der Unsittlichkeit und Schlachtgewühle von Mördern oder vielmehr von Hyänen, die sich um ihren entsetzlichen Fraß zerfleischen! . . . . .'

Nur ein Recht steht hoch über allem menschlichen Klügeln und Vernünfteln, das göttliche Recht. Entspringen die Gesetze nicht aus ihm, so sind sie nur Kinder der Gewalt und der Arglist, und eine mächtigere Gewalt, eine feinere Arglist wird sie bald zu Grabe tragen. Ich will, daß derjenige, der mir Gehorsam gebietet, gerecht sey; wie darf ich aber solches erwarten, wenn ihm die Gerechtigkeit nicht von oben vorgeschrieben ist?

Ich will, daß derjenige, der mir sagt: entbehre und leide! auch sage: vertraue und hoffe! Wie kann ich aber hoffen, wenn ich nur einen wesenlosen Glauben habe, wenn mein von der Materie bewältigter Geist keine andern Freuden kennt und faßt, als die Freuden dieser Welt, und wenn ich diese Freuden nur dem Zufalle, der Geburt, der rohen Stärke oder der schlauen Unredlichkeit preisgegeben sehe?

Als gläubiger Christ füge ich mich dagegen leicht in meine niedere Lage, denn ich kann im Himmel den Heiligen gleich werden. Habt ihr mir aber meinen Gottesglauben geraubt, habt ihr mich von dem Gehorsam gegen den Herrn im Himmel und gegen dessen Stellvertreter auf Erden abgelöst: mit welchem Rechte verlangt ihr Gehorsam gegen euch? warum seyd ihr mächtig und reich, warum bin ich schwach und arm? warum schwelgt ihr im Ueberfluße, warum schmachte ich nach dem Unentbehrlichsten? — Ihr habt nur Kolbenschläge zur Antwort? Wohlan! euer Recht ist die Gewalt, meines ist die Empörung. Soll es gelten Brust gegen Brust?.... Wollt ihr mich unterwerfen, so müßt ihr mich knechten und binden im Zwangshemde, oder mich zum Thiere verdumpfen, damit ich vergesse, daß ich Mensch und euch gleich bin!" —

Zum Schlusse nur noch Folgendes. Wir haben schon oben angedeutet, daß wir nicht gesonnen sind, die Behauptungen des Hrn. Veuillot ohne Ausnahmen zu vertreten, oder auch wohl manche Irrthümer desselben zu leugnen. Er ist ein junger, sprühender Franzose; mit frischer Kraft, mit glühendem Eifer für seine gute, treue Ueberzeugung redend und kämpfend, darum in französischer Weise leicht entscheidend, durch unfügsame Einzelheiten nicht gerne gestört, sein Ziel hastig verfolgend, und so auch zuweilen ausschließlich und unbedingt, wie es dem deutschen Wesen fremd und entgegen ist, und seyn soll. Doch dies ist eben französische Art oder Unart, an die wir uns schon lange und selbst bei schwerfälligen Werken der Wissenschaft gewöhnen mußten, und die wir also meines Bedünkens um so lieber bei der anmuthigen und geistreichen Ergießung einer so reinen, wahrhaftigen und im innersten Kerne so demüthigen Seele ertragen dürfen.

Wir freuen uns, anzeigen zu können, daß in einigen Wochen im Interesse deutscher Leser eine angemessene Bearbei-

tung der pèlerinages de Suisse unter dem Titel „Erinnerungen einer Pilgerfahrt durch die Schweiz“ in der Kollmann'schen Buchhandlung erscheinen wird.

XXXV.

Die Gründung der Klöster Raitenbuch und Ettal und ihre Stifter.

(Eine historische Skizze.)

Der ganze südliche Strich von Altbayern und Schwaben, der sich zu den Füßen der Alpen als waldiges, hügelreiches Hochland ausbreitet, worin die Alpenflüsse eine Kette zahlreicher Seen bilden, hieß einst seiner vielen uralten und großartigen Abteien und Stifte wegen der Pfaffenwinkel, wie man ihm entsprechend, weiter nach Niederdeutschland hinab, das Main- und Rheinthal die Pfaffenstraße nannte.

Diesem altbayerischen Pfaffenwinkel gehören auch die beiden Kloster Raitenbuch und Ettal an, die, obwohl als Nachbaren, doch sehr verschiedenen Ursprung haben: denn das eine ist eine Welfische, das andere eine Ghibellinische Stiftung. Ein kleines Flüßchen, die Amber oder [illegible] [illegible] durch Wiesen an beiden vorüber, zwischen ihnen aber liegt die Gemeinde Ammergau, die von dem einen dieser Klöster, von der Stiftung Ludwig des Bayern ihren weltlichen [illegible]ter, von dem Gotteshause der Welfen aber ihren [illegible] erhielt. Ettal liegt am höchsten, der Quelle des [illegible] am nächsten, rings von Bergen eingeschlossen, am [illegible]senen Fuße der Hochalpen; eine Stunde [illegible]. [illegible] der Mündung des Alpthales, da wo das Gebirg in [illegible] [illegible]rische Hochland abstürzt, liegt Ammergau; [illegible] [illegible] tiefer endlich, in dem wald- und hügelreichen [illegible] [illegible] steht Raitenbuch, das seiner minder rauhen Lage nach,

auch älter als Ettal ist, dessen Name schon (Oedthal) die Oede und Verlassenheit seiner Lage anzukündigen scheint.

Ueberhaupt aber ist dieser ganze Strich, wo der Mensch nichts über die unerbittliche, lebentödtende Kälte vermag, die von den nahen Schneebergen herüberweht, von jeher wohl dem Anbaue und der Ansiedelung am abholdesten gewesen. Hier hat ohne Zweifel die Kultur am spätesten begonnen und hier auch macht die Wildniß, mit ihren reißenden Alpenwassern, am schnellsten ihr altes Recht wieder geltend, wenn der Mensch nicht stets gerüstet, dämmend und hemmend, den Frieden seines Hofes und seiner Matten wider die unheilvollen Alpengeister der Verwüstung, die Wildbäche, die Stürme, die Hochgewitter, die Lavinen mit unablässiger Wachsamkeit zu schirmen und zu wahren weiß. Tritt er einen Augenblick erschrocken vom Kampfplatze der entfesselten Elemente zurück, läßt er müde oder sorglos die wehrende Hand sinken: gleich bringt die Wildniß vor; das Land wird Wald, wird Moor und, Wüste, und das reißende Wild nimmt darin die Stelle des Menschen ein. Manches Jahrtausend wird dieß Hochland bebaut, und noch wächst kaum etwas Anderes darauf, als Wald und Gras wie zur Zeit der ersten eingewanderten Jäger und Hirten. Noch wohnt der Bauer, wie in den Tagen des römischen Eroberers, meist zerstreut, von seinen Matten umgeben, auf dem einsamen Gehöfte, als Einödbauer, wie es gerade die Gelegenheit gibt, hier auf dem Hügel, dort beim Quell, oder am sonnigen Raine, im grünen Thalgrunde oder am windgeschützten Waldessaume. Klagend ruft daher ein Religiose, dem wir eine musterhafte Geschichte seines Klosters Raitenbuch verdanken, über diese seine Heimath: „Von ewigem Schnee starren die nahen Tyroler Jochhäupter und senden unsern Auen bittere Kälte, die sie der Anmuth des Frühlings und der Genüsse des Herbstes beinahe gänzlich beraubt." In die einsame Wildniß, in das stille Walddunkel führt uns darum auch meist die Sage von der Gründung der ältesten Gotteshäuser, die hier im Angesichte der Eisberge,

in dem herbst- und frühlingslosen Lande, den Bau des Bodens und die Entwilderung der Herzen begonnen; und folgen wir der gesanglustigen Jägerin, wie sie auf rauhen Pfaden flüchtigen Fußes dahin schwebt, dann bricht uns plötzlich ihr leitender Faden ab, sie verschwindet vor unsern Augen im Dickicht des Urwaldes, in den Nebeln seiner Sümpfe, wir aber stehen allein in der schweigenden, licht- und pfadlosen Waldesnacht der Vorzeit, die kein Auge zu durchdringen vermag.

Aus dem Munde der urkundlichen Geschichte jedoch, die mit der Sage hierin übereinstimmt, wissen wir, daß nach den großen welterschütternden Stürmen der Völkerwanderung und der Zertrümmerung des Römerreiches, auch die alte Römerstraße, die aus der Weltstadt über die norditalische Ebene durch diese Alpen nach den römischen Rhein- und Donaulanden führte, mit ihren Städten, Castellen und Stationen wieder in die Wildniß des Urwaldes verfiel. Die Lebensgeschichte unserer ersten Glaubensbekenner zeigt uns die heiligen Männer, wie sie über die Trümmer der zusammengesunkenen Städte und durch das verwilderte und verödete Land dahinzogen, ohne sich von dem giftigen Gewürme, das im Moder und Schutt unter den zusammengestürzten Altären der alten Götter hausete, noch von dem reißenden Wilde in den Wäldern und Sümpfen ringsum abschrecken zu lassen. Und auch nach dem Zeugnisse der ältesten Urkunden und Chroniken lag in diesen Gegenden der Verödung eine vasta solitudo, eine schweigende Wüstenei, und hier breiteten sich die eremi, jene Einöden aus, deren in jener Zeit so vielfach gedacht wird.

Wer aber hätte hier bei dem Wilde, in der traurigen, kalten Wildniß, hausen mögen, als vorzüglich solche, die die Gemeinschaft der Menschen ihrer Verbrechen wegen fliehen mußten: Räuber und Mörder, die hier in den unzugänglichen Schlupfwinkeln sich vor der Rache und Strafe zu retten suchten; oder solche, die des weltlichen Treibens und Geräusches müde, in der schweigenden Abgeschiedenheit der Bergwälder den Frieden der Seele und den Himmel durch stille

Arbeit und ungestörten Gottesdienst zu erringen suchten; oder endlich solche, die gekränkten Herzens, der Welt, ihrem Undanke und ihrer wankelmüthigen Herrlichkeit unmuthvoll den Rücken wandten, um hier in der unzugänglichen Klause fern von den Menschen, zu vergessen, zu ruhen, die Wunden des Lebens zu heilen, und sich auf den Tod vorzubereiten. So berichtet der Annalista Saxo: Eticho, der Sohn des ersten Welfen habe sich aus Bayern in das Bergland, in einen engen Bezirk, der Scherenzer Wald (Scharnitz?) genannt, mit Zwölfen seiner Edelinge zurückgezogen, und dort die letzten Tage seines Lebens beschlossen. Die Chronik des Klosters Weingarten, einer berühmten Welfischen Stiftung, fügt hinzu: der alte Bayerfürst, der reich begütert und mächtig war in diesem seinem oberdeutschen Stammlande um die Ammer, den Lech, und am Bodensee bis jenseits über die Alpen, habe dieß aus gekränktem Herzen gethan, weil sein Sohn Heinrich sich nicht geschämt, bei Kaiser Ludwig dem Frommen, der mit Etichos Schwester Judith vermählt gewesen, zu Lehen zu gehen; bekümmert über diese Erniedrigung der freien Fürstenwürde seines Geschlechtes habe der alte Vater seinen Königshöfen und all seinen reichen Gütern Lebewohl gesagt, und sich nach der Villa Ambrigo zurückgezogen. Dort habe er Mönche um sich gesammelt, und den Bau einer Zelle begonnen. Ohne jemals seinen Sohn wiedersehen zu wollen, sey er dort gealtert und mit der Tafelrunde seiner zwölf Adelsgenossen in seinem Kloster in die Grabesruhe eingegangen. Sein Sohn Heinrich soll alsdann die Mönche nach Altenmünster (ad monasterium Altonis) verpflanzt haben, von wo sie nach Altdorf übergesiedelt seyen. Gewiß aber ist, daß das Kloster des gekränkten alten Fürsten, welches Einige in der Scharnitz, Andere bei Ettal, im nahen Graswangthal oder in Ammergau selbst suchen, gänzlich aus aller geschichtlichen Erinnerung verschwindet, wie wir dieß auch bei andern Stiftungen der Art finden; die Rauhheit des Klima's und die Wildheit des Bodens, noch allzu mächtig, scheint die Mönche zur Auswanderung in mildere Regionen

gezwungen zu haben. Und so finden wir denn um die Mitte des eilften Jahrhunderts, während anderwärts, namentlich aber in der dem Anbaue und der Kultur viel günstigern Seeregion manche Stiftung der karolingischen Zeit segenverbreitend immer herrlicher aufgeblüht war, in der Gegend von Raitenbuch nur eine Zelle und ein Kirchlein, das Waldbrüder oder Eremiten umgaben, die sich hier in eremo angesiedelt hatten. Auch Frauen und Jungfrauen zogen sich hierhin zurück, um ein gottgeweihtes Leben des Gebetes und der Betrachtung zu führen; als eine solche wird unter Sigibods Disciplin ausdrücklich seiner Nichte Douba erwähnt, der prophetischen Lehrerin Herluka's von Bernried. Auch vertriebene Priester und Bischöfe, die in der salfränkischen Zeit, in dem großen Zwiespalte der geistlichen und weltlichen Macht, ihrer priesterlichen Gesinnung wegen verfolgt und verjagt wurden, suchten hier in der waldigen Einöde, im Schatten der Alpen, eine Zuflucht. Und einem ähnlichen, dem Kampfe dieser bewegten Zeit entsprungenen Gedanken, daß nämlich hier eine feste Burg zur Wahrung und Ausbreitung streng kirchlicher Gesinnung und Geistesbildung gegründet werden müsse, verdankt das Kloster Raitenbuch ohne allen Zweifel seine Stiftung.

Denn Bischof Altmann von Passau, der selbst in der Verfolgung als Anhänger Gregor's VII. nach Rom fliehen mußte und von dort als päpstlicher Legat nach Deutschland zurückkehrte, er vorzüglich war es, der sich die Gründung dieses Gotteshauses angelegen seyn ließ. Einen ruhmvolleren Gründer aber hätte ein Kloster in der Reihe deutscher Bischöfe der dermaligen Zeit wohl nicht finden können. Altmann ist eine der hervorragendsten Gestalten der deutschen Geschichte des eilften Jahrhunderts, und darum wohl werth, daß wir hier einen Blick auf sein Leben werfen; denn keine große Bewegung, keine Erscheinung seiner stürmischen Zeit, an der er nicht einflußreichen Antheil nahm, nicht leicht ein Concil, eine Synode oder ein Fürstentag, auf dem er nicht erschien, um unerschrocken die Idee zu vertreten, die ihn in seinem Innersten beseelte.

Sechs und zwanzig Jahre stand er einem der größten deutschen Bisthümer vor, und in dieser langen Zeit, da Alles um ihn her in seinem Vaterlande in beständigen Schwankungen, in stets wechselnden Partheiungen hin= und hergerissen wurde, stand er fest und verfolgte unverwandten Blickes nur ein Ziel; kein Opfer war ihm dafür zu theuer, keine Mühe zu groß, keine Gefahr schreckte ihn zurück. Es war dieß die Reformation der deutschen Kirche, die Herstellung ihrer alten Zucht, ihre Befreiung aus den Fesseln und Banden der weltlichen Macht, ihre Erhebung aus dem Pfuhle irdischer Lüste, was sich Altmann als Ziel seines Lebens und Strebens gesetzt. „Er war“, sagt Lambert von Aschaffenburg, „ein Mann von einem apostolischen Lebenswandel und großen Tugenden in Christus“; er war ein Reformator, aber im Geiste der großen Päpste des Mittelalters, ein innig verbundener Freund Gregors VII., der ihm unter anderen in seinen zahlreichen Zuschriften schreibt: „Deiner Klugheit habe ich in deutschen Landen die Vertretung meiner Stelle anvertraut“, und der Statthalter Christi hatte in der That sein Vertrauen keinem Unwürdigen geschenkt; denn was Gregor VII. auf dem Stuhle St. Peters zu Rom, das war Altmann auf dem Stuhle St. Valentins zu Passau als deutscher Bischof.

In dem Mittelpunkte seiner Zeit stehend, empfing er seine Bildung in der Schule eines viel bewegten Lebens, und es fehlte ihm darin nicht an Gelegenheit, dem Wankelmuthe des Glückes zu mißtrauen oder wider das einbrechende Unglück sich mit dem unerschütterlichen Vertrauen eines guten Gewissens, das eine heilige Sache und eine reine Absicht gibt, zu wappnen; auf vielen Reisen aber, in entlegenen Ländern, bei fremden Völkern, im Drange der Geschäfte, im steten Verkehr und im ununterbrochenen Kampfe mit allen Leidenschaften der schlechtesten Menschen und in der vertrauten Freundschaft mit den heiligsten und reinsten mußte er sich stets aufgefordert finden, mit sich selbst und seinem Lebenszwecke ins Reine zu kommen; er konnte sich darin Menschen=

kenntniß erwerben und die Wirksamkeit der Mittel erproben, um auf sie zu einer dauerhaften Umgestaltung einzuwirken.

Von Geburt ein Westphale edelen Geschlechtes, hatte er, der Ueberlieferung gemäß, seine Studien in Paris gemacht, und hier auch, wie es scheint, in frühester Jugend schon sich mit Gebhard, dem späteren Erzbischof von Salzburg und Gründer von Admont, und mit Adalbero, dem spätern Bischof von Würzburg und Gründer von Lambach verbunden, und diesen Bund der Jünglinge bewahrten die Männer in ernster, unheilvoller Zeit brüderlich, nach einem Ziele zusammenwirkend. Unter den Kanonikern der Kathedrale von Paderborn stand er viele Jahre als Scholasticus den dortigen Schulen vor; von hier kam er als Präpositus in das Collegium der Kanoniker des Domes von Achen, und wurde zugleich Kapellan Kaiser Heinrichs III., nach dessen Tod er auch seiner Gemahlin, der Kaiserin Agnes, treu blieb, die das Reich in den ersten Jahren der Minderjährigkeit ihres Sohnes verwes'te. Dann dem Zuge, der seine Zeit begeisterte, folgend, pilgerte er nach dem gelobten Lande, zum Grabe des Erlösers. Von dort heimkehrend ward er 1065 durch die Verwendung der Kaiserin Mutter und der Großen, mit Zustimmung des Clerus und des Volkes, auf den bischöflichen Stuhl von Passau erhoben. Und hiemit beginnt sein Eingreifen in die Geschichte der deutschen Kirche und des deutschen Volkes.

Nach zwei Seiten hin aber ging seine Wirksamkeit, um zu dem einen großen Ziele zu gelangen, nämlich das Göttliche vor Verweltlichung zu retten. Nach der einen Seite hin suchte er dem schwachen, sitte- und grundsatzlosen Heinrich IV. gegenüber, in dem Investitur- und Simoniestreite die kirchliche Freiheit von der weltlichen Gewalt zu erkämpfen; geistliche Aemter und Würden, Bischofsitze und Prälaturen, das Gut der Kirche und der Armen, sollten nicht ferner dem Meistbietenden zufallen, sie sollten nicht der Preis der Hofgunst, die Beute reicher und vornehmer Geschlechter seyn. Sein Bisthum, eines der umfangreichsten Deutschlands, zog sich quer

durch den Süden unseres Vaterlandes, die Donau hinab, bis nach Wien und zu den slavischen und ungarischen Marken. Hiedurch und durch die Nähe Italiens war es von doppelter Bedeutung. Von Gregor VII. aufgefordert und aufgemuntert, wandte er nun mit rastlosem Eifer Alles an, um die benachbarten Fürsten der oberdeutschen Lande innig an die Sache der Kirche und des heiligen Stuhles zu knüpfen; besonders aber bot er Alles auf, den zwischen seinem weltlichen Interesse und dem Dienste der Kirche schwankenden Herzog Welf von Bayern ganz zu sich hinüberzuziehen, was ihm mit dem Markgrafen Leopold von Oesterreich vollkommen gelang. In diesem Sinne war er auch auf den zahlreichen Fürstentagen als Legat des heiligen Stuhles eifrig bemüht, Heinrich IV. den Forderungen des Papstes willfährig zu machen, und als der Wankelmüthige in Bann und Acht gefallen, ließ er sich keine Mühe verdrießen, ihm einen würdigen Nachfolger für das Reich und einen wahren Schirmvogt der Kirche zu finden. Gregor schenkte seinem Legaten hiebei ein solches Vertrauen, daß er ihm in einem Schreiben die nähere Bestimmung, das Mehr oder Minder, hinsichtlich des Eides der Treue und des Gehorsams, den der zu Erwählende als Sohn und Schirmer der Kirche ihrem Oberhaupte zu schwören habe, überließ.

Dieß war die eine Seite seiner Wirksamkeit, auf der andern aber war nichts weniger seine Absicht, als daß diese Unabhängigkeit der Geistlichkeit nur dazu dienen sollte, priesterlichen Stolz und hochmüthige Härte in ihr zu mehren, oder daß sie im Vertrauen auf ihre Immunität nun um so ungescheuter und ungestörter, weil unbewacht, dem Wohlleben und allen Lüsten fröhnen könnte; Altmann wollte seinen Clerus nicht nur aus den eisernen Fesseln weltlicher Gewalt, sondern auch aus den seidenen Stricken weltlicher Lust befreien, er wollte ihn der Unzucht, der Völlerei, der Rohheit und Unwissenheit, durch Zurückführen zur alten disciplina clericalis und castimonia sacerdotalis, entreißen. Als er aber mit die-

sem Reformationswerk im Sinne Gregors VII. offen hervortrat, da brauste, nach dem Ausdrucke Lamberts von Aschaffenburg, das gesammte Geschlecht der Cleriker gegen ihn auf (infremuit tota natio clericorum); in der Frage über die Priesterehe fand er, außer dem zuchtlosen Gesindel, selbst unter sonst wohlgesinnten Geistlichen Widersacher; die Laien aber, und gewiß nicht die unmächtigsten, mußte er sich zu doppelten Feinden machen, einmal weil sie sich durch Abschaffung der Simonie der geistlichen Würden und Güter, die sie gern zu ihrem Erbgute hätten machen mögen, beraubt sahen, und dann, weil den Weltkindern durch Einführung einer strengen Zucht und Enthaltsamkeit der Genuß dieser Würden und Güter, waren sie ihnen dennoch zu Theil geworden, verbittert und verkümmert wurde, so daß sie allen Reiz verlieren mußten; denn es gelüstete ihnen nach nichts weniger, als nach Buße und Abtödtung. Die Opposition, der er kühn die Stirne bot, war so groß, die Wuth derer, die sich in ihrem hergebrachten Besitze bedroht glaubten, so furchtbar, daß er selbst bei der Verkündigung jener Reformationsbeschlüsse Gregors VII. von seinem eigenen Clerus beinahe wäre zerrissen worden, und aus seinem Bisthume mit Gewalt verjagt, eine Zuflucht in seiner Heimath Westphalen suchte. Allein wie wild auch immer der Sturm brauste, er mochte seinen Muth nicht erschüttern, und zu einer Zeit, wo in Deutschland Laien und Clerus großentheils sich vom Oberhaupte der Kirche abwandten, und Staat und Kirche durch Schisma und Partheiung zerrissen und zerrüttet und von Anarchie bedroht wurden, hielt er fest und schirmte mit Gebhard von Salzburg, Adalbero von Würzburg, Adelbert von Worms und Herimannus von Metz, den einzigen des süddeutschen Episkopates, die fest und treu geblieben, die katholische Kirche in Deutschland. Er ging nach Rom, und hier gab er selbst ein großes Beispiel aufopfernder Befolgung der Lehre, die er Andern predigte, indem er sein Bisthum zu den Füßen St. Peters niederlegte, weil er es der Kaiserin und weltlichem Einfluße verdankte. Zum Lohne stellte Gre-

gor VII. seinem ergebenen Sohne nicht nur die niedergelegte Würde zurück, sondern im Dome von St. Peter, in Gegenwart der Cardinäle, bekleidete der Papst den Bischof von Passau mit seiner eigenen Mitra, und verlieh ihm auch die Vollmacht eines apostolischen Legaten. Es erschütterte seine Festigkeit nicht, als auch seine treuen Söhne von St. Nicola zu Passau, wegen ihrer Anhänglichkeit an ihren Stifter, von den Schismatikern vertrieben wurden, und seine Feinde ihre Stelle einnahmen; noch auch, als er selbst von der Gegenparthei, auf der Synode von Mainz, mit vierzehn gleichgesinnten Bischöfen excommunicirt ward, und ein Eindringling, nach dessen Tod ein zweiter folgte, seines bischöflichen Stuhles sich bemächtigte, während er selbst, ein Vertriebener, in dem unteren Theile seiner Diöcese, an der Ens, in den Gegenden des alten Laureacums, unter dem Schirm des ihm ganz ergebenen Leopold's von Oesterreich, und im freundschaftlichen Verkehr mit Ottokar von Steiermark, weilte, und rastlos wirkend Kirche und Volk nach den kanonischen Satzungen als treuer Hirte verwaltete. Ja, Gregor VII. selbst fand sich veranlaßt, in seinen Zuschriften an ihn, den Eifer des von der Welt Verfolgten mitten in seinen Bedrängnissen zu mäßigen, und ihm zu rathen, günstigere Zeiten zu Durchführung seiner reinigenden Maaßregeln abzuwarten. Zum Lohne dieses Eifers ließ ihn die Welt in der Verbannung oder „im Elende" sterben, aus dem er, mit der Sprache der Legende zu reden, in hohem Alter zu seinem himmlischen Vaterlande und den ewigen Freuden hinüber wanderte, nachdem die Verfolgungen seiner Feinde nur dazu gedient hatten, ihn innerlich mehr zu befestigen und seine rastlose Thätigkeit zur Ueberwindung der wachsenden Hindernisse zu steigern.

Bei seinem doppelten Streben, die Kirche den Händen der Welt zu entwinden, und die Welt aus dem Herzen ihrer Diener zu reißen, war sein Hauptaugenmerk jedoch auf den Ordensclerus gerichtet. Denn die Bildung eines fleckenlosen, durch die Gelübde der Armuth, der Keuschheit und des Ge-

horsams von allem Weltlichen gänzlich geschiedenen, und durch die Bande gemeinsamer Zucht innig zusammengehaltenen Ordensclerus mußte ihm, durch sein lebendiges, beschämendes Vorbild, von dem heilsamsten Einfluß auf den Weltclerus, und zugleich als das einzige Mittel erscheinen, den erhobenen Streit zwischen weltlicher und geistlicher Macht auf eine für die Kirche günstige Weise zu lösen.

Daher ließ er es sich vor allem angelegen seyn, einerseits in den alten Klöstern seiner Diöcese auszufegen und aufzuräumen, Zucht und Disciplin wieder herzustellen, und die Zügellosen, die sich nicht fügen wollten, daraus zu vertreiben; andererseits neue Klöster zu gründen und mit solchen, die sich als Geistesgenossen an ihn, als den Mittelpunkt kirchlicher Gesinnung in Deutschland von allen Seiten her anschlossen, zu besetzen. Und zwar begann er als Bischof damit, daß er für sich und seine Nachfolger, zum Vorbilde und Rathe, ein solches Stift nach der Regel St. Augustins gründete. Es war dieß St. Nikola in Passau, zu dem Kaiserin Agnes den Grund schenkte. Er selbst sagt darüber in der Stiftungsurkunde: er habe es gethan bewogen aus Fürsorge für das Heil seines Bisthums (episcopalis curae solicitudine commonitum) und als die vorzüglichste Bestimmung der neuen Stiftung gibt er darin merkwürdiger Weise mit ausdrücklichen Worten an: „auf daß ihre Vorgesetzten als die vertrautesten Räthe und obersten Capellane unsere Nachfolger in der Bürde ihres Amtes unterstützen mögen“ (ut praelati ejusdem tamquam intimi secretarii et summi capellani successores nostros in suis debeant oneribus supportare). Er schenkte ihnen auch den Hafen des Inns (portum Oeni) jedoch unter der schönen, milden Bedingung, daß das Kloster gehalten seyn solle, alle, die pilgernd des Gebetes wegen dort hinkämen, unentgeldlich über den Fluß zu führen. In derselben Zeit legte er in einem andern Theile seiner weiten Diöcese auch den Grundstein zu dem berühmten Kloster Gottweih, wo er nach späten Jahren seine Grabruhe finden sollte und

wo, wenn ich nicht irre, noch auf den heutigen Tag sein bischöflicher Stab und seine Inful zur dankbaren Verehrung bewahrt werden. Wie wohl verdient aber dieser Dank auch dann sey, wenn man abgesehen von allem, was diese Stiftung für Religion und Wissenschaft geleistet haben mag, ihren Einfluß auch nur auf die Kultur des Landes betrachtet, das drückt am besten in wenigen Worten ein alter Chronist aus, der die Zeit vor und nach der Gründung vergleichend freudigen Herzens sich also darüber ausspricht: „früher war der Berg (mons Kotobig) von Wald beschattet, nun ist er mit Reben und Obstbäumen besetzt; früher wurde er von Sumpflachen, nun wird er von Weihern bewässert; früher waren hier Viehweiden, nun ist er durch seine Gebäude berühmt und wird von sieben Kirchen geschmückt“. Billig ordnete darum auch das dankbare Kloster eine alljährliche Begehung seiner Gedächtnißfeier auf den nächsten Sonntag des 8. August an.

Das dritte Stift, welches er zwar nicht gründete, wohl aber neu begründete, war St. Florian an der Ens. Es lag im traurigsten Verfalle; die dortigen Cleriker hatten sich dem zügellosesten Leben ergeben und das Haus durch jegliches Laster entweiht, als Altmann es mit der Ruthe der Zucht ausfegte und die Entweiher daraus verjagte. Wie Gottweih, so besteht auch diese ehrwürdige, tausendjährige Stiftung noch heutiges Tages, und ihrer Bestimmung eingedenk, zeichnet sie sich, ihres Wiederherstellers nicht unwürdig, durch einen ernsteren Geist aus, der noch erfreuliche Früchte für Religion und Wissenschaft erwarten läßt. Daher auch Altmann in ihrem neuesten Geschichtschreiber die wohlverdiente Anerkennung gefunden. J. Stülz läßt sich in seiner „Geschichte des regulirten Chorherrn-Stifters St. Florian, Linz 1835“ über den Wohlthäter und seine Wohlthaten in folgenden Worten vernehmen, die, als Zeugniß der Gegenwart, ein würdiges Seitenstück zu den oben angeführten des alten Mönches von Gottweih in seiner Biographie von Altmann bilden: „Erfüllt mit jener glühenden, uneigennützigen

und rücksichtslosen Begeisterung für die Kirche Gottes, für Reinheit der Lehre und des Wandels der christlichen Lehrer und des christlichen Volkes, welcher der Erfolg nie fehlen kann, fing Altmann das Reformationswerk des Clerus in seiner Diöcese an, und führte es, so wie in einem großen Theile derselben, auch in St. Florian glücklich durch. Mit allem Recht verehrt das Stift in ihm seinen Wiederhersteller. Vor allem anderen fand er nöthig, einen ganz neuen Grund zu legen. Die vom Bischofe Engelbert eingeführten Cleriker entsprachen nicht den von ihm gehegten Erwartungen; sie wurden entfernt. Dann brachte er das Gebäude unter Dach, stellte die halbverfallenen Mauern wieder her, weihte die Kirche, mit fünf Altären, zum Gottesdienste ein" . . . . . Auch das vom Kloster abgekommene oder ihm entrissene Gut bemühte er sich wieder hereinzubringen; bereicherte es selbst durch einige Schankungen; übergab die neue Stiftung einer Colonie regulirter Chorherrn des heiligen Augustin; setzte ihr, als ersten Propst, einen frommen und klugen Mann, Hartmann, vor, und verlieh ihr, zum fröhlicheren Gedeihen und selbstständiger Bewegung, das Recht einer freien Probst- und Vogtwahl. Auf dem bayerischen Landtage des Jahres 1072 zu Regensburg machte der Bischof, in Gegenwart des Kaisers und Herzogs Welf von Bayern, diese Wiederherstellung öffentlich kund. Aehnliche wohlthätige Reformationen verdanken ihm auch St. Hippolyt (der gegenwärtige Bischofssitz St. Pölten) und die Benediktiner Abtei Kremsmünster, von deren damaligen Einwohnern es heißt, daß sie weltlicher gelebt als die Weltlichen. Altmann selbst weihte die neue, aus ihrer Asche erstehende dortige Kirche ein; reinigte hier, wie anderwärts, den alten Sauerteig; führte neue Bewohner ein, setzte ihnen neue Oberen in seinem Geiste, und ordnete, sicherte und mehrte das Klostergut. Nachdem er früher schon seinem Freunde, dem Erzbischof Gebhard von Salzburg, das Bisthum Gurk hatte gründen helfen, lieh er auch dem Markgrafen Ottokar von Steiermark seine

Beihülfe zur Errichtung des Klosters Garsten auf dem rechten Ensufer bei Steier. Endlich bat ihn auch sein Freund und Geistes= wie Leidensgenosse, Adalbero von Würzburg, um seine Zustimmung und seine Gegenwart, als er das Schloß seiner Väter, Lambach, in Altmanns Diöcese gelegen, zu einem Gotteshause einweihen wollte: „darin des Herren Hilfe für und für sollte angerufen und Gott in seinen Heiligen gepriesen werden". Altmanns Antwort auf dieß Begehren begann als Gruß mit dem dreifachen Wunsche, den er dem Freunde zurief, seinen eigenen unerschütterlichen Sinn beurkundend: „In der Trübsal nicht zu wanken, in dem Glauben fest zu stehen und männlich zu wirken — in tribulatione non deficere, in fide stare, viriliter agere — wohl ein Spruch, den jeder Bischof sich auf seine Mitra schreiben könnte. „Ich bin bereit", fährt er weiter fort, „in den Kerker und den Tod zu gehen, wie sollte ich dir also deine gerechte Bitte abschlagen". So erschien er auch bei dieser Feier als Miteinweiher des Hochaltares. War es ihm auch nicht vergönnt, auf seinen eigenen bischöflichen Stuhl zurückzukehren, so erlebte er doch noch vor seinem Tode die Freude, daß der Papst ihm, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste, das Pallium übersandte, das er dem Erzbischof Thiemo übergeben sollte, der vorzüglich durch seine Bemühung, nach vieljährigem Zwiespalte, auf den Stuhl von Salzburg erhoben worden. Früher schon hatte er dort der feierlichen Rückkehr seines Freundes Gebhards, nach neunjähriger Verbannung, beigewohnt. Und jetzt consecrirte er mit Adalbero von Würzburg und Meginward von Freysingen, Thiemo, der seinem Erzbischof in die Verbannung gefolgt war, und der auch später für die Kirche ähnliche Verfolgungen leiden sollte.

Wenn wir nun sein vieljähriges Wirken überblicken, so zeigt er sich überall als wahrer Reformator; nicht als unheilvoller Zerstörer, sondern als wohlthätiger Erbauer; nicht als

blinder Neuerer und Umwälzer, sondern als einsichtsvoller Erneuerer und weiser Ordner. Wie erfolgreich aber dieß Wirken gewesen sey, und wie ihm Süddeutschland nicht nur im kirchlichen Leben, sondern auch in Wissenschaft und Kunst einen neuen Aufschwung, eine neue Epoche zu verdanken habe, spricht am besten das Zeugniß seines alten Biographen aus, der nach Berichten von Augenzeugen geschrieben: „Vor seiner Ankunft“ sagt er, „waren fast alle Kirchen in seinem Bisthume hölzern und zierdelos, und die Priester waren, so zu sagen, gleichfalls hölzern, das heißt: sie hiengen an ihren Frauen und waren in zeitliche Angelegenheiten verstrickt, in ihren geistlichen Verrichtungen und Pflichten aber gänzlich unwissend, so daß sie miserere mei, statt des Canons, und das attendite statt der Passion lasen. Nun aber sind beinahe alle Kirchen von Stein, mit Handschriften, Gemälden und andern Zierden ausgeschmückt, und was die Hauptsache ist, mit züchtigen und gelehrten Männern wohl ausgerüstet. Ueberdieß leuchtet dieß Land hervor durch eine Menge von Klöstern, in denen Mönche und Kanoniker, Tag und Nacht, mit großem Ernste im heiligen Dienste erglühen.“ Dieß rühmliche Zeugniß seiner schöpferischen und ordnenden Thätigkeit gewinnt aber noch größere Bedeutung, wenn wir die stürmische Zeit seines Wirkens bedenken, und all die Verwirrung und Zwietracht, die damals so viele Theile unseres Vaterlandes zerrüttete und in den Abgrund der gräuelvollsten Anarchie zu stürzen drohte. Es wäre darum auch nur, wie mir scheint, eine verdiente Sühne, wenn deutsche Dankbarkeit für die Verfolgungen, die er von der Welt erlitten, das Bild dieses Bischofes in die große Walhalla ehrender Erinnerung mit der Inschrift aufstellte, die Paul von Bernried am Starnberger-See, einer seiner Zeitgenossen und der vorzüglichste Geschichtschreiber Gregors VII. auf ihn verfaßt hat: VITAE CANONICAE RENOVATOR EXIMIUS.

Bayern ist ihm noch insbesondere zu Dank verpflichtet, da zu jenen Klöstern, „in denen Gott Tag und Nacht

mit großem Ernste gedient wird" und die ihm ihren Ursprung verdanken, auch unser Kloster Raitenbuch an der Amber gehört. Denn er, der Stifter und Reformator so vieler Klöster, war es auch, der zu seiner Errichtung in der benachbarten Diöcese Freising den Herzog Welf bewog; er wohnte der herzoglichen Schenkung als Zeuge bei, er erbaute das Haus mit seinen Clerikern, und erlangte ihm seine päpstliche Bestätigung, und er auch pflanzte ihnen seinen Geist ein, der, wie wir sehen werden, bei dieser seiner Stiftung auch nach seinem Tode verblieb, und wodurch sie in ihrer Abgeschiedenheit mitten in den Wäldern am rauhen Fuße des Hochgebirges wieder die einflußreiche Stifterin so manchen Gotteshauses in entfernten Theilen von Deutschland wurde, das Jahrhunderte hindurch segenverbreitend wirkte.

(Fortsetzung folgt.)

XXXVI.

Darlegung des Justizverfahrens der preußischen Regierung in der fürstenbergischen Stiftungssache für katholische Missionen.

Vortwort der Redaction.

Die folgende Darstellung des Thatbestandes dieser Rechtssache ist der Redaction aus einer Quelle zugekommen, der sie Ursache hat, alles Vertrauen zu schenken. Sollten jedoch jene Behörden, auf deren Referat der letzte, so unerwartete Entscheid des höchstseligen Königs in dieser Sache erging, darin über irgend eine Unrichtigkeit sich zu beklagen haben, so stehen ihnen unsere Blätter zu jeder derartigen Reclamation offen. Die oberste preußische Censurbehörde hat zwar, angeblich nach einem allgemeinen Beschluß der vereinigten Ministerien, unsere Zeitschrift in Preußen verboten, während sie drei andere Zeitschriften, die ausdrücklich gegen die unsrige gerichtet sind, und wovon die eine in Berlin selbst, die zweite in Heidelberg, die dritte in Erlan-

gen erscheint, nicht das geringste Hinderniß in den Weg legt; zwei von diesen stehen sogar in nächster Beziehung zu preußischen Beamten; offenbar ein Verfahren, von dem wir nicht wissen, wie es die preußische Censurbehörde mit der verheißenen Gleichheit der Confessionen, noch mit der vielgepriesenen Freisinnigkeit auf dem Felde der Intelligenz zu vereinigen gedenkt. Nichts destoweniger aber stehen unserer Seits den genannten Behörden, wie gesagt, diese Blätter, denen es nicht um Streit, sondern um Friede, aber um Friede auf den Grund des Rechtes und um Wahrheit zu thun ist, zu jeder Reclamation offen. Unsere geehrten Mitarbeiter aber wollen wir bei dieser Gelegenheit noch einmal gebeten und beschworen haben, daß sie, namentlich da, wo es sich um Anklagen und Vorwürfe handelt, doch ja jedes Wort wohl abwägen, und uns statt vager und übelwollender, leidenschaftlicher Gerüchte nur das mittheilen, was sie vor Gott und ihrem Gewissen, und nöthigenfalls auch vor den Menschen durch vollgültige Beweise verantworten können. Denn sie werden wissen, daß eine falsche Anklage nur mit doppeltem Gewichte auf den Ankläger zurückfällt, und der heiligen Sache, der sie dienen wollen, mit so unheiligen Waffen nur geschadet werden kann; dagegen bleibt ihnen für ihren Namen unverbrüchliche Verschwiegenheit zugesichert.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter.

Die Missionsstiftungen des hochseligen Freiherrn Ferdinand von Fürstenberg, Fürstbischofes von Münster und Bischofs von Paderborn, sind in letzterer Zeit so oft besprochen worden, daß es den Lesern dieser Blätter angenehm seyn dürfte, etwas Genaues darüber zu vernehmen. Bei dem regen Interesse für religiöse Angelegenheiten wird auch der lebendige Glaube dieses würdigen Prälaten, und seine, den Erdkreis umfassende Liebe, wie sie aus diesem seinem Werke hervorleuchtet, Anerkennung finden; und wir tragen um so weniger Bedenken, über diese Stiftungen und ihre Geschichte, sofern sie uns aus zuverlässigen Quellen bekannt geworden, Einiges mitzutheilen, da es sich dermalen darum handelt, sie ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück zu geben.

Die Missionsstiftungen des Fürstbischofes Ferdinand umfassen das nördliche Deutschland, Dänemark und den Orient, und datiren vom Jahre 1682. Schon unter seinen Vorgängern bestanden die Missionen und wurden die Kosten derselben von den zeitigen Fürstbischöfen von Münster bestritten. Es konnte daher nicht fehlen, daß Noth oder Un-

glücksfälle des Münsterlandes auch auf die Missionen zurückwirkten; entweder stockten sie, oder gingen gänzlich ein. Dieser Unsicherheit, die dem Heile vieler Seelen verderblich wurde, abzuhelfen, faßte Ferdinand von Fürstenberg, nachdem er im Jahre 1680 vom Papste Innocenz XI. zum apostolischen Vicar für das nördliche Deutschland und Dänemark ernannt worden war, den Entschluß, aus eigenen Mitteln eine Stiftung zu begründen, durch welche die nothwendigsten Bedürfnisse der einzelnen Missionäre befriedigt, und so die Missionen selbst für ewige Zeiten gesichert würden. Er theilte den Norden Deutschlands in vier Districte: Münsterland, Emsland, Bremen und Hamburg, und bestimmte je nach der Zahl der einzelnen Missionsstationen und der Größe der Bedürfnisse jedem dieser Districte ein besonderes Stiftungskapital. Die Verwaltung sämmtlicher Stiftungskapitalien der nordischen sowohl als der morgenländischen Missionen und die Vertheilung der Gehalte an die einzelnen Missionäre sollte der zeitige Bischof von Münster, unter Assistenz des Domdechanten und eines vom Bischofe zu bestimmenden Canonicus des dortigen Kapitels führen. Die geistliche Bedienung der Missionen wurde von dem sel. Stifter den Vätern der Gesellschaft Jesu zugewiesen, und für den Fall, wo diese sich derselben nicht mehr unterziehen wollten oder könnten, sollten die Conservatoren der Stiftung, unter Zuziehung der freiherrlichen Familie von Fürstenberg, die Missionen andern Ordens- oder Weltpriestern überweisen, die, wie auch die Jesuiten, von dem zeitigen apostolischen Vicar der Missionen ihre geistliche Anstellung und Vollmacht zu erlangen hatten. Als daher später durch Aufhebung der Gesellschaft Jesu der vorgesehene Fall eintrat, führten entweder die in den einzelnen Stationen befindlichen Ordensglieder als Weltgeistliche die Besorgung fort, oder es wurden, wenn sie austraten oder starben, andere Weltgeistliche an ihre Stelle gesetzt, die gewöhnlich aus den angrenzenden Diöcesen genommen wurden.

Die Gründe, welche den erlauchten Bischof zu diesen Stiftungen bewogen, gibt er in den Stiftungsurkunden selbst an. So sagt er in der von Münsterland gleich im Eingange: „durch die inhaltschweren Worte, mit welchen der heil. Apostel Paulus die Vorsteher der Kirche von Ephesus zuletzt anredete: „„Wachet über euch und die gesammte Heerde, über welche euch der heil. Geist als Bischöfe bestellt hat, die Kirche Gottes zu regieren, die er erkauft hat mit seinem Blute““! fühlen wir uns kräftig angetrieben, die Seelen, die uns von Gott und unserm Herrn Jesu Christo anvertraut worden, mit aller Liebe und Sorgfalt auf den Weg des Heiles, und mit seiner Hülfe zum himmli-

schen Vaterlande zu führen". Höher erhebt sich sein Geist und wird inniger bewegt, indem er seinen Blick dem tiefern Norden zuwendet: „So oft wir", schreibt er in seiner Stiftungsurkunde der Mission Hamburg, die zugleich ganz Dänemark umfaßte, „so oft wir die Worte des heil. Geistes betrachten, der da redet durch den Mund Davids (Ps. 47, 2): „„Seite des Nordens, du Stadt des großen Königs"""! beweinen wir jene Stadt, die, einst voll herrlichen Schmuckes, eine Freude der ganzen Erde, ich meine die Kirche des Nordens, welche durch unsägliche Anstrengung der seligen Päpste und der Bekenner Christi gegründet, durch das kostbare Blut der Martyrer, ja selbst durch königliches Blut befeuchtet, und von Gott mit großem Gedeihen gesegnet, sich allumher verbreitet hat; in den letzten Zeiten aber vom Feinde des menschlichen Geschlechtes, der schon lange im Norden seinen Thron zu errichten begehrte (Hindeutung auf den Berg Sion), durch List und Trug zerstört, und in einen Haufen verschiedener Secten ist verwandelt worden, die um den wahren Glauben und die Kirche Christi in verderblichem Streite liegen. . . . . . Aber vergeblich würden wir jene greuliche Verwüstung so vieler Kirchen und den ewigen Untergang so vieler Seelen beklagen, wollten wir nicht" ꝛc.

Die traurigen Folgen des dreißigjährigen Krieges für unser Vaterland, die Verödung ganzer Gegenden, die Losgebundenheit aller Leidenschaften, die gänzliche Unwissenheit eines in Mord und Gräueln jeglicher Art aufgewachsenen Geschlechtes können wir als bekannt voraussetzen; diese bittern Früchte sah auch der sel. Stifter unserer Missionen noch, und es war sein Hauptaugenmerk, durch eine gründliche Unterweisung in den Wahrheiten der Religion, und durch ununterbrochene Anleitung zu einem gesitteten Leben diesen Uebeln entgegen zu treten. Die Missionäre sollten „jene rohen und ununterrichteten Menschen von ihrer schrecklichen Unkenntniß der Geheimnisse und Gebote Gottes und der daraus entspringenden Zügellosigkeit, auch die scheußlichsten Laster heimlich zu verüben, befreien, und zu katholischer Zucht, Erkenntniß und Tugend, durch Lehre und Beispiel anleiten".

Seine Liebe blieb aber keineswegs auf seine nächste Umgebung, den Norden, beschränkt, über Länder und Meere drang sie dem fernen Orient zu. Der Erfolg, mit dem Gott seit dem Tode des großen Apostels von Indien, des heil. Franz Xaver, die Bemühungen seiner Ordensbrüder segnete, der Mangel an Arbeitern beim Abgange der Mittel ihre Erhaltungskosten zu sichern, bewogen ihn, auch hier sein Scherflein beizusteuern und eine Mission von acht Priestern zu gründen, „in der Hoffnung, daß einst auch die übrigen Fürsten und Bischöfe Deutsch-

landes durch die erwünschten Nachrichten von dem glücklichen Erfolge, den die Mission von China und Japan unter Gottes Schutz und Hülfe gefunden, und dem Wachsthume des Evangeliums, angeregt würden, zur fortwährenden Ausbreitung der christlichen Religion und der Ehre Gottes jenen armen Heiden, Völkern Indiens, weit größere und zahlreichere Beweise christlicher Liebe zu geben".

Daraus erhellet klar, daß seine Absicht bei Stiftung dieser Missionen groß und edel war, und wir zweifeln nicht, daß selbst diejenigen, die nicht unseres Glaubens sind, seine Bestrebungen für das Wohl der Menschheit und insbesondere unseres Vaterlandes anerkennen und verehren werden. Bedenken wir aber, wie groß und zahlreich die Leiden waren, die er zunächst in seinen eignen Ländern zu heilen hatte, und wie er nur durch geregelte Verwaltung und große Sparsamkeit sich in den Stand setzen konnte, in weiter Ferne und für die späteste Zukunft zum Heile Vieler segensreich zu wirken, so werden wir in ihm einen Kirchenfürsten verehren müssen, der in jenen trüben Zeiten eine Zierde der katholischen Kirche in Deutschland war. Die weisen Vorkehrungen, die er in den Stiftungsurkunden zur Sicherstellung gegen alle Zufälle für die fernste Zukunft niederlegte, zeigen uns den umsichtigen Ordner und Verwalter. Die Kapitalien, welche er den Stiftungen zuwies, waren bereits sicher untergebracht, sie hafteten größtentheils auf den münsterschen Landen und einzelnen naheliegenden Städten; für den Fall der Rückzahlung wies er die Verwalter oder Conservatoren der Stiftung an, für anderweitige sichere Unterbringung derselben ernstlich Sorge zu tragen, und um ihnen das Geschäft zu erleichtern, bestellte er sie im Mittelpunkte des Landes selbst, und ordnete ihnen alle Stiftungen, die nordischen wie die morgenländischen, unter. Zu Verwaltern aber bestellte er Männer, deren Stellung sowohl die erforderliche Fähigkeit, als ein innerliches Interesse für das Gedeihen der Missionen voraussetzte, und von deren Würde und Ansehen er, falls die Stiftung je gefährdet werden sollte, den wirksamsten Erfolg ihrer Bemühungen für deren Erhaltung hoffen konnte. Damit aber das Interesse der Conservatoren unter der Last mechanischer Arbeiten nicht ermüdete, verordnete er, daß sie einen Secretär, der jederzeit im Kapitel oder in der bischöflichen Kanzlei leicht zu finden war, sich zuordnen sollten, damit dieser, die beschwerlichern Arbeiten auf sich nehmend, ihnen Zeit und Muße ließ, ihr Augenmerk auf die Hauptsache zu richten. Für den Gehalt dieses Secretärs und sonstige Verwaltungskosten wies er die Einkünfte eines besondern Kapitals von 3500 Thlr. an, das er aber weise vom

Stiftungsfond trennte, um denselben zu schonen und vor Willkühr und Verschleuderung sicher zu stellen.

Indem er solchergestalt das Aeußere ordnete, entging ihm ein Umstand nicht, der, bei ähnlichen Stiftungen oft übersehen, allen andern, noch so weisen Verordnungen zum Trotz, ihr Fortbestehen in späterer Zeit gefährdet hat. Der Fall kommt bisweilen vor, und besonders seit den letzten Jahrzehnden des vergangenen Jahrhunderts ist es ziemlich allgemein geworden, daß man sich die Freiheit nimmt, den Willen frommer Testatoren zu interpretiren, oder über das Zeitgemäße frommer Stiftungen ein Urtheil sich zuzulegen; und in dieser Weise sind manche Stiftungen früherer Zeit ihrem ursprünglichen Zwecke mit großem Unrecht entfremdet worden. Es läßt sich freilich nicht leugnen, daß zuweilen Gründe für solche Maaßregeln obwalten — die aber auch dann immer nur von der kirchlichen Obrigkeit, zu deren Ressort dergleichen ihrer Natur nach allein gehören, getroffen werden können; — indeß wird man zugeben müssen, daß die Philanthropie unserer Zeit bei solcher Gelegenheit uns meistens nur speciöse Vorwände geboten hat, um die Kränkung des positiven Rechts zu bemänteln. In Zeiten offener Gewaltthätigkeit, wie wir sie zu Anfange dieses Jahrhunderts, und früher unter Joseph II., in unserm Vaterlande erlebt, fällt dieses schon weniger auf, weil man sich keines Bessern versieht; wenn aber in ruhigern Zeiten dergleichen im Namen des Rechtes und der Gerechtigkeit vorgenommen wird, muß es nothwendig jeden rechtlichen Sinn empören. Obgleich sich nun voraus setzen ließ, daß das Bedürfniß, dem unsere Missionsstiftung abhelfen sollte, für ewige Zeiten fortbestehen werde, so fand doch der fromme Stifter für gut, seinen Verordnungen in jeder Stiftungsurkunde die Klausel beizufügen: „daß die Revenüen, welche zum Unterhalt der Missionäre bestimmt seyen, zu keinem andern, wenn auch guten Zwecke, als für die Missionen, auf irgend eine Weise verwendet werden sollen, jedoch dergestalt daß, wenn durch die Freigebigkeit anderer Wohlthäter, oder durch die Sparsamkeit der Missionäre von besagtem Gelde etwas erübrige, dasselbe zum Wohle der Armen in den Missionen dienen solle". Und um die Befolgung dieser Klausel desto sicherer zu stellen, belastet er mit der Verantwortlichkeit das Gewissen der Missionäre und aller derjenigen, denen es obliegt, dafür Sorge zu tragen; ja gestattete der freiherrlichen Familie von Fürstenberg bei allem, was die Verwaltung der Fonds und die Verwendung derselben betrifft, eine ganz vorzügliche Konkurrenz, welche für die Familie das Recht, den ganzen Fond zu-

rückzufordern, im Falle die Bedingungen der Stiftung nicht erfüllt würden, schon an sich selbst begründen könnte.

Das Stiftungskapital, welches er den Missionen des Nordens zuwies, betrug für sämmtliche Nationen 48940 Thlr.; rechnet man das Stiftungskapital zur Bestreitung der Verwaltungskosten mit 3500, und das der orientalischen Missionen mit 25000 Thlr. hinzu, so beträgt das ganze, den Missionen gehörige Kapital 77440, sage: sieben und siebzig tausend, vier hundert und vierzig Thaler; eine für jene Zeit, wo der Werth des Geldes größer, und der Bedürfnisse in einem durch den Krieg erschöpften Lande viele waren, allerdings beträchtliche Summe, besonders wenn man die anderweitigen Stiftungen des frommen Bischofs in Anschlag bringt *).

Vom Jahre 1682 ab, bis zur Zeit der französischen Occupation, wurde die Stiftung durch die bestimmten Conservatoren sehr gewissenhaft und sorgfältig verwaltet, indem, wie der Etat des Stiftungskapitals der nordischen und morgenländischen Missionen zu jener Zeit nachweist, dasselbe von 77440 auf 154400 Thlr., 27 Sgr. gestiegen war. Auf welche Weise dies bewerkstelligt worden, ob durch Accumulation, wenn verschiedene Missionen nicht besetzt werden konnten, oder auf andere Weise, ist uns nicht bekannt. Die Aufhebung des Ordens der Gesellschaft Jesu veranlaßte wahrscheinlich im Norden eine Unterbrechung; dasselbe fand wohl statt, wenn Mangel an geeigneten Männern bei Vacatur einzelner Stellen eine schnelle Besetzung derselben unmöglich machte; für den Orient trat vielleicht eine gänzliche Stockung ein, und so wird's begreiflich, wie das Stiftungskapital der morgenländischen Missionen von 25000 auf 89127 Thlr., 11 Sgr., 6 Pf. gebracht werden konnte.

---

*) So legirte er der Kathedrale in Paderborn zu frommen Zwecken eine Summe von 39872 Thlr., 6 Sgr., 2¾ Pf., folgend dem Beispiele seines erlauchten Verwandten, des Fürstbischofs Theodor von Fürstenberg, welcher derselben Kirche in zwei Legaten ein Gesammtkapital von 85132 Thlr., 4 Sgr., 4 Pf. zu religiösen Zwecken angewiesen hatte, das mit dem obigen eine Gesammtsumme von 125004 Thlr., 10 Sgr., 6 Pf. ausmacht, deren Reclamation zuerst durch die Liquidations-Commission für den preußischen Antheil der Central-Schuld des ehemaligen Königreichs Westphalen unterm 10. November 1829, und endlich durch die hohe, schiedsrichterliche Commission für das gesammte Liquidationswesen der preußischen Staaten in Berlin unterm 10. Oktober 1830 verworfen worden ist. Die Gründe, auf welchen diese Abweisungen basiren, vom rechtlichen Standpunkte aus zu beleuchten, dürfte von großem Interesse seyn; wir finden vielleicht später Veranlassung, darauf zurückzukommen.

Als im Anfange des Jahres 1812 der Baron Louis als kaiserlicher Commissarius, um die Liquidation der Landesschulden zu leiten, nach Münster gekommen war, erklärte derselbe, als ihm die Schuldscheine der zum ferdinandischen Missionsfond gehörenden Kapitalien zur Constatirung präsentirt wurden, das kaiserliche Decret vom 14. Nov. 1811 darauf anwendbar, entzog den Conservatoren die Verwaltung, und überwies sie der Domainen-Rentei; den Kassenbestand, 2550 Thlr., belegte er mit Beschlag, und wies 3300 Thlr. vom Stiftungsfond der nordischen, und 12100 der morgenländischen als Compensation an. Es war eine offenbare Gewaltthat, da bekanntlich das kaiserliche Decret vom 14. Nov. 1811 alle mit Seelsorge belasteten Stiftungen von der Suppression ausnimmt. Die damaligen Conservatoren Clemens August von Droste, jetzt Erzbischof von Köln, Kaspar Max, jetzt Bischof von Münster, und Ferdinand August Graf von Spiegel, nachmaliger Erzbischof von Köln, unterließen nicht, nachdrücklich gegen diese Maaßregel zu reclamiren, und erlangten endlich, daß diese Sache unter die affaires ajournées gestellt wurde. Die Domainen-Rentei führte unterdessen die Verwaltung des Stiftungsfonds, mit Ausnahme obiger 15400 Thlr., die als Compensationen gegeben wurden, fort. So standen die Sachen, als die münsterschen Lande unter Preußens Scepter kamen.

Sobald dieses vom Lande Besitz genommen, erneuerten die Conservatoren alsbald ihren Antrag auf Wiederherstellung dieser Stiftung, aber ohne Erfolg. Als indeß im Jahre 1817 die Zinsen des Stiftungskapitals wieder flüssig geworden waren, wies das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten den Conservatoren vorläufig, zur Bestreitung der nöthigsten Bedürfnisse einiger Missionäre, aus den Revenüen des Stiftungsfonds 1000 Thlr. an, und räumte dadurch stillschweigend die Unrechtmäßigkeit des Verfahrens des französischen Commissärs ein, machte sich aber, den Conservatoren gegenüber, anheischig, das Verfahren einer gesetzmäßigen Revision zu unterwerfen. Erst im Jahre 1819 kam die Sache zwischen den verschiedenen Ministerien, in Folge wiederholter Vorstellungen der Conservatoren, ernstlicher zur Sprache. Das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten hatte die Sache bevorwortet und dem Finanzministerium zur Aeußerung mitgetheilt. Dieses sprach sich aber, wider alles Erwarten, dagegen aus. Die Gründe, auf welche es seine Meinung stützte, waren folgende: daß man die Ansichten und Motive der französischen Regierung bei Suppressionsmaaßregeln nicht zu vertreten habe, sondern sich an den [illegible] lichen (???) statum quo der preußischen Occupationszeit halten müsse.

daß aber zweitens zu jener Zeit das Stiftungsvermögen von der französischen Regierung theils durch Incorporation mit den Domainen, theils durch Erklärung für erloschen per consolidationem, theils durch Compensation mit den Staatspassivis in das allgemeine Staatsvermögen übergegangen sey". — Den Umstand, daß eben diese Incorporation und theilweise Compensation in Betreff der ferdinandischen Missionsstiftungen gegen den ausdrücklichen Sinn des kaiserlichen Decretes, also durchaus widerrechtlich, statt gefunden, suchte er durch die Bemerkung zu beseitigen, daß „die Seelsorge, welche mit dieser Stiftung verbunden sey, sich bloß auf das Ausland erstrecke, und die Liquidation der münsterschen Landesschulden (also auch die ungesetzmäßige Einziehung des ferdinandischen Stiftungsfonds!) von Napoleon durch spätere Decrete sanctionirt worden sey".

Was nun den ersten dieser Gründe betrifft, so ist klar, daß es sich von einer Vertretung der Ansicht und Motive keineswegs handle; es soll nur die Gewaltthätigkeit des damaligen französischen Komissärs anerkannt, und das wider den offenbaren Sinn des Decretes eingezogene Stiftungsgut zurück erstattet werden. Denn wenn dasselbe auch (ad 2) de facto in das allgemeine Staatsvermögen übergangen war, so gehörte es doch keineswegs de jure zu demselben; auch hatte keine Vermischung statt gefunden, welche die Wiedererstattung erschwert hätte, sondern, die durch Compensation quasi-annullirten 15400 Thlr. abgerechnet, war zur Zeit der Occupation das Stiftungsgut noch vollständig vorhanden und ist wenigstens bis zu Ende 1827 vom Domainen-Rentmeister in Münster abgesondert, und sehr gewissenhaft verwaltet worden. Wenn aber das königliche preußische Finanzministerium zwischen Seelsorge im Inlande und Auslande unterscheidet, so verkennt es eben den wesentlichen Charakter der Seelsorge in der kathol. Kirche, die keinen Unterschied der Länder und Nationen kennt, und ihre Kinder alle, die räumlich nahen, wie die entferntesten, mit gleicher Liebe umfaßt, eine Ansicht, die das eigentliche Wesen der Stiftung ausmacht, da sie vom Stifter selbst eben für das damalige Ausland bestimmt wurde. Wir glauben aber, daß es der preußischen Regierung auch nach rechtlichen Grundsätzen nicht einmal frei stand, die Erfüllung der Stiftung unter diesem Vorwande zu inhibiren, da durch die Bedingungen der Tractate, durch welche Westphalen an die Krone Preußen kam, auch diese Stiftung gesichert war, und bis dahin ähnliche Stiftungen und Geldsammlungen für protestantische Missionszwecke nicht allein geduldet, sondern befördert worden sind. Wenn endlich die Operation des Baron Louis durch spätere Decrete Napoleons gut-

geheißen war, so geschah das nur im Allgemeinen, um dem ganzen Geschäfte Gesetzeskraft zu verleihen, und konnte dadurch, was gegen das Decret vom 14. November 1811, das die Grundlage aller Unterhandlungen bildete, gesündigt worden war, nicht justifizirt oder eine Reclamation ausgeschlossen werden. Die französische Regierung hat dies selbst feierlich anerkannt, indem sie diese Sache unter die affaires ajournées, jenen der Armenfonds vollkommen gleich, gestellt hat. Dabei müssen wir nicht vergessen, daß dies ihre letzte Aeußerung in dieser Sache war.

Der Eifer und die Gewissenhaftigkeit der oben erwähnten Conservatoren ermangelte nicht, gleich nach Empfang dieses Bescheides, welcher ihnen nicht decisiv, sondern nur vorläufig angekündigt wurde, unterm 11. Februar 1821 das königliche Ministerium darauf aufmerksam zu machen, und seinen Antrag auf Wiederherstellung zu erneuern; aber eben so fruchtlos.

Man fand nun für gut, einen andern Weg zu betreten, indem man die Conservatoren darauf verwies, daß von einer endlichen Regulirung dieser Angelegenheit erst dann die Rede seyn könne, wenn das münstersche Landesschuldenwesen mit Hannover und Oldenburg ausgeglichen sey. Auch gegen diesen Erlaß reclamirten die Conservatoren, und wiesen nach, wie ja zwischen der preußischen und hannover=oldenburgischen Regierung ein vorläufiges Abkommen statt gefunden, und diese bereits wegen der auf den Aemtern Meppen und Dülmen haftenden Kapitalien ein bestimmtes Quantum als jährliche Zinsen zahlten. Darauf erfolgte denn gegen das Ende des Jahres 1823 von Seiten des Ministers der geistlichen Angelegenheiten an die Conservatoren die Anzeige, daß Sr. Majestät über diese Sache Bericht erstattet sey. Indeß vergingen sechs Monate, ohne daß über das Resultat derselben ihnen etwas bekannt geworden wäre. Sie fanden es daher angemessen, unterm 6. April 1824 aufs neue anzufragen, und um Erhöhung des, zur Bestreitung der Bedürfnisse der Missionäre, angewiesenen Fonds zu bitten, indem es durchaus erforderlich sey, die Missionen von Friedrichstadt und Glückstadt aufs neue zu besetzen. Sie erhielten unterm 24. desselben Monats den ministeriellen Bescheid, daß das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten „die Herstellung der ferdinandischen Missionsstiftung mehr als bevorwortet habe, und jetzt nochmals an die Erledigung dieser Angelegenheit erinnern werde, für die Zukunft aber deren Betreibung, eben weil die ferdinandische Stiftung sich bloß auf das Ausland beziehe, der Sorgfalt der Herren Conservatoren überlassen werde“. In Betreff der neu zu besetzenden, vacanten

Missionsstellen wurde bemerkt: „daß die Genehmigungen zur Gehaltszahlung an Missionsgeistliche des Auslandes jedesmal vom Ministerio mit dem Vorbehalt ertheilt worden sey, falls die zu deren Betrag erforderlichen baaren Mittel aus dem noch vorhandenen Vermögen der Stiftung bereit lägen, und Hochdasselbe voraussetzen müsse, daß die Regierung zu Münster Seinen Weisungen nachgekommen, da sie sonst durch einen Bericht ihre Bedenken würde dargelegt haben". — In Folge dieser Eröffnung wendeten sich die Conservatoren unterm 18. Mai 1824 in einer energischen Vorstellung an die königliche Regierung zu Münster, und auf den Grund des Ministerialschreibens, unter Beifügung eines frühern Nachweises an das Ministerium der geistlichen Angelegenheiten vom 15. Juni 1823, woraus hervorging, daß ohne Zuthun der preußischen Landesschuldenkasse die anderweitig flüssigen Zinsen des Stiftungsfonds 2102 Thlr., 5 Sgr., 6 Pf. betragen, verlangten sie Anweisungen zu diesem Betrage, um die vacanten Missionsstellen besetzen zu können, widrigenfalls sie sich der unmittelbaren Zinsenzahlung der Privatdebitoren auf geziemendem Wege versichern würden. Zugleich ersuchten sie dieselben, über den bisherigen Baarempfang, mit einstweiligem Ausschluß der auf der preußischen Landesschuldenkasse haftenden Kapitalien ihnen Ausweis zu geben. Die königl. Regierung erwiederte ihnen auf diese Eingabe unter anderm Folgendes: In Bezug auf die Andeutung: die unmittelbare Zinsenzahlung von den Privatdebitoren geziemend verfolgen zu müssen, finden wir zwar nicht, wie in der hohen Ministerialverfügung ein deßfallsiger Auftrag oder eine Aufforderung liege; wenn aber Seitens der Hrn. Conservatoren etwa Anhebung von Klagen gemeint, oder dahin gedeutet seyn möchte, so würden wir davon keinen Erfolg vermuthen können, da die Privatdebitoren kenntlich bei ihren bis dahin an die Domainen geleisteten Zahlungen gesichert sind und bleiben müssen". Dadurch sahen sich die Conservatoren in die Nothwendigkeit versetzt, die Sache einstweilen, bis zur allerhöchsten Entschließung, auf sich beruhen zu lassen. So verging das Jahr 1825 und 1826, ohne irgend eine andere Aenderung, als daß im letztern auch die Auszahlung der bisherigen 1000 Thlr. stockte. Der sel. Freiherr Theodor von Fürstenberg, seit dem 11. August 1825 Chef der Familie, fand sich daher auf den Grund der vom sel. Stifter in seiner Willensmeinung niedergelegten Erklärung veranlaßt, unterm 28. März 1827 beim Ministerium der geistlichen Angelegenheiten auf die Wiederherstellung der Stiftung anzutragen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen wurde ihm von dort aus unterm 19. April desselben Jahres gemeldet, „daß der Bericht über diese An-

gelegenheit", der nach einer Notification desselben Ministers vom 24. October 1823 bereits an des Königs Majestät sollte abgestattet worden seyn, „erst im Februar des Jahres 1827 wirklich erstattet worden sey, woraus die Verzögerung begreiflich werde". (!) Die Resolution Sr. Majestät des Königs erfolgte am 14. May, und wurde vom Minister der geistlichen Angelegenheiten unterm 25. Juni 1827 dem Frhrn. von Fürstenberg und den Conservatoren dahin eröffnet: „daß Se. Majestät die Wiederherstellung der, unter der vorigen Regierung aufgehobenen Ferdinandischen Missionsstiftung in Münster nicht zu genehmigen, sondern mittels Allerhöchster Kabinetsordre vom 14. Mai 1827 zu bestimmen geruht hätten, daß die Stiftung ganz in dem Zustande verbleiben solle, in welchem sie bei der preußischen Besitznahme vorgefunden worden".

Eine solche Entscheidung war eben so auffallend als unerwartet; und wir zweifeln nicht, daß der Leser, welcher uns durch das Labyrinth dieser volle 12 Jahre hindurch von Seiten der Conservatoren mit unermüdlichem Eifer fortgeführten Verhandlungen gefolgt ist, durch einen solchen Ausgang eben so sehr überrascht wird. Fragen wir: in welchem Zustande befand sich die Stiftung zur Zeit der Besitznahme Preußens? — Durch die Willkühr und Gewaltthat eines französischen Beamten war diese Stiftung gegen den offenbaren Sinn des Gesetzes supprimirt, und ihre Fonds eingezogen, auch ein jedoch im Verhältniß zum Ganzen unbedeutender Theil derselben wirklich angegriffen worden. Die französische Regierung, deren Raubsucht und Gewaltthätigkeit in den eroberten Ländern in dem Munde aller ist, hatte indeß auf die von den Conservatoren gemachten Vorstellungen mit der Verschleuderung eingehalten, und durch ein ajournement zu einer gesetzmäßigen Revision ihrer Verfügung sich anheischig gemacht, die offenbar nur durch die gewaltigen Unternehmungen des Jahres 1812 und ihre damalige Geldesnoth einen Aufschub erlitten hatte.

Die Verpflichtung, diese Revision vorzunehmen, ging nun mit der Besitznahme des Landes offenbar auf die preußische Regierung über, und so lange diese nicht vor den betreffenden Gerichtshöfen entschieden worden, hat die Entscheidung: daß diese Stiftung ganz in dem Zustande verbleiben soll, in welchem sie vorgefunden worden, entweder keinen Sinn, oder aber den: daß das beträchtliche Kapital der Stiftung in der Staatskasse zu verbleiben habe, selbst auf den Fall, daß es widerrechtlich eingezogen worden: und so käme diese Entscheidung einer Verweigerung der Gerechtigkeit zu Gunsten des Fiscus gleich. Eine solche Willensmeinung kann aber durchaus nicht von einer deutschen Regierung

angenommen werden, der es zustand, in dem vom Feinde wiedergewonnenen Lande das erst angefangene, aber noch nicht vollzogene Unrecht nicht zu vollenden, sondern wieder gut zu machen. Ja selbst wenn die Confiscation des Stiftungs-Kapitals sich den bestehenden französischen Gesetzen völlig gemäß erwiesen hätte, was durchaus verneint werden muß, so hätte man zu den Befreiern des Vaterlandes vom Joche der Fremdherrschaft vertrauen dürfen, daß sie die durch das Waffenglück noch geretteten und noch vorhandenen Fonds einer frommen und großartigen Stiftung eines deutschen Fürsten nicht als guten Fund behandelt, sondern ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurück gestellt haben würden. Daß ihre Bestimmung das Ausland begünstigt, kann hier nicht entgegenstehen, denn vorerst ist dieses Ausland deutsches Bundesland, ferner ist hier nicht von Besoldung aus der Staatskasse die Rede, sondern von Herausgabe eines Privateigenthums, von welchem Ausländer die Nutznießung haben; und es ist uns kein Gesetz bekannt, das Ausländern verbiete, im preußischen Staate Eigenthum oder Hypotheken zu besitzen. Endlich handelt es sich hier nicht um politische Zwecke, sondern um religiöse, es sollen armen Katholiken aus dem Nachlasse ihres ehemaligen Bischofes die Mittel gereicht werden, ihre Religion auszuüben. Oder läge etwa eben in diesem Zwecke der Stiftung: die Ausübung der katholischen Religion in Ländern, wo dieselbe gesetzmäßig besteht, möglich zu machen oder zu befördern, der Schlüssel zur Lösung aller Schwierigkeiten, auf welche diese Stiftungsangelegenheit gestoßen ist? Lieber wollen wir letzterwähnte Kabinetsordre durch ein Mißverständniß, durch einen falschen Bericht über den Thatbestand erklären, und im Bewußtseyn des guten Rechts der norddeutschen Katholiken auf diese Stiftung erwarten wir von dem jetzt regierenden König eine befriedigendere Entscheidung. Es würde uns sehr freuen, anerkennen zu können, wie Se. Majestät der jetzt regierende König durch die Herstellung dieser schönen Stiftung seinen Sinn für das Großartige derselben eben so sehr, als seine Gerechtigkeitsliebe bekunde.

XXXVII.

Erwiderung der Redaction auf die Erklärung eines Ungenannten in der A. Allgemeinen Zeitung, den königl preuß. geheimen Legationsrath Ritter von Bunsen betreffend.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung theilt ihren Lesern in der Beilage Nro. 278 zum 4. October folgende namenlose Aufklärung mit:

Vom Neckar, im September 1840. Im Sommer des Jahres 1838 erschien in Frankfurt a. M. eine dort bei Österrieth gedruckte kleine Schrift unter dem Titel: „Clementina, Beiträge zur Beleuchtung der Kölnischen Kirchen-Angelegenheit, erstes Heft, ein Bedenken gegen „„die Frevel der Revolution““ gegründet auf Schriften der preussischen Staatsbeamten Bunsen und v. Rehfues“. Sie stellt sich die Aufgabe zu beweisen, daß drei in demselben Jahre oder zu Ende des Jahres 1837 in Leipzig bei F. A. Brockhaus erschienene anonyme Flugschriften: 1) „der Erzbischof von Köln, seine Principien und Opposition.“ 2) „die römisch-hierarchische Propaganda, ihre Partei, Umtriebe und Fortschritte in Deutschland;“ und 3) „die römische Curie im Kampfe um ihren Einfluß in Deutschland“ den frühern preuß. Gesandten in Rom, Geh. Legationsrath Bunsen, zum Verfasser hätten.

Diese Behauptung wird vornehmlich gestützt auf die Vergleichung einzelner Ausdrücke in jenen Schriften mit ähnlichen in der Darlegung des Verfahrens der preuß. Regierung gegen den Erzbischof von Köln und in Bunsen'schen Abschnitten der Beschreibung der Stadt Rom von Platner, Bunsen, Gerhard und Röstell. S. 61 heißt es: „der Beweis, daß der Geh. Legationsrath Bunsen der Verfasser der Leipziger Schmähschriften ist, scheint mir hiedurch vollkommen erbracht zu seyn.“ Von keiner Seite fand man nöthig, Beweisen solcher Art auch nur ein Wort des Wiederspruchs entgegenzustellen. Dieß Stillschweigen wurde jedoch gemißdeutet, und ermuthigte zum Fortschreiten auf dem betretenen Wege. In dem am 1 April d. J. ausgegebenen 7ten Hefte des 5ten Bandes der Münchener „historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland,“ in einem Aufsatze: Niebuhr und Bunsen als Diplomaten in Rom, werden nämlich nicht nur auf den Grund jener Beiträge, die drei genannten Schriften, sondern es wird auch eine vierte: „Polemische Blätter“ (Leipzig 1838 bei W. Engelmann) dem Hrn. Bunsen zugeschrieben. — S. 415 heißt es: „daß man, wenn in so wichtigen Angelegenheiten bedeutende Schriften einer solchen Quelle öffentlich und unter Beibringung gewichtiger Beweismittel zugeschrieben werden, ununterbrochenes Stillschweigen als eine unzweifelhafte Anerkennung ansehen dürfe und müsse.“ Der Verfasser versichert sogar noch andere Beweise derselben Thatsache zu besitzen. Das 9te Heft des 5ten Bandes der „historisch-politischen Blätter“ (am 1 Mai d. J. ausgegeben) bringt einen zweiten Aufsatz unter demselben Titel, in welchem (u. a. S. 557, 540, 547) gleiche Angaben, unter Anführung auch eines zweiten Heftes der „polemischen Blätter“. mit der allergroßten Zuversicht gemacht werden. Endlich in dem 4ten Hefte des 6ten Bandes derselben Zeitschrift (ausgeben am 15 v. M.) werden dieselben Behauptungen (S. 220, 221) erneut, und es wird (S. 228) dem Katalog angeblich Bunsen'scher Schriften noch eine fünfte: „das Privat- und öffentliche Leben des Erzbischofs von Köln (Hanau 1838)“ hinzugefügt.

Mag nun der Geh. Legationsrath Bunsen es für gut finden, nicht ein Wort zu verlieren, wenn Feindschaft und Undankbarkeit gegen ihn unabläßig „die schwertmüde Hand mit Koth bewaffnen,“ das ist seine Sache. Daß aber das deutsche Publicum fort und fort in der bezeichneten Weise getäuscht wird, geht zu weit, und der Einsender dieser Zeilen kann es nicht länger aufschieben mit genau-

ster Kenntniß der Sache, und nach sorgfältigster Erkundigung, hierdurch öffentlich zu erklären, daß der Hr. Bunsen an keiner der genannten oder andern in der Kölner Angelegenheit erschienenen Schriften, die officielle „Darlegung“ allein ausgenommen, irgend einen directen oder indirecten Antheil hat, ja derselbe noch vor kurzem die angeführten Broschüren nicht einmal kannte. Eine jede dieser Versicherung etwa entgegen tretende Angabe, wie sie sich auch kleiden, was für Scheingründe sie auch anführen möge, muß auf Irrthum beruhen oder auf der Absicht irre zu führen. Im Interesse der Wahrheit mögen die Organe der Oeffentlichkeit sich die Verbreitung dieser Worte angelegen seyn lassen“.

Auf diese, von einem unbekannten und ungenannten Verfasser herrührende Erklärung hat die Redaction dieser Blätter, in soweit sie dabei betheiligt ist, Folgendes zu erwidern. Die eigene Ansicht der Redaction betreffend, so hielt sie selbst die genannten fünf Schriften auch ihrer Seits nicht für Produkte des geheimen Legationsraths von Bunsen. Allein, wie sie den Grundsatz befolgt, nur solchen Mittheilungen ihre Spalten zu öffnen, die ihren obersten Principien im Kirchlichen und Politischen nicht widerstreiten, so gestattet sie dagegen ihren Mitarbeitern, wenn sie sonst von ihrer Ehrenhaftigkeit überzeugt ist, in allen untergeordneten Punkten völlige Freiheit — in dubiis libertas — indem sie sich nicht für berechtigt noch befugt hält, ihnen in der Veröffentlichung ihrer individuellen Ansichten hierüber im geringsten in den Weg zu treten. Ein solcher Fall aber war der vorliegende, als unser Mitarbeiter, aus individuellen Gründen, den Genannten für den Verfasser jener Schriften erklärte.

Nun tritt hiegegen ein Anonymus auf, von dessen Persönlichkeit und Stellung wir nicht das Allergeringste wissen, und behauptet das Gegentheil; er bringt dafür aber keinen Beweis, sondern die bloße Versicherung: „er erkläre dieß mit genauester Kenntniß der Sache und nach sorgfältigster Erkundigung“; da nun aber Versicherungen, ihrer Natur nach, nur in dem Fall irgend einen Werth haben, wenn man den kennt, der eine Versicherung gibt, und wenn man weiß, daß er den Willen besitzt, und sich in der Möglichkeit befindet, „sorgfältige Erkundigungen“ über die Wahrheit einzuziehen: so müssen wir diese Erklärung auf sich beruhen lassen; sie kann nicht das Mindeste dazu beitragen, um uns in unserer, von dem angegriffenen Mitarbeiter abweichenden Ansicht zu bestärken, denn wir kennen die Zeugenfähigkeit des Ungenannten nicht; wir wissen bloß von ihm, daß er behauptet: er sey weder der geheime Legationsrath Bunsen, noch auch der Verfasser jener Schriften, weil er in beiden Fällen nicht nothwendig gehabt hätte, die sorgfältigsten Erkundigungen einzuziehen.

Wenn der ungenannte Einsender aber noch über seine Aufklärung hinaus, in Bezug jener Artikel der historisch-politischen Blätter, gegen uns oder unseren Mitarbeiter die Beschuldigung der „Undankbarkeit und der Feindschaft“ erhebt, so können wir ihm mit voller Kenntniß der Sache und mit unserer Namensunterschrift die Versicherung geben, daß seine Erkundigungen in dieser Beziehung unrichtig sind. Denn weder wir, noch der Verfasser jener angegriffenen Artikel haben je, weder in Göttingen, noch in Rom, noch in Berlin oder in der Schweiz von dem Herrn v. Bunsen auch nur die geringste Wohlthat oder Gefälligkeit empfangen, wodurch wir ihm zur Dankbarkeit verpflichtet wären. Diese Versicherung ermächtigen wir den Einsender jener Zeilen dem Betheiligten zu geben. Wenn er anderer Seits aber unserm Mitarbeiter Feindschaft vorwirft, so bitten wir, zu bedenken,

daß wir es mit Gegnern zu thun haben, die, wie der Verfasser „der Personen und Zustände", schamlos genug sind, in ihrer Polemik von Aktenstücken Gebrauch zu machen, die in den Händen der Gerichts- oder Untersuchungsbehörden sind, die also heilig seyn sollten; mit Gegnern, die, hiemit noch nicht zufrieden, sich dazu hergeben, falsche oder verfälschte Aktenstücke zu publiziren, und die endlich, umgeben von diesem Scheine der Offizialität, nicht erröthen, die ehrlosesten Beschuldigungen gegen wohlverdiente, geachtete Männer zu veröffentlichen: solchen Gegnern gegenüber gehört wohl mehr als gewöhnliche Geduld und kaltes Blut dazu, um das Aufwallen eines gerechten Unwillens zu unterdrücken, und stets eine ungetrübte Ruhe und Feindesliebe zu bewahren.

Schließlich noch eine Bemerkung für den geheimen Legationsrath Bunsen selbst. Derselbe wird ohne Zweifel aus seiner diplomatischen Laufbahn wissen, daß Aktenstücke und Erklärungen ohne Unterschrift, als nicht existirend, bei Seite gelegt werden; er wird ferner wissen, daß man bei Erklärungen, wie die fragliche, nicht den ersten besten Dienstboten ohne Mandat schickt, von dem man nicht einmal weiß, wessen Livree er trägt: will er daher durch seine Aufklärung über den Verfasser oder Nichtverfasser jener fünf Schriften, auf das Urtheil des Publikums einwirken, so möge er es sich gefallen lassen, selbst in seinem eigenen Namen aufzutreten, oder er lasse einen Mann reden, der das allgemeine Zutrauen genießt, und dessen Versicherung wirklich als eine Autorität gelten kann. Hält aber der königl. preuß. Bevollmächtigte bei der schweizerischen Eidgenossenschaft dieß unter seiner Würde, sind wir ihm zu verächtlich, um uns einer Antwort zu würdigen, nun denn, so schweige er ganz, und lasse jeden nach seiner Einsicht urtheilen; alle Halbheit ist hier unzuläßig, und die Autorität jedes ungenannten Dritten muß als die eines Unberufenen abgewiesen werden. Bei dieser Gelegenheit können wir den Wunsch nicht unterdrücken, es möge im Interesse der Ehre preußischer Unterthanen und preußischer Behörden auch der Schleier gelüftet werden, der über die Herausgabe „der Personen und Zustände" und den darin mitgetheilten gerichtlichen Dokumenten ruht. Zu der Redaction der Allgemeinen Zeitung aber hegen wir das Vertrauen, sie werde, nachdem sie ihre Spalten einer Zurechtweisung geöffnet, die den Schein der Undankbarkeit und Feindschaft auf uns wirft, ihren Lesern diese unsere Entgegnung nicht vorenthalten; sie wird diesen Wunsch um so billiger finden, da die preußische Censurbehörde, während sie dreien ausdrücklich gegen uns gegründeten und uns anfeindenden Zeitschriften nicht das mindeste Hinderniß in den Weg legt, nur uns durch ihr Verbot innerhalb ihres Bereiches Stillschweigen auferlegt, und dadurch jede freie Vertheidigung in Preußen selbst unmöglich gemacht hat.

München, am 14. Oct. 1840.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland.

XXXIX.

Roms Wohlthätigkeitsanstalten.

(Zweiter Artikel.)

Anstalten für Findlinge, Waisen, Betagte, Büßende und Wittwen.

Findelhaus zu St. Spirito. — Die alte Sage erzählt: Papst Innocenz der Dritte sey eines Tages an den Ufern der Tiber lustgewandelt. Da habe er einem Fischer zugesehen, wie er sein Netz mit großer Anstrengung aus dem Wasser zog. Aber statt des gehofften reichen Fischzuges habe er drei todte Kinder an das Land gebracht. Durch diesen Anblick sey Innocenzen so tief erschüttert worden, daß er den Bau eines Findelhauses beschlossen habe, welches er mit dem kurz zuvor gestifteten Heiligengeistspital vereinigte. Es war dieß die erste Anstalt solcher Art in Europa; diejenige, welche der heil. Vincenz von Paula in Paris gründete, ist über vier Jahrhunderte jünger.

Nächst dem Thor des Spitals steht ein Drehkasten, groß genug, um ein drei Monat altes Kind aufzunehmen. Eine Glocke, welche bei der mindesten Bewegung des Kastens läutet, gibt das Zeichen, es sey ein Kind eingelegt worden. Sogleich wird dasselbe in das Ammenhaus getragen. Will man den Namen und andere Umstände angeben, so werden diese zu Buch gebracht, und Jahr, Monat, Tag und Stunde der Aufnahme verzeichnet. Die Vorsteherin des Ammenhauses nimmt dem Kind sorgfältig die Windeln ab, und sieht nach, ob ihm nichts Schriftliches, oder sonst irgend ein Zeichen zugegeben sey. Liegt kein Taufschein bei, so wird es, jedoch bedingungsweise, getauft.

Durch drei Säle sind die Betten der Ammen vertheilt, neben jedem Bette stehen zwei Wiegen; zwei Säle sind für die gesunden Kinder, einer für die kranken bestimmt. Die Ammen werden reichlich genährt und gut bezahlt. Lieber noch giebt man die Kinder auswärts, wo jedoch über die Ammen sorgfältige Aufsicht geführt wird. Häufig bleiben sie bei diesen bis in ihr zwölftes Jahr in Kost, und kehren so-

dann in die Anstalt zurück. Später werden sie in eine andere Anstalt nach Viterbo gebracht, wo sie ein Handwerk lernen, bis in ihr einundzwanzigstes Jahr bleiben, und mit einer Aussteuer von zehn Scudi entlassen werden. Andere kommen in ähnliche wohlthätige Anstalten. Für die Mädchen besteht ein eigenes Bewahrhaus, wohl von 600 bewohnt. Hier verfertigen sie, zur Verminderung der Unterhaltskosten, Wollarbeiten. Wechselsweise besorgen sie die Küche. Bei reiferen Jahren treten sie als Dienstmädchen in Privathäuser oder verheirathen sich, jede alsdann mit einer Mitgift von 100 Scudi. Von 50000 Scudi, welche die Gesammtanstalt jährlich bedarf, sind 30000 einzig für dieses Bewahrhaus erforderlich. Die meisten Kinder werden von Juli bis August eingebracht; viele kommen aus den umliegenden Provinzen, einige selbst aus dem Königreich Neapel, was durch den weiten Transport auf deren Gesundheit nachtheilig einwirkt und die Sterblichkeit vergrößert. Armuth und Elend haben auf die Bevölkerung des Hauses übrigens eben so großen Einfluß als Unsittlichkeit. Die Zahl der vorhandenen Kinder beläuft sich auf ohngefähr 2300, wovon 700 bis 800 jährlich neu aufgenommen, davon sterben aber im Durchschnitt zwei Drittheile. Die Zahl der ehelichen Kinder, die jährlich ihren Eltern zurückgegeben werden, läßt sich ohngefähr auf 60 angeben.

Das Waisenhaus von St. Maria in Aquiro. Es verdankt seinen Ursprung dem Rath des heil. Ignaz Lojola. Ursprünglich wurden zwei Waisenhäuser errichtet, eines für Knaben, eines für Mädchen, beide unter die Leitung der Bruderschaft der Heimsuchung der Jungfrau Maria der Waisen gestellt. Die Zahl in jedem stieg auf 300. Auch von dieser Stiftung war Cardinal Salviati Wohlthäter. Er errichtete ein Collegium, in welchem Knaben, welche Anlagen besitzen, für Wissenschaften oder Künste sich bestimmen können. Leo XII. übergab den Unterricht den Somaschern. Im Verlauf der Zeit mußte die Zahl der Aufgenommenen beschränkt werden, und jetzt gestatten die Einkünfte die unentgeldliche Aufnahme nur von 38, außer diesen finden sich noch andere Zöglinge dort. Dreizehn Väter besorgen den Unterricht und das Haus, sieben Dienstboten den Dienst; die Reinlichkeit ist musterhaft, die Nahrung gut. Zwar hat das Haus 14,500 Scudi Einkünfte, aber zwei Drittheile davon gehen durch den Unterhalt zweier Kirchen und andern Lasten auf.

Das apostolische Hospiz von St. Michael. Um den Bettel zu steuern, ließ Sixtus V. durch den berühmten Fontana dieses Haus für beide Geschlechter bauen. Kurz zuvor hatte ein gewisser Leonhard Ceruso sich vieler armer Kinder angenommen, welche wegen

der Frühlingskälte des damaligen Jahres verlassen waren. Er setzte seine Obsorge bis an seinen Tod fort, worauf Cardinal Baronius in seine Fußstapfen trat. Später wendete Thomas Odeschalchi von Como unter den vielen Liebeswerken, die er in Rom übte, seine Aufmerksamkeit ebenfalls auf dergleichen Kinder, deren Zahl bis auf siebenzig anstieg, und für die er ein eigenes Haus einrichten ließ. Ferner ließ Papst Innocenz XII. im Jahre 1692, seinem Vorgänger Sixtus V. gleich, alle Bettler in den lateranensischen Pallast aufsammeln, und die Kinder den Piaristen zum Unterricht übergeben.

So bestanden gewissermaaßen vier Armenanstalten. Innocenz XII. gedachte, sie alle in St. Michael zu vereinigen, und machte hiezu große Vergabungen, konnte aber seinen Plan nicht mehr ausführen. Sein Nachfolger, Clemens XI., erbaute denjenigen Theil, der für die Alten beiderlei Geschlechts bestimmt ist, ansehnlich, weitläufig, mit allen erforderlichen Räumen fürstlich ausgestattet, auch mit einer Kirche in Gestalt eines griechischen Kreuzes. Noch früher als diesen Bau ließ er ein Correctionshaus für minderjährige Verbrecher bauen; man darf dasselbe als den ersten Versuch der spätern Pönitentiars-Anstalten betrachten. Es sind 64 Gefangenzimmer angebracht, alle durch den Aufseher gleichzeitig übersehbar. Clemens XII. fügte dann im Jahre 1735 noch ein Besserungshaus für Mädchen und ein Büßerhaus für Frauen hinzu. Endlich im Jahre 1790 vollendete Pius VI. den Plan seines Vorgängers Innocenz XII. durch den Bau der Versorgungsanstalt für Mädchen. Diesen gesammten Bauwerken ist nun das Gepräge der Großartigkeit aufgedrückt; Ausdehnung und Zweckmäßigkeit der Einrichtung stellen diese Anstalt an die Spitze aller ähnlichen in Europa. Sie umfaßt nun vier große Familien, nämlich die Betagten sowie die Unerzogenen beider Geschlechter. Von letztern werden solche, die mit unheilbaren oder ansteckenden Krankheiten behaftet sind, nicht aufgenommen. Die arbeitsfähigen Alten müssen die mancherlei Dienste des Hauses verrichten; den Schwachen und Kränklichen wird gar nichts zugemuthet. Die Zahl der Aufgenommenen beläuft sich auf hundert, darüber noch zwanzig, die ein kleines Kostgeld bezahlen. Ein Priester nimmt des Geistlichen für sie wahr. Zu gewissen Stunden dürfen sie ausgehen; für diejenigen, welche dieses nicht benützen können, ist eine bedeckte Wandelbahn angebracht. Kost und Kleidung sind gut und zweckmäßig. Neben 90 alten Frauen befinden sich 30 arbeitende Frauen, also auch hier 120 Personen. Jene werden zur Verfertigung und zum Ausflicken des Weißzeuges und der Kleidungen verwendet, wofür sie monatlich ein kleines Taschengeld erhalten. Die Arbeitsmädchen besor-

gen die Hausgeschäfte; sie dürfen nur in Gemeinschaft und unter Begleitung einiger Alten ausgehen, und erhalten bei ihrer Verheirathung ein Geschenk von zehn Scudi.

In der Abtheilung der Waisenknaben befinden sich 160 unentgeldlich, 60 für das Kostgeld von fünfthalb Scudi monatlich. Aelter als eilf Jahr dürfen sie nicht, und müssen von römischen Eltern geboren seyn. Sie sind dem Alter nach in sechs Abtheilungen getheilt, jede hat zur Aufsicht einen Cleriker, der sich unter den verständigsten und reifsten der Klasse zwei Gehülfen wählt. Ein Priester besorgt das Geistliche für Alle. Die gegen Kostgeld Untergebrachten dürfen von Zeit zu Zeit zu ihren Eltern zum Essen gehen. An Festtagen führt jeder Präfect seine Abtheilung spazieren; bisweilen ist ihnen in einem der Anstalt zuständigen Weinberg eine Erholung gestattet. Die Knaben werden in mechanischen und freien Künsten unterwiesen. Es gibt Werkstätten für beiderlei Arten im Hause selbst, z. B. eine Buchdruckerei, Buchbinderei, Schuster, Schneider, Hutmacher, Tischler, Maler, Sattler, Metallarbeiter u. dgl.; sodann Teppichwirker (die einzige Fabrik dieser Art in ganz Italien), Holzschneider, Maler, Bildhauer, Kupferstecher, Stempelschneider. Zum Unterricht in allen dem werden die vorzüglichsten Meister ausgewählt, und bei nichts fehlt es an den erforderlichen Hülfsmitteln. Einige Zöglinge werden bei dem Rechnungswesen angestellt, und bilden sich hiedurch zu sehr brauchbaren Geschäftsleuten. Der Unterricht, welchen die Knaben genießen, ist diesen mancherlei Bestimmungen angemessen; erst umfaßt er Lesen, Schreiben, Rechnen und den Katechismus; diejenigen, welche sich den Künsten widmen wollen, gehen in die Schule des Capitols, wo sie in Anatomie, Mythologie und Geschichte unterwiesen werden; auch ein Curs der Geometrie und angewendeten Mechanik steht für sie offen, wozu in neuester Zeit Unterricht in der angewandten Chemie gekommen ist. Begabte treten in die Schule für Vokalmusik, so daß derselbe Blick und die Fürsorge der Päpste hier ein Polytechnikum eröffnet hat, ein Jahrhundert früher, ehe das übrige Europa die Benennung nur erdacht hatte.

Die Mädchenanstalt erzieht 240 Mädchen. Sie sind in neun Schlafsäle vertheilt, derem jedem eine Priorin und Unterpriorin aus den verständigsten und reifsten auf drei Jahre vorgesetzt werden. Die Verwandten dürfen dieselben besuchen, nie aber (um Unordnungen zu verhüten) sie ausbitten. Eine religiöse und für das Hauswesen passende Erziehung ist Hauptaugenmerk der Anstalt. Wenn die Mädchen gemeinsam ausgehen, so werden sie immer von dem Priester begleitet.

Nebst den weiblichen Arbeiten lernen sie den Gesang. Sie besorgen ferner ihre Küche, und fertigen die für die päpstliche Miliz erforderlichen Zierden, wofür ihnen ein Theil des Arbeitslohns zufällt. Auch andere Arbeiten können von Privatleuten bestellt werden. Weil kein Mädchen entlassen wird, es trete denn in ein Kloster oder in den Ehestand, so giebt es auch betagte und arbeitsunfähige, die Erzbruderschaft der allerheiligsten Verkündigung giebt jährlich 800 Scudi zu Aussteuern ins Kloster oder in die Ehe.

Die Gesammtanstalt hat ihren eigenen Pfarrer und Unterpfarrer. Alle Bewohner derselben müssen jeden Morgen die Messe hören, und den Rosenkranz beten, auch wird ihnen manche andere religiöse Uebung vorgeschrieben. Unter dem Jahre finden besondere geistliche Exercitien statt. — Die Einkünfte des Hauses belaufen sich auf 50000 Scudi, wovon ein nicht geringer Theil aus der damit verbundenen großen und vorzüglich eingerichteten Wollfabrik herrührt.

Das Hospiz des Vaters Johannes. Einem armen Handwerksmanne, Johann Borgi, gelang es vor 50 Jahren, eine der schönsten Waisenanstalten zu errichten. Er sah, wie viel arme Knaben, barfuß und zerlumpt, Waisen, oder von harten Vätern verwahrlos't, in den Straßen herumschlenderten; diese sammelte er, kleidete sie mittelst Almosen, und brachte sie als Lehrlinge in Werkstätten unter. Wohlthäter unterstützen sein frommes Unternehmen, so daß er seine Obsorge auf 40 Knaben ausdehnen konnte. Papst Pius VI. gab diesem Borgi ein Haus für seine Kinder, und häufig Beiträge. War auch derselbe ununterrichtet, so sorgte er doch, daß seinen Knaben nothwendiger Unterricht nicht abgehe. Mit der Revolution verlor die Anstalt ihre Wohlthäter, Cardinäle und Prälaten, fand aber in dem Advocaten, nachmaligem Cardinal Belisar Cristaldi einen neuen, welcher sie in ein anderes Haus, und in dasselbe zugleich die Werkstätten verlegte. Nach verschiedenen Wanderungen räumte ihr Pius VII. einen Theil des Conventes der Salesianerinnen bei St. Anna ein. Es sind der Zöglinge 120; fromme Geistliche und Layen geben ihnen des Abends Unterricht im Zeichnen von Ornamenten und in der Geometrie, besonders aber in der Religion, auf welche ihr ganzes Leben gegründet wird. Jedem Zöglinge ist erlaubt, sein Handwerk zu wählen, wozu er einem Meister in die Lehre gegeben wird; ein anderer Laye geht täglich in den Werkstätten herum, um sich nach ihrem Betragen zu erkundigen. Die Anstalt hat kein Vermögen, sondern erhält bloß monatlich 230 Scudi aus der apostolischen Kammer, 150 fließen zum Theil aus Almosen, zum

Theil aus dem Taglohn der Zöglinge, wovon aber der größere Theil ihnen verbleibt.

Das Gewerbshaus des Canonicus Manfredi. — Dieser sammelte im Jahr 1818 zwanzig arme Kinder; nicht mehr, weil diese Zahl leichter zu übersehen, und zu erziehen sey. Er verwendete dieselben zur Seifenfabrikation, die wirklich durch ihn sehr vervollkommnet wurde. Nachher mußte die Zahl auf sechs verringert, und eine andere Localität aufgesucht werden. Nebendem haben die Kinder noch Gelegenheit in Feldarbeit sich zu üben, und es ist wahrscheinlich, daß auch diese Anstalt sich allmählich erweitern wird.

Das Hospiz von St. Maria der Engel. — Verdankt seinen Ursprung gewissermaßen der französischen Besetzung. Während dieser wurden nämlich die Bettler aufgegriffen, und in den lateraneusischen Pallast oder in den Convent vom Jerusalemitischen Kreuz gesperrt. Pius VII. wies ihnen nach seiner Rückkehr die Speicher der vormaligen Getraideverwaltung an, ließ aber die Einrichtung bestehen, so wie er sie vorfand. Erst Leo XII. faßte den Gedanken, die Anstalt in ein Arbeitshaus umzuwandeln; dasselbe wurde jedoch nicht ausgeführt, sondern sie blieb eine Armenversorgungs-Anstalt für beide Geschlechter. Ihre innere Verbesserung verdankt sie vorzüglich der unermüdlichen Thätigkeit des Monsignore Capaccini. Den Dienst in der Abtheilung der Männer versehen die Brüder der christlichen Lehre; ihre Zellen sind so eingerichtet, daß sie durch Fenster die Schlafsäle überschauen können. Die 350 Aufgenommenen werden den Altersstufen gemäß in vier Centurien der Gesunden und eine der Kranken eingetheilt. Um zu verhüten, daß keine Krankheit sich verbreite, wird jeder Eintretende zuvörderst für drei Tage in ein besonderes Local, Lazarethlein genannt, und erst nach genauer Beobachtung nothigenfalls in die Krankenanstalt gebracht. Aber die chronischen Kranken, deren immer 50 gezählt werden können, sind für das Ganze eine große Last.

Kinder, welche noch zu keiner Beschäftigung verwendet werden können, besuchen die Schule, die im Alter vorgerücktern werden ebenfalls in Religion, Schreiben und Lesen unterrichtet. Da es an einer öffentlichen Musikschule in Rom bisher fehlte, hat Monsignore Capaccini aus einer Anzahl Knaben eine Militärmusik errichtet, die bisweilen Proben ihrer Geschicklichkeit öffentlich ablegt. Sonst werden die Knaben in dem Hospiz zu Handwerkern der verschiedensten Art gebildet und vorzugsweise zu Militär-Schneidern und Schustern verwendet. Der Erwerb der Zöglinge wird in drei Theile getheilt, einer gehört dem Haus, einer dem Individuum, einer Allen insgesammt und wird unter

dieselben vertheilt. Zu wünschen bliebe, daß eine Anzahl auf den Landbau angewiesen würde, um eine Uebersetzung der Handwerke zu vermeiden.

Frauen werden 550 verpflegt. Ihre vornehmste Beschäftigung besteht in Baumwollarbeiten, wiewohl auch andere nicht ausgeschlossen sind. Die Weibsleute bleiben in dem Hause, so lange sie nicht in ein Kloster, in den Ehestand oder bei einer Haushaltung in Dienste treten. Die Frage, ob man die Anstalt durch Entlassung der Aufgenommenen, während des 25sten und 30sten Lebensjahres nicht von der Last der Betagten befreien, und sie dadurch in den Stand setzen sollte, eine desto größere Zahl Mädchen vom 10ten Jahr an zur Erziehung aufzunehmen, wurde schon oft besprochen; aber die Verwirklichung einer Maßregel, die sehr viel Preiswürdiges an sich trägt, trat immer jene in Rom einheimische echte Menschenfreundlichkeit entgegen, welche sich des Nothleidenden nicht nur theilweise annehmen mag, sondern denselben, ist er erst Gegenstand ihrer Obsorge geworden, nicht wieder verläßt, bis sie über sein ferner gesichertes Loos vollkommen beruhigt seyn darf. Den gesammten Dienst dieser Abtheilung haben zum Theil die Töchter von der Zuflucht vom Calvarienberg übernommen, welche durch die Gottesdienerin Virginia Centurione Bracelli in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts, im Bisthum Genf gestiftet wurden. Was bei geringer Anzahl diese nicht zu leisten vermögen, das wird durch die Umsichtigsten und Ehrbarsten unter den Aufgenommenen besorgt. Vier Capellane leiten bei beiden Abtheilungen das Geistliche, daneben machen viele andere Priester sich's zur Pflicht, die Sacramente besonders in den Krankenzimmern, auszutheilen. Alle Aufgenommenen wohnen täglich der heil. Messe bei, beten allabendlich den Rosenkranz und müssen monatlich einmal beichten, außerdem erhalten sie sämmtlich katechetischen Unterricht. — Die von Leo XII. gestiftete Unterstützungskommission giebt für die Anstalt jährlich 35000 Scudi, die Arbeiten ertragen ungefähr 4000, die größern Bauten bestreitet die apostolische Kammer.

Das geistliche Hospiz. — Der Apotheker Johann Anton Vestri, aus Como, ging eines Tages, wie er oft pflegte, nach St. Spirito, um Liebesdienste an den armen Kranken zu üben. Da bemerkte er einen, der bei seiner Annäherung das Antlitz mit dem Leintuch bedeckte. Bei genauerer Nachfrage vernahm er: dieser sey ein Priester, den die Scham drückte, in Gemeinschaft mit Armen in einem öffentlichem Spitale sich zu wissen. Hiedurch tief bewegt, reifte in Vestri der Entschluß, erkrankten Priestern eine eigene Zufluchtsstätte zu bereiten. Er kaufte in der Nähe von St. Lucia einige Häuschen, stattete sie mit

vier Betten aus, und versah die Priester, die sich dahin begaben, mit Speise und Arzneien. Durch das Vermächtniß aller seiner Habe stieg die Zahl der Betten nach seinem Tode (1650) auf zehn. Mittelst letztwilliger Verfügung übergab er die Stiftung der Congregation der 100 Priester und 20 Cleriker. Bei Verlegung des Spitals der Gebrechlichen von der sixtinischen Brücke nach St. Michael, bildete sich dort ein geistliches Collegium, mit welchem Vestris Spital vereinigt, und einem Cardinale und vier Beauftragten übergeben wurde. Im Laufe der Zeit verwandelte es sich in ein Versorgungshaus für arme, ausgediente Priester, acht bis zehn an der Zahl.

Das Hospiz der heiligen Galla. Die heilige Galla, Tochter jenes Consuls Symmachus, welchen der ostgothische König Theoderich hatte tödten lassen, pflegte in ihrem Hause täglich zwölf Arme zu speisen. Das Haus würde in der Folge in eine Kirche der allerheiligsten Jungfrau mit dem Zunamen in porticu verwandelt. In der Mitte des 17ten Jahrhunderts eröffnete der eifrige Priester Marc Antonio Odeschalchi bei St. Galla eine Nachtherberge für Arme, welche, zumal des Winters, keine Unterkunft zu finden wußten. Er brachte deren Zahl bis gegen 600, denen die zerrissenen Kleider geflickt, die Schuhe ausgebessert, Bett, Heizung und eine Suppe gereicht wurde. Odeschalchi bediente sie selbst, und sorgte zugleich für deren geistlichen Unterricht. Nach des menschenfreundlichen Mannes Tod übernahm der Cardinal Benedict Odeschalchi (nachmals Papst Innocenz XI.) die Sorge um die Anstalt. Don Livio Odeschalchi ließ im Jahre 1725 die Kirche und das Haus neu bauen, und Don Balthasar, aus dem gleichem Geschlechte, vergrößerte es nachher. Es stehen in demselben 224 Betten, jedoch nur für Männer, die Anstalt wird vorzüglich im Winter benutzt oft so, daß die Betten nicht einmal zureichen; alsdann haben Betagte und Minderjährige den Vorzug. In der Regel ist die Aufnahmsdauer auf eine bestimmte Anzahl Tage beschränkt. Im Jahre 1702 stifteten zwei Priester eine Gesellschaft, welche den Aufgenommenen geistliche Hülfe spenden. Die andern Bedürfnisse werden ganz aus Stiftungen der Familie Odeschalchi bestritten.

Das Hospiz von St. Ludwig. — Unfern von St. Galla, aber ganz unabhängig von dieser, eröffnete etwas später der florentinische Priester Franz Maria Gallazzi eine ähnliche Zufluchtsstätte für arme Weiber. Zwar gestatten die Einkünfte bloß 30 Betten, der Raum jedoch würde eine Verdopplung möglich machen. Wer sich nach der Avemaria-Glocke meldet, wird aufgenommen, so lange Raum vorhan-

st, eine Ausnahme wird nur mit Kranken und Schwangern gemacht. Die Einkünfte, die nicht groß sind, besorgt ein weltlicher Verwalter.

Bewahranstalt der Neugetauften. Eine unter Pauls III. Pontificat gestiftete Bruderschaft vom heiligen Joseph der Katechumenen nahm Juden und andere Ungläubige, welche zu dem katholischen Glauben sich wenden wollten, auf. Gleichzeitig entstand unter der Benennung von der allerheiligsten Verkündigung und mit St. Dominikus Rezel ein Kloster, welches sich den Katechumeninnen öffnete, und dieselben bis zu ihrer Verehelichung oder Gelübdeablegung versorgte. Gregor XIII. überzeugte sich, daß die Bekehrten eines bessern Unterrichtes und einer sorgfältigern Erziehung bedurften und errichtete daher die Anstalt der Neugetauften für 70 Zöglinge. Durch Innocenz XI. wurden alle drei Anstalten vereinigt und nach Madonna de Monti in getrennte Gebäude verlegt. Welche Person nun den katholischen Glauben ergreifen will, findet hier Aufnahme für 40 Tage; läßt sie sich nachher taufen, so wird sie unentgeldlich entlassen, wäre jenes nicht der Fall, so muß sie die Kosten vergüten. Die Weibspersonen aber werden nicht entlassen, sondern gehen in die Bewahranstalt über, die in jüngster Zeit 24 Individuen zählte. Das Haus ist sehr anständig, die ganze Besorgung vorzüglich. Diejenigen, welche nachmals sich verheirathen, erhalten eine Mitgift von 150 Scudi; für die, welche den Schleier nehmen wollen, steht das Kloster der allerheiligsten Verkündigung offen. Die drei Oberfrauen müssen Christinnen von Geburt seyn. Der Staatsschatz giebt dem Hause jährlich 7200 Scudi. Mit echt römischer Christenliebe wird die Aufnahme Niemanden versagt.

Das Bewahrhaus von St. Katharina der Seiler. — Unter Leitung der heiligen Philipp und Ignaz vereinigten sich im Jahr 1543 eine Anzahl frommer Männer zu dem Entzweck, die Mädchen schlechter Weiber vor dem Lasterwege zu bewahren. Cardinal Friedrich Donati erbaute ihnen eine Kirche. Das fromme Werk fand Gunst und schon im Jahr 1600 waren 160 Mädchen untergebracht. Ihre Lehrmeisterinnen nahmen in der Folge das Nonnengewand und so finden sich nun in der Anstalt Nonnen, Mädchen, die unentgeldlich erzogen werden, und Waisen, welche ein kleines Kostgeld bezahlen; denn von dem ursprünglichen Zweck ist man im Verlaufe der Zeit darin abgewichen, daß Armuth und Verweisung zur Aufnahme genügen. Treten die Erzogenen in den Ehestand, so erhalten sie 50 Scudi, lassen sie sich in das Kloster aufnehmen, so werden diesem 400 Scudi ausbezahlt. Die Zöglinge fertigen weibliche Arbeiten für das Haus und für Fremde, für letztere fällt der Lohn ihnen ungeschmälert zu. Die Einkünfte des

Hauses belaufen sich zu 3600 Scudi, worunter 310 von der Kammer. Die Unkosten für jeden Zögling kommen im Durchschnitt auf jährlich 60 Scudi, was diese nicht bedürfen, wird für das Kloster und die Kirche verwendet.

Bewahrhaus der heiligen Vier (Gekrönten.) Hier werden von Nonnen zwölf verwaiste Mädchen unentgeldlich verpflegt und unterrichtet. In öconomischer Beziehung hängt die Anstalt von dem Waisenhaus St. Maria in Aquiro ab.

Das Bewahrhaus der Bettlerinnen. — Das Jubiläum von 1650 führte eine Menge Menschen in die Hauptstadt der Christenheit, darunter auch Mädchen, welche schutzlos herumschweiften. Da in solcher Zeit die Almosen der Einwohner reichlicher fließen, als zu jeder andern, richtete eine fromme Frau ihr Augenmerk auf dergleichen Mädchen und vereinigte dieselben. Mit dem Jubeljahre hätten die Unterstützungen und der ursprüngliche Zweck aufgehört, aber der fromme Jesuit Pater Garavita, wollte dieses Bewahrhaus nicht eingehen lassen, ja er erweiterte dasselbe zur Aufnahme von 100 Mädchen. Weil dieselben unter Gesang geistlicher Lieder das Almosen durch die Stadt sammelten, erhielten sie den Bezeichnungsnamen Bettlerinnen. Nach verschiedenen Versetzungen, wurde es der Anstalt durch ein Vermächtniß des Viceregenten Monsignor Ascanio Rivaldi von 50000 Scudi möglich, im Jahre 1600 den Pallast und Garten des Cardinal Pio in der Nähe des Colossäums für 22000 Scudi zu kaufen. Es werden in der Anstalt alle Arten weibliche Arbeiten gefertigt, besonders zeichnete sie sich durch die Vortrefflichkeit ihrer Wollarbeiten aus, die jetzt an Arbeiten von Baumwolle vertauscht sind. Der Ertrag der Arbeiten kömmt ganz den Zöglingen zu, wovon sie ihre Kleidung bestreiten müssen. Es werden Waisen aufgenommen, und bis zu ihrer fernern Versorgung behalten. Der Haushalt besteht aus 90 Köpfen. Die Einkünfte sind 5300 Scudi, wovon der Staatsschatz 4512 beiträgt.

Das Bewahrhaus von der göttlichen Vorsehung und St. Paschalis. — Der fromme Priester Franz Papaceti stiftete dasselbe anfangs in bescheidener Ausdehnung. Durch die Gunst der Päpste erweiterte es sich bald, um zweihundert Mädchen aufnehmen zu können. Jetzt ist es für hundert eingerichtet, die zwar arm, aber bürgerlicher Herkunft seyn müssen. Bei der Größe des Gebäudes sind die Schlafsäle räumlich und luftig, und die Krankenzimmer ausgezeichnet gut eingerichtet. Die Alten haben eine besondere Abtheilung mit fünfzehn Betten und die beste Pflege. Die anstoßende Kirche von St. Ursula ist in den Betsaal des Hauses verwandelt worden. Von den hun-

dert Zöglingen bezahlen nur zwanzig monatlich fünfthalb Scudi. Der Gebrauch der Ausstattung bei dem Austritt findet in diesem, wie in allen ähnlichen Häusern Roms statt. Zu dem jährlichen Bedarf von 6500 Scudi hat die Kammer nur 311 Scudi beizutragen.

Das Bewahrhaus der heil. Maria zur Zuflucht. — Der fromme Priester Alexander Bussi stiftete er im Jahre 1703 für Büßerinnen, wozu er den Pallast Gnera kaufte. Jetzt finden 25 Personen daselbst ihr Unterkommen. Arme und schutzlose Waisenmädchen zwischen 13 und 26 Jahren können eintreten, außerdem 27 für ein Kostgeld. Dieses liefert die Hälfte des jährlichen Bedarfs von 3000 Scudi, die andere Hälfte fließt aus eigenem Besitz.

Das Bewahrhaus des heil. Clemens und Crescentianus. — Monsignor Aldini, Almosenier Clemens XII., ist dessen Stifter. Mädchen zwischen 7 und 11 Jahren werden aufgenommen. Die Zahl aller im Hause Befindlichen beläuft sich auf 63. Dasselbe gibt die Nahrung, die Kleidung kömmt von dem Ertrag der Arbeiten, die Aussteuern bestreitet die Bruderschaft der allerheiligsten Verkündigung mit dem Kapitel des Vaticans. Das Haus hat 900 Scudi an eigenen Einkünften und eine jährliche Anweisung von 2623 Scudi auf die Kammer.

Das Bewahrhaus Pius. — Monsignor Potenziani eröffnete dasselbe am 15. Juli 1775, und stellte es unter Obhut des heil. Pius V., Pius VI. nahm es in besondern Schutz. Anfänglich wurden dort die vorzüglichsten Wollenarbeiten gefertigt; jetzt beschäftigen sich die Mädchen mit Anderm, vorzüglich mit der Wäsche für das gesammte Collegium der Propaganda. Das Haus liegt zwar sehr angenehm, genießt aber nicht vollkommen gesunder Luft. Es steht auf einem Theil der vormaligen corsinischen Gärten. Ihm fließen aus Stiftungsgut 2400, aus der Kammer 1363 Scudi zu. Die Familie besteht aus fünfzig verwaiseten Mädchen unter einer Vorsteherin; die Lehrerinnen werden aus den Aufgenommenen hervorgehoben, da diese auch hier nicht eher entlassen werden, als bis sie eine, ihre Zukunft verbürgende Versorgung gefunden oder gewählt haben.

Bewahrhaus der Trinitarierinnen und von St. Euphemia. — Eine römische Frau vereinigte unter dem Pontificat Pius VI. einige Mädchen, welche Neigung zum Klosterleben zeigten, und stellte dieselben unter die Leitung der unbeschuhten Trinitarier, in der Absicht, auf diese Weise ein Kloster zu gründen. Aber der päpstliche Schatzmeister leitete ihr Vorhaben dahin, daß sie verwaisete Mädchen von Bediensteten der Kammer aufnahm. Nach dem Tode der Stifte-

rin gab der Schatzmeister, Monsignor Litta, dem Haus seine Vorschriften, denjenigen anderer Anstalten ähnlich. Obwohl klein und nur für zehn Mädchen bestimmt, hat es doch eine Kirche und einen Garten. Später wurden mit diesen Zöglingen die dreißig von St. Euphemia vereinigt, für welche Leonhard Ceruso einst die Stiftung gemacht hatte. Die eine Stiftung genießt 1758, die andere 574 Scudi jährliche Einkünfte, beide zusammen dann noch 3500 Scudi aus der Kammer, woraus aber zugleich das Kloster der Clarissinnen bei St. Urban erhalten werden muß.

Das Bewahrhaus Borromeo. — Cardinal Vitolian Borromeo gründete dasselbe und setzte es zu seinem Erben ein. Auch hier finden arme, hülflose Mädchen Versorgung. Aus seinem Einkommen von 2000 Scudi verpflegt das Haus vierzig Individuen.

Das Bewahrhaus der Gefahrlaufenden (delle pericolanti). — Es entstand am Ende des verwichenen Jahrhunderts. Pius VI. kaufte für dasselbe den Palast Vitelleschi. Die fünfzig Zöglinge liefern vorzügliche Arbeiten von Seide. Die Anstalt bedarf jährlich 4030 Scudi, wozu die apostolische Kammer 3385 beiträgt.

Das Bewahrhaus der schmerzhaften Mutter. — Zufällig begegnete einst der Fürst Balthasar Odeschalchi auf der Straße zwei verlassenen Mädchen, welche ihn mit Thränen um ein Almosen baten. Von Mitleid gerührt, beschloß er alsbald, sie in sein Haus aufzunehmen und erziehen zu lassen. Nach dem Tode des Vaters, da indeß die Mädchen herangewachsen waren, fanden es die Söhne, zumal der Cardinal (der kürzlich alle seine Würden niedergelegt und sich in das Noviciat der Gesellschaft Jesu zu Verona begeben hat) nicht geziemend, daß die Mädchen länger in ihrem Hause wohnten, und übergaben sie daher dem Bewahrhause der Bettlerinnen. Die Lehrerin zwar hätte ihr Erziehungstalent auch noch für andere Mädchen fruchtbar machen können, aber jene Anstalt war zu überfüllt, als daß die Aufnahme mehrerer möglich gewesen wäre. Der Cardinal kaufte daher im Jahre 1816 ein eigenes Haus, in welches er die Lehrerin mit den Zöglingen versetzte. Einsehend aber, daß Rom an Waisenhäusern und Klöstern Ueberfluß habe, eine Anstalt hingegen, welcher für einen geringen Betrag Mädchen übergeben werden könnten, mangle, wich er von der bisherigen Uebung, bloß Mädchen unter zwölf Jahren aufzunehmen, ab, und öffnete auch etwas ältern sein Haus, immer aber solchen, die zwar nicht arm genug sind, um irgendwo unentgeldliche Aufnahme verlangen zu dürfen, aber auch nicht reich genug, um kostspieligere Pensionen zu besuchen. Die Zöglinge, deren vierzig sind,

entrichten daher monatlich vier bis fünf Scudi, und für diejenigen, welchen selbst dieses zu schwer fällt, übernehmen es die Wohlthäter, welchen die Anstalt ihren Ursprung verdankte. In dieser werden dann die Kinder in allem Nothwendigen unterrichtet, vortrefflich erzogen, und treten nachher alle aus, so daß hier keine Kranken und Betagten zu verpflegen sind. Das Haus, welches keine Einkünfte besitzt, erhält sich durch sich selbst.

Wittwenhäuser. — Deren bestehen in Rom mehrere. Sie sind nicht Versorgungsanstalten, sondern mehr Zufluchtsstätten, wo die Wittwen ein gemeinsames Leben führen, Nahrung und Kleidung aber aus eigener Arbeit bestreiten, deren Wahl daher ihnen überlassen bleibt. Die meisten Häuser dieser Art wurden von Cardinälen, Fürsten auch andern Personen solchem Zwecke gewidmet.

Die Zufluchtsstätte vom heil. Kreuz. — Schon seit frühern Zeiten standen für Frauenspersonen, welche vom Wege des Lasters zurückkehren wollten, dergleichen Zufluchtsstätten offen. Manche änderten in der Folge ihre Bestimmung, wofür jedesmal neue sich erhoben. Im Jahre 1793 sammelte die Schwester Maria Theresia Sebastiani, Weibsleute, welche in dem Spital von St. Jacob von der Syphilis geheilt worden waren, damit dieselben nicht neuerdings dem Verbrechen verfielen. Unter Gottes Segen gedieh ihr Vorhaben. Pius VI. wies der frommen Schwester die Kirche und den Convent der heil. Franciska von Rom an. Die Stifterin bestimmte die Zahl der Aufzunehmenden auf zwanzig, welche sie immer in dem Spitale selbst aussuchte, Frauen und Wittwen aber ausschloß. Sie leben in vollkommener Gemeinschaft; durch Wollspinnen für einen Fabrikanten gewinnen sie monatlich dreißig Scudi, hundert legt die Unterstützungscommission zu, Einiges fließt aus Almosen. Das Haus ist wohlerhalten, die Verpflegung zweckmäßig, und die Erfahrung zeigt, daß die so freundlich Besorgten ihr eingezogenes, stilles Büßerleben wahrhaft liebgewinnen.

Die Zufluchtsstätte St. Maria in Trastevere. Wie diejenigen, welche das Spital St. Jakob verlassen, in das oben genannte Haus sich flüchten können, so steht denjenigen, welche in das Zuchthaus St. Michael eingesperrt waren, nach überstandener Strafzeit der Eintritt in obige Anstalt offen, welche im Jahre 1806 durch den frommen Hieronymiten Strachino unter dem Schutz des Cardinals Cristaldi eröffnet wurde. Zutritt sollten nur Unverheirathete oder Wittwen haben, aber man findet auch Ehefrauen daselbst; ausgeschlossen hingegen sind solche, die rückfällig geworden sind. Sie können sich in dem Hause auf-

halten, so lange sie wollen, aber auch bleiben, bis sie entweder mit ihrem Mann sich wieder vereinigen oder unter Obhut wohlgesinnter Verwandten kommen. Ein Theil ihres Arbeitslohnes fällt dem Hause zu; derselbe mag ohngefähr 200 Scudi des Jahres betragen, 800 andere müssen durch Almosen und einen Beitrag von der Kammer gesucht werden. Eine Gesellschaft von Geistlichen nimmt die Unterweisung und die Leitung der kirchlichen Anforderungen wahr. Freilich würde eine stete Aufsicht, Belehrung und Bewahrung, wie die Sebastiani sie so trefflich anzuwenden wußte, hier gute Dienste thun.

Die Zufluchtsstätte der Lauretana. Mehrere Edelfrauen, welche die Kranken zu St. Jakob besuchten, nahmen mit Betrübniß wahr, daß so manche, kaum geheilt, von Neuem zu den alten Verirrungen zurückkehrten. Da die Herberge vom heil. Kreuz zu Aufnahme solcher bedauernswerthen Personen nicht zureichte, bat die Fürstin Therese Doria Pamfili den Papst Leo XII. um ein kleines Haus sammt Kirchlein auf dem Wege nach St. Johann, einst ebenfalls eine Wohlthätigkeitsanstalt, im Verlauf der Zeit aber eingegangen. Leo willfahrte und überließ Haus, Kirche und Einkünfte der lauretanischen Congregation, welche unter dem Vorsitz des Cardinalvicars aus jenen Damen sich bildete. Alle Weibsleute, welche bei dem Austritt aus St. Jacob ein zurückgezogenes Leben führen wollen, werden da aufgenommen, selbst Schwangere (die dann erst zur Entbindung nach St. Rochus gebracht werden), und Weiber, bis deren Männer sich mit ihnen wieder versöhnen. Im Jahre 1835 waren vierzehn in dem Haus untergebracht. Wenn es die Einkünfte, welche sich gegen 1000 Scudi, meist aus Almosen, belaufen, gestatten würden, so ließe sich die Zahl der Aufzunehmenden leicht mehren.

XL.

Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.

IX. Vertheidigungsanstalten gegen die empörten Bauern. Georg Truchseß von Waldburg.

Unter den großen und dringenden Gefahren des Bauernkrieges lag ohne Zweifel die größte darin, daß Deutschland, diesem neuen Feinde gegenüber, so gut wie wehrlos war. Bei der großen Verbreitung der Irrlehre war die eigentliche Kraft der Gesinnung gebrochen, ohne welche noch nie und nirgends großen, revolutionären Strömungen ein ernster, entschiedener Widerstand entgegengesetzt worden ist. — Wo von den Fürsten, die vom Glauben abgefallen waren, energische Schritte geschahen, da hatten diese nur den eigensüchtigen Zweck: sich innerhalb der möglichst engsten Gränze selbst zu vertheidigen. — Der Wunsch: daß die Bewegung im Ganzen fortdauern, und, wo möglich, die verhaßten, katholischen Gegner verderben, insbesondere aber die geistliche Macht zerschmettern möge, — ward kaum verhüllt. — Wie hätte in der Seele derer, die wenige Jahre darauf offen mit den Franzosen zum Verderben des Reiches zusammenhielten, ein uneigennütziger Gedanke an das Wohl und Weh von ganz Deutschland aufsteigen sollen! — Dieselbe Schlaffheit und Treulosigkeit der Gesinnung verhinderte auch jede gemeinsame, schnelle und kräftige Maaßregel, die etwa von Reichs wegen hätte getroffen werden können; so durfte allein noch von dem schwäbischen Bunde eine kraftvolle Gegenwehr erwartet werden. — Aber auch dieser

entschloß sich erst zur wirklichen That, als die Empörung sich entschieden feindlich gegen den Adel zeigte, und bewies hauptsächlich erst dann rechten Ernst, als die Gräuelthat zu Weinsberg (wo die Bauern den Grafen Ludwig von Helfenstein, und mit ihm über dreißig Grafen und Ritter, die sie überfallen und gefangen genommen, durch die Spieße jagten) — eben diesem Adel die Augen geöffnet hatte. —

Doch selbst dem besten Willen hätten die hinreichenden Mittel nicht zu Gebote gestanden; der Krieg konnte zum größten Theil nur mit geworbenen Fußknechten geführt werden, von denen viele, vom Gifte der neuen Lehre angesteckt, sich als völlig unzuverläßig zeigten, und durch Meuterei und Verrath, in entscheidenden Augenblicken, die Sache der Ordnung und des Rechts mehr als einmal auf's Spiel setzten. — Gleichzeitige Chroniken entwerfen eine Schilderung von dem Geiste dieses Fußvolkes, aus welcher die Unmöglichkeit einleuchtet, die Empörung mit dergleichen gott= und ehrvergessenem Gesindel zu bekämpfen, dessen Eid in eben demselben Maaße aufgehört hatte eine Bürgschaft zu seyn, als der religiöse Glaube der Einzelnen wankend geworden war. „Die weil das Zu= und Abziehen zu Weißenhorn währet, hielten sich“ — wie der Kaplan Niklas Thomm schreibt, „der Adel und Reisige fast wohl und freundlich, auch christlich in allen Dingen, thäten niemetz kein Ueberdrang, und gute Bezahlung. Aber die Fußknechte (nit alle) hielten sich, wie ihr Art ist, wider Vertrag, ganz widerwärtig in allen Dingen mit Zahlung in Gärten, im Feld, in Häusern. Wenn man einen ganzen Tag von ihnen schrieb, wäre noch kein Anfang da. Wo sie für die Priester giengen, schrieen sie über die Priester: ein Wolff, ein Pfaff, Mönch du hast das Kloster . . . . mit viel schandlichen Worten, sangen vom Papst Resonet, Joseph, den armen Judas u. s. w. Sie hätten der Priesterschaft gern Leid und Schaden gethan, wenn sie könnt hätten, sie schrieen: Pfaff ich wollt, du hättest ein Maul wie ein Storch! hielten unchristliche Ordnung, trieben viel Unfuhren in der Kirche,

verachteten das Sakrament. Es entrann ein böser Bub, der hätt etwas Unfuhren angefangen zum Thor hinaus. — — — Wir blieben vielmal im Haus, so wir gern zur Kirche gangen wären, oder sonst etwas ausgericht, damit uns kein Schmach, Geschrey und Spott widerführe. Am Montage Visitationis Mariä mustert man zwey Fähnlein Knecht, darunter waren viel böse Buben. Es war die Sag, es wären viel ausgelassener Mönch, Pfaffen und Studenten. Einsmals gingen sie mit Pfeifen und Trommeln, ringsweis um die Kirche zu einer Verachtung, machten allen gläubigen Seelen ein Hofrecht". —

Unter solchen Truppen war begreiflicherweise die Meuterei alltäglich, zumal wenn sie gegen Rebellen geführt wurden, deren Glaubensirrthümer ein großer Theil der Lanzknechte theilte. „Am heiligen Pfingsttag um die Vesperzeit machten die Landsknecht einen großen Aufruhr", schreibt derselbe Kaplan von Weißenhorn, „schlugen einander, wollten nicht Fried geben, sagten, sie hätten den Fried zu fünfmalen gebrochen (es war die Sag heimlich, sie wären gern über die Reuter gefallen). Der Profos hieng (fing?) vier, waren alle wund, leget sie in ein Stüblein in einem Stock zusammen, ließ sie da liegen. Es kam ein Geschäft von Ulm von den Bundherren, kam der Nachrichter auch. Am Aftermontag um die achte Stunde da schickt der Burgermeister zu mir, ich sollt andere Priester zu mir nehmen, und die Gefangenen zu Beicht hören, sie müßten von Stund an sterben, hätt niemey davon gehört, die Knecht wußten's selbs nit, bis ich's ihnen sagte, sie sollten sich zu Gott schicken, denn ihres Lebens würd nit mehr seyn, und welcher beichten wöllte, der sollte es bald thun. Sagt einer zu mir, er wolle beichten, den hört ich, ein anderer begehret's auch, den hört ein andrer Priester, zwen wollten nit beichten, und sonders ein lutherischer Bub, war fast gelehrt, wollt vil allegiren und sagen. Ich sagt: man kann nit vil mit dir disputiren, willt du beichten, des thue. Kam der dritte Priester, da ergab er sich und

der andere auch, sie gehaben sich übel, ob man nit Recht über sie wöllt sprechen. Also um 9 Uhr schlug man ihnen die Köpf auf einen Acker bei der Steingrub ab" u. s. w. Wo dieses Gesindel spürte, daß eine weniger feste Hand den Zügel führte, war der Feldherr keinen Augenblick seines Lebens sicher.

Bei solchem Stande der Dinge war die Hoffnung Deutschlands allein auf jenen Theil des Heeres der Fürsten und des Bundes gestellt, welcher aus dem alten Elemente der ritterlichen Lehenmannen und ihrer reisigen Knechte bestand, welche letztere größtentheils noch bleibende Hintersassen des Lehenadels waren, und als solche ihren Herrn in das Feld folgten. Dieses „reisige Zeug", welches jedoch im Heere des schwäbischen Bundes höchstens 2000 Pferde betrug, und jene hundert Herren, Ritter nnd Knechte, die durch die musterhafte Vertheidigung des Liebfrauenberges bei Würzburg das Heer der Bauern festhielten, bis Hülfe kam, — diese haben Deutschland gerettet. — Allein auch die Tapferkeit des katholischen Adels würde der unverhältnißmäßig größern Zahl der Rebellen haben unterliegen müssen, wenn nicht die Vorsehung einen Mann an die Spitze der gesammten Vertheidigung gestellt hätte, — der in sich alle jene Eigenschaften vereinigte, die der Drang der Zeiten zu dem großen Werke der Bekämpfung eines solchen Aufruhrs erheischte. — Dieß war der Ritter Georg Truchseß, aus dem alten freiherrlichen Geschlechte derer von Waldburg, ein Mann, der, wenn die deutsche Geschichte nicht durch den blinden Haß und die schaamlose Verfälschung der Außerkirchlichen ihre Würde und ihre Wahrheit verloren hätte, heute noch von Jung und Alt, als einer der größten Wohlthäter unsers Vaterlandes gepriesen werden würde. — Jetzt aber hat sich die heuchlerische Treulosigkeit derselben Revolutionspartthei, welche Plane durch ihn vereitelt sah, zu denen sie sich offen nicht zu bekennen wagte, wenigstens hinterrücks und zwar dadurch an ihm gerächt, daß sie seinen wohlverdienten Ruhm in der Geschichte zu beflecken versucht, und

aus der edlen, ritterlichen Gestalt, die treu und fest aus einem Hintergrunde von gränzenloser Verwirrung und Schlechtigkeit hervortritt, ein widerliches Zerrbild und einen Inbegriff von Fanatismus und Grausamkeit gemacht hat. — Der vornehmste Grund hiervon lag darin, daß Georg das erste Erforderniß zur Stelle eines obersten Anführers gegen den Bauernaufruhr im vollen Maaße besaß: er war von durchaus entschiedener, katholischer Gesinnung und ein abgesagter Gegner der Irrlehre. So war er von vornherein in der Lage, die Empörung auf dem weltlichen Gebiete aus dem richtigen Gesichtspunkte beurtheilen zu können, und es war ihm mit der Unterdrückung derselben vollkommen aufrichtiger Ernst. „Er ist", wie die Pappenheimische Chronik schreibt, „in seiner Jugend gottesfürchtig, auch mit guter Zucht und Unterweisung bei Bischof Friedrich von Augsburg, welcher ein Graf von Zollern und seiner Mutter Bruder war, am Hofe auferzogen worden, das ihm dann die Zeit seines Lebens zu allem Glück und Wohlfahrt, in seinem Thun und Lassen wohl erschoßen". — Sein frommer kirchlicher Sinn bekundet sich darin, daß er im Jahre 1517 eine Wallfahrt nach St. Jago di Compostella unternahm*). Schon frühzeitig im Dienste des Kaisers und mehrerer Fürsten als tüchtiger Feldhauptmann erprobt, ward er gleich im ersten Beginn des Bauernkrieges vom Erzherzog Ferdinand befehligt, mit den empörten,

*) Wachsmuth in seiner Schrift über den deutschen Bauernkrieg S. 32 hat die Unverschämtheit, folgendes Urtheil über ihn zu fällen: „Zu der Unempfindlichkeit gegen den Jammer des Krieges und dem zwingherrischen Sinne gegen den gemeinen Mann, kam bei ihm Eifer für den katholischen Glauben" u. s. w. Für dieses Verbrechen kennt bekanntlich die (gegen die Wahrheit) protestirende Geschichtschreibung keine Schonung und keine Entschuldigung. Jedoch muß zur Steuer der Wahrheit bemerkt werden, daß es ältere und neuere protestantische Schriftsteller giebt, die eine ehrenvolle, und in jeder Hinsicht anzuerkennende Ausnahme von dieser Regel bilden.

würtembergischen Bauern zu verhandeln, ihre Beschwerden gütlich zu hören, und dieselben von dem Landgerichte zu Stockach nach dem Landgerichtsgebrauche entscheiden zu lassen. — Allein die Bauern erwarteten den Bescheid nicht; der Aufruhr griff um sich, und der Erzherzog ertheilte dem Ritter Georg Truchseß den Auftrag Volk zu werben. In Folge dessen wurden die Bauern zerstreut und ein Vertrag mit ihnen gemacht, den sie jedoch eben so wenig hielten, als alle späterhin mit ihnen abgeschlossenen. Ganz Schwaben kam in Aufruhr. — Erst jetzt sah sich der Bund zu ernsten Maaßregeln veranlaßt, und Georg Truchseß ward am 2ten Mai zum obersten Feldhauptmann bestellt. Sein erstes Geschäft war die Abwehr des Herzogs Ulrich, der, wie früher berichtet, mit einem schweizerischen Heere den Rebellen zu Hülfe zog. — Inzwischen aber waren die Bauern im Allgau aufgestanden. Die eigenen Unterthanen Georg's schlossen sich denselben an, und verlangten: er solle die Hauptmannschaft beim bündischen Heere niederlegen. — „Als er ihnen aber dieß Begehren schlechterdings abschlug", sagen die Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik, „so traten sie gleichfalls zusammen, machten einen Pfaffen, so von dem Herrn Georg Truchseß belehnt war, zu ihrem Herrn und Hauptmann, zogen noch mehrere an sich, und nannten sich den Untern Algäuischen Haufen". — Eben wollte Georg mit dem bündischen Heere gegen sie rücken, als er von den, in Ulm versammelten Bundesräthen die Nachricht erhielt, daß sich zwei große Bauernhaufen unweit dieser Stadt versammelt hätten, und daß das gemeine Volk in Ulm ihnen öffentlich anhinge. Er möge schnell zu Hülfe eilen. — Dem, in solcher Art von allen Seiten in Anspruch genommenen, blieb nun freilich nichts übrig, als der strenge Ernst der Waffengewalt. Diejenigen, welche diese kriegerische Entschiedenheit tadeln, und das jetzt folgende Blutvergießen bedauern, — bedenken nicht, in welcher Lage sich nicht nur Truchseß-Waldburg, sondern mit ihm die Sache der Ordnung in ganz Deutschland befand. — Ringsum von Bauernhaufen umgeben, konnte

er sich nur durch entscheidende Schläge Luft, und zugleich die Möglichkeit verschaffen, den Krieg jemals zu endigen, — während Weichlichkeit und unentschiedene Halbheit das sichere Mittel gewesen wäre, den Zustand der Anarchie zu verewigen, und somit tausendfach größeres Unheil über Deutschland zu bringen, als die blutigste Strenge, bei der kurzen und scharfen Unterdrückung der Rebellion, jemals in ihrem Gefolge haben konnte. Zudem war ein eigentlicher, definitiver Vertrag mit den empörten Bauern gar nicht möglich. Nicht nur, daß diese, wie jeder anarchische und undisciplinirte Haufe, heute brachen, was sie gestern gelobt hatten, — so half auch selbst die Zerstreuung der einzelnen Abtheilungen nicht. Löste sich ein Haufe auf, so sammelte er sich als bald unter neuen Führern wieder, so lange nicht das Landvolk die Schrecken des Krieges in ihrer ganzen Bitterkeit gefühlt, und selbst die Neigung zur Fortsetzung der Empörung verloren hatte. Wer endlich, wie viele unsrer protestirenden Geschichtschreiber, den Feldherrn dafür verantwortlich machen will, daß die Reiterei, wenn sich der Sieg auf ihre Seite neigte, in die dichten Haufen der Feinde brach, und Alles niedermachte, was nicht durch schnelle Flucht sich zu retten vermochte, — der kennt weder den Krieg überhaupt, noch insbesondere die Kampfesart des sechszehnten Jahrhunderts.

Der erste Schlag traf das Heer der Bauern zwischen Günzburg und Leibheim, wo dasselbe sich an einem vortheilhaften Orte gesetzt hatte. Viertausend Rebellen wurden theils erstochen, theils in die Donau gesprengt, die gefangenen Rädelsführer und Prediger des Aufruhrs enthauptet. Georg Truchseß wollte nun gegen den sogenannten Illerthaler Haufen ziehen, der seine eignen Schlösser Waldsee und Wolfegg belagerte; in jenes hatte er Gattin und Kinder, in dieses sein bestes Geschütz gerettet. — Aber das Fußvolk empörte sich, weil die Lanzknechte sich von den gefangenen Rebellen mit Gelde abfinden lassen wollten, ein Verfahren, welches im regelmäßigen Kriege damaliger Zeit allerdings ge-

bräuchlich war, im vorliegenden Falle aber den Zweck des Krieges vereitelt, und das Ende desselben in's Unbestimmte hinausgeschoben hätte. — Erst nach acht Tagen war die Meuterei gestillt, und Georg Truchseß rückte gegen einen Haufen Bauern, der sich unter Anführung eines Prädicanten, Florian von Eichstetten, bei Wurzach, wiederum in einer sehr vortheilhaften Stellung gelagert hatte. — Vor der Schlacht ließ der Truchseß den Bauern durch einen alten Mann, den er gefangen genommen, Gnade anbieten, wenn sie den meineidigen Priester auslieferten, und Wehr und Waffen niederlegten. Aber die Bauern, die so eben Verstärkung erhalten hatten, wiesen jeden Versuch der Güte zurück. — Der Truchseß ließ daher sein Geschütz, — es waren 18 Feldschlangen, — dreimal gegen sie abfeuern, worauf der helle Haufen auseinanderlief, und Viele von den nachsetzenden Reutern niedergehauen wurden. — Diejenigen, welche sich in Wurzach hineingeworfen hatten, behielten das Leben, wogegen sie schwören mußten, kein Gewehr mehr zu tragen. — Aber schon hatte sich bei Weingarten ein neuer Haufe gesammelt. Als mit diesem Verhandlungen angeknüpft wurden, und die Bauern dieselben absichtlich in die Länge zu ziehen suchten, drohte der Truchseß, in der nächsten Nacht den Flecken Weingarten anzuzünden, wenn der Vertrag nicht zu Stande käme. — Dieß bewog die Bauern, ihren Vereinigungsbrief und ihre Fähnlein auszuliefern, und ihren Herrschaften auf's neue Treue und Gehorsam zu schwören. Dagegen wurde ihnen versprochen, daß in gegründeten Beschwerden ihnen durch Schiedsmänner und unpartheiische Richter Recht und Billigkeit widerfahren solle. — Falls sie glauben würden, durch diese Richter bedrückt zu seyn, solle es auf den Ausspruch des Erzherzogs Ferdinand, als kaiserlichen Statthalters ankommen. —

Daß hierdurch der Kampf noch nicht geendigt sey, und daß auch dieser Vertrag nicht werde gehalten werden, war leicht vorauszusehen. Der Truchseß aber ließ sich zu demselben herbei, weil zu eben dieser Zeit von allen Seiten her die

Nachricht einlief, daß der Aufruhr sich immer weiter verbreite. — Würzbürg und Bamberg waren bedroht, Weinsberg, wo die früher bereits erwähnte, gräuelvolle Ermordung des Grafen von Helfenstein und seiner Genossen geschah, durch einen Ueberfall genommen; die Bauern im Hegau fielen zum drittenmale ab; auch die Ober= und Unter=Allgauer, die sich wieder empört hatten, waren in Bayern eingedrungen und hatten das Kloster Steingaden verbrannt. — In diesen gefährlichen Zeiten, in welchen sich der Feldherrnberuf des Truchseß erprobte, ward dessen Hülfe nach entgegengesetzten Seiten hin zugleich in Anspruch genommen. Mit seinem Heere von kaum 6000 Mann rückte er gegen Stuttgart vor, und war eben im Begriff, bei dem Städtchen Herrenberg ein Treffen zu liefern, als seine Fußknechte erklärten: sie würden nicht gegen ihre Brüder, Schwäger und Freunde fechten. — Alle Vorstellungen waren umsonst. — Erst nach etlichen Tagen, und nachdem man den Meuterern einen Monatsold bezahlt hatte, ließ sich das kleine Heer wenigstens vorwärts gegen den Bauernhaufen führen, der sich bei Beblingen und Sindelfingen zwischen Berg und Wäldern gelagert hatte. — Allein noch immer waren die Fußknechte schwierig, und Georg Truchseß mußte mit dem Geschütze und der Reiterei allein den Angriff unternehmen. — Desto vollständiger war der Sieg; acht tausend Bauern blieben auf dem Platze, ihr gesammtes Geschütz und ihre Wagenburg wurden genommen, und ein Schrecken kam über die Bauern in allen deutschen Landen, so weit die Kunde von dieser Niederlage drang. Bei Sindelfingen war es auch, wo das bündische Heer den Pfeifer Melchior Nunnenmacher fing, der dem Grafen von Helfenstein zum Tode aufgepfiffen, und mit dessen Fette seinen Spieß geschmiert hatte. Nach den Begriffen der Zeit mußte seine Strafe mit der Schwere seines Verbrechens auch äußerlich im Gleichgewichte stehen, daher ward ihm das harte Urtheil, an einen Baum, um welchen ringsum in einer Entfernung von anderthalb Klaftern Holz gelegt wurde, geschmie=

det, und lebendig bei langsamem Feuer verbrannt zu werden. „Auf solche Weise", sagen die Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik, „wurde dieser Bösewicht" (der innerhalb des Feuerkreises rund um den Baum laufen konnte) „durch den Nachrichter lebendig bebraten, welches eine Viertelstunde dauerte". — Wir halten es, um mit K. A. Menzel's Worten zu reden, für einen wahren Fortschritt der Zeit, daß heute bei ähnlichen Gelegenheiten der Tempel Gottes in aller Geschwindigkeit abgebrochen wird, und wünschen, daß die Sitte jener schauerlichen Executionen für immer vorüber seyn möge. — Aber wenn der Religionshaß diese und ähnliche Hinrichtungsarten dem katholischen Georg Truchseß allein, und nicht dem barbarischen Strafrechte des Zeitalters zur Last legt, so vergißt er dabei, mit welchen ausgesuchten Martern Wilhelm von Grumbach und der Kanzler Brück, von ihren protestantischen Mitbrüdern, vom Leben zum Tode gebracht wurden. — Uebrigens ist die Todesart des unglücklichen Pfeifer's an sich bereits grausam genug, und die Ueberladung des düstern Gemäldes mit Zügen, welche allein der aufgeregten Phantasie protestantischer Schriftsteller ihr Daseyn verdanken, wirkt, statt ihn zu befördern, dem beabsichtigten Effect entgegen. Der unbefangene Leser merkt die Absicht, und wird mißtrauisch, wenn er hört, daß nicht die Knechte des Nachrichters, sondern Georg Truchseß und der übrige Adel Holz zum Scheiterhaufen hinzugetragen haben sollen; daß dem armen Sünder die Füße abgebrannt seyen, er aber dennoch auf den Stumpfen umherspringend, um den Baum gelaufen sey, statt, nach der Natur des menschlichen Körpers, zusammen zu fallen u. dgl. Solchen Uebertreibungen der Parthei gegenüber drücken sich die erwähnten Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik mit jener Ruhe und Sicherheit aus, welche nur dem Bewußtseyn der guten Sache eigen zu seyn pflegt. „Nun schreiben zwar Crusius, Petrus Gnodalius de Bello Rusticorum und Sleidanus" (sämmtlich Protestanten!), „es hätte der Herr Truchseß und die übrigen Herren und

Grafen zu dieser Execution selbst das Holz beigetragen und das Feuer angezündet. Da aber unsere Archivalurkunden, welche diesen Krieg genau und umständlich beschreiben, hiervon ganz keine Meldung thun, sondern ausdrücklich sagen, daß man den Scharfrichter gebraucht habe, und zwar um so mehr, als eine solche Barbarei dem Charakter eines Herrn Georg Truchseß, und eines Grafen Wilhelms von Fürstenberg, dann der übrigen Herrn vom Adel gar nicht gleich sieht, so ist man hierin nicht gehalten, diesen Geschichtschreibern Glauben beizumessen" *). — Hier, wie in so vielen Fällen, werden jedoch Gründe nicht hinreichen, den bittern Haß zu mildern, und die Beschränktheit, die das Vorurtheil gebiert, Billigkeit zu lehren. Gerade aus dem grausamen und bösartigen Charakter des Truchseß, folgern die Geschichtsforscher der „Reformation", daß er der, ihm zur Last gelegten Barbarei im Einzelnen wohl fähig sey; die Grausamkeit aber erhellt unwiderleglich aus demselben Factum, welches durch Voraussetzung derselben bewiesen werden soll. Dieß ist die Logik der Leidenschaft, und der Pragmatismus des Hasses gegen die Kirche! —

Nachdem Georg Truchseß das würtembergische Land auf's Neue unterworfen hatte, wandte er sich gegen Würzburg, welches durch Verrath der Bürger von den Bauern genommen war. Nur der Liebfrauenberg, auf welchen sich die Dom=

---

*) Oechsle (Beiträge zur Geschichte des Bauernkrieges S. 107) citirt ein, im königl. Staatsarchiv in Stuttgart befindliches Manuscript eines Hans Lutz von Augsburg, der als Herold des Truchseß den ganzen Zug mit dem schwäbischen Bundesheere mitgemacht haben soll. — Dieser bestätigt allerdings das angebliche Factum, daß der Adel „vdlicher ein groß scheyt tragen hat an das feur". — Allein, ob er hier, wie Herr Oechsle versichert, Augenzeuge gewesen, erhellt eben so wenig aus der mitgetheilten Stelle, als seine sonstige Glaubwürdigkeit, insbesondere in Dingen, welche den damaligen Streit der Alt= und Neugläubigen berühren, bis jetzt beurtheilt werden kann.

herren und etwa hundert vom Adel geflüchtet hatten, hielten sich noch gegen die wiederholten Stürme der Belagerer, die wohl wußten, daß dorthin alle Kassen gerettet, und daß große Vorräthe an Geschütz und Pulver daselbst verwahrt waren.— Nachdem mehrere Stürme fehlgeschlagen, hoffte man den Berg untergraben und in die Luft sprengen zu können. Endlich, als die Nachricht von der Niederlage der Bauern in Würtemberg erscholl, suchten die Häupter dieses Heeres, bei welchem sich auch Götz von Berlichingen und der Graf von Werthheim befanden, wenigstens Zeit zu gewinnen. Sie schrieben an Georg Truchseß, und baten um eine Zusammenkunft zur gütlichen Ausgleichung, aber gleichzeitig auch an Herzog Ulrich, dessen schleunigen Zuzug sie begehrten, und dem sie mit allen Kräften zu helfen gelobten. Georg antwortete ihnen nicht, sondern rückte gegen den Neckar in das Konichgau, wo die Bauern ebenfalls aufgestanden waren, — um sich hier mit dem Heere des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und des Bischofs Richard von Trier zu vereinigen. — Hier war der Aufruhr bald unterdrückt; dann zog die vereinigte Macht gegen Neckarsulm und Weinsberg, — wo strenges Gericht über die gefangenen Hauptleute und Fähndriche gehalten ward; das Städtchen Weinsberg wurde wegen der dort verübten Gräuel, und weil die Bürger beschuldigt wurden, den frühern Ueberfall begünstigt zu haben, von Grund aus verbrannt. — Von hier aus zog das verbündete Heer, hinter einem andern Haufen Bauern, den die Belagerer von Würzburg aus dem Neckarthale und dem Odenwalde zu Hülfe gerufen hatten. Wer auf der Flucht ertappt ward, wurde gehängt. — Endlich hielten die Insurgenten bei Königshofen Stand, wo 10,000 Mann mit 42 Stück Geschütz eine überaus günstige Stellung hinter der Tauber genommen hatten.— Auf den Rath Georg's setzte man über den Fluß und griff, obwohl das Fußvolk noch nicht beisammen war, allein mit dem reisigen Zeuge an. Der Sieg war vollständig; Geschütz und Lager fielen in die Hände der Verbündeten. Sechstausend Bauern blieben auf dem

Platze. Viele wurden auf der Flucht niedergemacht, nur dreihundert gefangen; jedoch war im heißen Kampfe auch der Truchseß am Knie verwundet worden.

Aber fast hätte ihm eine neue Meuterei, welche unter den truchseßischen Fußknechten ausbrach, und die pfälzischen und churtrierischen Söldner ansteckte, die Früchte des Sieges geraubt. Das Fußvolk forderte einen Schlachtsold, obgleich kein Mann bei dem Gefechte gewesen war. Vergebens erinnerte der Truchseß sie ihrer beschworenen Artikel; er mußte eiligst das Geschütz aus dem Lager bringen lassen, damit sich die Rebellen nicht desselben bemächtigten. Und während dieses im Heere der Verbündeten geschah, zog ein Haufen von 8000 Bauern heran, den das Belagerungsheer von Würzburg den anrückenden Odenwäldern entgegengesendet hatte. — Auf's Neue erinnerte der Truchseß die Meuterer ihres Eides, jetzt sey die Gelegenheit, sich einen Schlachtsold zu verdienen. Aber auch dießmal umsonst; nur der Ruf nach Geld ertönte und die Drohung, der Reiterei in den Rücken zu fallen, so bald die Bauern da wären. — Da sammelte der Truchseß die Hauptleute, Fähndriche und Doppelsöldner, ungefähr 800 Mann um sich, und sonderte sie von den meuterischen Lanzknechten ab. — Dieses Häuflein führte er mit der Reiterei und dem Geschütze gegen die Bauern, und schlug diese bei dem Dorfe Engelstadt so, daß 3000 auf der Wahlstatt blieben und der Haufe zersprengt ward. — „Unterdessen", — erzählen die Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik, „hatten sich die zurückgebliebenen Fußknechte, von Königshofen wieder zu dem vereinigten Heere, nach und nach in der Stille hingemacht, keiner wollte nun die vorigen Unruhen angezettelt haben. Herr Truchseß mußte dießmal darüber durch die Finger sehen, weil er wußte, daß er vor und hinter sich noch viele Feinde hätte, und überdieß den Bericht erhielt, daß die allgäuischen Bauern auf's Neue rebellisch geworden seyen". — Nun endlich zog das vereinigte Heer ohne weiteres Hinderniß auf Würzburg, wo Bauern und Bürger sich auf Gnade und Ungnade erga-

ben. — Auf dreien Plätzen der Stadt, wo früher die Aufrührer Galgen errichtet hatten, für den Adel, die Geistlichkeit und die Gemeinen, die es nicht mit ihnen halten wollten, ward jetzt Gericht gehegt, und fünf und achtzig Häuptlinge und Anstifter des Aufruhrs enthauptet. „Es waren", sagt unsere Quelle, „ihrer noch mehr zum Schwerte verdammt, und schon in dem Kreise, welchen Herr Georg mit den Reisigen gemacht hatte; diese wurden aber auf inständige Fürbitte der anwesenden Herren, und des Adels entlassen". —

Noch im Lager empfing Georg ein Schreiben des Bischofs von Bamberg, welcher sammt seinem Domcapitel in Bamberg von seinen rebellischen Bauern hart belagert ward. Aber auch am Rhein, wo Herzog Anton von Lothringen schon früher in mehreren blutigen Schlachten die empörten Bauern des Elsaß geschlagen und zerstreut hatte, waren neue Aufstände ausgebrochen. — Das verbündete Heer trennte sich also. — Der Churfürst von der Pfalz und der von Trier zogen nach Mainz, und stellten hier, nach einer bei Pfeddersheim den Bauern beigebrachten Niederlage, nicht ohne großes Blutvergießen die Ruhe wieder her. Der Truchseß dagegen, mit welchem sich der Markgraf Casimir von Brandenburg vereinigt hatte, zog über Schweinfurt und Rottenburg an der Tauber, welche mit den Bauern gehalten hatten, und jetzt unterworfen und gezüchtigt wurden, nach Bamberg, verjagte die Anführer und stillte den Aufruhr. — Dieß war das Ende des Krieges in Franken.

Allein noch dauerte der Aufstand im Salzburgischen und in den österreichischen Herzogthümern fort. Der Erzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, wurde von den Bauern belagert, und hatte die Hülfe des schwäbischen Bundes angerufen. Dieser hatte den bekannten Georg von Frundsberg, der eben aus Italien zurückkehrte, mit 3000 Knechten in Sold genommen. Mit ihm sollte sich der Truchseß vereinigen, beide dann zuerst die Allgäuer, welche den mit ihnen geschlossenen Vertrag gebrochen hatten und wieder aufgestanden waren, unterwerfen, worauf dann Georg von Frundsberg dem Erzbi-

schofe zu Hülfe kommen sollte. — In der Gegend von Kempten, am Bache Luibaß, stieß das bündische Heer auf die Allgäuer. — Allein diese hatten jetzt Anführer, welche den Krieg verstanden. In einer vortheilhaften Stellung verstärkten sie sich auf 23,000 Mann, und machten so geschickte Bewegungen, daß nur die große Vorsicht des Truchseß eine Niederlage der Bündischen abwandte. — Die Bauern dagegen nahmen die Richtung gegen Salzburg und warfen sich in die Gebirge, wo sie gegen Reiterei und Geschütz gesichert, den Vortheil einer den Gegnern zehnfach überlegenen Zahl auf ihrer Seite hatten. — Gelang es auf diese Weise den Krieg in die Länge zu ziehen, so waren alle bisher errungenen Vortheile so gut wie verloren; denn mit Gewißheit ließ sich voraus sehen, daß wenn die Macht des Bundes an diesem Punkte im fruchtlosen Kampfe gefesselt war, der Aufruhr in ganz Deutschland sich auf's Neue entzünden würde. — Hier galt es eines jener raschen und schnell zum Ziele führenden Mittel zu wählen, deren Anwendung, nach der einhelligen Meinung aller ältern und neuern Heerführer, der Krieg nicht nur erlaubt, sondern welche der Zweck: einen verheerenden Kampf auf die kürzeste Weise zu endigen, in solchen Fällen, selbst um der Menschlichkeit willen, unbedingt gebietet. — Der Truchseß ließ nämlich die Dörfer der, ihm als Feinde gegenüberstehenden Bauern anzünden, um diese wieder in die Ebene zu ziehen. Freilich schrieben ihm einige Bundesräthe aus Kempten: es sey die Meinung des Bundes nicht, das Land mit Sengen und Brennen zu verheeren; der Truchseß möge dieß bis auf weitern Befehl einstellen. Diesen aber gab er die passende Antwort: „wenn sie ihn kriegen lehren wollten, so möchten sie in's Feld ziehen; er wolle unterdeß zu Kempten auf den Pfühlen sitzen", und fuhr in der Anwendung seiner richtig berechneten Maaßregel fort. In der That blieben die Bauern stehen, und suchten nun in ihrer Rathlosigkeit Verhandlungen anzuknüpfen. — So geschah es, daß der Truchseß Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, und Auslieferung

der Rädelsführer und Hauptleute forderte und erhielt. Als dreißig derselben hingerichtet waren, huldigte das Allgau auf's neue seinen Herren *).

So war auch in Schwaben und hiermit im ganzen Westen von Deutschland der Aufstand gestillt: Zwar empörten sich nach einiger Zeit die Unterthanen des Grafen von Lupfen, bei welchen zuerst der Aufruhr begonnen hatte, und auch im Hegau und im Schwarzwalde zeigten sich noch Symptome von Gährung, aber geringe Kräfte reichten hin, die letzten Zuckungen der Auflehnung zu beschwichtigen; der revolutionäre Geist der Bauern war gebändigt, die von einem fieberhaften Schwindel ergriffene, unterste Schichte der Nation durch energische Mittel zur Besinnung gebracht. — Dem Manne aber, der in sieben Monaten, mit den spärlichsten Mitteln so große Erfolge herbeigeführt, wie vor und nach ihm nicht leicht Jemand in der Kriegsgeschichte, einem Manne, der im strengsten Sinne des Wortes Deutschland gerettet hatte, ward von dem schwäbischen Bunde mit schnödem Undank gelohnt. — Als er, um eine Reibung zwischen dem Bunde und dem Erzherzog Ferdinand auszugleichen, sich auf kurze Zeit nach Füßen begeben, und von dem bei Kempten stehenden Heere entfernt hatte, — wurde dieses eilfertig von den Bundesräthen aufgelöst. — Der Zweck dieser Maaßregel zeigte sich bald. —

*) Nach diesem Berichte, den wir aus den Anmerkungen zur Pappenheimischen Chronik genommen haben, scheint die vom Gnodalius zuerst erzählte, und von neuern Geschichtschreibern ihm nachgeschriebene Anekdote, daß Georg von Frundsberg den Rath gegeben habe, die Hauptleute der Bauern zu bestechen, und daß auf diese Weise das eben erwähnte günstige Resultat herbeigeführt worden, nicht gegründet zu seyn. Die erwähnten Anmerkungen sagen darüber: „da die Reichserbtruchseßischen Archivalurkunden hiervon ganz keine Meldung thun, sondern die Sache ganz anders, und zwar so, wie sie oben vorgetragen ist, erzählen, so will man jene Nachrichten auf ihrem Werth oder Unwerth beruhen lassen“.

Georg Truchseß ward auf einem, kurz darauf zu Nördlingen gehaltenen Bundestage aufgefordert: seine Forderung wegen der von ihm geleisteten Kriegsdienste zu stellen. — Man hatte mit unedler, und, einem solchen Charakter gegenüber, jedenfalls überflüßiger List ihm das Werkzeug aus der Hand winden wollen, mit welchem er von denen, die ihn zu prellen beabsichtigten, eine angemessene Belohnung, selbst wider ihren Willen, hätte erzwingen können. Er, dem selbst ein Schloß von den Rebellen verbrannt war, forderte nämlich, als billigen Gehalt eines obersten Feldhauptmannes, den zehnten Pfennig von der Brandschatzung, einen Antheil, der sich etwa auf 30,000 Gulden belaufen hätte. Aber die Stände beschwerten sich darüber „mit Anzeige der übergroßen Ausgabe, die dieser Krieg veranlaßt hätte, und baten ihn, von dieser Forderung abzustehen. Herr Georg, der allwege mehr nach Ehre, als nach Geld trachtete, stellte es ihnen frei. Sie gaben ihm also 5000 Gulden, womit er sich begnügte, dabei sagten sie ihm vielen Dank, und entließen ihn unter vorzüglichen Ehrenbezeigungen". — Jeder Unpartheiische wird gestehen, daß Franz von Sickingen, und die übrigen Heroen der „Reformation" bei ähnlichen Gelegenheiten besser für ihren baaren Vortheil zu sorgen verstanden. Dankbarer war der Kaiser, der ihm die Herrschaft Zell zu einem männlichen Reichslehen verlieh, und ihm für sich, seinen Bruder und beider Nachkommen die Freiheit ertheilte, sich des heiligen römischen Reichs Erbtruchseße zu nennen.

In Salzburg erstreckte sich übrigens der Krieg noch bis tief in das nächste Jahr. Als das Heer des schwäbischen Bundes unter Anführung des Herzogs Ludwig von Bayern und Georg's von Frundsberg den belagertem Erzbischof von Salzburg zu Hülfe gekommen war, wurde hier, statt der im westlichen Deutschland angewandten Strenge, große Milde gezeigt, und ein Vergleich mit den Rebellen abgeschlossen, der ihnen volle Verzeihung sicherte, künftige Streitigkeiten aber

vor ein Schiedsgericht verwies. Die Folge davon war, daß, wenige Monate darauf, der Aufruhr wieder mit verdoppelter Wuth losbrach. — Der Schiedsspruch, welcher anerkannte, daß der Erzbischof keine Ursache hierzu gegeben habe, ward nicht gehört, das Volk allenthalben, „um das Evangelium willen", zu den Waffen gerufen. Nachdem die Aufrührer bedeutende Vortheile errungen hatten, mußte daher auch hier, im nächstfolgenden Jahre (1526), genau mit derselben Strenge verfahren werden, durch welche Georg Truchseß den Krieg in Deutschland früher und für immer geendigt hatte. — Die bewaffneten Haufen wurden geschlagen und zersprengt, die Aufwiegler in großer Zahl hingerichtet, die Menge entwaffnet. — Auch Frundsberg verfuhr hier, trotz seiner protestantischen Gesinnung, in keinem Stücke anders, als der von der außerkirchlichen Parthei bis auf den heutigen Tag so hart geschmähte Truchseß von Waldburg.

XLI.

Ernst Moritz Arndt und seine jüngste Schrift.

Eine der ersten Regentenhandlungen König Friedrich Wilhelms IV. war es, daß er dem Professor Ernst Moritz Arndt zu Bonn wieder gestattete, das Katheder zu besteigen und somit die vor langer Zeit über denselben verhängte Suspension von seiner Amtsthätigkeit aufhob. Arndt war beschuldigt gewesen, mit einer revolutionären Parthei in Verbindung gestanden zu haben; die gegen ihn eingeleitete Untersuchung hatte zu keinem Resultate geführt, man beließ ihn daher in dem Bezuge seines Gehaltes, hielt es aber für bedenklich, ihn öffentlich reden zu lassen; dieß also blieb ihm untersagt. So sehr man sich auch über die Gnade des Königs zu freuen hat, wenn überhaupt einem rechtschaffenen Manne eine Genüge geschehen ist, so hatte doch jene Suspension ein damnum irreparabile für ihn mit sich geführt, denn er hatte die besten Jahre seines Lebens einer seinem Berufe angemessenen Thätigkeit entziehen müssen. Für viele Naturen — und zu diesen gehört Arndt — ist es wirklicher Beruf, vor Andern zu reden; sind sie auch sonst productiv, so werden sie es durch eine Versammlung von Zuhörern, von denen sie sich verstanden wissen, noch in einem viel höheren Grade. Jetzt ist Arndt im ein und siebenzigsten Jahre und hat zwanzig Jahre gefeiert; dennoch muß aber die Güte des Königs wie ein Lichtstrahl in seine späten Lebenstage hineingefallen seyn. Schreiber dieser Zeilen kennt Arndt nicht persönlich, aber er denkt sich ihn als einen rüstigen, kräftigen Mann, in dessen Gemüth sich so Manches von jenem würdigen Greise, Hinrich Arndt, dem Patriarchen seiner Familie, wiederfindet, den er selbst so anmuthig in dem eben von

vor ein Schiedsgericht verwies. Die Folge davon war, daß, wenige Monate darauf, der Aufruhr wieder mit verdoppelter Wuth losbrach. — Der Schiedsspruch, welcher anerkannte, daß der Erzbischof keine Ursache hierzu gegeben habe, ward nicht gehört, das Volk allenthalben, „um das Evangelium willen“, zu den Waffen gerufen. Nachdem die Aufrührer bedeutende Vortheile errungen hatten, mußte daher auch hier, im nächstfolgenden Jahre (1526), genau mit derselben Strenge verfahren werden, durch welche Georg Truchseß den Krieg in Deutschland früher und für immer geendigt hatte. — Die bewaffneten Haufen wurden geschlagen und zersprengt, die Aufwiegler in großer Zahl hingerichtet, die Menge entwaffnet. — Auch Frundsberg verfuhr hier, trotz seiner protestantischen Gesinnung, in keinem Stücke anders, als der von der außerkirchlichen Parthei bis auf den heutigen Tag so hart geschmähte Truchseß von Waldburg.

XLI.

Ernst Moritz Arndt und seine jüngste Schrift.

Eine der ersten Regentenhandlungen König Friedrich Wilhelms IV. war es, daß er dem Professor Ernst Moritz Arndt zu Bonn wieder gestattete, das Katheder zu besteigen und somit die vor langer Zeit über denselben verhängte Suspension von seiner Amtsthätigkeit aufhob. Arndt war beschuldigt gewesen, mit einer revolutionären Parthei in Verbindung gestanden zu haben; die gegen ihn eingeleitete Untersuchung hatte zu keinem Resultate geführt, man beließ ihn daher in dem Bezuge seines Gehaltes, hielt es aber für bedenklich, ihn öffentlich reden zu lassen; dieß also blieb ihm untersagt. So sehr man sich auch über die Gnade des Königs zu freuen hat, wenn überhaupt einem rechtschaffenen Manne eine Genüge geschehen ist, so hatte doch jene Suspension ein damnum irreparabile für ihn mit sich geführt, denn er hatte die besten Jahre seines Lebens einer seinem Berufe angemessenen Thätigkeit entziehen müssen. Für viele Naturen — und zu diesen gehört Arndt — ist es wirklicher Beruf, vor Andern zu reden; sind sie auch sonst productiv, so werden sie es durch eine Versammlung von Zuhörern, von denen sie sich verstanden wissen, noch in einem viel höheren Grade. Jetzt ist Arndt im ein und siebenzigsten Jahre und hat zwanzig Jahre gefeiert; dennoch muß aber die Güte des Königs wie ein Lichtstrahl in seine späten Lebenstage hineingefallen seyn. Schreiber dieser Zeilen kennt Arndt nicht persönlich, aber er denkt sich ihn als einen rüstigen, kräftigen Mann, in dessen Gemüth sich so Manches von jenem würdigen Greise, Hinrich Arndt, dem Patriarchen seiner Familie, wiederfindet, den er selbst so anmuthig in dem eben von

ihm herausgegebenen Buche: „Erinnerungen aus dem äußern Leben“ beschreibt. In diesem Buche herrscht in der That eine erquickende, jugendliche Frische, wie man sie von einem so bejahrten Manne wohl kaum erwarten sollte. Wir wollen unsern Lesern nicht nur unsre Meinung über das Buch, sondern auch zugleich die nächste Veranlassung, wie wir an dasselbe gekommen sind, mittheilen. Man sagte uns: Arndt habe eine neue Schrift ergehen lassen, in welcher eine sehr heftige Invective gegen die katholische Kirche enthalten sey, welche, da sie von dieser Seite herkomme, wohl ein Wort der Erwiderung verdiene. Allerdings haben wir diese Stelle gefunden, aber erst, nachdem wir fast das ganze Buch durchgelesen und eine solche Meinung von dem Verfasser gewonnen hatten, daß jener Ausfall uns um so schmerzlicher war. Derselbe hätte füglich wegbleiben können, und ist gerade in dieser Zeit nur um so verletzender. Arndt hätte bedenken sollen, daß statt einer andern, von allen Katholiken sehnlichst gewünschten Restitution, die seinige erfolgte; wahrlich Niemand wird ihm diese mißgönnen, aber verletzen muß es, daß er in demselben Augenblicke den deutschen Katholiken solche Dinge sagt, und es entschuldigt ihn nicht, daß die Vorrede vom 1. Februar 1840 datirt ist; in solchen Fällen bietet das Zartgefühl so manches Mittel, gerade er würde durch ein versöhnendes Wort seinem gütigen Könige und Herren große Ehre gemacht haben. Doch jene unerfreuliche Stelle steht in einer genauen Verbindung mit andern von dem Verfasser aufgestellten politischen Sätzen, wir werden daher erst weiter unten auf dieselbe zurückkommen, um uns nicht dessen schuldig zu machen, sie aus ihrem Zusammenhauge herauszureißen. Wir haben also das Buch vom Anfange bis zu Ende durchgelesen und, wir leugnen nicht, der allgemeine Eindruck, den es auf uns gemacht hat, war der: wir haben es hier mit einem rechtschaffenen, ehrlichen, deutschgesinnten Manne zu thun, den man, trotz mancher Verschiedenheit der Ansichten, doch recht lieb gewinnen kann.

Der Verfasser wirft in dem Vorworte die Aeußerung hin,

er habe vielleicht zu lange bei der Erzählung seiner Jugendgeschichte verweilt; ich glaube, daß er keine Ursache habe, sich darüber einen Vorwurf zu machen. Die Erzählung der Begebenheiten aus seiner Kindheit und Jugend ist, indem sie ein freundliches Familienbild vor Augen stellt, überaus anziehend. Es würde uns zu weit führen, einzugehen auf die Einzelnheiten dieses Gemäldes, wodurch wir in das Haus des wackern Verwalters eines gräflichen Gutes an der schwedisch-pommerischen Küste, Ludwig Nicolaus Arndt, versetzt werden, und welches durch eine — was man fühlen kann — wahre Zeichnung der Charaktere sehr lebendig wird; Jeder aber, der sich diese Lectüre wählen sollte, wird zugestehen, daß sich mit dem rüstigen Vater, der ehrsamen Hausfrau und der guten Base Sophie, deren Liebe die lebhaften Kinder oft vor Verweis und Strafe schützte, recht gut müßte leben lassen. Solcher schützenden Genien scheint der muntere Knabe wohl bedurft zu haben, denn indem er das Bild eines gutherzigen preußischen Hauptmanns schildert, hebt er besonders dankbar diesen Umstand hervor:

„Noch heute schwebt mir“, schreibt Arndt, „das alte, gutmüthige und rosig heitere Gesicht dieses Greises vor, der fast alle Abende zu uns kam, und mit dem Vater eine Partie Karten oder Damenbret spielte. Am besten aber hatten wir Kinder es, wann er den Vater nicht zu Hause traf; dann nahm der freundliche Alte mich und meinen Bruder Karl auf die Kniee, und erzählte uns Kriegs- und Mordgeschichten und andere wundersame Abentheuer, worauf wir mit unbeschreiblicher Lust horchten. An Sonntagen erschien dann auch die Frau Hauptmannin, immer im vollen Staat nach der damaligen Weise, und der Alte dann meistens in der Montur, mit herrlich gepuderter Paruke, den Degen an der Seite und die silbernen Sporen an den Stiefeln. An solchen Galatagen, und vorzüglich an den hohen Festen, bescherte er den Kindern sehr reichlich, und mit Recht schwebt sein liebes Bild nach mehr als sechszig verlidenen Jahren als das Bild eines milden und freundlichen Christengels vor mei-

nen in Wehmuth dämmernden Augen. Denn dieser gute Greis war neben den Gaben auch ein Friedensengel, und hat mich und meinen Bruder Karl öfter von verdienter Züchtigung befreit".

Am besten gefällt mir aber doch der alte, zuvor erwähnte Patriarch, Hinrich Arndt, den der Verfasser ausführlich schildert, aber eben der Umstand, daß die schöne Stelle für unsern Zweck zu lang ist, nöthigt uns, unsere Leser auf das Buch selbst zu verweisen.

Ganz im Gegensatze zu dem Gemälde des Friedens, das wir bis dahin beschaueten, werden wir mit dem Autor gar bald in das wildeste Kriegsgetümmel hinausgeführt. Auch er eilt schnell über die Zeit seiner Studien, seiner ersten Anstellung zu Greifswald, seinen Aufenthalt in Schweden hinweg; den Franzosen wegen mancher Schriften verhaßt, dafür bei dem Minister von Stein, der sich nach Petersburg begeben hatte, beliebt, ward er aus beiden Gründen vor Ausbruch des Krieges im Jahre 1812 veranlaßt, durch Galizien nach Rußland zu gehen. Ganz launig ist die Beschreibung seiner Reise von Prag nach Brody, welche er in Begleitung eines auf seine Kosten zehrenden Wiener Kaufmanns, dessen Commis er spielte, machen mußte.

„Ich fuhr denn" heißt es S. 124, „mit meinem Wiener ab, und sollte eine harte Reiseprobe mit ihm bestehen. Es war ein kleines, hageres und, wie mir däuchte, entschlossenes Kerlchen, und ich hoffte also einen raschen und geschwinden Reisegesellen in ihm gewonnen zu haben, zumal da ich bedungen hatte, uns unterwegs nicht aufzuhalten, weil mir an der Schnelligkeit der Reise viel gelegen sey. Ich fürchtete nämlich mit Recht, daß, wenn ich zaudere, mir die Gegenden, wo ich noch durchzuschlüpfen hoffte, durch Kriegsgetümmel versperrt werden könnten. O wie hatte ich mich verrechnet! In diesem hagern Leibe steckte doch ein ächter vollständiger Wiener, der vor dem Duft keines gebratenen Hahns vorbeifahren konnte. Daher mußte auf jedem Posthalt gesessen und gegessen und getrunken werden. Ich faßte mich indessen bald in Geduld, und suchte mir, als ich die Pansanatur meines Gebieters — denn der war er auf meinem Wagen — weg hatte, die Geschichte zum

Spaß zu machen. Meine fliegenden Dukaten durften mich dabei nicht ärgern, wohl aber die Verschwendung der diesmal so kostbaren Zeit. Meine Rolle war dabei drolligt genug. In der Festung Olmütz unter Anderm fuhren wir bei dem prächtigsten Gasthof vor. Er bestellte flugs ein gutes Mittagsessen und besten Unger, und setzte sich dran, zu mir sagend: „„Hier könnte es verdächtig und gefährlich seyn, wenn Sie als ein Kommis mit zu Tische säßen; bleiben Sie lieber draußen und springen bei dem Wagen herum, als wenn Sie was zu thun hätten““. Er saß drinnen seine anderthalb Stunden durch, die Extrapostpferde lange vor dem Wagen, ich im Regen umherspazierend, und ein Butterbrod und eine halbe Flasche schlechten Weins genießend. Als wir den folgenden Tag an dem reizenden Kuhländchen hin in Biala anlangten, war ihm der dargebrachte Wein immer zu schlecht, und er kegelte, wie ein vornehm zürnender Baron oder Student, auf meine Kosten mehrere Flaschen zum Fenster hinaus. „„Dies hier ist halb polnisches Volk““, sprach er, „„die muß man kurz anbinden““. Diese Zwischenspiele abgerechnet, war mir darin das Loos gut gefallen, daß ich keinen Schwätzer aufgeladen hatte. Meine guten Weine verfehlten ihre einschläfernde Wirkung nicht; er schnarchte den größten Theil der Reise, und so konnte ich das herrliche Land Böhmen, das reiche Mähren und das schöne Gallizien unter den Karpathen desto heiterer und ungestörter genießen. Ja, auch Gallizien ist ein liebliches Land, und ein steter Wechsel von Hügeln, Wiesen und Feldern; aber leider der sarmatische Schmutz und die polnische Bettelei und die elendesten Bettlerhütten neben Schlössern der Magnaten begegneten einem allenthalben, und der Schmutz und Jammer nahm zu, je ferner wir von der deutschen Gränze und je näher wir der Judenstadt Brody kamen. Hier waren wir hart an der russischen Gränze. Ich warf nun meine Dienerverpuppung ab, und kleidete mich wie für einen neuen Aufzug. Mein Wiener begleitete mich. Mein Herz klopfte, als ich die fliegenden Fähnlein von sechs zu Roß sitzenden Kosacken an dem Gränzschlagbaum vor Radziwiloff erblickte. Mein bisheriger Herr stieß mich an, sprechend: „„Lassen Sie mich ein bischen voranlaufen, und geben Sie mir fünf Dukaten; denn ich kenne die Kerle, hier muß man sich hinüberkaufen““. Ich sah ihn nun trotzig an, merkend, der Schelm wolle mir noch etwas abklopfen, rief ihm Ade! zu ꝛc.“

Jetzt folgt die Beschreibung des russischen Kriegs und des Autors damaligen Lebens zu Petersburg: wir sagen nicht zu viel, das Ganze ist ungemein lebendig und wird es vorzüg-

lich durch die Charakteristik einer Mehrzahl der damals agirenden Personen. Wir heben namentlich die von Blücher, Scharnhorst und Stein aus einer Menge anderer hervor. Jene beiden hatte Arndt schon zuvor in Breslau in einem vertrauten Kreise von Freunden kennen gelernt.

„Hier hinein kam zuweilen auch der alte General Blücher, der auch bei fröhlichen Gelagen etwas vom Feldmarschall hatte. Trotz seines Alters trug er eine herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine und Schenkel, noch fast wie eines Jünglings, scharf und fest gezeichnet. Am meisten erstaunte sein Gesicht. Es hatte zwei verschiedene Welten, die selbst bei Scherz und Spaß, welchen er sich ganz frisch und soldatisch mit jedem ergab, ihre Farben nicht wechselten: auf Stirn, Nase und in den Augen konnten Götter wohnen; um Kinn und Mund trieben die gewöhnlichen Sterblichen ihr Wesen. Daß ich es sage: in jener oberen Region war nicht allein Schönheit und Hoheit ausgedrückt, sondern auch eine tiefe Schwermuth, die ich der schwarzdunklen Augen wegen, die der finstern Meeresbläue glichen, fast eine Meerschwermuth nennen möchte; denn wie freundlich diese Augen auch zu lachen und zu winken verstanden, sie verdunkelten sich oft auch plötzlich zu einem fürchterlichen Ernst und Zorn. War der alte Held ja auch nach dem Unglück von 1806 und 1807, als er in Hinterpommern befahl, eine Zeitlang durch seinen dunklen Zorn verrückt gewesen, und hatte auf alle Fliegen und schwarze Flecke an der Wand mit dem Rufe N a p o l e o n mit dem gezückten Schwert gestoßen. Mund und Kinn aber gaben einen ganz andern Eindruck, obgleich in den äußeren Formen mit den oberen Theilen des Gesichts in Uebereinstimmung. Hier saß immer die Husarenlist gesammelt, deren Zügenspiel bisweilen sogar bis in die Augen hinauflief, und etwas wie von einem Marder, der auf seinen Fang lauscht. Hier sah ich auch Scharnhorst, der vor den neuen Dingen aus Berlin entwichen war, und seine unvergeßliche ihm ähnliche Tochter, die mit allen hohen Gefühlen bis in den siebenten Himmel aufflog, die Gräfin Julie zu Dohna. Ihr Gemahl, der Rittmeister Burggraf Friedrich zu Dohna, gegenwärtig Obergeneral der pommerschen Heerabtheilung, holte mich ab und führte mich zu Vater und Tochter. Ich war hinfort viel mit ihnen, und sie nahmen mich oft mit in die grüne Einsamkeit der umliegenden Dörfer und Wälder, wo man sich freier und menschlicher ergehen, und über das Leid und die Hoffnung des Augenblicks besprechen konnte. Wie war das nun wieder ein

gar anderer Mann als der Blücher! Schlank und eher hager als wohlbeleibt trat er, ja schlenderte er sogar unsoldatisch einher, gewöhnlich etwas vornüber geneigt. Sein Gesicht war von edler Form und mit stillen, edlen Zügen ausgeprägt; sein blaues Aug groß, offen, geistreich und schön. Doch hielt er das Visier seines Antlitzes gewöhnlich geschlossen, selbst das Aug halb geschlossen, gleich einem Manne, der nicht Ideen in sich aufjagt, sondern über Ideen ausruht. Doch tummelten sich die Ideen in diesem hellen Kopfe immer herum; er hatte aber gelernt, seine Gefühle und Gedanken mit einem nur halb durchsichtigen, ruhigen Schleier zu umhängen, während es in seinem Innern kochte. Doch wie sicher und fest geschlossen er sein Angesicht und die Gebärden desselben auch hielt, er machte den Eindruck des schlichten, besonnenen Mannes; man sah keine Vorlegeschlösser vor denselben. So war sein Wesen, er hatte es wohl gewonnen durch sein Schicksal sowohl, als durch seinen Verstand. Er hatte sich aus niederm Stande emporgerungen, und von unten auf viel gehorchen, auch der Noth gehorchen lernen müssen. Seine Stellung in Preußen war, bei aller Anerkennung seiner Verdienste durch seinen König und durch viele Edle, doch die eines Fremdlings, eines beneideten Fremdlings geworden: denn in der bösen Zeit, seit den Jahren 1805 und 1806, hat er, von den Eigenen und Fremden belauert, und den wälschen Spähern längst verdächtig, auch wo er Großes und Kühnes schuf und vorbereitete, immer den Unscheinbaren und Unbedeutenden spielen, sich freiwillig gleichsam zu einem Brutus machen müssen. Auch seine Rede war diesem gemäß: langsam und fast lautlos schritt sie einher, sprach aber im langsam dehnenden Ton kühnste Gedanken oft mit sprichwörtlicher Kürze aus. Schlichteste Wahrheit in Einfalt, gradeste Kühnheit in besonnener Klarheit das war Scharnhorst; er gehörte zu den Wenigen, die glauben, daß man vor den Gefahren von Wahrheit und Recht auch keinen Strohhalm breit zurückweichen soll. Soll ich noch erinnern, daß dieser edle Mensch, durch dessen Hände als des stillen und geheimen Schaffers und Bereiters Millionen hingeglitten waren, auch nicht den Schmutz eines Kupferpfennigs daran hatte kleben lassen? Er ist ein Vir innocens im Sinn der großen Alten gewesen: er ist arm gestorben".

In ein besonders nahes Verhältniß trat Arndt zu dem Minister Stein, den er in seiner äußern Erscheinung mit dem Philosophen Fichte vergleicht.

„Der Unterschied war nur, daß dieser Mann der Sohn eines alten, reichsherrlichen Stammes am Rhein, Fichte der

Sohn eines armen Tuchwebers in der Lausitz war; daß dieser Reichsritter mit voller Gewalt durch die Schatten und Nebel des Nichtich immer zum Ich hinaufrang, jener Philosoph aber von dem erhabenen Ich in die Schatten und Nebel des Nichtich hinabsteigend vergebens strebte, es auf diesem Wege zu begreifen und mit dem Ich zu vermitteln. Dies war der erste flüchtige Eindruck. Ich zeichne den großen und guten Mann noch mit ein paar Worten, wie er mir damals in späteren Jahren seinem eigensten Wesen nach erschienen ist. Ich habe oben von zwei Welten in Blüchers Angesicht gesprochen. Dergleichen mag sich wohl in den meisten Gesichtern finden, oft wohl drei, vier oder gar mehrere, die mit einander streiten. Wenn ihrer aber so viele sind, dürfen sie nicht Welten heißen, sondern hadernde, und einander zersetzende und zerfetzende Temperamente und Leidenschaften. Auf dem obern Theil des Steinschen Antlitzes wohnten fast immer die glanzvollen und sturmlosen Götter. Seine prächtige breite Stirn, seine geistreichen freundlichsten Augen, seine gewaltige Nase verkündigten Ruhe, Tiefsinn und Herrschaft. Davon machte der untere Theil des Gesichts einen großen Abstich; der Mund war offenbar der oberen Macht gegenüber zu klein und fein geschnitten, auch das Kinn nicht stark genug. Hier hatten gewöhnliche Sterbliche ihre Wohnung, hier trieben Zorn und Jachzorn ihr Spiel, und oft die plötzlichste Heftigkeit, die gottlob, wenn man ihr fest begegnete, sich bald wieder beruhigte. Aber das ist wahr, daß, wenn dieser schwächere untere Theil im Zorn zuckte, und der kleine bewegliche Mund mit ungeheurer Geschwindigkeit seine Aussprudelungen vollführte, die oberen Theile wie ein schöner, sonniger Olymp noch zu lächeln und selbst die blitzenden Augen nicht zu dräuen schienen; so daß wer vor der unteren Macht erschrack, durch die obere Macht getröstet ward. Sonst sprach aus allen Zügen, Gebärden und Worten dieses herrlichen Mannes Redlichkeit, Muth und Frömmigkeit. Er war ein herrischer Mann, wäre ein geborner Fürst und König gewesen, kurz ein Nummer-

Ein-Mann. Ich will hiemit nicht gesagt haben, daß einer als ein Nummer-Zwei-Mann nicht auch vortrefflich seyn und wirken könne. Das versteht sich ja von selbst; aber Stein war dazu nicht geschaffen. Es war eine zu mächtige Eigenthümlichkeit in ihm, seine Natur überhaupt aus einem so strengen Metallgusse, daß er sich einer fremden Natur nicht leicht anschmiegen, viel schwerer noch sich ihr unterschmiegen konnte; was die edelsten Menschen für gute Zwecke oft gethan haben und thun müssen".

An diesen Mann waren fortan Arndt's Schicksale geknüpft; geraume Zeit hat er in seiner Umgebung gelebt, so daß er auch bei der weiteren Erzählung seiner Erfahrungen und Erinnerungen gelegentlich so manchen charakteristischen Zug des großen Ministers mittheilt. In seiner Begleitung oder in seinem Gefolge machte er auch die Reise aus Rußland, im Rücken der russischen Armee, nach Preußen. Die Beschreibung dieser Reise ist ungemein interessant; hatte sich früher so manche Gelegenheit zur Schilderung der eigenthümlichen Nationalität der Russen geboten, so wird uns jetzt freilich ein Bild des Jammers vor Augen gestellt, aber in so lebendigen Farben, daß man zum äußersten Mitgefühle bewegt wird: Der schreckliche Rückzug der französischen Armee — hier fängt erst meine Erinnerung an, ich sah sie im December 1812 in Königsberg, die Cuirassiere in Weiberkleidern und fast Keinen mit gesunden Gliedern — die schneebedeckten Leichenfelder und überall der Tod und immer wieder der Tod! Es war eine schreckliche Zeit, auch ich entsinne mich der dumpftönenden, großen Wagen, welche durch Preußens Hauptstadt fuhren, in welchen Leichen über Leichen, und unter ihnen gewiß so manche Halbtodte, aufgespeichert waren, um in die Gruben, die man vor den Thoren gemacht hatte, hineingeworfen zu werden. —

Seit Arndt Rußland verlassen hatte, schloß er zuerst in seinem Gemüthe, nachmals durch bestimmte Verheißungen einer ihm zu gewährenden Amtsthätigkeit sich immer inniger an

Preußen an. Hatte längst die Sehnsucht nach Deutschlands Befreiung sein Herz bewegt, so schlug dieses um so freudiger dem immer näher rückenden Zeitpunkte entgegen, wo das große Werk durch Deutschlands Fürsten und tapfere Söhne vollführt ward. Doch aber sah sich sowohl er, als mancher Andere zuletzt in seinen Erwartungen getäuscht, als auf dem Wiener Congresse Rußland und England aus verschiedenen Gründen es nicht zuließen, daß Deutschland die ihm gebührenden Gränzen erhielt, dieses, um gegen Frankreich ein undeutsches Königreich der Niederlande zu begründen, jenes aber, um für Frankreich, seinen ihm trotz mancher Kriege doch natürlichen Bundesgenossen, so viel als möglich zu erhalten. Dazu wirkte am Meisten jener vierzehnmal eidbrüchige Bischof von Autün, der schlaue Talleyrand mit, und so geschah es, daß die Gränzen in einer Weise gezogen wurden, daß deutsches Land in den Händen der Franzosen, diesen aber stets das Verlangen nach Reunionen blieb, wie Ludwig XIV. sie ihnen vorgemacht hatte. Daher stets die Phrase: „der Rhein Frankreichs Naturgränze", und das wollen die Franzosen aller Partheien. Täuschen wir uns nicht, auch dann nicht, wenn Frankreich und Rußland sich eine Zeit lang feindlich gegenüber stehen; es ist nicht lange her, daß selbst der legitime König Karl X. mit Rußland auf jener Grundlage in Unterhandlungen getreten war. Freilich ist's ein schönes, aus tiefer Seele gesprochenes Wort eines edeln Pairs: „wenn Frankreich jemals mit Rußland Bündniß schließt, so braucht nur Polens Name genannt zu werden, um es zu vernichten", gilt's den Rhein, so mag Polens Name noch so oft gerufen werden, es ist umsonst!

Arndt gehörte zu denjenigen Männern, welche es schmerzlich empfanden, daß die Trophäen so vieler großer Siege nicht glänzender, nicht Deutschland beglückender waren, und daß man mit gar so großen Schonung gegen den übermüthigen Feind verfahren war. Als nun die Untersuchungen wegen demagogischer Umtriebe begannen, ward auch Arndt in jene

verflochten. Wir sind in den Gang derselben nicht eingeweiht, haben daher auch kein auf Acten gegründetes Urtheil, in wie weit Arndt dabei eine Schuld beizumessen sey oder nicht; so weit man aber sonst im Stande ist, sich ein Urtheil zu formiren, so glauben wir, daß er vielleicht manches freie Wort gesprochen, welches wohl mehr verletzt hat, als es beabsichtigt war, halten aber dafür, daß er jenen demagogischen Umtrieben fern geblieben sey. Wir trauen ihm Wahrhaftigkeit zu, und schenken daher seinen Aeußerungen über diesen Gegenstand, die er in seiner neuesten Schrift niederlegt, vollen Glauben; ein neues Zeugniß hat ihm König Friedrich Wilhelm IV. selbst gegeben.

Doch wenden wir uns zum Schlusse seines Buches, wo er uns sein politisches Glaubensbekenntniß in einzelnen, mit Zahlen versehenen, mitunter wohl etwas kürzer zu articulirenden Sätzen mittheilt, und wo sich sub Nro. 16 auch die oben angedeutete verfängliche Stelle in Betreff der katholischen Kirche vorfindet. Das eigentliche Thema dieser Sätze ist eben die Klage darüber, daß Deutschland nicht den Grad von Unabhängigkeit den Fremden gegenüber erlangt hat, wie es sein Bedürfniß und die Gemeinschaft der deutschen Stämme erfordert. Dahin gehört, daß die ganze Westküste flankirt oder abgeschnitten und in fremder Gewalt, daß die Nordküste bei einem Kriege bloßgestellt ist, daß wir keine Kriegsschiffe haben, was jedoch nicht in der Meinung gesagt wird, daß etwa Preußen nunmehr eine Flotte bauen soll, sondern nur, um zu zeigen, was Deutschland seit Jahrhunderten alles verloren, versäumt und vergessen hat, weshalb es auch bei allen Friedensschlüssen seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts, den Schutz und die Bundesgenossenschaft der Seemächte immer sehr theuer hat bezahlen müssen. Wir übergehen manche andere Wünsche und Mahnungen des Verfassers, um zu derjenigen zu kommen, welche er Deutschlands Fürsten und Völkern, dem päpstlichen Stuhle gegenüber, zuruft. Hier kommt er dann auf das beliebte Thema, wozu ihn seine sonst

gerechte Abneigung gegen die Fremden führt, zu sprechen: der heilige Vater sey eben auch nur ein fremder Landesherr. Demgemäß heißt es:

„Und ich spreche hier Mahnungen, Wünsche und Gelübde aus, welche jeder deutsche Mann, der seinem Vaterlande noch bei den Enkeln und Urenkeln einen guten Klang wünscht, gewiß warm im Herzen trägt, für Einigung, Belebung, Begeisterung deutschen Muthes und deutscher Gesinnung — und eben lodert, wie Einige meinen, eine neue Flamme auf, welche nicht bloß mit Dampf und Gestank, sondern mit Brand und Verwüstung das Vaterland bedrohen könnte. Ich meine nicht so, ich fürchte diese Flamme nicht, wenn man sich durch den Dampf, den sie verbreitet, nur die Augen nicht trüben läßt, sondern ihr grad und besonnen in das Funken sprühende Gesicht schaut. Das arme, verkommene Volk in Italien und Rom will im neunzehnten Jahrhundert die gutmüthigen Deutschen wieder wie die Dummen und Albernen hänseln, als welche es sie immer ausgelacht hat. Unter dem gleißenden Mißbrauch des herrlichen Verses: man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen, fangen selbst einige deutsche Nachtraben und Eulen an, mit ihren heiseren Kehlen durch diesen Dampf zu schreien, und hätten gar nicht ungern, daß Aufruhr und Empörung, um einiger fanatischer Plattlinge willen, die den alten, ultramontanischen Teufel im Leibe haben, unsern vielköpfigen deutschen Leib wieder zerhaderten, und daß die lauernden Wälschen über Alpen und Ardennen herbeiliefen, die Zerspaltenen und Zwieträchtigen nach ihrer Weise zu schützen und mit einander zu befrieden. Ich denke hier nicht sowohl an die Anfänge, als an die Enden solcher Hader; auch frage ich nicht, wo in dem einzelnen Falle eben Recht und Unrecht liegt; im Streite zwischen Staaten wird das Recht auf andere Weise gesucht und gefunden, als zwischen Sonderleuten. Der Papst und seine Kardinäle bilden einen Staat; der Papst ist, mit Herrn von Görres Erlaubniß, kein geborner deutscher Papa, noch Großpapa, er ist ein fremder Herrscher, und weder ein Kaiser von Oesterreich, noch ein König von Preußen wird diesem fremden Italiäner das deutsche Herz aus der Brust herauszufühlen suchen. Ich meine, die deutschen Herrscher haben die Wärme italiänischer Priesterherzen genug gefühlt. Ich habe hier auch über den Streit des Kirchenfürsten in Rom und des Königs von Preußen nichts zu erörtern — ich will nur auf die Finsterlinge und auf die Haderlumpen hinweisen, welchen der deutschen Ehre und des deutschen Glücks schon wieder zu viel däucht. Wehe ihnen! wehe je-

ier über dem Kleinen, über unauflöslichen Fragen, die den Er-
den nun nicht mehr stören sollten, über einem bischen Pfaffen-
das heilige Vaterland vergisset! Ich meine, wir brauchen nur
deutsche Reichsgeschichte vom Jahr des Heils 1070 bis zum Jahre
in bischen zu durchblättern, um mit blutigen Thränen zu empfin-
welchen Jammer uns die mit Himmel und Seligkeit, wie es heut
am Tage ist, verzierten Gräuel der Gregore, Innocenze und
und die süßen Loyolaiten eingetragen haben. O die süßen freund-
Lordlisten lächelnden Jesuiten wie sie sich wieder mit leisen Ka-
m bei uns einschleichen mögten! Aber wie? sollen wir uns von
Mördern der letzten deutschen Majestät und Herrlichkeit zum
tsten und tausendsten Male etwas vorlächeln und vorlügen lassen?
ie sich doch einbilden! wie sie uns dummen und gutmüthigen Deut-
och das allerkürzeste Gedächtniß zutrauen! Wie? wir sollten ver-
haben, wie sie zuerst mit den Spaniern in die Burgundischen
kamen und beinahe ein volles Jahrhundert hindurch mit ihren
listen und Mordbrennereien in dem alten Francien und Lotharin-
on Dünkerken bis Trier deutsche Freiheit, Wissenschaft, Glück
tacht abfingen und erwürgten? wie sie zu derselben Zeit im Her-
sers Reiches die Flammen schürten, die von Wien bis Stralsund
m Neckar bis zur Eider unser Vaterland in Blut und Schande
ten und unter den Säbeln der Fremden unsre letzte Herrlichkeit
Schutt und Asche begruben? wie sie unter Ludwig dem Vierzehn-
n Frankreich — Doch wohin? Ich denke, es ist der Erinnerun-
on zu viel für ein deutsches Herz. Doch, indem ich mir auch den
vorbete: Man soll Gott mehr gehorchen als den
chen und menschlichen Rücksichten, spreche ich hier vor
ischen und evangelischen Christen meinen Abscheu kühn aus: Die
n sind der Fluch unsrer Geschichte, sie mögen mir mit ihrem Pater
in Lüttich oder ihrem Pater Rothhahn — ein Name bösester Be-
z — in Rom kommen. Ich hoffe, wir Deutsche lassen uns im neun-
Jahrhundert den Rothen Hahn nicht wieder auf's Dach setzen.
em Ernst von unserm deutsch-polnischen neuen Pfaffenrumor ge-
, ist es meine volle Ueberzeugung, daß dieser böse Wurm, wenn
n nicht für mehr gelten läßt, als was er ist, wenn man ihm
n Licht der deutschen Ehre, Wissenschaft, Frömmigkeit und Ta-
begegnet, endlich in seinem eigenen Gestank und Dampf ersti-
rd. Doch muß ich hiebei zugleich eine andere Ueberzeugung aus-
, daß ich den Staat noch will geboren werden sehen, in wel-
n gesetzliches und edelsinniges Königthum und eine in sich abge-

schlossene, fest zusammengekettete und zusammengeklettete Priesterschaft, die ihren engen Weg zum Himmel mit tausend künstlichen Hornwerken und Basteien verschanzt und gesperrt hat, neben einander bestehen können. Bis jetzt hat die Erfahrung der Geschichte dies verneint. Ich glaube es gibt viele Wege und auch Fußpfade zum Himmel, die aber zuletzt freilich alle in dem Einen engen Weg zusammenlaufen müssen, wovon der Heiland geredet hat; aber das Maaß der Enge und Weite desselben ist ein ganz anderes, als das des gesperrten engen Weges der hohen Priester und Pharisäer. Ich spreche nicht von frommen Priestern, sondern von jenen, die sich fromm gebärden und schreien, der Himmel leuchte allein in Rom, und nur von Rom aus könne Deutschland erleuchtet werden. Es muß ja Streit seyn auf Erden, und auch christlicher Streit. Auch schütteln wir den Vorwurf wie Federn ab, als ob wir Protestanten losere und leichtere Christen wären, als die römischen, und schon an unsern Straußenfedern zu schwere Last tragen. Läßt uns Gott nur die einzige Bibel, so werden wir uns, wenn je mal eine Verirrung und Verdunkelung eintritt, immer wieder zu Licht und Wahrheit durchkämpfen, und die flatternden Straußenfedern und die ganze hohe Priesterschaft Roms dazu als eine leichte Last abschütteln, indem wir singen: Das Wort sollen sie uns lassen stehen. Ja das Wort sollen sie uns Deutschen lassen stehen. Das Christenthum und Evangelium wird wohl bleiben in seiner unvergänglichen Schönheit und Wahrheit, und wachsen von Ewigkeit zu Ewigkeit; aber eine herrschsüchtige Priesterschaft wird mit der Macht dieser Welt, die allerdings von dieser Welt, aber darum noch nicht vom Teufel ist, d. h. sie wird mit dem Staate immer zusammenstoßen, weil sie begehrt, was er begehren muß, und sie nicht begehren soll. Mein Reich ist nicht von dieser Welt, sprach der Reinste und Demüthigste, aber was sprechen und wollen die Servi Servorum Dei?

Was ist das wohl für eine Sprache?! und warum wird sie wohl so ohne alle Noth geführt von einem Manne, nicht fern von den Pforten des Todes. Er, der mit Recht und mit Wärme deutsche Einheit verkündet, und sich den Einklang aller deutschen Herzen in seine Worte gegen den gemeinsamen Feind versprechen darf, er schürt das Feuer der unseligen Spaltung im Glauben in dieser Weise an. Es ist uns nicht unbekannt, wie tief am Rheine und Westphalen die katholischen Herzen durch diese Stelle verletzt worden sind. Den

Zwiespalt wegen der Religion, von welchem unser liebes Vaterland zerrissen ist, beklagt Niemand mehr, als wir; aber der Verfasser hätte bedenken sollen, es ist nicht Anhänglichkeit an einen fremden Landesherrn, welche Deutschlands Katholiken an den heiligen Vater knüpft, sondern es ist der Glaube, die tiefste, innere Ueberzeugung, auf welcher es beruht, daß die größere Zahl der Einwohner Deutschlands in dem Bunde mit dem Oberhaupte der Kirche, wie es bis zum sechszehnten Jahrhunderte einmüthig anerkannt war, geblieben ist, während die kleinere Hälfte sich davon losgerissen hat. Er hätte ferner bedenken sollen, daß nicht die Katholiken es waren, welche dem Reichsfeinde den Weg nach Deutschland gezeigt haben, Kurfürst Moritz hat dem zweiten Heinrich Metz, Toul und Verdün in die Hände gespielt; er hätte bedenken sollen, daß wiederum im dreißigjährigen Kriege die Fremden auf Seiten der Protestanten gestanden haben, daß im westphälischen Frieden die Fremden für diesen Beistand sich mit deutschen Landen bezahlt gemacht haben. Aber abgesehen von allem Andern, ist das die Sprache, das die Auffassungsweise eines Geschichtsforschers: Papa und Großpapa im Spotte als eine Bezeichnung des Oberhaupts der Kirche, welchen alle Katholiken auf Grund eines Glaubenssatzes als ihren Vater verehren?! allerdings ist der Papst kein Deutscher, aber so lieb wir unser Vaterland auch haben, der Weg zum Himmel geht nicht allein durch Deutschland; den Aposteln würde auch weder der Kaiser von Oesterreich, noch der König von Preußen, nach Hinwegräumung des Anachronismus, ihr deutsches Herz herausfuhlen können, aber wie unser Herr und Heiland nicht bloß für die Deutschen, jedoch auch für die Deutschen geblutet hat und gestorben ist, so haben die Apostel und ihre Nachfolger, trotz ihrer jüdischen oder sonstigen Abstammung, auch für die germanischen Söhne Japhets gearbeitet, gewirkt und die von ihnen ausgestreute Saat mit ihrem Blute gedüngt. Freilich hat der heilige Vater nicht ein deutsches, wohl aber ein christliches Herz; es ist wahrlich

nicht seine Schuld, daß eine so große Menge von Deutschen nicht zu der Gemeinschaft gehören will, welcher er, durch Christi Einsetzung, als Petri Nachfolger vorgestellt ist. In Verhältnissen mit diesem aber soll kein Staat weiter nach dem gewöhnlichen Rechte fragen, auch will sich Arndt nicht darum kümmern, auf welcher Seite Recht oder Unrecht sey. Solche Moral lehrt der Mann, der in allen andern Verhältnissen so streng das Recht gehandhabt wissen will?! Und endlich, was soll das heißen: „mit Herrn von Görres Erlaubniß"? Unser Freund Görres, ein echter deutscher Mann, hat in dieser Beziehung für sich ausschließlich weder etwas zu erlauben, noch zu verbieten, aber alle wohldenkenden deutschen Katholiken haben es nicht zu erlauben, vielmehr zu verbieten, daß der Prediger deutscher Einheit so hämische Dinge, die dazu geeignet sind, gerade seine Wünsche zu vereiteln, vorbringe, und doch eben von ihm hätte man, aus dem zuvor schon angeführten Grunde, so etwas nicht erwarten sollen. Arndt liebt aber ohnehin etwas in Superlativen zu sprechen, und somit wollen wir ihm auch diese Aeußerungen, so beleidigend und gerade jetzt ungeziemend sie auch sind, nicht so hoch anrechnen, als sie es dem Wortlaute nach verdienen, wohl aber in seinen Ruf einstimmen: „Wenn die Uebermüthigen uns zuschreien: Der Rhein Frankreichs Naturgränze, so wollen wir ihnen antworten: Heraus mit dem Elsaß und Lothringen! So stehe und bleibe der politische Haß, weil sie ihn haben wollen und weil wir ihn als Wehr gegen ihre Gauckeleien und Treulosigkeiten bedürfen"!

XLII.

Der Erzbischof von Köln.

Die Zeitungen haben von einer huldvollen Aeußerung Sr. Majestät des Königs von Preußen berichtet, wornach die baldige und erfreuliche Beendigung der Kölner Angelegenheiten zu hoffen seyn dürfte. Somit hat es den Anschein, als ob eine Arbeit, welche wir unter der Feder hatten, worin wir die verschiedenen Hindernisse, die der Rückkehr des Herrn Erzbischofs in seine Diöcese im Wege stehen könnten, beleuchten wollten, in diesem Augenblicke nicht mehr an der Zeit wäre. Sollte dieß der Fall seyn, so würden wir uns über die vergebliche Arbeit freuen. Nur ein Punkt, der dort zur Sprache gebracht werden mußte, möchte wohl unter allen Umständen die Aufmerksamkeit unserer Leser verdienen; wir meinen die Aeußerungen Florencourts, dessen schriftstellerischen Leistungen wir auch sonst schon Einiges entlehnt haben, über den vermeintlichen Wortbruch des Herrn Erzbischofs. Diese Worte haben um so mehr Bedeutung, als Florencourt neben seiner im Uebrigen sehr billigen Beurtheilung der kirchlichen Wirren, dennoch bis dahin das Verhalten des würdigen Prälaten in jener Beziehung von einem unrichtigen Gesichtspunkte aufgefaßt hatte. Bei Gelegenheit einer Kritik der Rintelschen Schrift: „Clemens August, Erzbischof von Köln, gegen die Anklagen der preußischen Regierung vertheidigt von einem Protestanten,“ sagt Florencourt in seinen „politischen, kirchlichen und literarischen Zuständen in Deutschland“ Folgendes:

„Es thut uns sehr leid, daß wir diese Schrift nicht früher gelesen; sie ist die beste, die über diesen Gegenstand geschrieben; es ist nicht möglich, auf eine klarere, schärfere und evidentere Weise die Wahrheit und

die Punkte, worauf es ankommt, ins hellste Licht zu stellen. Der Verfasser sieht sich genöthigt, sich ganz und entschieden auf die Seite der katholischen Kirche auf die Seite des Erzbischofes von Köln zu stellen; er weist nach, wie alle gegen dieselben ausgesprochenen Beschuldigungen unbegründet und wie er und seine Kirche stets der angegriffene Theil gewesen und nie etwas Anderes gethan, als ihr Recht und ihre Pflicht zu behaupten. Wir haben uns in Beziehung auf die katholische Kirche und ihre in diesem Streite bedrohten Rechte schon öfter in diesen Blättern in demselben Sinne ausgesprochen, weßhalb wir unsere Ansicht nicht zu wiederholen brauchen. Aber in einem Punkte sind wir durch den Verfasser belehrt worden und fühlen wir uns verpflichtet, unsern frühern Irrthum offen einzugestehen. Es trifft dieses die moralische Handlungsweise des Erzbischofes Droste von Vischering. Wir sind immer der Ansicht gewesen und haben diese Ansicht auch bei jeder Gelegenheit in diesen Blättern ausgesprochen, daß dem Erzbischofe von Köln ein Wortbruch zur Last fiele, denn wenn er auch den Inhalt jener Instruction nicht gekannt bei seiner Antwort auf die vertrauliche Anfrage des Herrn Schmedding, und er also in gutem Glauben sein Versprechen gegeben (was jedoch nicht einmal wahrscheinlich), so sey er doch verpflichtet gewesen, sein Amt niederzulegen, als er eingesehen, daß er etwas versprochen habe, was er nicht halten könne und dürfe. Diese Ansicht war eine irrige, und wir nehmen sie hiemit zurück. Was uns nun zu dieser dreist ausgesprochenen Ansicht verleitet hat, wodurch die Ehre und der Charakter eines hochehrwürdigen Mannes in den Augen vieler Unkundigen vielleicht gekränkt und herabgesetzt, ist Folgendes: Zuerst war es die Schrift des Freiherrn von Gagern, eines Mannes, dessen Umsicht, Milde und Wahrheitsliebe über jeden Zweifel erhaben, und von uns stets mit höchster Verehrung anerkannt ist. Dieser spricht den Vorwurf unumwunden aus, und wir sind dadurch verleitet, ohne genaue Prüfung der Acten uns dadurch zu gleichem Vorurtheile bestimmen zu lassen. Es ist uns keinem Zweifel unterworfen, daß Herr von Gagern noch jetzt dieselbe Meinung hat, denn er würde sicher nicht angestanden haben, im entgegengesetzten Falle sein ausgesprochenes Wort, das schwer in die Wagschale der öffentlichen Meinung fällt, zurückzunehmen. Aber wir sind so kühn, den verehrten Mann nochmals zur Prüfung der Acten aufzufordern, und ihn namentlich auf diese Schrift aufmerksam zu machen, wenn er sie noch nicht gelesen. Ein zweiter Bestimmungsgrund für uns war der Athanasius von Görres*).

*) Auf Görres hat Florencourt es freilich ganz besonders abgesehen, und

Görres stellt den Wortbruch freilich auch in Abrede, aber der Grund, den er dagegen anführt, ist so sophistisch, und spricht eben so unbedingt für das Gegentheil Dessen, was er behauptet, daß wir dadurch in unserer Meinung bestärkt wurden. Görres ist nicht der Mann, der die Gründe seiner Meinung nicht vollständig auszubeuten weiß, und der in seiner Polemik etwas vergißt, was für ihn spricht. Man gebe ihm einen Strohhalm, und er wird in seinem beredten Munde zu einem Anker, an welchem er sich mit seiner ganzen Ladung anhängt. Wenn ein solcher Mann nun selbst zugesteht — denn sein Gegengrund ist weiter Nichts als ein Zugeständniß — so mag ein solches Aufgeben der Sache von Seiten des beredtsten und eifrigsten Advokaten für den unbefangenen Zuhörer wohl als Entschuldigung gelten, wenn er sich gegen den Clienten entscheidet. Die Sache aber ist die: Der Erzbischof hat nicht nur weiter Nichts versprochen, als die vielbesprochene Instruction im Geiste des Friedens und dem päpstlichen Breve gemäß anzuwenden, sondern von Seiten der Regierung sind ihm sogar Anforderungen gestellt, die selbst in der Instruction nicht enthalten, und denen der Erzbischof Spiegel wohl ebenfalls schwerlich nachgekommen seyn würde. Die Instruction läßt freilich das Versprechen des protestantischen Bräutigams wegen Erziehung der Kinder in der katholischen Religion als ausdrückliche Bedingung der Einsegnung der Ehe fallen, allein sie verweigert die Einsegnung unbedingt, sobald dem katholischen Priester aus einem vorher anzustellenden Examen der Braut die Gewißheit erwächst, daß entschiedene Gleichgültigkeit wegen des künftigen Glaubens der Kinder vorhanden, und daß also der katholische Glaube der Kinder mit Sicherheit gefährdet sey. Dieses Examen der Braut nun wollte die Regierung ebenfalls aufgehoben wissen, und ging daher noch über die Bestimmungen der Instruction hinaus; selbst wenn man also diese einseitig gelten ließe und die Clausel, „„dem Breve des Papstes von 1830 gemäß““, gar nicht berücksichtigte, so ist wohl klar, daß auch dann von keinem Wortbruche die Rede seyn konnte, weil man selbst in der günstigsten Interpretation für die Regierung mehr forderte, als versprochen war. Wie schmerzlich es nun

hat gegen ihn in der angeführten Schrift einen eigenen Aufsatz gerichtet. Wahrscheinlich würde es ihm, wie vielen Protestanten ergehen, wenn er diesen Mann persönlich kennen lernte; er, der der Wahrheit, wie obige Stelle zeigt, so zugänglich ist, würde diesen wahren, einfachen, und nichts weniger als sophistischen Mann herzlich darum um Verzeihung bitten, daß er ihn so verkannt hat.

für einen Mann seyn muß, dem ein gewisses Streben nach Gerechtigkeit und Wahrheit zur andern Natur geworden — vielleicht der einzige Vorzug, den er hat — und der nur von diesem Gesichtspunkte aus seinem Handwerke, dem Journalismus, eine höhere Seite abgewinnen kann, wenn er mit einem Male einsieht, wie er zur Verbreitung der Lüge mitgewirkt, und wie er sich schwer versündigt an der Ehre eines ausgezeichneten Mannes, wie er Das verdammt hat, dem er Beifall und Anerkennung hätte zujauchzen müssen, das mag sich der Leser, der sich an unsere Stelle setzt, selber sagen. Uns bleibt Nichts übrig, als laut und öffentlich das Voreilige unsers Urtheils einzugestehen, und uns eine Lehre daraus zu ziehen, in Zukunft sorgfältiger zu prüfen. Dem Herrn Verfasser der oben angezeigten Schrift sagen wir aber hiermit unsern herzlichsten Dank dafür, daß er uns durch Uebersendung seiner Schrift Gelegenheit gegeben, ein begangenes Unrecht einzusehen, und nach Kräften wieder gut zu machen".

Diese Aeußerungen haben wir als ein bleibendes Denkmal, wie billig denkende Personen durch die Gewalt der Wahrheit nicht nur besiegt werden, sondern auch auf eine höchst ehrenwerthe Weise für dieselbe Zeugniß ablegen, unsern Lesern nicht vorenthalten wollen. Im Uebrigen gedenken wir wegen der bald zu erwartenden Aufklärung über das Resultat der angedeuteten Unterhandlungen Nichts weiter über diese Sache zu bemerken. Aus demselben Grunde wollen wir auch, im Gegensatze zu unserer frühern Absicht, in dem nächsten Hefte keinen Artikel über die dritte Jahresfeier des denkwürdigen 20. Novembers liefern, und zwar in der freudigen Hoffnung, daß, wenn wir später diesen Gegenstand wieder berühren, wir den treuen Hirten in dem Schooße seiner Heerde werden begrüßen können. Wir sprechen diese Hoffnung aus, wenn gleich eine düstere Wolke am Horizonte erschienen ist, indem in der Allgemeinen Zeitung berichtet wird, der preußische Gesandte verlasse Rom, die Unterhandlungen seyen gescheitert, ja man rede sogar von Aufhebung des Concordats. Wir sprechen diese Hoffnung aus im Vertrauen auf die Weisheit des Königs von Preußen, im Vertrauen auf seine Liebe zur Gerechtigkeit. Der Gott, von

welchem er seine Krone als zu Lehen zu tragen bekennt, wird den Act der Gerechtigkeit, vollführt trotz aller entgegenstehenden Hindernisse und Rücksichten, mit reichlichem Segen lohnen und gerade dadurch Preußen stark und kräftig machen, um in der Zeit der Noth ein mächtiger Streiter für Deutschland zu seyn. Es ist nicht zu verkennen, der entscheidende Augenblick ist gekommen, der Augenblick, an welchem eine ganze Zukunft hängt. Wegen der Kirche sind wir im Mindesten nicht besorgt, sie hat die Verheißung für sich, daß selbst die Pforten der Hölle sie nicht besiegen werden, wir können also auch nicht besorgt seyn wegen der Trübsale, die über uns hereinbrechen möchten. Aber noch dürfte der Zeitpunkt da seyn, wo viel Jammer und Trübsal abgewendet werden könnte. Jeder gute Katholik wird um der Kirche willen zu Gott sein Gebet richten, daß Er das Leben des greisen Hirten friste, aber auch wegen Preußens Wohl wäre dieser Wunsch der reinste, welcher zum Himmel emporgesendet werden könnte. Doch — so voll das Herz auch ist — laßt uns schweigen, laßt uns hoffen und — werden wir darin getäuscht, so giebt es Einen doch, der unsere sichere Hoffnung ist. —

XLIII.

Briefliche Mittheilungen

vom Niederrhein, aus der Schweiz und aus dem Badischen.

Vom Niederrhein 22. Septbr. 1840. In den hist.-polit. Blättern VI. B., 4. Heft, S. 230 ist in der eingesandten Kritik der Broschüre „Personen und Zustände aus den kirchlich-politischen Wirren in Preußen" aus dieser eine Stelle abgedruckt, welche den moralischen Charakter des hochwürdigsten Herrn Bischofs Laurent in ein sehr zweideutiges Licht zu setzen sucht. Daß aber die darin berichteten Vorfälle nichts weiter als freche Lügen sind, die mit der ganzen Scheußlichkeit ihrer Verleumdung auf die bereits von allen Seiten gebrandmarkten Erfinder zurückfallen, beweist folgender Brief unseres hochwürdigsten Herrn Erzbischofes, der mir im Originale vorliegt, und den ich hier wörtlich mittheile.

Münster am 14ten September 1840.

Euer Hochwürden!

erhalten einliegend den Brief des Herrn N. N. mit der Bemerkung zurück, daß ich mich nicht erinnere, jemals den Hochwürdigsten Herrn Bischof Laurent gesehen zu haben, da ich Ihn aber für einen sehr guten und geschickten Geistlichen hielt, Er in Aachen geboren, also in meiner Diöcese zu Hause ist, und mir bekannt war, daß Er nur um dem Hermesianismus und dessen Treiben zu entgehen meine Diöcese verlassen hatte, welches meine gute Meinung von Ihm nicht mindern konnte, so hab ich gewünscht, Ihn für meine Diöcese wieder zu gewinnen.

Clemens August,
Erzbischof von Köln.

Aus der Schweiz. Unter mancherlei Anschuldigungen gegen die katholische Kirche hört man häufig auch diejenigen, sie sey proselytenmacherisch, sie suche die andern christlichen Religionspartheien von deren Gebiet zu verdrängen, wende alle Mittel an, um Angehörige der letztern zu sich hinüberzuziehen; namentlich sey die Geistlichkeit der katholischen Kirche unduldsam, und setze gerne schwachen Personen zu, bis sie dieselben zum Uebertritt in die katholische Kirche verleitet hätten. Das Kölner Ereigniß ist auch zu diesem Zwecke ausgebeutet worden, und man hat kein Bedenken getragen, das Wahren der eigenen Rechte zum förmlichen Eingriff in die Rechte anderer zu stempeln; dasjenige, was bloß aus dem innersten Bewußtseyn der katholischen Kirche hervorging, von diesem gänzlich loszutrennen und auf eine bloße, objective Tendenz abzuziehen. Und ist doch seiner Zeit in Zahlen nachgewiesen worden, daß während des Jahrhunderts, in welchem Schlesien unter preußischer Herrschaft stand, nicht die katholische Kirche, sondern die Protestanten dieser Landschaft an Zahl zugenommen hatten. Was würde man aber erst sagen, wenn in Preußen, von dessen Bevölkerung die Katholiken doch mehr als ein Drittheil ausmachen, irgend eine Gesellschaft, zumal des größern Theils aus Geistlichen bestehend, alle durch das Gesetz nicht verbotenen Mittel anwendete, um auf Kosten der andern Religionspartheí die Zahl ihrer Glaubensgenossen zu vermehren, und dieses durch den öffentlichen Ruf verkündete: „Freunde Preußens, katholisirt Preußen"! In Frankreich aber verhält sich die nichtkatholische Bevölkerung zu der katholischen wie 1 : 29, und unter jener bestehen verschiedene Gesellschaften mit dem Zweck, der katholischen Kirche offen, mehr aber noch auf allen ersinnlichen Schleichwegen Abbruch zu thun, und eine derselben tritt eben mit jenem Wahlspruch auf, welcher in Deutschand den von einem Ende zum andern gellenden Nothruf: Simson Philister über die! veranlassen würde. Sie tritt auf mit dem kurzgefaßten Programm amis de la France, evangelisez la France!

Würde, wo immer in der katholischen Christenheit es wäre, eine Gesellschaft bestehen, die es sich zur Aufgabe machte, der Bevölkerung aller Länder, Sprachen und Zungen, die zu jener nicht gehörten, den angestammten Glauben zu verdächtigen, die Gebräuche herabzuwürdigen, die Gesellschaftsverfassung zu verunglimpfen, von der einsamen Hütte des Hirten bis hinauf in die obersten Regionen der Gesellschaft Zweifel gegen die Lehre, Mißvergnügen mit den bestehenden Einrichtungen auszusäen, dieß unter jeder Gestalt, in jedem Gewande zu

thun, methodisch zu betreiben, jeder Gegenvorkehrung Hohn zu sprechen, dieselbe als fluchwürdigen Zwang zu verschreien, das den Menschen eingebornen nitimur in vetitum als eines Hauptagens sich zu bedienen, auf dasselbe, als auf eine Bürgschaft theilweisen Gelingens, sich zu stützen, was würden wir nicht in allen Blättern und Blättchen von der Memel bis zur Aare posttäglich hierüber zu lesen bekommen? Treiben aber nicht solches die Methodisten, Momiers, Mucker, Pietisten mit einer unverschämten Geschäftigkeit beinahe in allen Winkeln Europas? Traktätlein, mitunter unschuldig, häufiger aber mit bestimmtem Zweck, als: die Geistlichkeit zu verdächtigen, die Beichte anzufechten, die Gebräuche als baaren Aberglauben darzustellen, die Treue gegen die Kirche in allen ihren Elementen wankend zu machen, fallen in katholischen Ländern als Himmelsthau auf die Landstraßen, werden den Handwerksburschen als Zehrpfennig gereicht, den Dienstboten als Trinkgeld gegeben, den Kindern als Geschenk in die Hände gespielt, in den Gasthöfen in Schränken und Kommoden zurückgelassen. So konnte vor Jahren ein Deutscher in Rom, welcher eine Herberge bezog, die so eben von einer englischen Methodisten-Familie verlassen worden war, kein Fach öffnen, keine Schublade herausziehen, ohne daß ihm ein solches Schriftchen in die Hände fiel, die meisten zur katholischen Kirche, Lehre und Glauben in eben dem Verhältniß stehen, wie diejenigen, welche vor bald fünfzig Jahren über den Rhein nach Deutschland hinübergeworfen wurden, zu den damaligen deutschen Regierungen. Um die Uebereinstimmung noch besser herauszustellen, wird von den Organen dieser Parthei solches Unterfangen offen für ein rechtmäßiges, preiswürdiges, jede Gegenvorkehrung für einen Eingriff — hier nicht in die Menschenrechte, wohl aber in die Gottesrechte und die pflichtgemäßen Maaßregeln der Patrouillen des Himmelreichs ausgegeben.

Die Methodisten in Genf haben sich zu einer förmlichen Propaganda des Calvinismus constituirt, hnd es auf die Nachbarstaaten Frankreich und Savoyen abgesehen. Da sucht man abziehenden Handwerksburschen Bibeln in die Felleisen hineinzupracticiren, die sie oft erst, wenn sie an einem andern Ort sich niederlassen, entdecken. Eine Cohorte förmlicher Bibelhausirer steht in deren Sold, und wandert, das Reff auf dem Rücken, über Berg und Thal durch Dörfer und Weiler, und alljährlich wird Bericht erstattet, wie viele Exemplare untergebracht seyen. Schon vor Jahren wurde pomphaft angekündigt: zuvor wären bloß in neun Departementern Frankreichs Geschäfte gemacht wor-

den, jetzt habe sich die Zahl auf dreiundzwanzig erweitert. Müßten diese Leute eine Licht= und Schattenkarte von Frankreich entwerfen, wie Düpin eine fertigte, so würde der Schwung dieses Hausirgeschäftes die Grundlage bilden. Man wird da unwillkührlich an jenes Wort erinnert: Vae vobis scribae et pharisaei, quia circuitis mare et aridam, ut faciatis unum proselytum. Ein angesehener Waatländer begab sich vor ein paar Jahren, auf ähnliche Geschäfte reisend, nach Aix in Savoyen. Er ließ sich die Warnung, dergleichen zu unterlassen, vergeblich zugehen; da verwaltete die Polizei ihr Amt, faßte den unberufenen Apostel ab, und verurtheilte ihn zu längerer Haft. Die Befreundeten wendeten sich nun an den König, und dieser Monarch, der sich der Ehre freuen darf, allem radicalen Volk ein Dorn im Auge zu seyn, ließ alsbald Begnadigung eintreten.

Hören wir nun einige noch grellere Facta des Propagandismus neuester Zeit. Am verflossenen heil. Osterfest brach, während die ganze Einwohnerschaft in der Kirche versammelt war, in der savoischen Stadt Sallenches, bei heftigem Sturm, Feuer aus, welches in ein paar Stunden, ohne daß die Leute etwas Anderes als das nackte Leben retten konnten, den ganzen Ort in Asche legte. Der König stellte ein angeordnetes großes Manöver sogleich ab, um die hiefür bestimmte Summe zur Unterstützung der Abgebrannten zu verwenden. Bei dieser Gelegenheit hörte man auch ein ächt königliches Wort. Es wurde nämlich nicht lange nachher dem Monarchen die Gemäldesammlung des Herzogs von Lucca zum Verkauf angeboten. Da erwiderte er: „das Unglück, welches sich eben in meinen Staaten zugetragen hat, verbietet mir in diesem Augenblick an eine Ausgabe solcher Art zu denken. So lange mir der Wiederaufbau so vieler Wohnungen der Verunglückten noch obliegt, muß ich mir den Genuß versagen, auch nur das kleinste Bild zu kaufen“.

Das Unglück von Sallenches weckte aber billigermaaßen Mitleid auch in weitern Kreisen. In Genf bildete sich alsbald ein Hülfscomité für die dortigen Brandbeschädigten, welches Gaben aller Art, namentlich Kleidungsstücke, deren sie so sehr bedürftig waren, in Empfang nahm. Dieses Unglück suchte nun der antikatholische Propagandismus sogleich zu seinen Zwecken auszubeuten, und unter der Larve leiblicher Unterstützung in den Gemüthern dieser Leute geistliche Zweifel gegen alles, was ihre Kirche ihnen darbietet, zu wecken. Während Secten,

welcher die Propagandisten angehören, mit fanatischer Wuth behaupten, der letzte Grund alles Glaubens, Wissens, Thuns, Bestrebens, ja der ganzen Existenz der Väter der Gesellschaft Jesu lasse sich auf den Satz zurückführen: der Zweck heilige die Mittel, übten sie diesen Satz in einer Weise, in welcher selbst die edelste, menschliche Empfindung, das Mitleid, zum Eckel werden, und das timeo Danaos et dona ferentes eine Ausdehnung erhielte, vor welcher jeder Bessergesinnte zurückschaudern mußte. Unter dem scheinfrommen Aushängeschild, durch die Noth jener Unglücklichen ebenfalls gerührt zu seyn, sammelte auch ein Einwohner von Bern Gaben, namentlich Kleidungsstücke für die Abgebrannten. Er sandte dieselben nach Genf, steckte aber von jenen wohlbekannten Traktätleins in die Taschen der Kleidungsstücke, in der Hoffnung, hiemit zugleich Bekehrungsgeschäfte zu machen. Das Comité zu Genf entdeckte den Betrug, der um so unverzeihlicher war, als der König den Mauthbeamteten befohlen hatte, alles Gesendete frei passiren zu lassen, indeß sonst gemachte Erfahrungen die Nothwendigkeit genauer Durchsuchung, namentlich zu Verhütung des Einschleppens solcher Schriftlein, gelehrt hatte.

Der Berner Propagandist erfuhr aus den Zeitungen, welche löbliche Vorsicht das Genfer-Comité angewendet habe. Er schrieb demselben, daß er solches nicht billigen könne. Das Christenthum sey für alle Länder (gleich als ob es den Staaten des Königs von Sardinien fremde wäre)! und es stehe den Protestanten übel an, im Verein mit den Jesuiten das wahre Licht (den Katholiken wird vielfältig Hochmuth vorgeworfen) zurückzuhalten. Man hätte alles senden sollen, wie man es empfangen, ohne zu durchsuchen. — Sehr einfach erwiederte das Comité unserem Mann: „Es ist allgemein bekannt, daß die sardinische Regierung die Verbreitung solcher Schriften durchaus nicht dulden will (woran sie nicht blos aus kirchlichen, ebensowohl aus politischen Rücksichten recht hat), und es ist noch kein Jahr her, daß einer der ehrenwerthesten Waatländer, wegen Verbreitung solcher Bücher in Aix verhaftet, nur dem mächtigsten Schutz seine Befreiung verdankte. Die Werke der Wohlthätigkeit und alles, was Genf für die Brandbeschädigten thut, wären zu einer Proselytenmacherei geworden, welche die Regierung des Nachbarlandes als eine Handlung böswilliger Nachbarschaft ausgelegt, und unsere gegenseitigen Verhältnisse mit Argwohn und Mißtrauen erfüllt hätte, um so mehr, als die den Mauthbeamteten gegebene Instruction, unsere Sendungen frei passiren zu lassen, eine Gelegenheit

se Zeloten tagtäglich verlaufen, von dem himmelstürmenden Uebermuth bis zu der wimmerden Verzagtheit. Als das Cölner Ereigniß die innere Lebenskraft der katholischen Kirche aus ihrem verborgenen Walten wieder hervorgetrieben hatte an das helle Tageslicht, und man sich hierüber nimmer länger in Täuschungen wiegen konnte, suchte man seinen Trost in der Erklärung: dieß sey nur eine Scheinblüthe, die bloß an einigen Nebenzweigen zu nothdürftigem Aufbrechen gediehen, indeß in den Wurzeln und dem Mark des Stammes der Baum doch verrottet sey. Bretschneider und Hengstenberg bieten sich in der Erklärung: daß es mit der römisch-katholischen Kirche aus sey, daß noch die letzten Lebenszuckungen an den Tag treten, längst schon brüderlich die Hand. Jeder neugebackne Candidat weiß über das Thema zu harangiren, daß vor dem protestantischen Licht die katholische Finsterniß hinabfahren müße in die uralte Nacht. Erscheint aber die kleinste Flugschrift, welche der katholischen Kirche bloß ein Recht der Existenz vindiciren will, welche darauf hinweist, daß Manches dort eine ganz andere Bedeutung habe, als eifrige Zionswächter gelten zu lassen für gut finden, daß im Protestantismus auch nicht alles als Gold glänze, was man hiefür ausgeben möchte, denn vox in Rama audita est, ploratus et ululatus multus, Rachel plorans filios suos et noluit consolari, quia non sunt. Löse diesen Widerspruch wer kann!

Aus dem Badischen. Für Unterstützung der Fabriken erschien vor kurzem eine Verordnung des Ministeriums des Innern katholischer Kirchen-Section, wodurch den Runkelrübenzucker-Fabrikanten in ihren Dörr- und Trockenanstalten gestattet wird, die Arbeiter, ohne Unterschied des Alters, auch an Sonn- und Feiertagen in den Fabriken fortarbeiten zu lassen, da es genüge, wenn solche nur Gelegenheit fänden, dem vor- oder nachmittägigen Gottesdienst beizuwohnen. — In wie weit eine solche Gestattung zu einem Zeichen der Zeit gehöre, soll hier nicht berücksichtigt werden, allein die dem Katholiken auffallende Erscheinung darf um so mehr eine Würdigung verdienen, als die Folgen davon so weitgreifend sind, daß man an dem Festhalten derselben bei dem kräftigen Einspruch des hochwürdigsten Ordinariats und der ausdrücklichen Erklärung, daß solches von seiner Seite sich zu einer solchen Erlaubniß nicht für befugt halte, um so mehr mit allem Grunde zweifeln darf, als eine solche Erlaubniß nicht nur das eigene Staatsgesetz, welches die Feier der Sonn- und Festtäge ausdrücklich festzuhalten befiehlt, umstößt, sondern auch den Schutz des Staates das

ihm nicht verfangen, und die angefügte Drohung konnte es nicht einschüchtern; aber auch wollte es zu einer nichtswürdigen Schmuggelei die Hand nicht bieten, und sandte die zweideutigen Gaben an den Sender zurück.

Aehnliche Aufklärungs- und Entkatholisirungs-Betriebsamkeit entwickeln auch die Pietisten in St. Gallen. Als Aushängeschild wird auch da wieder das christliche Mitleid benützt, welches zuletzt, wenn es nur zum Förderungsmittel solcher Zwecke dienen soll, nicht bloß in Verdacht, sondern in Verruf kommen muß. Und wenn, wo Gott vor seyn wolle, über das arme Menschengeschlecht auch noch diese Noth hereinbräche, wer trüge dessen die Schuld, als liebegirrenden, liebeblinzelnden und liebeschmunzelnden Pietisten, in deren Innern aber gegen Andersdenkende und Andersglaubende und Andersbetende eine Hölle von Haß brodelt. Auch in St. Gallen sind unter jenem Vorwand der Unterstützung hülfsbedürftiger Katholiken Traktätlein vertheilt worden, die angeblich aus der Werkstätte eines Hamburger Muckers hervorgegangen sind. Ferner bemüht man sich, katholische Kinder unter dem plansibeln Zweck, sie in den Abendstunden zu beschäftigen, in Pietisten-Häuser einzuziehen und sie dort mit dem süßlichten Brey dieser Secte zu füttern. Der Canton St. Gallen ist paritätisch. Wie, wenn nun katholische Geistliche oder Layen sich bestrebten, reformirte Kinder einzuziehen, um mit ihnen den Rosenkranz zu beten, oder katholischen Unterricht ihnen zu ertheilen, wie würden wir nicht augenblicklich alle Federn und alle Behörden, von den untersten bis zu den obersten, in Bewegung gesetzt und im Athem erhalten werden, nicht nur bis solchem Unfug gesteuert, sondern bis dessen Urheber zur Strafe gezogen wären? Aber die Pietisten halten sich für privelegirt und stehen in der festen Meinung, gegen die katholische Kirche und deren Bekenner sich alles erlauben zu dürfen. Auf welcher Seite herrscht nun die Proselytenmacherei, wohin ist die Beschwerde über Fanatismus zu weisen? Zum Beweis, daß aber nicht allein in der Schweiz dergleichen bisweilen auf die frechste und schaamloseste Weise getrieben wird, verweisen wir nur auf eine kleine, im Jahr 1827 zu Speyer bei Kranzbühler erschienene Schrift unter dem Titel: die sogenannte menschenfreundliche Anstalt des Grafen Reck-Vollmerstein zu Düsselthal bei Düsseldorf, in welcher ähnliche Umtriebe unter Beibringung aktenmäßiger Belege an das Tageslicht gezogen sind.

Bemerkenswerth sind übrigens die Widersprüche, in welche sich die-

ſe Zeloten tagtäglich verlaufen, von dem himmelſtürmenden Uebermuth bis zu der wimmerden Verzagtheit. Als das Cölner Ereigniß die innere Lebenskraft der katholiſchen Kirche aus ihrem verborgenen Walten wieder hervorgetrieben hatte an das helle Tageslicht, und man ſich hierüber nimmer länger in Täuſchungen wiegen konnte, ſuchte man ſeinen Troſt in der Erklärung: dieß ſey nur eine Scheinblüthe, die bloß an einigen Nebenzweigen zu nothdürftigem Aufbrechen gediehen, indeß in den Wurzeln und dem Mark des Stammes der Baum doch verrottet ſey. Bretſchneider und Hengſtenberg bieten ſich in der Erklärung: daß es mit der römiſch-katholiſchen Kirche aus ſey, daß noch die letzten Lebenszuckungen an den Tag treten, längſt ſchon brüderlich die Hand. Jeder neugebackne Candidat weiß über das Thema zu harangiren, daß vor dem proteſtantiſchen Licht die katholiſche Finſterniß hinabfahren müße in die uralte Nacht. Erſcheint aber die kleinſte Flugſchrift, welche der katholiſchen Kirche bloß ein Recht der Exiſtenz vindiciren will, welche darauf hinweist, daß Manches dort eine ganz andere Bedeutung habe, als eifrige Zionswächter gelten zu laſſen für gut finden, daß im Proteſtantismus auch nicht alles als Gold glänze, was man hiefür ausgeben möchte, denn vox in Rama audita est, ploratus et ululatus multus, Rachel plorans filios suos et noluit consolari, quia non sunt. Löſe dieſen Widerſpruch wer kann!

Aus dem Badiſchen. Für Unterſtützung der Fabriken erſchien vor kurzem eine Verordnung des Miniſteriums des Innern katholiſcher Kirchen-Section, wodurch den Runkelrübenzucker-Fabrikanten in ihren Dörr- und Trockenanſtalten geſtattet wird, die Arbeiter, ohne Unterſchied des Alters, auch an Sonn- und Feiertagen in den Fabriken fortarbeiten zu laſſen, da es genüge, wenn ſolche nur Gelegenheit fänden, dem vor- oder nachmittägigen Gottesdienſt beizuwohnen. — In wie weit eine ſolche Geſtattung zu einem Zeichen der Zeit gehöre, ſoll hier nicht berückſichtigt werden, allein die dem Katholiken auffallende Erſcheinung darf um ſo mehr eine Würdigung verdienen, als die Folgen davon ſo weitgreifend ſind, daß man an dem Feſthalten derſelben bei dem kräftigen Einſpruch des hochwürdigſten Ordinariats und der ausdrücklichen Erklärung, daß ſolches von ſeiner Seite ſich zu einer ſolchen Erlaubniß nicht für befugt halte, um ſo mehr mit allem Grunde zweifeln darf, als eine ſolche Erlaubniß nicht nur das eigene Staatsgeſetz, welches die Feier der Sonn- und Feſttäge ausdrücklichſt feſtzuhalten befiehlt, umſtößt, ſondern auch den Schutz des Staates das

Jus advocatiae desselben, der katholischen Religion und ihrer Kirche zu entziehen scheint, da es ohne ein periculum imminens das göttliche Gebot selbst: du sollst den Sonn- und Feiertag heiligen, aufhebt. Nicht minder greift eine solche Aufhebung so tief in alle andern Verhältnisse des Staats und des bürgerlichen Lebens auflösend ein, daß man mit Gellert in seiner Herodes und Herodias auszurufen sich gezwungen fühlt:

> Doch, darfst du ein Gebot verletzen,
> So schwächst du ja den Grund, auf dem sie alle stehen,
> Was kann sich dir den widersetzen,
> Dich nicht an allen zu vergehen.

Es würde zu weitläufig seyn, die Gründe, welche die Wahrheit dieser Worte bestätigen, näher auseinander zu setzen, nur sey es erlaubt, in der Kürze zu bemerken, daß:

1) bei den Zuckerfabriken keine dringende Gefahr, kein damnum emergens, sondern nur ein lucrum cessans vorhanden sey, was die Fabrikherrn wohl schon im voraus gewußt und berechnet haben müssen, da ihnen nicht unbekannt seyn konnte, daß in katholischen Ortschaften der Sonn- und Feiertag geheiligt wird, und es nicht anzunehmen ist, daß sie ihre Speculation schon im voraus auf die Aufhebung eines göttlichen Gebotes gegründet haben. Auch betrifft ein solches lucrum cessans nicht sie allein, sondern auch alle Landwirthe, die an Sonn- und Feiertagen ihre Dienstboten ernähren, ihre Schnitter beköstigen, ihr Vieh füttern müssen, ohne einen Nutzen davon zu ziehen, der ihnen daher entgeht. Mit dem gleichen Rechte kann der Handwerksmann auch seine Arbeit an Gott geheiligten Tagen fortsetzen, und zwar vielleicht mit größerem Recht, als eine Runkelrübenzucker-Fabrik, deren Actionaire, als reiche Kapitalisten, den möglich entgehenden Nutzen weniger tief empfinden werden, als ein armer Taglöhner oder Handwerker, der, nebst Steuern und Lasten, noch oft eine zahlreiche Familie allein mit dem Fleiß seiner Hände in dem Schweiß seines Angesichtes Tag für Tag ernähren muß. Wer vermag wohl, oder vermißt sich, auf der Goldwage nach Gran abzuwägen, bei welchem Stand, bei welchen Personen, bei welchen Verhältnissen das lucrum cessans größer oder kleiner sey, um ein von der allmächtigen Hand

Gottes selbst gegebenes Gesetz gerade von der steinernen Tafel wegzustreichen und als unpassend zu erklären, da doch die Kirche, als einzige und unfehlbare Auslegerin des göttlichen Gesetzes, erklärt hat, daß nur bei der dringendsten Gefahr eine Ausnahme davon statt finden könne und dürfe.

2) Ist es auffallend, daß von der höchsten katholischen Kirchenbehörde, in katholischen Orten, der vor= oder nachmittägige Gottesdienst auf eine und dieselbe Stufe gestellt werden, also, eine heilige Messe oder eine Vesper, eine Predigt oder Litanei, haben denselben Werth und erfüllen an Sonn= und Festtagen denselben Zweck!! Hier bleibt nichts übrig, als mit Cicero auszurufen: non opus est verbis ubi rerum facta loquuntur.

3) Welchen Einfluß hat diese Aufhebung auf die Jugend, und vorzüglich die Sonntagsschüler, welche so häufig in diesen Fabriken arbeiten? Schulen und Unterricht, sowohl im Wissenschaftlichen als im Religiösen, zur Bildung guter Bürger, ist das Feldgeschrei unserer Zeit; wie verträgt sich aber dieser Ruf wohl mit dem Ausmerzen eines göttlichen Gebotes, dessen Festhaltung der Jugend einzuprägen eine der wesentlichsten Pflichten jedes Seelsorgers ist und seyn muß, was wird die Jugend eines Theils von dem Ansehen und der Wichtigkeit eines göttlichen Gebotes denken und halten, wenn sie dessen so leichte Beseitigung sieht, welche Begriffe werden sich wohl bei der heranwachsenden Jugend, welche dadurch auch die erwünschte Gelegenheit erhält, der ihr ohnehin lästigen Sonntagsschule zu entfliehen, über göttliches Recht, Pflichten, Gehorsam, Obrigkeit und Heiligkeit der Eide bilden und entwickeln, besonders in unserer Zeit, wo die Aufklärung der Begriffe, gesäugt durch die Humanität der Grundsätze, unter allen Klassen Riesenschritte macht, die Folgen, die sich daraus ziehen lassen und von einer Aufklärung gezogen werden können, von welcher der Dichter Pfeffel sagt, daß sie einer Fackel gleiche, welche in der Hand des Weisen leuchte und in jener des Thoren zünde, wird sich jeder denkende Kopf leicht selbst ziehen, da uns nahe liegende Beispiele, wie aus der Vertheidigungsrede des Vertheidigers des Prinzen Ludwig Napoleon Herren Berryer hervorgeht, warnend zurufen. — Es liegt eine unausweichliche furchtbare Logik in dem Instinkt und

der Einsicht der Völker, wer einmal ein einziges Gebot des Sittengesetzes verletzt hat, der muß erwarten, daß eines Tages alle gegen ihn gebrochen werden.

Wenn schon in grauer Vorzeit die heidnische Lehre der Welt das discite justitiam moniti nec temnere divos zurief, so wird in dem gegenwärtigen Jahrhundert wohl auch die Stelle des unsterblichen Klaudius, die er im prophetischem Geiste sagte, auch hier eine Stelle finden dürfen:

Ist denn der letzte Zweck des Menschen eine Frankfurter Messe!!

LXIV.

Die Glaubenstrennung in Tirol.

(Eine übersichtliche Darstellung nach meist handschriftlichen und archivalischen Quellen.)

War schon seit Gründung der Eidgenossenschaft in der Schweiz, seit den siegreichen Schlachten derselben über die Blüthe der Ritterschaft der habsburgischen Länder das westliche Nachbarland in politischer Beziehung ein lockendes Beispiel für die Tiroler Landleute geworden, so konnten wohl noch viel weniger die religiösen Bewegungen an den Tirolern spurlos vorübergehen, welche im Jahre 1524 die zum Bisthum Chur gehörigen Pfarreien Graubündens vermochten, Zwingli's „Reformation" anzunehmen. Welches Erstaunen mag wohl die treugebliebenen Vintschgauer befallen haben, als die Wellen des in die Etsch einmündenden Rambaches, wenn auch nicht als erste, doch als unzweideutige Kunde der im Nachbarlande vorgefallenen religiösen Umwälzung, die hölzernen Heiligenbilder brachten, die kurz vorher noch Gegenstände inbrünstiger Verehrung, nun nach veränderter Gesinnung als idolatrisch den Fluthen übergeben worden waren. Ein Marienbild, zum Hohne mit einem Ziegenkopfe am Halse, wurde bei Tschengels, ein anderes an der Brücke zu Forst aufgefangen. Beide kamen aus dem Münsterthale, und dienten von nun an, auf tirolischem Gebiete, zur Erweckung der Andacht. Damals geschah es, daß die Aebtissin des Nonnenklosters Münster, an der Gränze Tirols und des Engadeins, die hochherzige Katharina Rink, an der Spitze ihrer Nonnen sich unter ihre abgefallene Gemeinde begab, und die Leute aufforderte, zu bekennen, weswegen sie den alten Glauben verläugnet. Offen gestanden diese, weil sie von nun an weder die Kirchen so kostspielig besorgen, noch den Geistlichen so reichlich geben möchten. Die Aebtissin beschwor sie nun bei ihrer künftigen Seligkeit, zu bedenken, was sie thäten, versprach, daß das Kloster die Unkosten der Kirche und des Geistlichen künftig tragen sollte, und hieß, als die Menge dadurch schwankend geworden, diese sich an den Bächlein versammeln, das am Kloster vorü-

herrinnt. Ueber dieses sollten alle diejenigen springen, die der alten Kirche treu bleiben wollten, die andern drüben bleiben, die Majorität aber den Ausschlag geben. Als aber eben soviele herüben, wie drüben waren, beredete die Aebtissin einen älteren Mann, dessen Sohn bei den Neuerern geblieben war, diesen auf seine Seite zu ziehen, und als so die Majorität, freilich im engsten Sinne des Wortes, errungen war, blieb den andern nichts übrig, als sich zu fügen, und wieder zur verlassenen Kirche zurückzukehren.

Allein nicht alle Vorstände geistlicher Genossenschaften zeigten gleichen Eifer für die Sache der Kirche, wie die Aebtissin von Münster. In der so wichtigen Abtei Marienberg war es schon 1404 zu solchen Zwistigkeiten mit den Bauern gekommen, daß diese den Abt Peter erschlugen. Die Abtei ward 1499 zur Festung umgewandelt; aus unzeitigem Eifer für die Rechte seines Klosters verhinderte Abt Albert eine höchst nothwendige Visitation des Klosters durch den Bischof, welche er dann vergeblich durch Pflege der Wissenschaften zu ersetzen suchte. Es näherte sich das Kloster immer mehr seinem gänzlichen Verfalle, so daß man im letzten Drittheile des 16ten Jahrhunderts nur noch zwei Mönche zählte. Nur das allgemeine Wiedererwachen des katholischen Sinnes in dieser Periode bewahrte zuletzt das Kloster vom völligen Untergange. Nach dem Zeugniß des Pfarrers von Tirol, Christian Aichhorn, war es unmöglich im Etschlande zur Seelsorge fromme und tüchtige Priester zu bekommen. Der Stadtrath von Meran beklagte sich am 29. Juni 1524 über die Unwissenheit und ungebührliche Aufführung der Geistlichen daselbst. Als ein Geistlicher aus Passeyer bei einer schönen Wittwe ertappt wurde, vertheidigte ihn der Stadtprediger von Meran, der selbst mit einer Dirne im verbotenen Umgange lebte, auf eine Weise, die an Atrocität das Vergehen noch übertraf. Grundsätze, die freilich begreiflich machen, daß kaum Ein Jahr später solche Geistliche zur Ehe schritten, und sich am Arm der Neuvermählten den Treugebliebenen bei öffentlicher Procession zeigten. Aehnliche Fälle mögen auch in andern Orten vorgekommen seyn. Vielfache Klagen wurden überhaupt damals gegen Priester und Mönche laut, obwohl andererseits auch ihr Reichthum und Ansehen noch immer so zunahmen, daß beinahe überall entweder neue Kirchen entstanden, oder doch ältere erneut, vergrößert und verschönert wurden. Im Bisthume Brixen schenkten die Geistlichen ganz öffentlich Wein aus, und trieben Wirthschaft gleich ordentlichen Wirthen, ja hatten vor ihren Häusern selbst die Zeichen der Wirthschaft. Sie predigten selten, und wenn sie es thaten, mehr wie

etwas Angelerntes, denn wie wenn es ihnen aus vollem Herzen quölle. Auch in Bezug auf die Keuschheit ließ mancher Priester der Brixner Diöcese sich Dinge zu Schulden kommen, daß wohl die Meinung aufkommen konnte, es sey besser, daß die Geistlichen heiratheten, als daß sie ein zwar schweres Gelübde peinvoll trügen, und zuletzt doch nicht bewahrten. Insbesondere aber war drückend und lästig die Eintreibung gewisser Gefälle bei Todesfällen, Bestattungen u. dgl., die dem gemeinen Manne als Neuerungen und weil sie seinen Begriffen von der Würde und Pflicht des Priesterstandes geradezu widersprachen, unerträglich erschienen.

Man kann jedoch mit Grund sagen, daß die Klagen über reingeistliche Dinge, wenn solche vorkommen, gar nicht in Betracht kamen, im Vergleich mit den Beschwerden, die sich auf nur weltliche Dinge oder auf Verhältnisse bezogen, in denen Geistliche mit Weltlichen in Conflict gerathen waren. Als Kaiser Maximilian i. Jahre 1519 starb, machten sich die Bauern aus den Gerichten Steinach, Sterzing, Rodenegg und die Gotteshausleute von Brixen in ein Bündniß zusammen. Erst galt es, freie Jagd zu erlangen, welchem Streben eine ungemein große Anzahl von Hirschen und Gemsen zum Opfer fiel; dann verjagten die von Rodenegg ihren Richter, weil dieser einem Bauern, der in Mühlbach mit geladener Büchse und brennender Lunte herumgegangen, nachdem er ihm solches gütlich untersagt, die Büchse genommen und damit einen Schlag gegeben hatte. Nur mit Mühe hielt der Pfleger, Sigmund Prädisser, die Bauern damals ab, das Schloß Rodenegg zu stürmen; aber mit dem Richter mußte auch der Schreiber und der Gerichtsdiener entweichen. Dieses gewaltsame Auftreten der Gerichtsleute von Rodenegg mußte aber in ganz Tirol um so größeres Aufsehen machen, weil das Gericht dem mächtigsten Edelmann des Landes, Michael von Wolkenstein, gehörte. War aber dieser nicht im Stande, der aufrührerischen Bewegung zu steuern, wer sollte es dann thun, da der Landesfürst, Kaiser Karl V., selbst noch zu jung und unerfahren war, und noch dazu in fremden Landen weilte?

So geschah es denn, daß allmählig das gerichtliche Verfahren beinahe im ganzen Lande stille stand, und der Uebermuth der Bauern so hoch stieg, daß sie selbst die Erbhuldigung zu verweigern gedachten, und als endlich auf wiederholtes Andringen der erzherzoglichen Gesandten diese von einigen Gerichten geleistet wurde, weigerten sich die Gerichte am Eisak fortwährend darauf einzugehen, bis nicht Karl oder der Erzherzog, sein Bruder, im Lande erschienen seyen. Wildheit und Gewaltthätigkeit nahmen so sehr überhand, daß die Sicherheit der

Straßen aufhörte, hier wie in den Städten Leute ungestraft ermordet wurden, allgemeines Mißtrauen eintrat, der Adel, Schlimmeres fürchtend, sich selbst der nothwendigsten Einmischung in die allgemeinen Angelegenheiten enthielt; die Edelleute den Bauern, die Bauern den Priestern, die Priester den Bürgern nicht trauten, und zuletzt unter den Gerichten selbst Bündnisse über Bündnisse geschlossen wurden, gemeinsame Zwecke mit Gewalt durchzusetzen. Solchen Verabredungen zufolge sollten am Pfingstmontage des Jahres 1520 sich 5000 Mann versammeln und nach Brixen ziehen, die Stadt zu plündern. Es kamen jedoch nur 800, meist Knappen aus Sterzing, zusammen, die sich wirklich nach Brixen begaben, allein doch nur großen Lärm erhoben, ohne daß sie, ihrer Minderzahl wegen, gewagt hätten, den eigentlichen Plan auszuführen. Endlich sah sich die statthalterliche Regierung in Innsbruck gezwungen, mit größerer Strenge aufzutreten, und ließ deshalb am Freitage vor Judica in der Fasten des nächstfolgenden Jahres den Ulrich Göbhard von Bruneggen hinrichten, der den Gerichtsfrieden gebrochen und die Bauern zum Aufruhr gegen den Adel zu bewegen versucht hatte.

Die Unruhen des Jahres 1520 hatten außerdem, daß die Bauern in den Bisthümern Trient und Brixen wirklich gedrückt waren, ihren Grund zum Theil in der Schwäche des Fürstbischofs von Brixen, Christoph, gehabt, welcher, anstatt die Meuterer durch Strenge zu schrecken, durch Nachsicht ihr sträfliches Thun, selbst wider seinen Willen, beförderte. Als derselbe im Jahre 1521 starb und Sebastian Sprenz von Dinkelsbühl, ein in Geschäften gewandter und von Kaiser Maximilian einst hochgeachteter Mann zum Fürstbischofe gewählt wurde, entstand aber, statt größerer Einigung, neuer Hader. Schon Fürstbischof Christoph war mit seinem Domcapitel nicht gut gestanden; Sebastian aber, als Ausländer und gleich dem damals lebenden Cardinalerzbischof von Salzburg, Matthäus Lang, nicht von Adel, ja durch Lang, und insbesondere wider den Wunsch des mächtigen Georg von Frundsberg erwählt, welcher mit den Plan umging, die bischöfliche Würde seinem Sohne zu verschaffen, und wohl ein weltliches Fürstenthum daraus zu bilden, hatte bei der allgemeinen Abneigung des Adels einen doppelten schweren Stand. Er selbst befand sich zur Zeit seiner Erhebung auf einer Gesandtschaftsreise in Polen: in Brixen aber war die Unordnung auf eine solche Höhe gestiegen, daß Niemand in seinem eigenen Hause seines Lebens sicher war. Die allgemeine Spannung stieg noch, als auf dem ersten Landtage, den Erzherzog Ferdinand an seines Bruders, des Kaisers Statt in Innsbruck hielt, die beiden Bi-

schöfe von Trient und Brixen der Meinung des Adels zufolge der Sache des Fürsten mehr, als der Landschaft sich zugethan erwiesen. Des Erzherzogs Räthe, welche an dem Verfahren des Cardinals Ximenes in Spanien gelernt haben mochten, wie ein Land zum Vortheile des Fürsten regiert werden muß, strebten der Regierung größere Kraft und Einigung zu geben, insbesondere aber das Steuerwesen zu regeln, da der Kaiser, obwohl Fürst so vieler Länder, doch der vielen Immunitäten wegen, und von Franzosen und Türken mit Kriegen heimgesucht, seine zahlreichen Bedürfnisse nur mit Mühe zu bestreiten vermochte. Da die Regierung hiebei von den beiden Bischöfen unterstützt wurde, selbst aber den Adel schonte, so waren die Städte und die Gerichte, die vor Allem dabei zu leiden fürchten mußten, noch weniger für den Plan der Regierung; die dem Erzherzoge bewilligten Steuern gingen nur höchst langsam ein; ja die Bauern verlangten sogar, ehe sie die Steuern entrichteten, eine schriftliche Versicherung, daß sie wider ihr gutes, altes Herkommen nicht beschwert werden sollten.

So standen die Verhältnisse, als jene Ereignisse, welche bereits eine ähnliche Gährung der Gemüther in Mitteldeutschland zum blutigen Ausbruche geführt hatten, auch in Tirol eintraten, und zu der politischen Aufregung sich auch die religiöse gesellte; und zwar wirkte diese nicht blos vom Westen, von Engadein her, sondern auch der Norden und Osten begann beinahe zugleich einen verderblichen Einfluß auf Tirol auszuüben. Bald sollte auch hier in Aufruhr und Verwirrung sich zeigen, was selbst Luthers erstes und noch nicht gänzlich unkirchliches Auftreten gleich so verderblich machte, daß die Erörterung theologischer Fragen (von ungemeiner praktischer Wichtigkeit zu einer Zeit, wo überall die größte Gährung herrschte, und ihre Anregung auf eine Weise, daß nicht die Gebildeten und Ruhigen, sondern sogleich die tölpischen und rohen Massen in den Streit hineingezogen wurden), die schlimmsten Folgen, eine allgemeine sociale Revolution, herbeiführen mußte. Zwei Mönche von Berchtholsgaden werden als die ersten genannt, welche der „Reformation" den Eingang in Tirol verschafften. Obwohl aber, da Luthers Meinungen selbst noch nicht in ein Lehrsystem gebracht worden waren, nicht bestimmt angegeben werden kann, welche Lehren in Tirol verbreitet wurden, so stimmten doch die ersten wie die spätern Verkündiger der „Reformation„ in Tirol in dem Einen überein, daß die von der Kirche vorgetragene, traditionelle Lehre die verfälschte, und nur die von ihnen, jedoch auf verschiedene Weise gebotene die wahre sey. Diese aber unterschied sich von der ersten und wahren theils dadurch, daß gänzlich Unfähige, wie Schneider, Wirthe und wegen Lüderlichkeit abtrünnige

Geistliche sie vortrugen, theils durch die sonderbarsten Auslegungen, die wir als lächerlich bezeichnen müßten, wenn ihre praktische Wichtigkeit nicht so ungemein groß gewesen wäre. Denn nachdem einmal Jeder, ohne Rücksicht auf frühere Geltung, jedem Verse der Evangelien eine beliebige Deutung unterschieben konnte, mußten nothwendig in jeder Gemeinde wenigstens eben soviele Spaltungen entstehen, als Prediger vorhanden waren. Luthers Hinzusetzung des „Allein" in der Epistel des heil. Paulus, wo von dem Seligwerden durch den Glauben die Rede war, brachte aber wohl keine geringern Uebel hervor, als die von den Wiedertäufern gebrauchte willkührliche Deutung des 13. Cap. an die Römer über das, was Andern zu geben ist. Wie durch jene die guten Werke unnöthig erschienen, so hielt man es durch diese dem Geiste der Schrift angemessen, von den gebührenden Steuern und Gefällen von nun an nichts mehr zu entrichten. Diese Auslegungen mußten vor allem dem widerspänstigen Sinne des Landvolkes so sehr zusagen, daß nicht zu verwundern ist, wenn bald auch Tirol mit dem Geschrei nach reinem und lauteren Worte Gottes, nach der Lehre des heil. Paulus — so pflegte man diese neuen Deutungen zu nennen — erfüllt wurde.

Auf der einen Seite strebten die Jünger des Thomas Münzer ein neues Reich Gottes aufzurichten, in welches nur durch Verkauf von Hab und Gut, und durch Erlangung einer zweiten Taufe einzugehen möglich war. Diese gewannen in Tirol einen solchen Anhang, daß in Innsbruck allein drei Männer 400 Personen zum Beitritte bewogen, und obwohl die Regierung jene drei hinrichten ließ und die übrigen zum Widerrufe und Kirchenbuße nöthigte, so scheint der Rückfall doch so häufig vorgekommen zu seyn, daß man zuletzt zu härteren Strafen seine Zuflucht nahm, die auch wohl, wo sie angewandt werden konnten, schon anfangs nicht ohne Frucht gewesen seyn sollen. Die in Norddeutschland vorzüglich von Klosterleuten ausgegangene (lutherische) Umwälzung scheint auch in Tirol zuerst Mönche angesteckt zu haben, theils wegen der Verbindung der Klöster unter sich, theils weil das Verderben die am leichtesten ergreift, deren Pflicht es vor Allem ist, sich ihm am eifrigsten entgegenzusetzen. Viele Mönche verließen, nach Luthers Vorbild, auch in Tirol ihre Klöster, die meisten, indem sie vom Klostergute noch, so viel sie konnten, mit sich nahmen. Doch gelang ihnen dieß nicht immer, und es ist besonders aufgezeichnet worden, wie zwei Mönche, die aus der Karthause von Schnals, am Fuße des Oetzthalerferner, entwichen, auf einem Hügel eingeholt, und als Rebellen gegen Gott und ihre Vorgesetzten sogleich umgebracht wurden. Im nördlichen Tirol fand die Neuerung gleich anfangs den größten

Eingang bei den Knappen in Schwatz, Hall und Sterzing, die schon bei dem letzten Aufstande am meisten vorangetreten waren, und deren Handwerksverbindung mit den Knappen in Sachsen und am Harz der Lehre des Eislebener Knappensohnes besondere Förderung verschaffen mußte. Nach Schwatz hatten sich die beiden Apostel von Berchtolsgaden gewandt, Dr. Johann Straus nämlich und Christoph Söll, welche zuerst in der Pfarrkirche noch unter dem Scheine katholischer Predigten ihre selbstgeschaffenen Lehren vortrugen, bis sie daraus weichen mußten, worauf sie auf dem Kirchhofe predigten. Doch trug in Schwatz die consequentere Lehre Thomas Münzers über die Luthers, der in Verwerfen und Beibehalten der alten Lehre zu große Willkühr übte, zuletzt den Sieg davon. Die Augustiner Klosterfrauen, wie auch die auf dem Walde, ja zwei Drittel der ganzen Bevölkerung von Schwatz hatten sich gegen Ende des Jahres 1523 den Wiedertäufern zugewendet. *) In Hall pflegten die Salzknappen ihres Predigers Dr. Urban Regius so sehr, daß ihn immer eine Schaar Bewaffneter in die St. Salvatorkirche begleitete, oder wo er sonst sich hinbegeben mochte. Ja ein Franciscanermönch derselben Stadt verließ damals sein Kloster, um erst als Bergknappe sein Brod im Schweiße des Angesichtes zu verdienen, dann sich in immer größern Fanatismus zu stürzen, und endlich dafür auf dem Scheiterhaufen zu büßen.

Bald waren die Folgen dieser Begebenheiten fühlbar. Zuerst in Schwatz.

Hier kündigten die Knappen dem Bergrichter und ihren andern Vorständen den Gehorsam auf, und zogen nach Innsbruck, dort ihre Klagen bei dem Erzherzoge Ferdinand selbst anzubringen. Unerschrocken ging ihnen der Erzherzog bis Hall entgegen, und entließ eine Deputation, die vor ihn gekommen, mit tröstlichem Bescheide. Als aber dieß die in Schwatz zurückgebliebenen vernahmen, wurde der Aufruhr noch heftiger und mehrere Tausende machten sich aufs Neue nach Innsbruck auf den Weg. Allein der Erzherzog, wenn auch nicht in männlichem Alter, doch mit männlichem Muthe ging ihnen aufs Neue bis Hall entgegen, und besänftigte die Empörer durch das Versprechen, es sollten alle ihre Beschwerden gehoben und ihnen alle Rechte und Freiheiten bestätigt werden. Während aber der Bischof von Brixen auf Befehl des Erzherzogs damit beschäftigt war, hierüber die amtlichen An-

*) Hier waren zur Controverspredigt in einer Kirche zwei Kanzeln erbaut worden, wo die entgegengesetzten Ansichten vertheidigt wurden, während das zuhörende Volk sich für und wider partheite.

zeigen zu verfertigen, erhob sich in seinem eigenen Fürstbisthume ein viel gefährlicherer Tumult. Die Regierung zu Brixen hatte, um das Uebel an der Wurzel zu packen, die nach Tirol gekommenen Prädicanten zur Verantwortung citirt, diese aber hatten bereits einen solchen Anhang gewonnen, daß sie, wenn sie über Land oder zur Predigt gingen, stets von 20—30 Bewaffneten begleitet wurden; ja selbst Carlstadt wagte es, einige Zeit in einem brixnischen Dorfe zu verweilen. Als sie aber zuletzt dennoch sich aus dem fürstbischöflichen Gebiete wegbegeben sollten, nahm sich ihrer besonders eine Rotte von Bauern an, die unter der Anführung eines gewissen Peter Pößler von Taufers und des sogenannten Vennswirthes schon viel der Justiz zu thun gegeben hatten. Schon früher hatte, wie die Innsbrucker, auch die Brixner Regierung mit größter Strenge zu Werke zu gehen beschlossen, aber wie es scheint, diese auch auf Personen ausgedehnt, die sich wenig oder gar nichts hatten zu Schulden kommen lassen, wodurch die Spannung und Erbitterung nur vermehrt ward. Als nun Peter Pößler gefangen worden und mehrerer Mordthaten wegen zur Hinrichtung geführt werden sollte, befreiten ihn die Bauern des Gerichtes Rodenegg am 5. Mai 1525 mit Gewalt aus den Händen der fürstbischöflichen Richter. Kaum war diese That bekannt geworden, so strömten sogleich von den benachbarten Höhen und Thälern, von Salern, Pfeffersberg, Velturns, Lazfons, Verdings, Albeins, Lüsens und andern Orten die Bauern in Masse zusammen; zogen noch an demselben Tage nach Brixen, drangen im Einverständnisse mit der Bürgerschaft in die Stadt, plünderten die Häuser der Geistlichen und verjagten den Rath des Fürstbischofs. Hierauf wählten sie, da ihre Anzahl schon bis auf 5000 angewachsen war, 3 Hauptleute für die Brixner, 3 für die Bauern, zogen nach Neustift, wo sie gleichfalls bei den Unterthanen auf Unterstützung zählen konnten, plünderten auch hier, 12. Mai 1525, obwohl ihnen eine Ablösungssumme von 5000 fl. nebst Abhülfe aller Beschwerden verheissen worden war, und richteten einen Schaden von 25000 fl. an. Dadurch ermuthigt ernannten sie den Michael Geißmayr, eines Knappen Sohn, der als Schreiber des Landeshauptmanns Leonhard von Völs, dann des Bischofs Christoph von Brixen, endlich als Zöllner zu Clausen das Gebrechen des Landes vielfach kennen gelernt hatte, zu ihrem Obersten und vereinigten sich, einen allgemeinen Krieg gegen Adel und Geistlichkeit im Lande Tirol zu erheben. In der That, so weit die Kunde von den Vorfällen zu Brixen und Neustift drang, flammte mit einem Male der wildeste Aufruhr auf. Während im Osten zu Windisch Matrey der Aufstand ausbrach und sich an den der Salzburger anlehnte, eine Bauernregie-

rung eingesetzt und ein Bund mit den Pinzgauern geschlossen wurde, wälzte sich im Süden und Westen der Aufstand dem Eisach und der Etsch entlang, im Norden derselbe sich am Inn fort. Ja hier brach der Aufstand sogar beinahe an denselben Tage aus, an welchem er im Eisak- und im Etschthale entstanden war; im Unterinnthal ward Thaur, im Oberinnthal Telfs der Hauptbrennpunkt. Von dem letzten Orte aus zogen die Bauern, Kirchen und Pfarrhäuser plündernd, nach der alten Abtei Stams, nahmen sie am 15. Mai ein und richteten insbesondere dadurch einen bedeutenden Schaden an, daß sie die kostbarsten Urkunden über Grundverhältnisse zerstörten, so daß von dieser Zeit an zwei Jahre hindurch die Pfarreien des Klosters keinen Zehnten mehr bezogen und gar manches Besitzthum in fremde Hände gerieth. Auch in den Gerichten Rettenberg, Rattenberg, Steinach, Rodeneck, Schöneck, Taufers, Kastellruth tobte der Aufruhr; beinahe am ärgsten, nach Brixen, in Deutschgar und dem Burggrafenthum. In Untermais, Ahrn, Pfalzen, Lana, Algund, Gries, Tirol ward der Pfarrhof, im Ultenthale das Schloß Eschenlohe geplündert, in Botzen die deutsch Ordens Commende. Die kläglichste Schilderung der von den Bauern angestifteten Verwüstung ist uns von dem Kloster der Clarissinen in Meran hinterlassen, jenem Kloster, das später vor Allem Anlaß gab zur heillosen Einmischung des Staates in geistliche Verhältnisse. Mehr als 2000 Bewaffnete drangen mit Gewalt in die Clausur und plünderten das Kloster, ließen die Weinfässer im Keller aus, und zerstörten das Getreide.

So groß jedoch dieser Frevel hier und an andern Orten war, so steht er doch nicht einzeln da, sondern wurde später, wenn gleich unter anderer Form öfter wiederholt. Glücklich waren die Clarissinen, daß sie noch mit dem Leben entkommen konnten; denn von den Nonnen von Steinach mußten es jetzt mehrere mit dem Tode büßen, daß sie durch einen lügenhaften Proceß die Gemeinde von Partschins vor 8 Jahren um einen Wald gebracht. Selbst die so sehr verehrte Wallfahrtskapelle Waldrast ward damals nicht verschont.

Auch die einsame Wohnung der frommen Brüder des heil. Bruno zu Allerengelsberg im Schnalserthale blieb nicht ungekränkt. Die Bauern brachen mit Gewalt in die Karthause ein, plünderten sie, zerhieben die Urkunden und raubten unter Anderm eine silberne Platte, 1000 fl. an Werth, die der Hauptmann Conradin von Glurns hieher geflüchtet hatte. Glücklicher als Sonnenberg, wo die eigenen Unterthanen aus Eusberg kostbare Urkunden entwendeten, vermochte sich Marienberg mit

der freilich sehr beträchtlichen Summe von 25000 fl. von der beabsichtigten Plünderung loszukaufen.

Der Hauptsitz des ganzen Aufstandes ward Meran im Vintschgau. Hier hatte sich trotz dem Verbote Kaiser Karls, Luthers Meinungen in den Erbstaaten zu verkünden, ein lutherischer Prediger schon 1523 aufgehalten, so daß der Kaiser selbst dem Meraner Magistrate die Vertreibung desselben befahl. Wahrscheinlich war dieses Gebot so vergeblich wie das erste, da die Bürgerschaft bereits so für die neue Lehre gewonnen war, daß dieselbe den Magistrat bat, er möge Fürsorge treffen zur Verkündigung des lautern, durch Menschensatzungen unverfälschten Evangeliums; hier versammelte sich auch der Ausschuß von Städten und entsandte in alle Gerichte und Städte der Grafschaft Tirol Ausschreiben, zusammen zu kommen zu gemeinsamer Berathung und endlicher Vorlegung der Beschwerden. Hieher kamen dann auch die Abgesandten der aufrührerischen Welschen aus dem Bisthum Trient, aus dem Etschland, dem Nonsberge, von Pergine, Levico und Valsugana, welche Trient das Schicksal von Brixen bestimmt hatten, aber von den Grafen von Arco und Lodron und dem Herrn von Castelalt zurückgeschlagen wurden, der Verbindungen ungeachtet, die sie mit den Bürgern angeknüpft hatten. Noch größere Wuth herrschte, bei vielleicht noch gerechteren Beschwerden unter den welschen Bauern: der Pfleger von Nami wurde von ihnen im Taubenschlage, wohin er sich geflüchtet, lebendig verbrannt. Auch Michael Geißmair, dieser gewandte, listige Gegner des Adels und der Geistlichkeit, der mit dem Gedanken umgegangen zu seyn scheint, sich zum Landesobersten emporzuschwingen, kam nach Meran, begleitet von einem lutherischen Prädicanten, der den Bauern predigte und dessen Einfluß auf den Fortgang der Empörung ebenso unverkennbar ist, wie seine Bemühungen fruchtlos waren, das Rauben und Stehlen zu verhindern. Im Ganzen blieben nur wenige Theile ruhig; alle Bedeutenderen schlossen sich an den Aufstand an, der damals so allgemein war, daß mitten in der Verwüstung und Plünderung der deutschen Lande der Herzog von Bayern allein sich der Ruhe rühmen und anderen Fürsten zur Ruhe verhelfen konnte; Erzherzog Ferdinand aber bereits an die Flucht aus Tirol denken mußte.

Da gelang es ihm, mitten im allgemeinen Aufruhr die Empörten plötzlich zu trennen, sie so zu überwältigen und zu ersticken. Da am meisten Gefahr war, wenn die nächsten Bezirke um Innsbruck, sowie die unter sich durch vielerlei Bande verbundenen, handfesten und trotzigen Knappen sich an die Aufrührer anschlössen, versammelte der Erzherzog die Abgeordneten der Städte und Gerichte des obern und untern

Innthals, des Wippthals, von Rattenberg, Kufstein und Kitzbühel, so wie der Bergwerke von Schwaz, Gossensaß und Schneeberg am 21. Mai zu Innsbruck und verlangte ihren Rath und Beistand zur schleunigen Beruhigung des Aufstandes. Die Versammlung legte dem Erzherzoge vier Beschwerdepunkte vor: das Wort Gottes werde dem gemeinen Manne nicht klar nach dem Texte des Evangeliums gepredigt, die Geistlichen hätten mehr ihren Eigennutz als ihre Pflicht im Auge, der Schatzmeister regiere alle Aemter mit Willkühr und sey beschuldigt, die Hereinberufung fremden Kriegsvolks angerathen zu haben. Diese vier Punkte, die als Ursachen der Empörung angegeben wurden, versprach der Erzherzog in seiner Antwort zu heben und gewann dadurch die Versammlung so sehr, daß sie sich erbot, auf die Aufforderung des Fürsten hinreichende Mannschaft zur Unterdrückung des Aufruhrs zu stellen. Noch ernster ließen sich in dieser Beziehung die Bergwerke heraus, so daß der Erzherzog nicht nur der Ruhe der Landschaften, die ihre Abgeordneten nach Innsbruck gesandt hatten, völlig versichert seyn konnte, sondern auch dem allgemeinen Landtage, den er nun nach des Kaisers Befehl auf den 20. Juni ausschrieb, mit größter Zuversicht einer schleunigen Wiederherstellung der Ordnung entgegen sehen konnte.

Bei der Versammlung in Meran aber machte die ihr vom Erzherzoge zugeschickte Kunde dieser Anträge ein solches Aufsehen, daß sie von Stund an beschloß, in dem Fortgang der Empörung bis auf den Landtag Stillstand eintreten zu lassen. Allein diese Ruhe, die nun folgte, war nur scheinbar. Michael Geißmair und die Seinigen erkannten sehr wohl die Wichtigkeit des Augenblicks und gedachten ihn auf das Beste zu benutzen, um die nun mit Gewalt errungene Regierung nicht eher niederzulegen, als bis ihnen die umfassendsten Rechte und Freiheiten gewährt worden wären. In mehreren Schriften, die aus der Besprechung zu Meran, aus den Gerichten zu Rettenberg und Thauer in Innsbruck einliefen, verlangten die Bauern zugleich geistliche wie weltliche Freiheiten, Ausrottung aller gottloser Menschen, die das ewige Wort Gottes verfolgten, und Aufrichtung einer christlichen Regierung, die allein aus den heil. Büchern [illegible] werden [illegible], daß sie sich dadurch [illegible] des [illegible], [illegible] Abschaffung aller [illegible] Freiheiten, [illegible] Wort Gottes, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] die Juristen und [illegible] [illegible]

verbannten Prediger zurückgerufen, die der neuen Lehre wegen Gefangenen freigelassen, die Klöster und Deutschordenshäuser in Spitäler verwandelt werden; mit den Klöstern sollten auch alle Pfründen, Capitel und Stifter hinwegfallen. Alle Kelche und Kleinodien der Klöster und Gotteshäuser sollten zu baare Münze gemacht werden, ein Verlangen, das bekannter Maßen dritthalbhundert Jahre später, jedoch nicht von Bauern, aufs Neue gehegt und auch in reichlichem Maaße in Ausführung gebracht wurde. Alle Zinsen und Renten der Geistlichkeit sollten von nun an abgeschafft, jedoch müsse der Zehent noch unter der Bedingung entrichtet werden, daß er in 2 Theile getheilt werde, wovon der Eine dem Landesfürsten, der andere der Gemeinde zufalle, die hievon den Pfarrer, Kaplan und Meßner nebst der Kirche „ohne Mangel und ohne Ueberfluß“ unterhalten müsse. Dadurch hofften sie den Fürsten durch Mitgenuß zur Theilnahme am Verbrechen zu verlocken. Demselben Geiste, der so revolutionär er ist, dennoch damals und später ohne Unterschied der Geburt allen Machthabern eigen war, die kein anderes Gesetz, als ihre Willkühr erkannten, entsproß ein anderes Verlangen. jede Streitsache, von geistlichen oder weltlichen Personen, sollte nicht mehr von den bisherigen, sondern von den landesfürstlichen Richtern untersucht und abgethan werden. Zu diesen Forderungen gesellten sich viele andere, wie sie theils die Staatsweisheit unserer Tage, gegen sich selbst gekehrt, wieder auffrischte, oder ein lokales Bedürfniß sie lehrte. Die Halbweinzinsen, Zulaßgelder, Todfällgedinge, Robathen und Weisfathen, alle Zölle, ausgenommen die landesfürstlichen an der Landesgrenze sollten abgethan seyn; man sollte alle Versatze und Zinsen abdienen können. Die Meraner verlangten Austrocknung des Etschmooses, die Thaurer und Rettenberger größere Jagdfreiheiten, die Deutschen gegen die Welschen das Einfuhrverbot der Trienter und überhaupt der welschen Weine; die Bauern begehrten wider die Städte Abbruch aller Ringmauern, aller Schlösser und Befestigungen, so daß von nun an nur mehr Dörfer im Lande seyen, kein Unterschied der Stände, sondern Gleichheit aller Menschen herrsche, ein Zustand, den in der Beziehung des Menschen zu Gottes Richterstuhl die Kirche lehrt, den aber in dieser Welt einzuführen Ströme von Blut und die größten Willkührlichkeiten von wahnsinnigen Völkern und Fürsten, die sich Gott gleich dünkten, vergeblich verschwendet wurden. Der Kaufmannstand sollte gänzlich abgethan werden. In Bezug auf die Regierung wurde verlangt, daß jede Gemeinde sich selbst alle Jahre einen Richter und acht Geschworne erwähle, vor welchen die Streitigkeiten zu bringen seyen. Ueber alle Gerichte solle Ein Obergericht im Lande seyn, zu Brixen, wo

die Bauernregierung gleich der frühern fürstbischöflichen bereits Mandate ergehen ließ — unter dem Vorwande, daß Brixen mitten im Lande gelegen und dort zur Aufnahme des Gerichtspersonals viele Pfaffenhäuser seyen. Ueber das ganze Land sollte dann auch ein Landesoberster mit vier Hauptleuten gesetzt werden und diese für des Landes Nothdurft sorgen.

In demselben Geiste, der aus diesen Beschwerdeschriften hervorleuchtet, gedachten die Bauern auch den Landtag zu handhaben und verlangten daher, als die Stände nach Innsbruck kamen, mit Ungestüm den Ausschluß der Geistlichen und Edelleute von Sitz und Stimme am Landtage. Wirklich setzten sie ihr Begehren in Bezug auf die Geistlichkeit durch und stellten nun solche Anforderungen, durch welche die Freiheit der Kirche vernichtet und der Clerus der Willkühr der Weltlichen untergeordnet werden sollte. Damals war es dem Erzherzoge anheim gegeben, wenn er die Geistlichkeit auf das hätte beschränken wollen, was man gegen Ende des vorigen Jahrhunderts die rein geistliche Sphäre nannte, die josephinische Aera schon im sechszehnten Jahrhundert einzuführen und mit einem Male das große Ideal jener Zeit, um dessen Erreichung wegen so viele Fürsten ihre Völker dem Abfalle zuführten, die ausgedehnteste Territorialmacht zu erlangen. Es ist kein Zweifel, daß Kaiser Maximilian in einem solchen Falle zugegriffen haben würde; sein frömmerer und weiserer Enkel verschmähte eine Herrschaft, deren Grundlage den Principien des Christenthums, der wahren Aufgabe jedes Fürsten, entgegen war.

Während aber diese Beschwerdeschriften verfaßt wurden und die Aufrührer sich mit der Hoffnung schmeichelten, auf einem scheinbar legalen Wege mit einem Male Alles zu erhalten, hatte der Erzherzog auch nicht gerastet. Seine Abgesandten hatten in Windischmatrey, in Trient, im Innthale den Aufstand gedämpft; seinen Maaßregeln war es zuzuschreiben, daß Sterzing und andere Orte ruhig, daß die Pässe ins Ausland in seinen Händen blieben, daß Brixen nicht gänzlich der Raub des Aufruhrs, daß die Verbindung zwischen den Salzburger und Tiroler Bauern bei Zeiten aufgelöst wurde.

Um aber mit noch größerm Nachdrucke auftreten zu können, ließ er die Truppen aus dem Auslande, die seiner frühern Angabe nach erst nur durch die vorderösterreichischen Länder hätten ziehen sollen, denen er aber nachher eine andere Marschordre zuzustellen verheißen hatte, noch während er in Innsbruck mit den Pseudoständen unterhandelte, schon zur Bestrafung der Aufrührer in das Vintschgau eilen. Doch zwang ihn damals die Geldverlegenheit, in welcher er sich befand, zu Mitteln

seine Zuflucht zu nehmen, die hart und drückend waren; er ließ aus den Kleinodien und heil. Gefäßen der Kirchen Münze machen, ein Verfahren, das nur durch das Außerordentliche der Umstände entschuldigt wurde. Auf diese Weise beinahe wider sein eigenes Erwarten gekräftigt und gestärkt, eröffnete der Erzherzog den Landtag mit der Darstellung des durch den Aufruhr im Lande Tirol entstandenen Unheils und forderte dann seine „getreuen, fürnemen Landleute und Unterthanen" auf, Rath und Hülfe zur Abstellung der Unruhen zu leisten, damit, „der Ehrbarkeit anders, dann bisher geschehen ist, versichert, Gerichtsfrieden und Recht im Lande erhalten, alle Stände vor Gewalt und Unrecht beschirmt und alles Wesen wiederum in guten Stand und Gehorsam gebracht werden möge." Hierauf übergaben die städtischen und bäuerlichen Abgeordneten die zu Meran verfaßte Beschwerdeschrift. In Bezug auf diese wies aber der Fürst erstlich die Einmischung der Stände in die Domainensachen und die geistlichen Angelegenheiten zurück, „dieweilen dem geistlichen Stand Ordnung zu geben, nicht ein Werk eines einzigen Fürstenthums sey, sondern gemeiner Königreiche und anderer Fürsten und christlichen Potentaten," ebensowenig dürfe in Bezug auf die Stellung der Fürstbisthümer Brixen und Trient zum Reiche eine Veränderung eintreten, besonders da das Haus Oesterreich verpflichteter Schutzvogt beider sey. Ueberhaupt könne ohne Zustimmung des Kaisers und vor seiner Ankunft in Deutschland nichts verändert werden. Wohl aber sollten sie, was von den Bauern an Schlössern und Klöstern eingenommen worden, zurückgeben; ihren Hauptleuten, Waibeln und den übrigen von ihnen geschaffenen Obrigkeiten den Gehorsam absagen, nur dann möchten die Aufrührer der Strafe entgehen. Diese Sprache lautete freilich anders, als sich diese erwartet hatten. Städte und Gerichte entgegneten deshalb: so sey ihr Gemüth, Willen und Meinung nie gewesen, auch noch nicht. Allein bald sahen sie, daß jeder Widerstand vergeblich sey. So ihrer Hoffnungen unerwartet beraubt, suchten sie sich noch auf Kosten des geistlichen Standes zu entschädigen, allein vergeblich. Der Erzherzog, welcher es übernahm, den Frieden zwischen ihnen und dem Adel zu vermitteln, drang darauf, daß ihm Brixen, die Deutschordenshäuser, die Klöster und Schlösser überantwortet würden, und richtete dann die unter dem Namen des 25jährigen Landlibells bekannte Landesordnung (Empörungsordnung) auf, welche im darauffolgenden Jahre von dem Kaiser bestätigt und dann in Tirol, mit Veränderung einiger Artikel, verkündigt wurde.

Hiemit sank die kühn erstrebte Bauernherrschaft wie ein Phantom in Nichts zusammen. Denn das Libell enthielt mehr eine Bestimmung

der vorhandenen, als eine Gewährung der verlangten Freiheiten. Somit war mit allem Blutvergießen und Zerstören im Ganzen nicht nur nichts errungen worden, sondern der Erzherzog fühlte sich auch jetzt mehr als je aufgefordert, die wieder erlangte Gewalt zu benutzen, um die Wiedererneuerung ähnlicher Scenen für immer zu verhindern, weshalb auch damals ein Bündniß sämmtlicher österreichischer Erbstaaten in Anregung gebracht wurde. Schon auf Frohnleichnam besetzten des Erzherzogs ausländische Truppen Mais, Marling, Meran, und andere Orte, blieben daselbst bis Weihnachten, und halfen nun die strengsten Strafen über die noch Widerstrebenden vollziehen, von denen die einen gehängt, andere gerädert, geviertheilt oder verbrannt wurden. Besonders bemühte sich Leonhard von Völs, Landhauptmann im Etschland die Erneuerung des Aufstandes im Blute der Aufrührer zu ersticken, und verfuhr mit jener unerbittlichen Strenge, mit welcher auch in Franken und Schwaben der Bauernkrieg gedämpft wurde, und die, nachdem sich das Blatt gewendet, bei Luther selbst vollen Beifall und Ermunterung fand. Nun wurde auch Brixen von den Aufrührern gesäubert; wo man immer lutherische Bücher fand, wurden sie den Flammen übergeben, und dieses Verfahren auch später beibehalten; mehrere von den Hauptleuten verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste; Michael Geißmayr aber schlug sich mit einer Bande der Seinigen nach dem venetianischen Gebiete durch, wo er gut aufgenommen wurde, obwohl die Republik, so lange der Aufstand dauerte, den Fürstbischöfen alle Unterstützung zugesagt hatte. Auch viele andere wurden bestraft, alle aber mußten jede weitere Empörung abschwören, und das Geraubte zurückgeben. Als die Pinzganer am Samstage vor Oculi 1526 sich an die Bergwerksgesellschaft zu Schwaz um Hülfe gegen das fremde Kriegsvolk wandten, das zu ihrer Züchtigung anrückte, konnten die Knappen ihnen bereits das Schicksal der Tiroler Aufrührer als ein warnendes Beispiel vorhalten, um sich vor ähnlichem Verderben zu bewahren.

Allein auch jetzt war nicht alle Gefahr vorüber. Nicht bloß während der Unruhen, sondern auch nach ihrer Dämpfung, als Fürstbischof Sebastian aus Gram über das Schicksal seiner Diöcese gestorben war und den Erzherzog die Angelegenheiten des Reichs und seines Hauses aus dem Lande riefen, durchzogen lutherische und wiedertäuferische Prediger das Land, predigten in Städten und Dörfern, theilten, wie besonders in Innichen, das heil. Abendmahl unter beiderlei Gestalten aus, und erfreuten sich oft der Aufnahme selbst bei ganz angesehenen Personen geistlichen und weltlichen Standes. Vergeblich wurden gegen sie geistliche und weltliche Mandate erlassen. Besonders brei-

teten sich, einer ansteckenden Krankheit gleich, die Wiedertäufer aus, deren Kühnheit um so höher stieg, je mehr sie selbst verfolgt wurden. Vorzüglich der letzte italienische Zug Georg von Frundsberg's, der der Herrschaft des Papstes für immer ein Ende zu machen hoffte, erhöhte ihren Muth, diente aber auch zu gleicher Zeit als nützlicher Ableiter, besonders der eifrigsten Gegner der katholischen Kirche, von denen Tausende sich unter Frundsberg's Fahnen reihten, und nach der Erstürmung Roms die Beute ihrer Ausschweifungen und des Clima wurden. Allein die Zurückgebliebenen rasteten auch ihrerseits nicht, wie sie es nannten, der Herrschaft des Antichrists ein Ende zu machen. Oft begaben sie sich in Kirchen, rissen dem Messe lesenden Priester den Kelch und das Sacrament aus den Händen, hießen laut das heil. Opfer Zauberei, und verkündeten ein allgemeines Reich ohne Obrigkeit. Zum Tode verurtheilt, starben sie ohne Wanken. So geschah es, daß dem Fanatismus gegenüber die Strenge immer zunahm, und zuletzt an tausend Personen des Irrglaubens wegen in Tirol hingerichtet wurden. Gerade die große Gefahr des Abfalls ihrer Diöcesanen spornte andererseits auch die Fürstbischöfe zur besonderen Wachsamkeit und Sorgfalt. Auch die weltliche Regierung konnte nicht zurückbleiben. Die schon 1527 von Seiten der Geistlichkeit, dann von den übrigen Ständen, gegen das Libell des Jahres 1525 erhobenen Klagen gaben 1532 Anlaß zur Aufhebung desselben und zur Abfassung einer neuen Landesordnung, durch welche der bürgerliche Zustand Tirols besser geordnet ward.

Bei diesen Bemühungen des Erzherzogs für die Ruhe Tirols können wir aber nicht umhin, als eine besondere Eigenthümlichkeit der österreichischen Ferdinande, zu erwähnen, daß sie in der Kirche nicht eine lästige Beschränkung fürstlicher Hoheit erblickten, sondern gemeinsam mit dieser, aber auf politischem Wege, demselben Ziele zuzueilen strebten. Nicht als ob in jenen Zeiten die Begierde nach Erweiterung der Macht nicht vorhanden gewesen wäre, die Regierungen Kaiser Maximilians wie Kaiser Friedrichs tragen diesen Stempel nur zu sehr an sich. Aber es war in Ferdinand I. in noch erhöhtem Grade in Ferdinand II. eine gewisse Hoheit der Gesinnung, die ein Uebergreifen in die Sphäre der Kirche, der bloßen Macht wegen, nicht duldete, obwohl bei den Regierungen, bei den erzherzoglichen Beamten selbst schon damals jener Geist vielfach hervorleuchtete, der später mehrere Häupter des erlauchten Hauses antrieb, sich zugleich als Augustus und Pontifex maximus zu benehmen; und gerade die nun folgende Leidenszeit des österreichischen Hauses, das sich nur mit unendlicher Mühe und höchster Kraftanstrengung der Ungläubigen gegen Außen und der Ketzer im

Innern zu erwehren vermochte, ist auch unstreitig der schönste und glorreichste Theil der Geschichte der Habsburger, in welchen Deutschland so oft seine Vorkämpfer zur Beschützung seines wahren Glaubens, seiner Freiheit und seiner Integrität zu verehren hatte, und sie gewiß noch so oft finden wird, als es gegen fremde Willkühr und Arglist derselben nöthig hat.

Es war natürlich, daß Tirol von den großen Schlägen des Jahrs 1525 sich nur allmählig erholen konnte. Nicht bloß mußten die geschärften Befehle gegen die Ketzer 1527, 1528, 1534 ꝛc. wiederholt werden, man mußte auch auf Anstalten sinnen, die so sehr abgenommene Zahl der Priester zu vermehren, einen tüchtigen Clerus heranzuziehen und das Volk selbst so zu unterrichten, daß es nicht mehr so leicht die Beute irgend eines Schwärmers würde. Hiezu wären aber alle Anstalten der geistlichen und weltlichen Fürsten unzulänglich gewesen, wenn nicht der Orden des heiligen Ignatius, der Retter der katholischen Religion in Deutschland, Aufnahme in Tirol gefunden hätte, wo er besonders im Innthale und bei den Knappen durch rastlose Bemühungen die Spuren der Ketzerei vertilgte. Zu ihm gesellte sich dann später jene unter dem Namen der Kapuciner bekannte Reform des Franciscanerordens, die vorzüglich die Zuneigung der Tiroler erlangte, während die Beschlüsse des Tridentinum zugleich den Weltgeistlichen neues Leben einhauchten, auch den Layen zum Dienste, zur Vertheidigung der Kirche mahnten, und eine allgemeine Reformation auf katholischem Gebiete herbeiführten. Allein noch lange Zeit ertönten die Klagen über den Mangel an tauglichen Priestern, und zeigen dadurch besonders, wie tief die Wunden waren, die Entsittlichung und Verführung der Kirche geschlagen hatten.

Als man schon glaubte, der Sturm habe sich gänzlich gelegt, drohte ein neuer, noch gefährlicherer Ausbruch, wäre nicht der Plan selbst so ausschweifend angelegt worden, daß er nothwendig mißlingen mußte. Balthasar Dässer, ein Unterthan des Fürstbischofs von Brixen, aus Lüsen gebürtig, verband sich (1562) mit achtzehn Männern zur Vernichtung aller geistlichen und weltlichen Herrschaft, an deren Stelle ein Bauernregiment gestellt und Dässer Landesfürst werden sollte. Da er in der Stille einen großen Anhang fand, befahl er seinen Genossen am St. Thomastage, wenn das Volk nach Naturns zum vielbesuchten Markte käme, Streit und Lärm zu beginnen. Würde die Obrigkeit sich ins Mittel legen, so sollten Einige die Sturmglocke ziehen und den Magistrat zuerst, hierauf alle übrigen, ohne Unterschied des Standes, anfallen und niederhauen, die jenen zu Hülfe ziehen würden. Dann

wollten sie sich des Klosters Schnals, hierauf Churburgs und dann der übrigen Schlösser bemächtigen; um mehr Beistand zu finden, sollte das Gerücht ausgesprengt werden, Schweizer und Engadeiner zögen ihnen zu Hülfe. Als aber der Plan durch ein unvermuthetes Hinderniß vereitelt wurde, faßten sie einen andern, ähnlichen, und beschlossen um Weihnachten desselben Jahres, 1562, zu gleicher Zeit an drei verschiedenen Orten im Vintschgau, Pusterthal und Innthal bei nächtlicher Weile über Klöster und Burgen herzufallen, jeden Widerstand mit Gewalt zu ersticken, und im Nothfalle selbst die erzherzogliche Regierung zu bekämpfen. Schon hatten sie zu diesem Zwecke an bestimmten Schlössern, Häusern und Anhöhen Zeichen angebracht, den Eingeweihten zum Verständniß; Dässer verhieß den Seinigen einen allgemeinen Aufstand des gesammten Tiroler Bauernstandes, einen Zuzug von 15000 Mann Schweizern, den Beistand der Knappen zu Schwatz und besonders in der Gastei. Er selbst wollte, um die Usurpation mit einem glänzenden Anstriche zu versehen, die Königin Magdalena zur Gattin nehmen. Möglich, daß aber gerade das letztere ausschweifende Vorhaben das gänzliche Mißlingen eines Projects herbeiführte, das Tirol mit Verwirrung und Entsetzen erfüllen sollte. Nachdem nämlich einige Verschworenen den Anschlag entdeckt, wurde Dässer durch seine eigene Frau, die wahrscheinlich ihr Ehebett der Königin Magdalena nicht abtreten wollte, verrathen, in Klausen gefangen genommen, erst in Brixen peinlich vernommen und hierauf nach Innsbruck geführt, wo er, in seinem Streben zugleich Napoleon und Catilina, während der Fasten des Jahrs 1563 geviertheilt wurde. Seine unglücklichen Reste wurden auf den Landstraßen ausgesteckt, seine Gefährten zu Meran, Brixen und an andern Orten gleichfalls in Untersuchung gezogen und bestraft, die Häuser, in denen sie ihre Versammlungen und Berathungen gehalten, niedergerissen, ihre Weiber und Kinder, wie die weniger Schuldigen, für immer aus dem Lande Tirol verbannt.

Allein auch dieses Ereigniß steht nicht vereinzelt da. In dem Spätherbste desselben Jahres sah sich der Kaiser Ferdinand genöthigt, ein scharfes Mandat wider die Wiedertäufer ergehen zu lassen, von denen er in Erfahrung gebracht hatte, daß sie aufs Neue ins Land gedrungen wären, und mehrere Personen zur Auswanderung mit Hab und Gut vermocht hätten. Der Kaiser meinte, dieß sey nur dadurch möglich geworden, daß die Obrigkeiten seinen früheren Befehlen gegen die Wiedertäufer nicht mit allem Gehorsam nachgekommen seyen. Er wiederholte daher die frühern Mandate, wie seinen festen Entschluß: „solche falsche, aufrührerische Lehren und Irrsal in Tirol auszureuten; es

sollten aber deshalb auch allen denjenigen, welche von Wiedertäufern verführte Personen verhaften würden, der dritte Theil der bei diesen gefundenen Habe, wer einen oder mehrere Vorstände gefangen nehmen würde, von den Gütern derselben 40 fl. erhalten. Und meinen solches alles hiemit Ernstlich", setzte der Kaiser warnend hinzu.

Die geächtete Irrlehre vermochte nicht mehr aufzukommen, wohl*) mochten noch hie und da sich Reste erhalten haben, die später als hyperascetische Erscheinungen hervortauchten; auf die Masse des Volkes übte sie keinen Einfluß mehr aus. Bald war der verunglückte Versuch einer religiös-politischen Umwälzung nur mehr in den Mitteln zu erkennen, die, sie zu verhindern, gebraucht wurden, und die insbesondere der weltlichen Macht ein solches Uebergewicht über die geistliche verliehen, daß hiedurch schon damals der Keim zu jenen unheilvollen Maaßregeln gelegt wurde, die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts ihrem Urheber eine traurige Berühmtheit verschafften, und deren gänzliche Rücknahme seinem weiseren Nachfolger den Ruhm eines zweiten Gründers der Monarchie bereiten wird.

*) Die Visitationen gaben später noch manchmal Spuren derselben kund, wie 1573 zu Gufidaun, im Unter-Pusterthal 1577 und 1582, bei Ehrenberg 1584, besonders aber 1586 im Bregenzerwalde.

XLV.

Ueber „protestantische Kirchenverfassung“.

Erster Artikel.

Das Gebiet derjenigen Wissenschaft, welche man mit dem Ausdrucke: „protestantisches Kirchenrecht“ bezeichnet, ist in neuester Zeit durch die Schriften zweier akademischen Rechtslehrer bereichert worden, von denen der eine sich seit geraumer Zeit ex professo damit beschäfftigt hat, der andre unsres Wissens nur, durch sein religiöses Interesse, welches er an dem Gegenstande nimmt, dazu bewogen worden ist, sein Büchlein zu schreiben. Jede der beiden Schriften hat ihre Verdienste. Die eine von Stahl, welche den Titel führt: „die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten“, hat mit viel größerer Klarheit und Deutlichkeit, weit mehr und tiefer auf die Principien eingehend, als es bisher geschehen ist, die Unhaltbarkeit der drei Systeme, welche in Betreff des Rechtsgrundes der landesherrlichen Kirchengewalt aufgestellt worden sind, dargethan; wir werden Gelegenheit nehmen, dieß noch im Einzelnen hervorzuheben. Auch die andere Schrift, welche Puchta zum Verfasser hat, und von ihm mit dem Namen: „Einleitung in das Recht der Kirche“ bezeichnet worden ist, hat einzelne Gegenstände mit einer dankenswerthen Consequenz auseinandergesetzt; sie ist sehr gut geschrieben, und es wäre dem Manne von Verstand und religiösem Streben zu wünschen, daß ihm das Licht der Wahrheit aufginge, wozu ihm sich leicht der Weg bahnen könnte. Anderweitig hat diese Broschüre schon eine sehr vollständige Anerkennung gefunden, sie soll auch die unsrige, wo es zuläßig ist, nicht entbehren.

Beide Schriften beschäftigen sich nicht mit der Frage, welches die wahre Kirche sey? sie gehen von der Petitio prin-

cipii aus, daß der Protestantismus darauf Ansprüche habe, als solche zu gelten, wohl aber haben beide die Verfassung und Gliederung der Kirche zu ihrem Gegenstande. Es ist in der That eine auffallende Erscheinung, daß im neunzehnten Jahrhunderte, also drei Jahrhunderte nach der Glaubenstrennung, noch immer die Frage aufgeworfen werden muß, und dennoch nicht für Alle, sondern für die Allerwenigsten genügend beantwortet werden kann, welches denn eigentlich die rechte Verfassung dieser Kirche sey? Die vollständige Unhaltbarkeit der drei früheren Systeme ist der hinlängliche Beweis, daß man in drei Jahrhunderten über die kirchliche Verfassung nicht in das Reine gekommen ist, und der Umstand, daß jetzt noch zwei Professoren auftreten, um gewissermaaßen neue Vorschläge zu machen, flößt wieder für diese kein besonderes Vertrauen ein. Worauf kommt es denn aber heraus? immer wieder auf das bloße Factum: „die Reformatoren“ hätten eine Befugniß der Landesherren zum Kirchenregiment angenommen, immer auf die Behauptung, bei welcher an die erwähnten „Reformatoren“ gedacht wird: „die Kirche wurde, nachdem sie in Verfall gerathen, durch Männer, die Gott innerlich dazu erweckte, wieder gereinigt“. Man kann freilich von Protestanten, welche der Geschichte hartnäckig die Augen verschließen, nichts Andres verlangen, sie würden aufhören zu protestiren, wenn sie die Wahrheit anerkennten; deshalb wollen wir über jene Punkte selbst nicht unnöthiger Weise disputiren, so wie auch nicht über den bekannten Divergenzpunkt in Betreff des Umstandes, daß die heilige Schrift von ihnen als die alleinige Quelle der Offenbarung angesehen wird. Stahl geht darin so gar so weit, daß er unter jener Bedingung sich mit der Legitimität der Hierarchie aussöhnen möchte, indem er bemerkt (Seite 59): „Dieß war auch das Verhalten der Reformation gegen die Hierarchie, bis endlich gewiß wurde, daß letztere sich schlechterdings dem Evangelium, statt ihm zu dienen, widersetzen wolle“. Die Argumente gegen diese Alleingültigkeit der heiligen Schrift

liegen so außerordentlich nahe, und sind von Jedem, der sie suchen will, so leicht zu finden, daß wir sie hier nicht wiederholen wollen; doch können wir nicht umhin, bei dieser Gelegenheit unsere Leser mit einer andern kleinen Schrift bekannt zu machen, welche diesen Gegenstand berührt.

Der Verfasser derselben gehört, um mit den Worten Puchta's zu reden, in die Classe derjenigen „schwankenden Gemüther, welche den Strohhalm der äußeren Autorität ihrer Lehre selbst, welche die katholische Kirche darbietet, zur Beschwichtigung und Betäubung ihrer Zweifel hat ergreifen lassen — einen Strohhalm, denn ein solcher ist er für die Uebertretenden, welche Kraft er auch für die eingebornen Glieder haben möge". Jener Autor muß doch auch nicht ganz von dieser sonderbaren Unterscheidung überzeugt gewesen, und scheint jetzt in dem Glauben der katholischen Kirche sehr glücklich zu seyn. Sein Name ist Frederick Lucas, er bekleidet die Stelle eines Barristers in der Corporation des mittlern Tempels zu London, und trat im vorigen Jahre von der „Gesellschaft der Freunde" oder Quäker, zur Kirche über. Bald darauf gab er über die Gründe seines Schrittes eine Schrift unter dem Titel: „Reasons for becoming a Roman Catholic addressed to the Society of friends" heraus, die uns auf einem bedeutenden Umwege zugekommen ist, nämlich in einer stereotypirten Ausgabe, welche zu Cincinati in Amerika veranstaltet worden ist. Der dortige, neugegründete Verein für die Verbreitung richtiger Kenntnisse der kirchlichen Lehre und Gebräuche hat gerade diese Schrift als seine erste Gabe publicirt, indem man sie nach der Beschaffenheit der kirchlichen Zustände Nordamerika's für ganz besonders empfehlenswerth gehalten hat. Dieß ist sie aber auch in der That so sehr, daß sie selbst einer Uebersetzung ins Deutsche nicht unwerth seyn möchte, indem unsre protestantischen Mitbrüder, wenn sie auch nicht zur Secte der Quäker gehören, daraus so manche richtige Kenntniß der kirchlichen Lehre entnehmen könnten. Wir heben eine Stelle

als Beispiel heraus, in welcher sich der Verfasser auf eine sehr anschauliche Weise über das Verhältniß der heil. Schrift zur Tradition ausspricht, wozu ihn die Betrachtung über den Widerspruch führt, daß der Protestantismus den Satz aufgestellt hat: die Schrift sey in sich klar und vollständig, und daß daher jeder Ungelehrte sich für fähig halten darf, ein Doctor der Schrift zu seyn, über deren Sinn gerade die weisesten und frömmsten Männer seit der „Reformation" der verschiedensten Meinung gewesen sind.

„Ich befand mich," sagt der Autor, „in dieser Hinsicht in einer äußerst schmerzlichen Verlegenheit, bis daß ich wahrzunehmen anfing, daß ich das Forschen in der Bibel auf ganz verkehrte Weise betrieben und so entdeckte ich allmählig, daß die ersten Christen sich ihrer Schriften in einer ganz andern Art bedient hätten, als man mich den Gebrauch derselben gelehrt hatte. Sie hatten rings um sich her die von den Aposteln getroffenen Einrichtungen, Glaubenslehren, die von den Aposteln überliefert oder von ihren Lippen vernommen worden waren, und sie gebrauchten die Schrift nicht als Beweise oder als den Grund ihres Glaubens, sondern als vom heiligen Geist eingegebene Commentare zu dem Glauben, den sie bereits empfangen hatten. Sie lasen bei St. Johannes und St. Jakob: „Bekennet Eure Sünden," „Bekennet gegenseitig Eure Fehler," aber sie waren nicht benöthigt, wie wir, mühevoll nach der Meinung des Apostels zu forschen. Sie wußten, daß die Vorschrift den von den Aposteln eingeführten und in täglicher Uebung sich befindenden Gebrauch betraf. Sie lasen von der Anordnung, die Kranken mit Oel zu salben und über sie zu beten, aber sie bedurften keiner schriftlichen Erläuterung, um zu lernen, daß das Verfahren, welches Jeder von ihnen an dem Sterbebette seines Vaters, seiner Mutter oder seines Weibes beobachtet hatte, der Gebrauch sey, auf welchen der Apostel sich bezog. Sie hatten unter sich die Einrichtung des heil. Abendmahls, aber sie bedurften nicht einer genauen Interpretation der Worte, deren

Sinn in den täglichen Gebrauch ihres Lebens eingepflanzt war. Sie hatten das Institut der Taufe, aber sie wußten aus dem Munde der Apostel die Absicht und den Willen unseres Heilandes, als er den Aposteln den Auftrag gab, zu taufen. Sie lasen die heil. Schriften nicht, um sich über die Natur der Taufe, Eucharistie, Beichte u. s. w. zu vergewissern, sondern um bei der Anwendung dieser Einrichtungen erbaut zu werden, um angeregt zu werden, die Beichte nicht zu unterlassen, die heil. Communion mit Feierlichkeit und Andacht zu empfangen und um die in der Taufe erhaltenen Gnaden nicht von sich zu werfen. Sie lasen also die Schriften zu ihrer Erbauung, nicht zum Zwecke einer systematisch-genauen Erläuterung. Sie wußten gar wohl, daß bei dem letzten Abendmahle gar Manches zwischen unserem Heilande und seinen Aposteln vorgegangen sey, was von diesen nirgendwo aufgezeichnet worden ist und so lasen sie die Nachrichten eben wie sie geschrieben waren, nicht aber als einen vollständigen Bericht über Alles, was vorgegangen war, nicht als eine ins Einzelne gehende Erörterung alles dessen, was mit dem damals eingeführten Ritus in Verbindung stand, sondern als eine eindringliche Erzählung des Erfolges, welcher für die Einführung des damals allgemein verbreiteten Ritus Zeugschaft gab. Man denke sich einmal einen Heidenchristen, der zu der Zeit, als das Evangelium Matthäi zuerst zum Vorschein kam, Bischof geworden war und das Recht zu taufen erhalten hatte; er würde von dem Apostel an dessen eigne Schriften appellirt und ihm gesagt haben: „„„Du bist getäuscht; unser göttlicher Meister hat keine äußerliche Taufe eingesetzt, Er hat bloß gesagt: taufet! selbst das Wort Wasser ist nicht einmal erwähnt. Ich sehe deutlich, heiliger Apostel, daß du von der Hinneigung zu den in die Sinne fallenden Einrichtungen des jüdischen Gesetzes noch nicht ganz frei geworden bist. Du hast uns, freilich in guter Absicht, getäuscht, aber ich kann nicht darin willigen, mir meine christliche Freiheit durch diese sinnlichen Vorstellungen verkürzen

zu lassen. Entschuldige mich, dein eigenes Evangelium ist gegen dich, das Wort Wasser steht nicht darin!"" Wie würde wohl der Apostel auf einen solchen Erstlings-Discours geantwortet haben? Es wäre zu viel gefordert, zu meinen, daß er jenen freundlich an die andern Worte, welche der Heiland an seine Apostel gerichtet hat: „„Wer Euch aufnimmt, nimmt Mich auf; wer Euch verachtet, verachtet Mich,"" erinnert hätte."

Da alle protestantischen antikatholischen Argumentationen auf der Verwerfung der Tradition beruhen, somit auch die Erörterungen über die protestantische Kirchenverfassung sich auf jener irrthümlichen Grundlage herumdrehen, so haben wir es nicht für überflüssig erachtet, jenen Gegenstand auch von einer neuen Stimme besprechen zu lassen.

Doch kehren wir zu den Ansichten über die „protestantische Kirchenverfassung" zurück. Schon oben gedachten wir der Verdienste Stahls um die Beleuchtung des Episcopal-, Territorial- und Collegialsystems; man kann in der That sagen, vor ihm habe man die Sache noch bei weitem nicht aus dem gehörigen Gesichtspunkte gewürdigt. Nachdem sich im sechszehnten Jahrhunderte der Protestantismus, der legitimen Kirche gegenüber, als eine von den Landesherren zu leitende und regierende Potenz constituirt hatte, kam man selbst nachher auf den Gedanken mit dem Rückblicke auf die Vergangenheit, man müsse doch den Rechtsgrund erforschen, auf welchem denn eigentlich das landesherrliche Kirchenregiment beruhe. So ward denn zuerst ein System aufgestellt, welches von der Voraussetzung ausging, in Folge des Augsburger Religionsfriedens sey in den protestantischen Ländern die bischöfliche Gewalt auf die Landesherren übergegangen, dieß sey geschehen, wie der Gründer dieses sogenannten Episcopalsystems, Stephani, annahm, kraft kaiserlicher Verleihung, während die meisten seiner Anhänger die Sache so ansahen, als ob in der damals ausgesprochenen Suspension der bischöflichen Gewalt eine Devolution auf die Landesherren enthalten

gewesen sey. Die Irrthümlichkeit beider Ideen leuchtet von selbst ein und sie haben sich auch nicht auf die Dauer erhalten können; wichtiger aber ist die dogmatische Seite dieses Systems, nämlich Trennung der Kirchengewalt von dem weltlichen Regiment, so daß in dem Landesherrn, der als erstes Glied der Kirche beide ausübt, eine doppelte Person zu unterscheiden ist; er besitzt jede der Gewalten aus verschiedenem Rechtsgrunde, für den man nun auch in der heiligen Schrift Unterstützung suchte, und in verschiedener Qualität, und darf ohne Zuziehung des Lehrstandes die Kirchengewalt nicht ausüben. Es war dieses das System, zu welchem die ältere protestantische Orthodoxie sich bekannte, bis daß das pietistische Territorialsystem, welches Thomasius zum Begründer hatte, sich allmählig an seine Stelle setzte. Allerdings möchte der Ausdruck pietistisch für dieses System, welches in seinen Consequenzen zu solcher Willkühr geführt hat, sehr auffallend erscheinen, aber Stahl hat zur Genüge den Ursprung und den Fortgang dieses Systems, dem J. G. Böhmer noch eine falsche historische Grundlage gegeben hat, in der Weise gezeigt, daß jene Bezeichnung gerechtfertigt erscheint. Thomasius hat zunächst sein System des Naturrechts auf dir kirchlichen Zustände angewendet; er unterschied Liebes- und Zwangspflichten, und forderte daher in Betreff der Pflichten gegen Gott, in Betreff der Religion, die Aufhebung alles dessen, was auch nur den Schein eines Zwanges haben konnte. Daher fiel nach diesem System zunächst die Nothwendigkeit eines Lehrstandes fort, jeder mußte glauben können, was er wollte und der Landesherr sollte nur die Befugniß haben, die äußere Ordnung in kirchlichen Dingen aufrecht zu erhalten und die Toleranz zu handhaben. Von einem solchen Systeme sollte man auf den ersten Anblick freilich nicht glauben, daß es zu demjenigen Verhältnisse hätte führen können, welches man, um die Stellung des Landesherrn zur Kirche zu characterisiren, mit dem Ausdrucke Cäsareopapie bezeichnet hat. Aber es wurde nach diesem System so vieles für kirchlich gleichgültig

angesehen und in dergleichen Dingen die Pflicht des Gehorsams der Unterthanen in Anspruch genommen, daß bald die vollständigste Gewalt in die Hände der Landesherren kam. Dieß galt zunächst für die Liturgie, deren Bestimmung dem Landesherrn anheimfiel, bald aber hatte er es auch mit der Entscheidung von Glaubenslehren zu thun; entstand über diese zwischen einem Prediger und seiner Gemeinde ein Streit, klagte letztere über jenen, daß er den falschen Glauben predige, so entschied der Landesherr unmittelbar freilich nur darüber, ob der Prediger den mit der Gemeinde eingegangenen Vertrag über die Beschaffenheit seiner Kanzelvorträge u. s. w. gebrochen habe, der Sache nach war dieß aber eine Entscheidung in Glaubenspunkten. Indem nun auf diesem Wege fortgeschritten wurde, so kam man darauf, daß die Kirchengewalt eben so wie die Staatsgewalt ohne Zuziehung des Lehrstandes von dem Landesherrn ausgeübt werden dürfe, kurz dieser wurde fast allmächtig. Dieß hatte aber die weitere Folge, daß überhaupt ein kirchliches Leben, die Idee der Kirche als einer äußern Gemeinschaft, gänzlich aufgegeben wurde und daß nunmehr die Ausübung der Religion in das Innere des frommen Stilllebens sich zurückzog, und obschon Thomasius selbst dem Pietismus fremd war, so zielt dennoch sein ganzes System auf die „Einzelfrömmigkeit“ (Stahl S. 33) hin. Dieses System hat zwar praktisch, wie auch das vorige, eine große Anwendung gefunden, konnte aber wegen der augenscheinlichen Irrthümer, abgesehen daß kein System auf diesem Gebiete es kann, sich nicht als theoretische Wahrheit behaupten. Bald folgte daher ein anderes, das Collegialsystem von Pfaff, welches diesen Anspruch freilich eben so wenig machen konnte. Nach diesem Systeme wird die unsichtbare Kirche von ihrem Oberhaupte Christus auf unsichtbare Weise regiert; die sichtbare Kirche ist aber eine freie Gesellschaft, die unter keiner Macht stehet, als unter dem Willen der einzelnen frei verbundenen Glieder. Die ganze Basis der Kirchengewalt ist also ein freier Vertrag und insbesondere muß es darnach wie-

derum auf einem Vertrage zwischen der Gemeinde und dem Landesherrn beruhen, sobald diesem die Ausübung der Kirchengewalt zusteht. Als Landesherr hat er nur die sogenannten Majestätsrechte, z. B. Oberaufsicht, Schirmherrschaft, nicht aber die Collegialrechte; dieses sind diejenigen, welche die Gemeinde vertragsmässig unter sich ordnet, z. B. Dogma, Liturgie, Bestellung des Lehramtes; hieran hat er unmittelbar zunächst nur einen Antheil als Mitglied der Gemeinde, dann aber kann diese ihm, was jedoch nicht nothwendig ist, vertragsmässig die Collegialrechte überlassen. Es ist klar, man hat es hier mit der systematischen Demokratie auf kirchlichem Gebiete zu thun und es konnte nicht ausbleiben, daß Einige so weit gingen, zu allen kirchlichen Anordnungen und Bestimmungen den Consens aller Gemeinden, ja bisweilen aller einzelnen Mitglieder der Gemeinden zu erfordern.

Alle diese Systeme waren also eben so viele vergebliche Versuche, für die „protestantische Kirchenverfassung" einen Rechtsgrund zu finden. Man ist daher eigentlich darauf gekommen, die Frage als eine überflüssige ganz von der Hand zu weisen und sich hinsichtlich des landesherrlichen Kirchenregiments damit zu beruhigen: die Landesherren haben es einmal. Jenes thun freilich die Verfasser der beiden vorhin angegebenen Schriften nicht, sondern sie stützen sich beide auf das Recht der „Reformatoren," die Dinge eben in dieser Weise zu ordnen; natürlich, wenn ein Landesherr sich dem „Evangelium" widersetzte, so hätte er nach solcher Theorie seinen Thron, wie die legitime Hierarchie, verlieren müssen, die Geschichte hat auch ziemlich allgemein gezeigt, wie die protestantische Bevölkerung fast in allen Ländern gegen die katholischen Landesherren sich aufgelehnt hat. Doch bleiben wir bei der Gegenwart und bei der Theorie; die Ansichten der beiden neuesten Autoren über die „protestantische Kirchenverfassung" stimmen in ihren Grundgedanken auch nicht überein; das war ohnehin nicht zu erwarten, aber daß sie so weit von einander divergiren, ist doch auffallend. Stahl will

seine Kirche und Kirchenverfassung auf die Zeit des sechszehnten Jahrhunderts zurückführen; Puchta dagegen weiß, die katholische Kirche sey in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts entstanden, daher will er ungefähr das Jahr 250 n. Chr. Geburt als Normaljahr bestimmen. Schade, daß es ihm auf dem Wege seiner gründlichen Forschungen nicht auch gelungen ist, den Tag zu entdecken, an welchem die katholische Kirche entstanden ist; wir würden alle Ursache haben, für diese Bereicherung oder Verbesserung des Kalenders sehr dankbar zu seyn. Doch, Scherz bei Seite, wir erkennen den Autor dieser Schrift auf dem Gebiete der Wissenschaft, welches er bis dahin zu dem seinigen gemacht hat, als eine Autorität an, im Kirchenrechte aber nicht; hier sollte er statt seinen Mangel an gründlicher Kenntniß der älteren kirchlichen Lehre mit dem Mantel vornehmen Ignorirens zu bedecken, vielmehr durch Lesung, wenn auch nicht der ganzen Bibliotheca Patrum, so doch der leicht zugänglichen, über die Bedeutung der Kirche sprechenden Stellen aus den Vätern, beseitigen. Stahl dagegen befindet sich auf einem anderen Gebiete; er will die alte protestantische Verfassungslehre wiederherstellen und man kann es ihm nicht zum Vorwurfe machen, daß er sich nicht, soweit es durch Studium der betreffenden Schriftsteller geschehen konnte, zum Meister seines Stoffes gemacht hätte. Dennoch aber hat es ihm nicht gelingen wollen, so gut positiv zu begründen, als es ihm geglückt war, negativ die Unhaltbarkeit der bisherigen Systeme darzustellen. In seiner Erörterung, die sich nunmehr an seine „Geschichte der Ansicht“ reiht, vermißt man nicht nur die frühere Klarheit, sondern findet im Gegentheil eine große Schwäche der Argumentation und eine Menge innerer Widersprüche.

Beide Autoren lassen sich auf eine ausführlichere Erörterung des Begriffes der Kirche ein; in dieser Hinsicht wird Stahl, sowohl was Klarheit als Consequenz betrifft, von Puchta weit übertroffen; was dieser hier sagt, paßt zum großen Theile wirklich auf die wahre Kirche, nur ist er in dem

Irrthume befangen, die Gemeinschaft der mit ihm gleich Glaubenden dafür zu halten. Beide wollen sie keine Trennung zwischen unsichtbarer und sichtbarer Kirche, Beide verlangen sie ein gemeinsames Bekenntniß des Glaubens als zu dem Wesen derselben gehörig; Puchta dringt aber viel tiefer ein, indem er die bloße Gemeinschaft noch keineswegs für genügend hält, sondern dem Christenthume die Bedeutung der Weltreligion, im Gegensatze zu dem nationellen Staate und zu den nationellen Religionen vindicirt. Auf diesem Wege gelangt er auch zu einer nicht genug anzuerkennenden Auffassung der Verhältnisse zwischen Kirche und Staat, und stellt demgemäß auch in Betreff der Wissenschaft ganz folgerecht das Princip auf, daß man das Kirchenrecht weder dem Staats- noch dem Privatrechte unterordnen darf, sondern als ein selbstständiges Rechtsgebiet neben beide hinstellen müsse. Wir können diesen Abschnitt der Puchta'schen Schrift nicht anders als einen sehr gelungenen nennen, und würden ihn, mit einigen wenigen Modificationen, unterschreiben.

Nun aber entsteht die Frage: wo ist denn diese Kirche? wo ist jenes gemeinsame Bekenntniß? Stahl sagt: „wo die rechte Lehre ist, da ist die rechte Kirche“, und führt diesen Satz als das Gegentheil der Behauptung der katholischen Kirche auf: „wo die rechte Kirche ist, da ist die rechte Lehre“. Möge es vergönnt seyn, damit ein Beispiel aus dem gewöhnlichen Leben in Parallele zu stellen, man wird sich nicht an der Trivialität desselben stoßen, es empfiehlt sich durch seine Natürlichkeit und Analogie: wenn man irgend ein wegen seiner Heilkraft berühmtes Wasser trinken will, so fragt man nach der rechten Quelle, und wo diese ist, da ist auch das rechte Wasser; hat man aber umgekehrt einen Krug Wassers, so hat man darum noch nicht die rechte Quelle, selbst dann nicht, wenn dieser Krug mit einem Siegel versehen ist; wer steht für die Echtheit? Es ist also natürlich, immer an die Quelle zu recurriren. So ist's auch mit der rechten Lehre, zu dem Quelle, der aus dem Felsen hervorsprudelt, auf

welchem Christus Seine Kirche gegründet hat, muß man seine Zuflucht nehmen und aus ihm die Lehre des Heiles schöpfen. So findet man die rechte Lehre in der Kirche, das heißt die Lehre ist in der Kirche, nicht die Kirche in der Lehre. Die Sache ist so einfach, daß es sich eigentlich von selbst verstehen sollte. Gerade aber durch den umgekehrten Satz: wo die rechte Lehre, da die rechte Kirche, wird nothwendig alle kirchliche Einheit aufgehoben, denn woher weiß man, welches die rechte Lehre sey? wer entscheidet darüber? doch immer wieder der Einzelne. Es soll noch das Tausend von Protestanten gefunden werden, die in ihrem Glauben wirklich völlig mit einander übereinstimmen, während der Katholik in Kamschatka mit dem am Cap Vincent durchaus dasselbe glaubt. Wenn heute zu Tage Stahl auftritt und natürlich für seine Meinung die Wahrheit in Anspruch nimmt, wir wollen sehen, wie Viele sich denn wirklich mit seiner religiösen Ueberzeugung durch und durch für überstimmend erklären. Er selbst — so muß man wenigstens annehmen — hält diejenige religiöse Gemeinschaft, welche er die protestantische, das ist nach seinem Sprachgebrauche die lutherische, Kirche nennt, für die wahre, denn er verurtheilt die „päpstliche Kirche", wie er sie nennt, wegen ihrer Irrlehre, und scheidet die Reformirten ebenfalls aus. Puchta hingegen, indem er sehr gütig die katholische Kirche „die irrende Schwesterkirche" nennt, geht auf den Unterschied der beiden protestantischen Hauptconfessionen nicht ein, sondern spricht nur von einer „evangelischen Kirche". Wo ist nun aber die Einheit und Gemeinsamkeit? Stahl gesteht selbst zu, Luther sey in manchen Stücken zu weit gegangen; er mag dieß vielleicht nicht auf das Dogma beziehen wollen, indessen hier erinnern wir daran, was ihm, als Kenner der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht unbekannt seyn kann, wie Luther hin- und hergeschwankt hat, wie er die Buße bald als Sacrament angenommen, bald verworfen, wie er ein Fegfeuer bald gelehrt, bald wiederum abgeschafft hat;

und wie Viele sind es denn, die im Dogma wirklich mit Luther übereinstimmen? stimmte er selbst nicht mit sich überein, stimmen die bekannten protestantischen Bekenntnißschriften, ja selbst die Originale der Augsburgischen Confession nicht mit einander überein, wie will man denn heute zu Tage eine solche Harmonie verlangen? Die ganze Sache trägt von vorne herein den Charakter des Mangels der Gemeinschaft in sich, denn die „lutherische Kirche“ verträgt sich damit, daß man auch etwas Anderes als Luther glauben darf, sie verträgt sich damit, daß Personen, die Verschiedenes glauben, sich deßhalb mit Recht auf Luther berufen dürfen. Aber nicht bloß dieß, sondern indem Luther als „Reformator“ auftrat, räumte er auch Anderen das Recht zu reformiren ein; wodurch bekundete er die Prä=Eminenz; hatte er das Recht, so hatte Calvin, Zwingli, Carlstadt und auch viele Andere das nämliche Recht, wovon sie auch zur Genüge Gebrauch gemacht haben und so lag es in dem Anfange selbst schon als Keim, aus welchem auch die entsprechende Frucht hervorgegangen ist, daß nicht eine, sondern tausend und aber tausend verschiedene Gemeinschaften entstanden sind. Man kann daher über die Sehnsucht, welche in religiös bewegten Gemüthern heut zu Tage sich so mächtig regt, nicht anders als sich freuen, man muß das Streben nach einer kirchlichen Gemeinschaft nur billigen und ehren, aber man muß darüber trauern, daß dieß Streben so vielfältig sein Ziel verfehlt und daß man immer statt der katholischen Kirche eine katholische Kirche haben will. Doch freilich die katholische Kirche bietet nur einen Strohhalm! Gerade diese Autorität der Kirche, welche man Strohhalm zu nennen beliebt, gerade diese ist es, deren Mangel dem Protestantismus so weh thut. Das ist es eben, woran es fehlt, eine höchste über die Lehre entscheidende Autorität, und so gerecht auch Stahl die aus dem Territorialsystem hervorgehende Einzelfrömmigkeit verwirft, so kommt doch Alles auf Einzel=Autorität, Einzel=Schrifterklärung heraus. Darum hat Jeder die Schrift sich ausgelegt, wie er wollte und die Schrift — das Glaubensfundament — nach

dem Vorbilde Luthers da verworfen, wo sie ihm in sein Einzelsystem nicht hineinpaßte. Verwarf Luther den ganzen Brief Jakobi als eine strohерne Epistel, so kann man es Niemand verargen, wenn er in Betreff anderer Stellen der heil. Schrift dasselbe thut, und dieß ist denn auch in sehr reichlichem Maaße geschehen. Wenn dann aber Puchta nicht eine besondere „lutherische“ und eine besondere „reformirte Kirche“ unterscheidet, so vereint er wiederum zwei Gegensätze, die nur eine Gemeinschaft haben, nämlich die Gemeinschaft der Negation gegen die katholische Kirche. Unwillkührlich wird man hier an die neu aufgenommenen Protestanten, die Zillerthaler, erinnert, die, um die Specification ihres Glaubensbekenntnisses aufgefordert, immer nichts Anders zu sagen wußten, als: 1) wir glauben nicht, 2) wir glauben nicht, 3) wir glauben nicht u. s. w. Ja, dieser Geist der Verneinung ist es, der selbst im Widerspruche mit edlem Sehnen und Streben in des Menschen Herzen sich vergeblich an der Kirche abmüht, an ihr, der treuen Mutter, die dem Menschen auf dem wogenden Meere dieses Lebens nicht einen gebrechlichen Strohhalm zuwirft, sondern in ihr Schifflein aufnimmt, auf welchem der Apostelfürst, als Steuermann die Seele zu Gott führt.

XLVI.

Roms Wohlthätigkeitsanstalten.

(Dritter Artikel.)

Almosen- und Unterstützungs-Anstalten.

Leihbank. (Monte di pietà.) Als zu Perugia der Minorite, P. Barnabas von Terni, predigte, ward er bei der Nachricht, mit wie unerschwinglichen Wucherzinsen die Aermern an die Juden verhaftet wären, von Wehmuth durchdrungen. Er bewog die Reichen, Geld zusammen zu schießen, um den Armen bei Bedarf für geringe Vergütung Anleihen zu machen. Das zu Hause gebrachte Geld nannte er Monte di pietà. Bald fand das Unternehmen Nachahmung, zugleich aber auch Tadel; man bezüchtigte die Theilnehmer des Wuchers, bis es endlich durch eine Bulle Leos X. genehmigt, und jeder Widerspruch dagegen mit Censuren belegt ward. Die Minoriten waren die eifrigsten Förderer solcher Anstalten; es gelang ihnen, mittelst Almosen, auch in Rom eine zu eröffnen, welche im Jahre 1539 durch Paul III. genehmigt ward. Gregor XIII. vereinigte die der Bank hinterlegten Gelder damit, und Sixtus V. erlaubte, Gegenstände jeder Art und jedes Betrages da zu verpfänden, wodurch Credit und Kapital des Monte unglaublich rasch und hoch wuchs, so daß selbst Fürsten, und sogar die Schatzkammer denselben benützten.

Die Cardinal-Protectoren des Minoritenordens, zumal der heilige Carl Borromeo, dehnten ihren Schutz auch auf dieses Unternehmen aus, später kam es unter Obhut von vierzig Deputirten, aus den ersten römischen Familien, unter Vorsitz des Schatzmeisters der apostolischen Kammer, womit sich, zu Verrichtung geistlicher Liebeswerke, eine Erzbruderschaft verband. Die Gestalt der Verwaltung blieb nicht stets die gleiche. Mit Einschluß der Schweizerwache zur Hut des Hinterlegten sind hundert Personen bei derselben betheiligt. Unter Clemens VIII. wurden drei neben einanderstehende Paläste zur Aufnahme der Pfänder angekauft, und zu ihrer jetzigen Anstalt vereinigt, auch zum Gebrauch

der Erzbruderschaft eine prachtvolle Kapelle erbaut. Die Unbilden der Revolutionsjahre erschütterten auch diese Anstalt, welcher eine Reihe von Cardinal-Protectoren durch zweckmäßige Verfügungen stets die sorgfältigste Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Die Darleihen mußten zu Anfang des Jahrhunderts auf einen Scudi beschränkt werden, im Jahre 1814 stiegen sie wieder auf drei, dann auf zehn, zwanzig, zuletzt auf fünfzig, ohne Beschränkung der Zahl der Pfänder. Täglich öffnet sich vier Stunden vor Mittagszeit die Anstalt, und das Dargeliehene beträgt zwei Drittheile des Werthes von dem Pfand, welchen eigene Schätzer bestimmen. Nach sieben Monaten werden die nicht eingelösten Pfänder verkauft, sofern der Käufer nicht durch Entrichtung eines Zinses von fünf Procent die Pfandschaft erneuert, was aber bei Pfändern unter einem Scudi unentgeldlich geschehen kann. Der Ueberschuß des Verkauften wird dem Eigenthümer gutgeschrieben, einen Mindererertrag müssen die Schätzer vergüten. In frühern Zeiten war freilich nicht nur der Zinsfuß niedriger, sondern bis zum Jahre 1783 brauchte von Erborgtem unter dreißig Scudi kein Zins entrichtet zu werden; aber die Wahrnehmung, daß diese Wohlthat eher Speculanten als Armen zu gut komme, führte zu der Nothwendigkeit, letztere Summe herab und den Zins hinauf zu setzen. Mancher Tag, zumal im Oktober (Zeit der Weinlese) und gegen den Carneval zu, werden bei tausend Pfänder gebracht, um Weihnacht und im August, zu welcher Zeit die Dienstboten kleine Geschenke erhalten, erfolgen die meisten Einlösungen. Alles wird mit der musterhaftesten Genauigkeit eingetragen und besorgt. In den verschiedenen Stadtvierteln bestehen kleine Hülfsanstalten, bei denen eigens angestellte Personen bis zu vier Scudi darleihen können und sodann die Pfänder an dem Monte abliefern. Das Umlaufscapital beträgt ohngefähr 250000 Scudi, der tägliche Bedarf 3000 Scudi, die Zahl der vorhandenen Pfänder gegen 100000. Die übrigen Capitalien, inbegriffen den Credit bei der Kammer und die zinslosen Fonds, steigen auf mehrere Millionen. Die jährlichen Einkünfte von 32000 Scudi aus mancherlei Quellen dienen zu zwei Drittheilen zur Besoldung der vielen Angestellten.

Unterstützung durch öffentliche Arbeiten. Der Name schreibt sich aus der Zeit der französischen Unterjochung her, die Sache selbst war in Rom längst bekannt. Man darf sich nur umsehen, was namentlich die Päpste Sixtus V. und Innocenz XII. zur Verschönerung Roms, zu dessen Bereicherung an Prachtbauten und Nützlichkeitswerken gethan haben! Die Franzosen stellten alle Taglöhner an, welche Arbeit verlangten, und reichten jedem eine Portion rumfordische Suppe,

ein Brod und einen halben Franken. Ihre Zahl stieg zuletzt bis auf 1800, die in drei Klassen, Männer, Weiber und junge Bursche getheilt waren; der Aufwand betrug im Laufe von vier Jahren fünf Millionen Franken, zur Hälfte aus dem Staatsschatz, zur Hälfte aus dem Municipaleinkommen fließend. Leo XII. begann die öffentlichen Arbeiten wieder, und Pius VIII. bestimmte wöchentlich 500 Scudi dazu, welche der regierende Papst auf 33292 des Jahrs erhöhte. Jetzt werden nur Männer nach bestimmter Auswahl angestellt.

Die apostolische Almosnerei. Sie datirt sich in das siebente Jahrhundert, bis zu Papst Conon hinauf; ihre jetzige Gestalt erhielt sie von Innocenz XII. Außer den Unterstützungen, welche sie mehrern bereits erwähnten Anstalten zufließen läßt, hat die Almosnerei monatlich 500 Scudi auf bestimmte Anweisungen des Papstes auszugeben. Am Krönungstage giebt der Almosnier auf dem großen Hof des Belvederes vom Vatikan jedem sich einfindenden Armen einen halben Paolo, was immer 2400 Scudi ausmacht; im ersten Jahr jeder päpstlichen Regierung das Doppelte, weil dann immer ein ganzes Paolo gegeben wird. Ein anderes Geschenk von drei Paoli auf den Kopf wird zu Weihnacht und Ostern ausgetheilt, damit auch die Armen dieser Festtage sich freuen mögen. An den gleichen drei Tagen erhält jeder Verhaftete in der Innocencianischen Gefangenschaft, jeder im Correctionshaus, jede im Büßerhaus von St. Michael befindliche Weibsperson, und jeder wegen Schulden auf dem Campidoglio Sitzende einen Paolo — 360 Scudi des Jahrs. Die Almosnerei bestreitet ferner mit 1000 Scudi die Aussetzung des allerheiligsten Sacraments in der paulinischen Kapelle des Vatikans am ersten Adventsonntag und das heilige Grab in der Charwoche. Ohne eigene Hülfsquellen zu besitzen, ist dieselbe zum Bezug von jährlich 22800 Scudi auf die Dataria angewiesen.

Die Unterstützungs-Commission. Pius VII. führte dieselbe ein, um Almosen an würdige Hausarme zu verabreichen. Leo XII. gab dieser Einrichtung eine verbesserte Gestalt, und wies einer eigenen Commission die zu Wohlthaten bestimmten Summen aus der Dataria, Sekretarerie der Breven, der apostolischen Kammer, der Lotterverwaltung und andern Instituten zu, womit er, weil jetzt alle Unterstützung aus einer einzigen Kasse floß, verhütete, daß nicht auf eine und dieselbe Person allzuviele Almosen sich häufen. Alle Vermächtnisse von Privatpersonen, sofern nicht jemand als Austheiler bezeichnet ist, auch die Vermächtnisse zu Wohlthätigkeitszwecken fließen in diese Kasse, bei letztern aber wird stets der Wille des Erblassers befolgt. Außer den

erwähnten sind ihr noch manche andere Hülfsquellen zugewiesen. Der Commission liegt es vorzüglich ob, die Unterstützungen an die öffentlichen Anstalten nach deren Bedürfniß zu mehren oder zu mindern, und für unvorhergesehene Fälle etwas in Rückhalt zu verwahren. Sie soll ihr Augenmerk vorzugsweise darauf richten, daß alle Hausarme, besonders die schaamhaften, Unterstützung, und Bettler, deren sich bisher niemand annahm, Mittel zum Arbeiten erhalten, auch die regelmäßigen Unterstützungen von Unwürdigen auf würdige übergehen.

Um diesen großartigen und weitgreifenden Entwürfen eine möglichst zweckmäßige Verwirklichung angedeihen zu lassen, ernannte Leo XII. eine Commission, welche das Ganze bearbeiten sollte. Nach zehnmonatlicher Arbeit reichte diese Commission ihre Vorschläge Sr. Heiligkeit ein, welcher dieselbe genehmigte, und sofort ins Leben treten ließ. Eine neue Commission von fünfzehn Mitgliedern, unter dem Vorsitz eines Cardinals, hat die oberste Leitung dieser Unterstützungen. Andere Commissionen bestehen in den Stadtvierteln, um die Unterstützungen auszutheilen, und wieder andere in den Pfarrsprengeln, um die nöthige Verbindung mit den Dürftigen statt finden zu lassen. Die Glieder der Rechenkammer und der Schreibstube der allgemeinen Commission, so wie die Schreiber und Pedellen der Commissionen in den Vierteln, erhalten eine Entschädigung.

Alle diese Congregationen versammeln sich monatlich einmal, um sich über die Lage und das Bedürfniß der zu Unterstützenden zu besprechen, nachdem die Deputirten zuvor Hausbesuche gemacht haben. Bei den Versammlungen der Viertels-Commissionen werden auch der Zustand der Armen in den Pfarreien, ihre Sittlichkeit, die Ursachen der Armuth, die Mittel der Abhülfe u. s. w. erwogen. Die Almosen sind persönlich, werden mit der größten Umsicht und in echtem Verhältniß zur Bedürftigkeit ausgetheilt, und scheiden sich in ordentliche, außerordentliche und dringliche. Was an Kleidungsstücken, Bettwerk, Arbeitszeug gegeben wird, ist bezeichnet, damit es weder verkauft, noch gekauft werden kann, worauf zehntägige Gefängnißstrafe gesetzt ist. Mit dieser Einrichtung steht das Verbot des Bettelns in Verbindung; wer dasselbe übertritt, wird in das Arbeitshaus abgeführt, drei Tage dort eingesperrt; und, ist er Fremder, über die Grenze geführt, ist er römischer Unterthan, an die öffentlichen Arbeiten abgegeben. In den beiden ersten Jahren ihres Bestehens verwendete die Commission 648,120 Scudi; seitdem beträgt die jährliche Summe 172,145 Scudi, indem die Datarie, sowie die Cassen des Breves und des Lottos ihre Almosen wieder, wie ehe bevor, direct austheilen.

Die Unterstützungen aus genannten drei Kassen sind folgende: Die Datarie liefert jährlich 22,800 Scudi an die apostolische Almosenerei; davon giebt sie aus 1200 Scudi an monatlichen Unterstützungen für eine Anzahl armer Haushaltungen, und 5200 Scudi betragen die Austheilungen an Weihnacht und Ostern. — Die Kasse der Breven liefert zu ähnlichen Austheilungen jährlich 3000 Scudi und 3600 Scudi zu monatlichen Unterstützungen. — Das durch Innocenz XIII. gestattete, von Benedict XIII. wieder unterdrückte Lotto mußte durch Benedict XIV. wieder eingeführt werden, weil die Spielwuth das Volk zu demjenigen der Nachbarstaaten trieb. Aber der Papst erhöhte den Gewinn der Spielenden und verordnete, daß der gesammte Ertrag, bloß mit Abzug der Druckkosten, den Armen zu Nutz kommen solle. Daraus werden 30,000 Scudi an monatlichen Almosen verwendet, 15,000 zu gleichem Zweck, nur in anderer Weise, und 5300 zu Heirathsgut für arme Mädchen.

Die Erzbruderschaft der heil. Apostel. Einige gottesfürchtige Männer begannen im Jahr 1564 die Capelle vom Allerheiligsten Sacrament in der Kirche der heil. Apostel unter ihre besondere Obsorge zu nehmen. Bald aber verbanden sie sich auch zu Liebeswerken, vornehmlich gegen solche, die aus blühenden Glücksumständen zu Armuth herabgesunken waren. Doch gaben sie nur, nachdem ein Hausbesuch sie über den Stand und die Bedürfnisse der Armen ins Klare gesetzt hatte. Die frommen Männer ließen ihren hülfreichen Beistand unter allen Gestalten angedeihen; sie versahen Arme bei Rechtshändeln mit Sachwaltern, nahmen sich der Kranken und Wittwen an, brachten Mädchen bei ehrbaren Edelfrauen unter, bemühten sich, Feinde auszusöhnen und strebten zugleich nach Fortschritten in eigener Heiligung. Im siebenzehnten Jahrhundert verpflanzte sich die Bruderschaft in eine Capelle der Pfarrkirche von St. Eustach, worauf ihr Protector, Cardinal Franz Barberini, jene Apotheke eröffnete, aus welcher gegen einen Schein ihres Pfarrers alle Armen unentgeldlich Arznei erhalten können. Die Bruderschaft besoldet ferner zwölf Armenärzte für die verschiedenen Stadtviertel. Vierzehn Deputirte aus den reichsten Familien vertheilen jeder jährlich 60 Scudi an Hausarme.

Die Congregation des göttlichen Erbarmens. Ein Priester stiftete diese im Jahr 1679 aus Geistlichen und Weltlichen zu dem Zwecke, armen, aber achtbaren Haushaltungen Almosen zugehen zu lassen. Die Beauftragten, 30 — 40 an der Zahl, sammeln Almosen, welche dann auf Berichterstattung der Hausbesucher verwendet werden. Der leitende Grundsatz ist: lieber einer einzigen Haushaltung

Erkleckliches, als vielen weniges zu geben. Betten, Kleidungsstücke, Hausrath, freigemachte Pfänder, Brodaustheilung sind die gewöhnlichsten Unterstützungen. Diese mögen sich zu einem jährlichen Geldwerth von 2100 Scudi belaufen. Manches geschieht, ohne daß der Empfänger die Quelle ahnen kann, und deßwegen nicht Menschen, sondern dem göttlichen Erbarmer danken soll. Auch nehmen die Mitglieder der Congregation Almosen von Andern zum Vertheilen an, und jeder Gebende darf der zweckmäßigsten und gewissenhaftesten Verwendung derselben sich versichert halten.

Die kirchliche Unterstützung. Auch diese Gesellschaft, aus zwölf Weltgeistlichen bestehend, verdankt ihren Ursprung einem Priester. Ihre Bestimmung ist, zwölf studirende, arme, römische Cleriker zweimal des Jahrs mit 10 bis 15 Scudi, je nach den Kräften der Anstalt und dem Verdienst des Jünglings zu unterstützen. Aber außerdem ist jeder derselben unter die besondere Aufsicht eines der zwölf der Priester gestellt, der über sein Betragen wacht, den Fortschritt in seinen Studien prüft, und vor allem erforscht, ob der Betreffende wirklich einem Ruf von oben folge. Sobald er dann die Weihen empfangen hat, tritt ein Anderer in den Genuß der Unterstützung. Die Gesellschaft hat 400 Scudi Einkünfte.

Die Erbschaft Carmignano, Chiesa und Cavalieri. Monsignor Severo Carmignano, Marchese von Aquaviva, hinterließ im Jahre 1812 sein ganzes Vermögen, welches er durch die strengste Sparsamkeit gemehrt hatte, den Armen, doch so, daß es nie dem Müßiggang oder dem Laster zu gut kommen sollte. Daher verbot er alle zu bestimmten Fristen wiederkehrenden Austheilungen, alle Unterstützungen auf Empfehlung von Vornehmen, alle Aussteuern, um in den Ehestand oder in ein Kloster zu treten. Die Armen, welche er bedenken wolle, seyen arbeitsunfähige Greise, Kranke, Wittwen, Waisen, Blinde, Leute ohne Beistand und Schutz, unfähig sich oder ihren Familien den nöthigen Unterhalt zu erwerben, die nicht durch eigene Schuld ins Elend gerathen wären, Gott vor Augen hätten, fleißig die heil. Sacramente gebrauchten, ihre Kinder zum christlichen Unterricht anhielten, christlich sie erzögen. Der jährliche Ertrag der Verlassenschaft beläuft sich auf 3500 Scudi, davon 3000 verwendet werden. Um gleiche Zeit hatte der Kaufmann Gregorio Chiesa 10000 Scudi vermacht, um aus deren Betrag arme und der Gefahr bloßgestellte Mädchen zu unterstützen. Eine andere Summe von 2500 Scudi vermachte im Jahre 1815 die Marchesin Hieronyma Carpegna, verwittwete Cavalieri, zu wohlthätigen Zwecken im Allgemeinen. Der Ertrag dieses

Vermächtnisses, 1500 Scudi, wird auf verschiedene Weise, dem Sinne der Geberin gemäß, verwendet.

Die Erzbruderschaft von der Fahne. Sie hatte einen doppelten Zweck: Sclaven loszukaufen und arme Mädchen auszustatten. Ihr Stifter ist eigentlich der heil. Bonaventura im Jahre 1264. Der erste ihrer Zwecke fällt jetzt weg, und sie widmet sich nun vorzüglich dem andern. Von ihren Einkünften vertheilt die Bruderschaft jährlich 330 Scudi, nach verschiedenem Maaß; den Rest verwendet sie auf ihre Kirche und auf ihr ausgezeichnet schönes Oratorium.

Die Erzbruderschaft von der allerheiligsten Verkündigung. Unter diesem Titel brachte der Cardinal Torrecremata im Jahre 1460 eine Gesellschaft von zweihundert römischen Bürgern zu verschiedenen Werken der Frömmigkeit zusammen. Das Werk gedieh so, daß schon im Jahre 1600 zweihundert Mädchen, jedes mit 50 Scudi, einem weißen Kleid und einem Paar Pantoffeln ausgestattet werden konnten. Der große Gönner dieser Erzbruderschaft, Papst Urban VII., setzte sie zu seinem Erben ein, wodurch die Ausstattungen auf 80 bis 100 Scudi erhöht werden konnten. Bedingung ist: daß die Mädchen arm, guten Leumunds, römischer und ehelicher Herkunft seyn und nicht mit verdächtigen Personen zusammenwohnten. Waisen haben den Vorzug; selbst wenn sie fremd sind, werden sie Römerinnen gleichgeachtet. Bloße Tagelöhnerinnen sind ausgeschlossen. Mädchen, die auf die Wohlthat Anspruch machen wollen, weisen mit dem fünfzehnten Jahre ihre Zeugnisse vor, über deren Wahrheit sich ein Mitglied der Bruderschaft in ihrer Wohnstätte versichert. Darauf werden sie während drei Jahren in Aufsicht genommen, was für Erhaltung ihrer Sittlichkeit von ungemeinem Vortheil ist. Am Feste von Maria Verkündigung erhalten sie dann auf feierliche Weise die Anweisung auf die Aussteuer, die im Jahre 1700 für jedes von 400 Mädchen 60 Scudi betrug. Das Vermögen der Bruderschaft hat sich im Laufe der Zeiten vermindert, so daß Heirathende nur noch 30, solche die ins Kloster traten, 50 Scudi erhalten, im Durchschnitt aber doch jährlich 400 ausgesteuert werden. Die Einkünfte werfen noch 25000 Scudi ab, wovon die Erzbruderschaft, 5000 auf jene Weise, den Rest für andere Lasten verwendet.

Die Erzbruderschaft von der allerheiligsten Empfängniß. Diese geht ebenfalls ins Jahr 1465 zurück. Sie hat den gleichen Zweck mit der vorigen, erlitt aber auch dieselbe Vermögensverminderung. Sie nimmt nur 1600 Scudi ein, davon sie die eine Hälfte

zu Aussteuern, die andere Hälfte für andere Vermächtnisse und die Verwaltung verwendet.

Die Erzbruderschaft von St. Apollonia. Der Baumeister Bernhardin Marliano übergab einer Gesellschaft von zwanzig Mitgliedern hinreichende Mittel, um das Fest des heil. Natalis und der heil. Apollonia auf feierliche Weise zu begehen. An demselben sollten zugleich sechs ehrbare Mädchen mit 30 Scudi und einem weißen Kleid ausgestattet werden. Die Einkünfte bestehen in 300 Scudi.

Die Gesellschaft vom Rosenkranz. Die Rosenkranz-Gesellschaften entstanden fast überall, wo der Dominikanerorden sich angesiedelt hatte, so auch in Rom. Ein Baron Bomba hinterließ derselben im Jahre 1566 einen Zinsbezug von 80 Scudi, um daraus zwei arme Mädchen, vornehmlich von der Insel Chios, auszustatten. Zahlreiche Vermächtnisse machten es später möglich, zwanzig Aussteuern von 25 Scudi und hundert von 300 zu verabreichen. Zwar sind diese jetzt beträchtlich vermindert, aber einige von 100 Scudi werden noch gegeben. Die Zahl der jährlich Ausgestatteten ersteigt 50 und die Summe der Einkünfte 2000 Scudi.

Die Erzbruderschaft des allerheiligsten Erlösers. Ein Dominikaner stiftete dieselbe. Sie feiert ihr Hauptfest an Epiphanias, und vertheilt dann zwanzig Ausstattungen von 20 bis 30 Scudi, jedoch nur, um in ein Kloster einzutreten.

Die Ausstattungen vom Lotto und aus andern Quellen. Die römische Wohlthätigkeit wendete sich vorzüglich auf Ausstattungen, in der Ueberzeugung, hiedurch am besten für Erhaltung und Förderung der Sittlichkeit zu sorgen. Die Zahl aller Ausstattungen läßt sich so wenig, als die verwendete Summe genau angeben, weil viele von reichen Häusern, Klöstern, Kapiteln, Congregationen herfließen werden. Die auf solche Weise verwendete Gesammtsumme wurde im Jahre 1789 auf 60000 Scudi geschätzt. Freilich haben seither eingetretene Ereignisse dieselbe auf zwei Drittheile, vielleicht die Hälfte, heruntergebracht. Neuere päpstliche Verfügungen legten der Verwaltung des Lottos jährlich 5300 Scudi zu ähnlicher Bestimmung unter verschiedenen Formen auf. — Andere Ausstattungen geben das Capitel vom Vatican, eben so eine Menge Erzbruderschaften, Nationalkirchen, unter den römischen Familien besonders die Borghesi.

Die Erzbruderschaft vom heil. Ivo. — Ivo war ein britischer Advokat, welcher sein Leben der unentgeldlichen Vertheidigung der Armen, besonders der von Reichen und Mächtigen bedrängten Wittwen und Waisen widmete. Clemens VI. zählte ihn im Jahre

1347 den Heiligen zu. Im Anfang nun des sechszehnten Jahrhunderts bildete sich in Rom eine Gesellschaft von Beamteten, Advokaten und Prälaten der heil. Rota, welche sich jeden Sonntag in der Kirche von St. Pauls Enthauptung zum Gottesdienst versammelte, und hierauf in einem anstoßenden Gemach sich die Rechtshändel der Armen vortragen ließ und deren Verfechtung übernahm. Paul V. erhob die Gesellschaft im Jahr 1616 zur Erzbruderschaft. Dieselbe schließt keinen Armen von ihrer Hülfe aus, sondern läßt diese dem Fremden wie dem Einheimischen angedeihen, und trägt hierin, wie überhaupt die römische Nächstenliebe, das volle Gepräge der Katholicität. Sobald nun ein Armer um den Beistand der Erzbruderschaft nachsuchen will, so übergiebt er dem Cardinal-Protector eine Bittschrift, der dieselbe an einen Rechtsgelehrten der Bruderschaft gelangen läßt, welcher das Armuthszeugniß des Bittstellers und die Acten, die für sein Recht sprechen, prüft; lauten beide zu seinen Gunsten, so übernimmt einer der Brüder die Sache, wobei zugleich die Kosten aus den Einkünften der Bruderschaft, 650 Scudi betragend, bestritten werden. Dieselbe zählt viele berühmte Namen, welche sichs zur Pflicht rechneten, einer so menschenfreundlichen Verbindung anzugehören; vor allen ragt unter ihnen Benedikt XIV. noch als Advokat Lambertini hervor.

Die Erzbruderschaft von St. Hieronymus und andere Hülfsleistungen für die Eingekerkerten. Jene Erzbruderschaft übt mancherlei Arten von Liebeswerken: sie theilt Almosen aus, nimmt sich der Wittwen und Waisen vor den Gerichten an, stattet Mädchen aus, vor allem aber beaufsichtigt sie die Gefangenschaften. Der Cardinal Julius von Medici, nachmals Papst Clemens VII., war ihr Stifter. Ihr gehört die schöne Kirche von St. Hieronymus, an welcher stets treffliche Geistliche angestellt sind, die sich des Seelenheils der Verhafteten annehmen. Als Innocenz X. die neue Gefangenschaft in der julischen Straße baute (nach Howards Zeugniß eine der vorzüglichsten und gesündesten in ganz Europa), bestritt die Kirche von St. Hieronymus aus ihren reichen Einkünften den Unterhalt aller Gefangenen. Die Umwälzungen verminderten jene, und mehrten die Zahl der Verhafteten, so daß die apostolische Kammer jetzt der Bruderschaft zu diesem Zweck beistehen muß. Unterstützt durch die Väter der Gesellschaft Jesu, begeben sich die Hieronymiten jeden Sonntag in das Gefängniß, um zu predigen, Christenlehre zu halten, andere Andachtsübungen vorzunehmen. Jenen schließen sich die guten Brüder an, um an den Gefangenen, namentlich den Kranken, christliche Liebe zu üben, ihnen Erquickung zu bringen, sie zu rasiren, ihnen die Betten zurecht

zu machen, sie zu trösten, zu unterrichten. Die Erzbruderschaft hat eine besondere Deputation für die Gefangenschaften, welche dieselbe häufig besucht, monatlich durch deren Diener sich Bericht erstatten läßt, die Gefangenen vernimmt, über die Behandlung der Kranken Aufsicht führt, und vor allem einen moralischen Einfluß jeder Beziehung auf die Eingekerkerten zu gewinnen sucht. Unter der Erzbruderschaft steht in ähnlicher Weise das Besserungshaus, welches Leo XII. für junge Leute, die sonst in St. Michael untergebracht waren, errichtete. Eine Gesellschaft von Priestern steht ihr mit geistlicher Wirksamkeit und Bemühung bei. — Dann giebt es noch eine andere Bruderschaft des Mitleids mit den Gefangenen, welche in gleicher Weise thätig ist. Besonders bemüht sie sich, arme, wegen Schulden verhaftete Taglöhner baldmöglichst in Freiheit zu setzen. Ein Priester hat die Obliegenheit, die Gefangenschaften alltäglich zu besuchen und die Nahrung der Verhafteten zu prüfen. Auch die andern Glieder der Bruderschaft statten häufige Besuche in den Kerkern ab, so daß es deren Bewohnern weder an leiblicher noch an geistlicher Hülfe gebricht.

Eine Verbindung, welche im Jahr 1488 unter Innocenz VIII. sich bildete, hat sich die Aufgabe gestellt, den zum Tod Verurtheilten von dem Augenblick der Urtheilseröffnung bis zu dessen Vollziehung beizustehen. Die Glieder der Verbindung müssen sämmtlich Florentiner, wenigstens florentinischer Herkunft seyn, weil der Stifter es war. Sie nennen sich von der Barmherzigkeit, oder von der Enthauptung Johannis und besitzen eine eigene Kirche, in welcher sie die Hingerichteten begraben und für ihre arme Seele beten.

Auch die Bewohner anderer Kerker Roms entbehren der Beihülfe nicht, welche denjenigen in den Innocenzianischen Gefangenschaften zu Theil wird. Außer den Vätern der Gesellschaft Jesu, die hiebei großen Eifer erweisen, hat jede Gefangenschaft ihren Capellan, so wie manche andere Weltgeistliche, von recht christlichem Sinn belebt, sich die sittliche Besserung der Gefangenen angelegen seyn lassen.

XLVII.

Die Städteordnung in der preußischen Rheinprovinz.

Allgemeine Aufmerksamkeit erregte vor Kurzem ein Artikel über die preußische Rheinprovinz in der Beilage der allgemeinen Zeitung No. 204 von diesem Jahre. Er ist wirklich ausgezeichnet durch würdige Schreibart, durch Unbefangenheit in der Auffassung, wie durch Klarheit in der Darstellung landschaftlicher Zustände und Eigenthümlichkeiten. Von der Unbefangenheit seines Urtheils gibt der Verfasser unter Andern auch einen Beweis durch die Art und Weise, wie er über die preußische Städteordnung in Vergleichung mit den Gemeindeverhältnissen der Rheinprovinz sich ausspricht. Der Verfasser, wenn selbst ein Rheinländer, setzt sich dadurch in Opposition mit der in seiner Heimath fast ausschließlich herrschenden Ansicht. Als vor mehreren Jahren dem rheinischen Provinziallandtage die Einführung der Städteordnung in der Rheinprovinz zur Berathung vorgelegt war, mit Gestattung der Wahl zwischen der unter Stein's Ministerium im Jahr 1808 erlassenen Städteordnung und der revidirten vom Jahr 1831, lehnte der fast einstimmig gefaßte ständische Beschluß sowohl die eine als die andere gänzlich ab, weil sie ihren Grundlagen nach den Bedürfnissen und Wünschen des Rheinlandes nicht entspreche. Und dieser Beschluß wurde mit allgemeinem Beifalle aufgenommen; daß derselbe sehr gegründet sey, das fiel Niemanden ein, auch nur zu bezweifeln; man war froh, ein neues Geschenk der Danaer glücklich abgewiesen zn sehen. Uns aber gilt es als ein Beweis wahrer politischer Einsicht und Besonnenheit, daß der Verfasser sich

unterfängt, diesem herrschenden Vorurtheil entgegenzutreten, und die Annahme der Städteordnung als etwas in manchen Beziehungen wohl Wünschenswerthes zu bezeichnen.

Dem Sachkundigen braucht man es nicht erst darzuthun, daß die gegenwärtige Gemeindeverfassung der Rheinprovinzen, in den Städten wie auf dem Lande, nicht den billigsten Anforderungen genüge, welche man heut zu Tage, und mit Recht, in dieser Beziehung macht. Sie ist diejenige, welche durch die Revolution und die kaiserliche Dictatur in Frankreich geschaffen worden, indem die revolutionäre Centrarchie gleich in der ersten Zeit der Republik, wie ein bekannter Schriftsteller über Politik sagt, die freien Communen haßte als Schlupfwinkel der Royalisten, als Heerd des Widerstandes gegen die alldurchdringende Kraft der Freiheit, dann die Directorialregierung fast alle Selbstständigkeit der Gemeinden über den Haufen warf, weil jetzt die Terroristen in denselben nisten sollten, bis die letzten Stöße endlich Napoleon als Consul und Kaiser gegeben; eine Verfassung, von deren Organen derselbe Schriftsteller mit Recht urtheilt, daß sie dem Staate für die Ausführung der Regierungsbefehle unentbehrlich, aber keinen einzigen Gemeindezweck sicher zu stellen im Stande gewesen sey. Seit fünf und zwanzig Jahren hat man in Frankreich von Zeit zu Zeit Hand an's Werk gelegt, um Verbesserungen im Gemeindewesen zu erzielen; daß der Zustand desselben, d. i. eben derjenige, den die französische Herrschaft in den mit Deutschland wieder verbundenen Rheinlanden zurückgelassen hat, in der Wurzel nichts tauge, darüber war nur eine Stimme. Und wenn es dennoch dort so viel Mühe kostete, Besseres zu schaffen, und erst unter der jetzigen Regierung eine nicht unerhebliche Aenderung der frühern Ordnung hat erreicht werden können, so hatte dies nur darin seinen Grund, daß die bedenkliche Stellung der königlichen Gewalt in dem repräsentativen Frankreich, die von den Wogen des Democratismus und revolutionärer Tendenzen stets umbrandet war, es nicht zu gestatten schien, den Gemeinden

freiere Bewegung in ihrem Innern und größere Unabhängigkeit zu gewähren und auf die Herrschaft und den Einfluß ministerieller Willkühr bis in die untern Gliederungen des uniformen Staatsorganismus hinein zu verzichten. Es ist derselbe Grund, welcher die Präfecturalverwaltung in Frankreich als eine Nothwendigkeit erscheinen läßt. Wie wir mehrmals erlebt haben, daß ein neuer Minister dutzendweise die vorgefundenen Präfecten und Unterpräfecten absetzte, und neue anstellte, welche seinem politischen System ergeben und für seine Verwaltungsbefehle bereitwilligste Vollstrecker wären, so mußte auch der Maire der einzelnen Gemeinden eine Creatur des Ministers oder seiner ergebenen Präfecten seyn, abhängig von deren Willkühr und leicht zu entfernen, falls er sich widerwillig zeige, und eben so war es auch dem Geiste, der in dieser Institution herrschte, völlig gemäß, daß die Mitglieder der Municipalräthe, die ihrer natürlichen Stellung nach selbstständige Vertreter der Gemeindeinteressen gegen abweichende Ansichten und Uebergriffe der Regierungsgewalten seyn sollten, nur von diesen nach ihrem Sinn ernannt und entlassen werden. Während die Gemeinden gerade das Gebiet sind, in welchem zumeist dem democratischen Element der bürgerlichen Gesellschaft ohne Gefährdung der Wohlfahrt des Ganzen, ja zur Förderung wahren Gemeinsinns und wahrer Freiheit, ein gewisser Raum gestattet werden mag, war nach jener Ordnung jede Selbstständigkeit derselben vernichtet, wurden sie regiert von einem Maire, wie der Bezirk vom Unterpräfecten, wie das Departement vom Präfecten, von denen der erste dem zweiten und dieser dem dritten verantwortlich, und alle dem Minister unbedingt untergeordnet sind; die ihnen zugegebenen Verwaltungsräthe „waren nichts anders, als was ihr Vorstand sie wollte gelten lassen, ohne alle collegialische Bedeutung, selbst Sachen des Haushalts nicht ausgenommen.“ Wenn der Maire oft aus der Mitte der Gemeinde selbst genommen wurde, wenn er als natürliches Mitglied derselben Interesse an deren Angelegenheiten nahm, genügende

Kenntniß ihrer besondern Verhältnisse und Bedürfnisse hatte, so war dieß doch nur zufällig; er konnte eben so gut auch ein Fremdling in derselben seyn, den irgendwoher die Gunst des Präfecten oder des Ministers dahin versetzt hatte. In dieser Beziehung hat erst das Municipalgesetz vom Jahr 1831 für die Städte die bedeutende Verbesserung eingeführt, daß die Gemeinderäthe nicht mehr von der Regierung, sondern von den hochbesteuerten Mitgliedern der Gemeinde mit Zuziehung sonstiger Notabilitäten der Stadt ernannt werden, und aus der Zahl der Gemeinderäthe der König oder der Präfekt den Maire ernennt. In der preußischen Rheinprovinz aber ist die bezeichnete Verfassung der Gemeinden ohne diese Verbesserung stehen geblieben. Allerdings muß anerkannt werden, daß hier die Schattenseiten derselben in der Praxis, namentlich der Stadtgemeinden, größtentheils nicht so grell hervorgetreten sind, als man nach obiger Zeichnung sich vorzustellen berechtigt wäre. Schon der Umstand, daß die politischen Fluctuationen, welche in Frankreich durch den häufigen Wechsel der Minister und ihrer Systeme verursacht wurden, hier nicht statt fanden, ließ einen Theil jener Nachtheile weniger fühlen. Auch macht es einen großen Unterschied, daß die Provinzialverwaltungsbehörden in Preußen collegialische Verfassung haben, und die Centralisation nicht bis zu der Höhe getrieben ist, wie in Frankreich. Und man kann nicht in Abrede stellen, daß die den Regierungen zustehenden Ernennungen der Gemeindebeamten und Gemeinderäthe in bedeutenden Orten nicht selten durch billige Berücksichtigung der ausgesprochenen oder vermuthlichen Wünsche der Gemeinden oder ihrer Organe geleitet, und aus dem Schooße derselben zutrauenswürdige Subjecte gewählt wurden. Von einer durch die Verfassung den Gemeinden gegebenen Garantie ihrer Interessen ist aber überall keine Rede; es fehlt ihnen alle Selbstständigkeit; die herrschende Vielregiererei läßt ihnen keinen Raum zu freier Bewegung; jeder Schritt von geringster Bedeutung muß erst von der vorgesetzten Regierungsbehörde geprüft und geneh-

migt seyn. Die persönliche Meinung und der Einfluß des regelmäßig zunächst vorgesetzten Landraths ist vom größten Gewicht, und auch im Conflict mit den Organen der Gemeinde wird ihm selten Unrecht gegeben. Eben so hat auch, bei der halb büreaukratischen Geschäftsordnung der Regierungen, der Referent oder Departementsrath dieses Collegii in Gemeindeangelegenheiten ein weites Feld arbiträren Waltens und Schaltens; und wie oft ist dieser ein der Gemeinde ganz fremder Geschäftsmann, der nur eine gute Beamten-Carriere machen will; der die Angelegenheiten der Gemeinden nur vom Papier kennt und nur mit Papier regiert, ohne Theilnahme für die Sache! wie oft auch ein solcher, der, befangen in provinziellen oder confessionellen Vorurtheilen und Antipathieen, Eingebungen folgt, welche eben so sehr dem wahren Interesse als den Wünschen der meisten Gemeindeglieder widerstreben, Tendenzen huldigt, welche diesen nicht zusagen können! Und sind nicht die Regierungscollegien überhaupt bei weitem der Mehrzahl nach aus Beamten gebildet, welche von den Rheinländern im Gegensatz zu sich selbst noch jetzt gewöhnlich Preußen genannt werden, so daß man in der fast zu vier Fünftel der Bevölkerung katholischen Rheinprovinz gewiß noch nicht ein Fünftel Katholiken unter den höhern Regierungsbeamten finden wird! Begreiflicher Weise machen sich solche Einflüsse nur zu oft geltend, und zeigen sich namentlich in der Besetzung von Gemeindeämtern häufig wirksam. Erkennen wir es mehrmals zwar an, wenn dabei schon eine angemessene Wahl getroffen worden, so übersehen wir doch auch nicht, wie oft es schon der Fall gewesen, daß einer Gemeinde ein ihr ganz fremdes Subject als Bürgermeister vorgesetzt wurde, ein Mann, gewählt etwa aus dem Subaltern-Personal der Regierungen, oder aus den mit Anspruch auf Civilversorgung pensionirten Offizieren oder andern Militärpersonen, der Gemeinde nicht nur unbekannt von Person, sondern auch fremd der Gesinnung nach, ohne wahrhaftes Interesse für deren Wohlergehen, oft nur beherrscht von

übertriebenen Vorstellungen über die Wichtigkeit seiner amtlichen Stellung und Autorität, welcher mancher am besten zu entsprechen glaubt, wenn er sich vor Allem gegen seine Untergebenen nichts vergebe, d. i. recht hochfahrend und herrisch sich verhalte, allezeit aber als unterthäniger Diener der vorgesetzten Behörde und als bereitwilliges Werkzeug ihrer Intentionen sich bewähre, ob diese dem wahren Vortheil der Gemeinde gemäß seyen oder nicht. Daher auch die Erfahrung, daß bei eingetretener Vakanz einer bedeutenden Bürgermeisterei, z. B. vor einigen Jahren in Elberfeld, neuerdings in Bonn, alsbald Stimmen laut werden: „es wäre doch nicht übel, wenn man die Städteordnung angenommen hätte; dann wäre man sicher, daß ein geeigneter, das Zutrauen der Bürgerschaft besitzender Mann aus deren Mitte gewählt werde, während jetzt die Ernennung ganz in der Hand der Regierung liege“. Dies ist ein besonders fühlbarer Punkt. Die Gewöhnung an das Bestehende bewirkt, daß man nur bei solchen besondern Anläßen auf die Mängel desselben aufmerksam wird und aufmersam macht; die gänzliche Vernichtung alles corporativen Lebens empfindet man nicht, weil der Sinn dafür verloren gegangen; man fügt sich darin, wie die Verhältnisse sich nun einmal gestaltet haben, und somit in die oft end- und nutzlose Schreiberei. Ja es findet dieser Zustand noch seine Lobredner; am meisten freilich unter den Beamten, welchen es ausnehmend bequem und ihrer eingebildeten Staatsweisheit ganz angemessen erscheint, daß in solcher Weise Alles gelenkt werde. Unter ihnen sind die entschiedensten Gegner der Städteordnung, und es ist wirklich auffallend, wie in diesem Punkt die herrschende Meinung durch die Autorität der Verwaltungsbeamten influirt wird, mit denen sie sich sonst so oft in Opposition befindet. Vergleichen wir aber nun die Grundsätze der preußischen Städteordnung, so wird leicht sichtbar werden, daß sie die bedeutendsten Vorzüge vor der in der Rheinprovinz noch bestehenden Verfassung habe. Es ist nicht dieses Ortes, die Be-

stimmungen jenes Gesetzes ausführlich vorzulegen, und einer in's Einzelne gehenden Kritik zu unterwerfen. Wir sind auch weit entfernt, dasselbe als ein vollkommenes anzupreisen, in welchem nicht noch manche erhebliche Verbesserungen vorgenommen werden könnten. Darauf kann es uns hier um so weniger ankommen, weil es keineswegs Absicht gewesen, die Städteordnung ohne Modificationen in der Rheinprovinz zur Anwendung zu bringen; vielmehr erklären gleich die ersten Paragraphen der revidirten Städteordnung, daß jede Stadt ihre besondern Statuten erhalten solle, welche nicht nur dasjenige, was das allgemeine Gesetz unbestimmt gelassen hat, bestimmen sollen, sondern auch Abweichungen von demselben enthalten können, sofern dergleichen nach der Eigenthümlichkeit mancher Städte nöthig befunden werden. Solche Modificationen, mit Beibehaltung der wesentlichen Grundlagen, hätten also auch für die rheinischen Städte überhaupt, mit Rücksicht auf den eigentlichen Rechtszustand der Rheinprovinz, erwirkt werden können, wenn man nur auf die Sache eingegangen wäre. Das aber darf kühn behauptet werden, daß jenes allgemeine Gesetz, man nehme nun die revidirte oder die ältere Städteordnung, Elemente einer wahren städtischen Verfassung in sich enthalte, die einer gedeihlichen Gestaltung und Entfaltung fähig sind, während man dieses von dem bisherigen Zustand, der fast nur die Negation einer städtischen Verfassung ist, nicht sagen kann. Wir wollen, um diese Meinung zu begründen, nur das Wesentliche der Bestimmungen über die wichtigsten Gegenstände der Gemeindeverfassung herausheben. Dahin rechnen wir namentlich die allgemeinen Bestimmungen über das Bürgerrecht, die Organisation der städtischen Behörden und die Art ihrer Bestellung, dann Verwaltung des Gemeindevermögens.

Was das Bürgerrecht betrifft, so unterscheidet die Städteordnung Bürger und Schutzverwandte. An dieser Unterscheidung schon wird von vorn herein mancher gute Bürger des Rheinlands Anstoß nehmen; denn „so etwas kennt man bei

uns nicht; alles gleich". Aber nur die Unkundige kann so sprechen. „Alles gleich", freilich; d. h. gleich zahlungspflichtig und übrigens gleich theilnamlos. Jene Unterscheidung liegt so sehr in der Natur der Sache, daß sie nirgend entbehrt werden kann, wo eine wahre Gemeindeverfassung herrschen soll, mag auch die Benennung verschieden seyn. Nur wer durch ein solides, bleibendes Interesse an die Stadt gebunden ist, kann Bürger derselben seyn, und an den politischen Rechten der Stadt Theil nehmen. Wie dieses näher zu bestimmen, darin kann große Mannichfaltigkeit walten; aber eine zu weite Ausdehnung an die Gränzen der Armuth wird sich schwerlich als heilsam erweisen. Nach der revidirten Städteordnung sind berechtigt und zugleich verpflichtet zur Erwerbung des Bürgerrechts diejenigen, welche im Stadtbezirk ein Grundeigenthum haben, dessen geringster Werth nicht unter 300, nicht über 1000 Thlr. (durch das Statut) bestimmt werden soll, und diejenigen, welche im Stadtbezirke ein stehendes Gewerbe treiben, mit einer Einnahme von wenigstens 200 bis 600 Thaler. Berechtigt, aber nicht verpflichtet, sind diejenigen, welche aus andern Quellen ein Einkommen von wenigstens 400 bis 1200 Thlr. nachweisen und zwei Jahre in der Stadt gewohnt haben.

Diese Kategorien sind gewiß umfassend genug, damit keiner von der Bürgerschaft ausgeschlossen werde, den ein bedeutendes, materielles Interesse der Stadt verbindet. Außerdem aber kann auch, ohne jene Voraussetzungen, durch besondern Beschluß das Bürgerrecht an unbescholtene, vertrauenswürdige Personen verliehen werden, und es ist dadurch die Möglichkeit gegeben, auch dem rein persönlichen Verdienst und persönlicher Würdigkeit ihren Platz zu verschaffen.

Diese eigentlichen Bürger nun können an den öffentlichen Angelegenheiten der Stadt wenigstens durch Ausübung des Stimmrechts bei Wahlen Antheil nehmen; den übrigen Einwohnern, also denjenigen, welche eben nur ihren Wohnsitz in der Stadt haben, ohne übrigens in näherer Beziehung zu

derselben zu stehen, und den fast ganz mittellosen und dürftigen ist solche Theilnahme versagt.

Die Wahlen, welche die gesammte Bürgerschaft vorzunehmen hat, betreffen das Collegium der Stadtverordneten. Diese bilden die Vertretung der Stadtgemeinde in allen wichtigen Angelegenheiten. Die Zahl derselben soll nach der revidirten Städteordnung nicht unter neun und nicht über sechszig betragen. Sie werden auf drei Jahre gewählt, dergestalt, daß jährlich ein Drittheil ausscheidet; und zwar werden sie gewählt entweder durch eine Versammlung aller Bürger, oder, in größern Städten, nach Bezirken, oder auch nach Klassen der Bürger, welche durch Beschäftigung und Lebensweise bestimmt werden; worüber die nähere Bestimmung dem speciellen Statut vorbehalten bleibt. Wenigstens die Hälfte der Stadtverordneten soll aus Grundbesitzern bestehen. Die Wählbarkeit aber ist durch einen größern Grundbesitz im Stadtbezirke (von wenigstens 1000 bis 12000 Thlr. Werth) oder ein Einkommen von wenigstens 200 bis 1200 Thlr. bedingt; jedoch auch hier mit der Ausnahme, daß auch minder vermögenden, aber unbescholtenen Bürgern, welche sich das öffentliche Vertrauen erworben haben, durch besondern einstimmigen Beschluß des Magistrats und der Stadtverordneten die Wählbarkeit ertheilt werden kann. Die Stadtverordneten-Versammlung hat nun ferner, mittelst absoluter Stimmenmehrheit, den Magistrat zu wählen, so daß der Regierung nur das Bestätigungsrecht zusteht. Nur bei Erledigung der Stelle eines Oberbürgermeisters, d. i. des Magistratsvorstandes in größern Städten, ist dem König die Ernennung aus drei von den Stadtverordneten vorgeschlagenen Candidaten vorbehalten. Der Magistrat aber bildet ein Collegium, bestehend aus einem Bürgermeister, oder einem Oberbürgermeister nebst einem Bürgermeister als Vertreter und Gehülfen, und aus drei oder mehrern theils besoldeten, theils unbesoldeten Magistratsmitgliedern; und zwar werden die Bürgermeister und besoldeten Magistratsmitglieder der Regel nach auf je zwölf Jahre ge-

wählt; nur aus besondern Gründen, und mit Zustimmung sowohl des dermaligen Magistrats als der Regierung, dürfen sie auf Lebenszeit gewählt werden.

So wählt eine Versammlung, welche selbst durch Wahl der gesammten Bürgerschaft aus den vermögendern und angesehenern Mitgliedern der Stadtgemeinde gebildet ist, die Gemeindeobrigkeit. Es läßt sich darnach erwarten, daß in der Regel nur solchen Männern die Leitung der Gemeindeangelegenheiten anvertraut werde, welche des Vertrauens auch wirklich würdig sind, und den Stadtgenossen durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Verhältnisse Bürgschaft geben für eine verständige und den Wünschen der Mehrzahl entsprechende Verwaltung ihres Amts. Wenn aber diese Erwartung getäuscht werden sollte, so bietet die Beschränkung der Dauer des Amtes, bei den Stadtverordneten auf drei Jahre, bei den Magistratsmitgliedern auf zwölf Jahre, die Möglichkeit dar, den begangenen Fehler in der Wahl zu verbessern. Und zugleich liegt eben darin eine Aufforderung für die im Amte Befindlichen, dieses mit möglichster Beachtung jener Wünsche und auf eine dem Gemeindewohl wahrhaft ersprießliche Weise zu führen, um sich das Vertrauen der Wähler zu erhalten, und die Wiedererwählung nach Ablauf ihrer Amtszeit zu erlangen. Doch aber ist es auch zweckmäßig, daß die Amtsdauer nicht zu kurz bestimmt ist, theils weil dadurch die Gefahren und Nachtheile zu häufigen Wechsels der Gemeindevorstände und des öfter wiederkehrenden Anlasses zu Wahlpartheiungen vermieden werden, theils weil tüchtige Subjecte in Betracht der längern Dauer sich eher bereit finden lassen, ein Amt zu übernehmen, das ihre ganze Thätigkeit in Anspruch nimmt, und durch die damit verbundene Besoldung ihnen Nahrungsquelle seyn muß.

Die Fähigkeit zu der Stelle eines Bürgermeisters oder besoldeten Magistratsmitgliedes ist nicht durch Nachweisung eines bestimmten Vermögens oder Einkommens bedingt; nur die unbesoldeten Magistratsmitglieder müssen dieselben Eigen-

schaften haben, welche für die Stadtverordneten vorgeschrieben sind; bei den ersten wird nur vorausgesetzt, daß sie vor Antritt ihres Amts das Bürgerrecht erworben haben. Und auch diese Bestimmung ist gewiß sehr zweckmäßig. Denn die besoldeten Stellen erfordern zumeist eine besondere Vorbildung durch Studium oder Routine, und sind gewöhnlich mit Betreibung andrer Geschäfte nicht wohl vereinbar, welche eben durch die Besoldung auch entbehrlich gemacht werden soll. Zu denselben kann sich nun leicht ein solcher besonders qualificiren, und der Stadtgemeinde der willkommenste seyn, welcher eignen Vermögens entbehrt, und nach dem Amte als einer Versorgung trachtet, z. B. gebildete und wohlunterrichtete Söhne der Stadt, deren Aeltern noch in Besitz des Vermögens sind, oder ihren Kindern nichts hinterlassen haben, während sie vielleicht doch zu den angesehensten Einwohnern gehörten. Auch wird es so leicht möglich gemacht, einen fähigen Candidaten von außen her für die Stadt heranzuziehen, wenn unter deren Einwohnern keiner sich findet, der das Vertrauen der Bürgerschaft genießt, und zur Uebernahme des Amtes Zeit und Lust hat. Einen fremden Eindringling aber, der gegen Wunsch und Willen der Gemeinde ihr Vorstand werde, hat dieselbe nach dieser Verfassung überall nicht zu fürchten; und dieses allein schon ist ein Vortheil von der größten Bedeutung.

Der Magistrat, welcher unter dem Vorsitz des Bürgermeisters in collegialischer Form verhandelt und beschließt, fungirt theils als städtische, theils als Staatsbehörde. In der letzten Eigenschaft, welche wir übrigens hier nicht näher in Betracht zu ziehen haben, ist er, unabhängig von der Stadtgemeinde, nur den betreffenden höhern Staatsbehörden untergeordnet. Als Stadtobrigkeit aber ist er in den wichtigern Beschlüssen an die Mitwirkung der Stadtverordneten-Versammlung gebunden, und es ist dadurch seiner Willkühr eine heilsame Schranke gesetzt. Dem Magistrat steht die vollziehende Gewalt zu; er ist die einzige, ausführende Behörde, und selbst

wo nach den besondern Verhältnissen einer Stadt zur Verwaltung einzelner Geschäftszweige eigne Deputationen oder Commissionen gebildet werden, sind doch diese nach der revidirten Städteordnung nur als im Auftrage des Magistrats handelnd und demselben untergeordnet zu betrachten. Wo es sich aber nicht blos von der Ausführung bestehender Gesetze oder schon gefaßter Beschlüsse handelt, sondern neue Beschlüsse von irgend einiger Wichtigkeit zu fassen sind, da muß es der Magistrat, auch wenn ihm die Entscheidung zusteht, schon seiner ganzen Stellung nach gerathen finden, das Gutachten der Stadtverordneten einzuholen, und ist dann in vielen Fällen auch an den Beschluß derselben gebunden. Und insbesondere in denjenigen Angelegenheiten, welche den innern Haushalt der Stadtgemeinde betreffen, ist der Magistrat gesetzlich verpflichtet, die Beschlußnahme der Stadtverordneten-Versammlung zu veranlassen und derselben Folge zu geben, ohne diese aber nichts Neues in jenem Betreff vorzunehmen, weshalb denn auch jeder vom Magistrat ausgestellten Urkunde über Rechtsgeschäfte, welche den Stadthaushalt berühren, der Genehmigungsbeschluß der Stadtverordneten beigefügt werden muß. Ueberdies haben die Stadtverordneten das Recht und die Pflicht, die städtische Verwaltung durchaus zu controlliren, über die Ausführung ihrer Beschlüsse und die Verwendung der städtischen Einnahmen zu wachen, die Rechnungen zu prüfen, die Ausführung städtischer Arbeiten zu untersuchen u. s. w., und wegen entdeckter Pflichtwidrigkeiten und Versäumnisse gegen den Magistrat oder dessen einzelne Mitglieder Beschwerde zu führen, und nöthigenfalls Prozeß zu erheben. Die revidirte Städteordnung hat zwar in den der Stadtverordneten-Versammlung eingeräumten Befugnissen, um dem Mißbrauch derselben vorzubeugen, mehrere der ältern Städteordnung unbekannte Beschränkungen angeordnet. Sie hat namentlich bedeutende Veränderungen im Bestande des Stadtvermögens, z. B. Veräußerung von Grundstücken, oder von Sammlungen, ferner Anleihen und Ankauf von

Grundstücken, Gemeinheitstheilungen u. a., von der zu dem Einverständniß zwischen Magistrat und Stadtverordneten-Versammlung hinzukommenden Bestätigung der Regierung abhängig gemacht. Sie hat ferner auch in denjenigen Angelegenheiten des Haushaltes, worüber regelmäßig den Stadtverordneten entscheidender Beschluß zusteht, dem Magistrate das Recht gegeben, gegen dem Gemeinwohl nach seiner Ansicht nachtheilige Beschlüsse derselben an die Regierung zu berichten, welche dann nach commissarischer Untersuchung und versuchter Einigung der divergirenden Meinungen über die streitige Frage zu entscheiden hat, sowie nach derselben revidirten Städteordnung auch der Bürgermeister befugt ist, Beschlüsse des Magistrats, die ihm gesetzwidrig oder gemeinschädlich scheinen, einstweilen zu suspendiren. Wegen dieser Beschränkungen, für die sich doch zum Theil gute Gründe anführen lassen möchten, haben wohl die Städte, denen die ältere Städteordnung verliehen war, diese nicht gegen die in andern Punkten unleugbar verbesserte, revidirte Städteordnung vertauschen wollen. Welche Ansicht aber man darüber haben möge, so sind doch auch bei jenen Beschränkungen die großen Vortheile unverkennbar, welche diese Ordnung in Betreff der gesammten städtischen Verwaltung gewähre, in Vergleichung mit einer Verfassung, wie die im Eingang dieser Bemerkungen angedeutete französische Gemeindeverfassung, nach welcher eigentlich in allen Fällen die Meinung des Stadtrathes nur als Gutachten betrachtet wird, und eine selbstständige Vertretung der Gemeindeinteressen gegenüber dem Magistrat und der Regierungsbehörde gar nicht stattfindet. Diese Resultate einer unbefangenen Betrachtung und Vergleichung der gegebenen Zustände begründen in uns die Hoffnung, daß die rheinischen Städte allmählig ihren wahren Vortheil gewahrend selbst die Verleihung der von ihren Provincialständen abgelehnten Städteordnung mit besonderen, ihren eigenthümlichen Verhältnissen angemessenen Statuten bei Sr. Majestät dem Könige nachsuchen und erlangen werden. Von

dem lebhaftesten Interesse für dieses schöne Land bewegt, wünschen wir dieses, weil wir darin ein Unterpfand künftiger Wohlfahrt desselben zu erkennen glauben. Auch die westphälischen Provincialstände hatten die dargebotene Städteordnung nicht angenommen. Seitdem aber ist dieselbe dennoch den bedeutendern Städten, großentheils auf ihr Ansuchen, ertheilt worden, und nach zuverlässiger Erkundigung sind diese mit der eingetretenen Aenderung ihrer Verfassung wohl zufrieden. Ihrem Beispiele werden die rheinischen Städte früher oder später folgen; je später, mit desto geringerem Vortheil. Die hin und wieder verlautende Ansicht oder vielmehr Vermuthuug, als möchte sich die Städteordnung nicht mit der in den Rheinlanden herrschenden französischen Gesetzgebung vertragen, entbehrt ganz und gar alles Grundes, wenn man nicht eben die erbärmliche Gemeindeverfassung als ein wesentliches Stück dieser Gesetzgebung betrachtet, und so aus mißleiteter Vorliebe nicht aufgeben mag, während man so viele weit tiefer in den Zusammenhang der gesammten Gesetzgebung eingreifende Neuerungen über sich hat müssen ergehen lassen.

Durchaus unzutreffend ist auch die Einwendung, welche wohl gegen die Einführung der Städteordnung erhoben worden ist: es werde durch dieselbe ein Gegensatz zwischen Stadt und Land geschaffen, welcher den Verhältnissen der Rheinprovinz zuwider sey. Dieser Gegensatz liegt in der Natur der Sache. „Die innere Einrichtung (der Gemeinden) geht nothwendig vom Unterschiede der Land- und Stadtgemeinden, des einfachen und zusammengesetzten Daseyns, aus.“ Die Dichtheit der Bevölkerung, die Concentration größerer Bildung und Geschäftsgewandtheit, die Verschiedenheit der Berufs- und Lebensweise begründet nothwendig einen charakteristischen Unterschied der Städte vom Lande, und es ist bloße Täuschung, wenn man diesen irgendwo nicht zu finden meint. Zwar nähern sich kleine Landstädte den Dörfern, und umgekehrt können Landgemeinden, besonders in sehr industriereichen Gegenden, einen mehr städtischen Charakter annehmen;

aber solche Uebergänge finden bei allen Classen-Verschiedenheiten statt, und können Niemanden bestimmen, die Unterscheidung der Massen im Ganzen aufzugeben. Auch in der Rheinprovinz kann, ungeachtet der formellen Gleichheit der Gemeindeverfassung, Niemand den großen Unterschied zwischen Land und Stadt verkennen. Mit der Verfassung der Landgemeinden ist es praktisch noch weit kläglicher bestellt, als in den Städten, und gewiß wäre es höchst wünschenswerth, daß auch da Gedeihlicheres an die Stelle des Bestehenden gesetzt werde. Aber unklug wäre es, die Städte warten zu lassen, um nicht den Landgemeinden vorzugehen, da eine Verbesserung der Verfassung der ersten in keiner Weise nachtheilig auf die letzten wirken kann, wohl aber durch das Beispiel auch für diese eine angemessenere Ordnung herbeizuführen beitragen wird. Uebrigens besteht ja auch jetzt schon verfassungsmäßig eine Scheidung zwischen Städten und Landgemeinden, indem dieselben bei dem Provinciallandtage zwei besondere Stände bilden, und ihre besondere Vertretung haben. Auch ist in Frankreich durch das Gesetz vom Jahr 1831 in der That ein bedeutender Unterschied zwischen Städten und Landgemeinden in Rücksicht der Municipalverfassung, und zwar zum Vortheil der ersten, geschaffen worden, und man hat nicht vernommen, daß daraus irgend Inconvenienzen hervorgegangen seyen.

Mögen sich also die rheinischen Städte nicht durch nichtige Gründe abhalten lassen, eine Verfassung anzunehmen, welche ihnen wahrhafte Vortheile darbietet, ihre Selbstständigkeit erhöht und Erhaltung ihrer Eigenthümlichkeiten ihnen sichert, auf daß in dem schönen Lande, in welchem die ersten deutschen Städte blühten und mit ihrer Verfassung andern zum Muster dienten, auch fernerhin wieder Städte mit wahrer städtischer Freiheit prangen.

---

willkührlich der Zweckmäßigkeit der katholischen Anstalten vor den protestantischen das Wort geredet. Die katholische Kirche hat nämlich, wie sich jeder aus dem berühmten Schreiben Gregor des Großen an den Apostel Englands, den Abt Augustin überzeugen kann, von den ältesten Zeiten an, bei ihren Bekehrungen den Grundsatz festgehalten, vor Allem an der Bekehrung des Herzens zu arbeiten, nicht aber auf untergeordnete Dinge, wie das Abschießen der Flinten oder das Flötenspiel zu Otaheiti — das durch die calvinistischen Missionäre verstummte, einen dogmatischen Werth zu legen. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser die Wiedereinsetzung der aus den Sandwichinseln vertriebenen französischen Missionäre durch eine französische Fregatte, die bei dieser Gelegenheit die ermäßigte Einfuhr französischer Spirituosa erzwang, so berichtet, daß er auch hieraus den katholischen Missionen einen versteckten Vorwurf zu machen vermag? Die Beschützung der Missionäre und die Beförderung der Branntwein-Ausfuhr auf einen Fuß zu stellen, sieht französischen Ministern ganz gleich, und wer weiß, ob nicht wer damals am Ruder war, bei dieser Gelegenheit wieder ein hübsches Sümmchen verdiente. Allein der Verfasser hat zugleich gegen seinen eigenen Vortheil gehandelt, indem er eine Geschichte anführte, welche die Indignation der Protestanten selbst im höchsten Grade erregte. Die katholische Kirche und ihre Missionen können von der einen oder der andern Regierung begünstiget werden, allein sie beruhen nicht darauf. Der Kunstgriff aber, sie für das verantwortlich zu machen, was freiwillige oder unfreiwillige Beschützer unter der Firma hoher Protection meist auf ihre Kosten sich herausnehmen, ist eben so alt als abgenutzt, und klingt aus dem Munde eines verständigen Mannes höchst wunderlich. Will aber der Verfasser jenes Artikels, der durch seine falschen Angaben und Behauptungen bei Wohlunterrichteten nicht geringe Indignation erregte, dem Vorwurfe selbst verschuldeter Unwissenheit entgehen, so möge er über diese Angelegenheit auch

lich, daß dem Katholiken das Eine wie das Andere gleich viel gelte, ja das Verdienst, einen Abgefallenen auf den rechten Weg zurückzuführen, vielleicht noch größer sey, als das, einem wider seine Schuld in Finsterniß Befangenen das wahre Licht anzuzünden. Daß aber die Propaganda, die von höchst umsichtigen Männern geleitet, wohl am besten zu ermessen weiß, was sie mit ihren Mitteln auszurichten im Stande ist — die jesuitischen Traditionen nicht von sich stößt, ist eben ein Beweis, daß der Tag, wo sie „unter dem Luxus ihrer Anstalten und ihres Stabs erstickt", noch ferne ist, denn diese Traditionen beruhen ja eben auf dem geistigen Vermächtnisse der größten Heidenbekehrer. Die zärtliche Besorgniß, die der Verfasser hegt, „die katholischen Missionen" möchten „ihre Missionen (sic) und ihre Hülfsmittel in China und Indien umsonst verschwenden", ist daher gänzlich unnöthig; ja sie dürften sich sogar einem gerechten Vorwurfe aussetzen, wenn sie nicht alles aufböten, die Hunderttausende von Christen im chinesischen Reiche, die sich unter beinahe immerwährender Verfolgung befinden, durch Priester und Geldmittel zu unterstützen. Was aber Indien betrifft, so scheint dem Verfasser wie vieles, auch der Umstand unbekannt zu seyn, daß gerade die Jesuiten wegen der Unzulänglichkeit der kostspieligen, aber unfruchtbaren protestantischen Missionen von dem englischen Generalstatthalter selbst den ehrenvollen Auftrag erhielten, den Hindus das Evangelium zu predigen.

Ebenso wurden von dem aufgeklärten englischen Gouvernement auch nach Neuseeland und Neuholland katholische Geistliche berufen; diese haben also nicht Noth gehabt, wie der Verfasser will, sich durch was immer für Mittel, „mit dem neuen englischen Gouvernement auf einen guten Fuß zu setzen"; der Verfasser kann zwar sich glauben machen, der apostolische Vicar habe dadurch den größten Zulauf gefunden, weil er den Neuseeländern erlaubte, „Sonntags ihre Flinten abzuschießen und ihnen Heiligenbilder ertheilte"; er hat aber durch das, was aus seinem Munde wie Vorwurf klingt, un-

willkührlich der Zweckmäßigkeit der katholischen Anstalten vor den protestantischen das Wort geredet. Die katholische Kirche hat nämlich, wie sich jeder aus dem berühmten Schreiben Gregor des Großen an den Apostel Englands, den Abt Augustin überzeugen kann, von den ältesten Zeiten an, bei ihren Bekehrungen den Grundsatz festgehalten, vor Allem an der Bekehrung des Herzens zu arbeiten, nicht aber auf untergeordnete Dinge, wie das Abschießen der Flinten oder das Flötenspiel zu Otaheiti — das durch die calvinistischen Missionäre verstummte, einen dogmatischen Werth zu legen. Was soll man aber dazu sagen, wenn der Verfasser die Wiedereinsetzung der aus den Sandwichinseln vertriebenen französischen Missionäre durch eine französische Fregatte, die bei dieser Gelegenheit die ermäßigte Einfuhr französischer Spirituosa erzwang, so berichtet, daß er auch hieraus den katholischen Missionen einen versteckten Vorwurf zu machen vermag? Die Beschützung der Missionäre und die Beförderung der Branntwein-Ausfuhr auf einen Fuß zu stellen, sieht französischen Ministern ganz gleich, und wer weiß, ob nicht wer damals am Ruder war, bei dieser Gelegenheit wieder ein hübsches Sümmchen verdiente. Allein der Verfasser hat zugleich gegen seinen eigenen Vortheil gehandelt, indem er eine Geschichte anführte, welche die Indignation der Protestanten selbst im höchsten Grade erregte. Die katholische Kirche und ihre Missionen können von der einen oder der andern Regierung begünstiget werden, allein sie beruhen nicht darauf. Der Kunstgriff aber, sie für das verantwortlich zu machen, was freiwillige oder unfreiwillige Beschützer unter der Firma hoher Protection meist auf ihre Kosten sich herausnehmen, ist eben so alt als abgenutzt, und klingt aus dem Munde eines verständigen Mannes höchst wunderlich. Will aber der Verfasser jenes Artikels, der durch seine falschen Angaben und Behauptungen bei Wohlunterrichteten nicht geringe Indignation erregte, dem Vorwurfe selbst verschuldeter Unwissenheit entgehen, so möge er über diese Angelegenheit auch

verirrte sich hiebei und in dem nun folgenden Schlusse' seines Aufsatzes in ein Gebiet, in welches wir ihm nur schwer folgen können. Seine Kenntnisse über die gegenwärtig vorhandenen katholischen Missionen sind so mangelhaft, daß seine Behauptungen zu leeren Declamationen werden. Er scheint die Meinung zu hegen, als wenn erst seit dem Breve des jetzt regierenden Papstes von Seite der Katholiken die Abschaffung der Negersklaverei betrieben, niemals sich katholische Missionäre mit der Milderung des Looses ihrer unglücklichen afrikanischen Brüder beschäftigt hätten — während schon im Jahre 1506 ein christliches Negerreich in Afrika war, von P. Sandoval allein es nachgewiesen ist, daß er 47000, von P. Claver, daß er an 400.000 Negersklaven bekehrte, und die Blüthen christlicher Civilisation in Afrika, Asien und Amerika vorzüglich durch diejenigen Staaten zerknickt wurden, welche sich in den Besitz der Colonien katholischer Mächte oder überhaupt der katholischen Missionen setzten. Mögen die mährischen Brüder in Afrika, die Wiedertäufer in Westindien ruhig ihr Heil versuchen. Wir sind gewohnt, in so Vielem, was von jener Seite her geschieht, große Ankündigungen zu vernehmen, denen dann der Erfolg nur zu oft nicht entspricht. Ist es dem Verfasser unbegreiflich, daß die Katholiken in Südamerika nicht Eine Station besitzen, so ist uns der Verfasser Unkenntniß vollends unbegreiflich, obwohl selbst, wenn die Sache wirklich so wäre, dieß deßhalb nicht unbegreiflich seyn würde, weil von gewissen Seiten aus Alles geschehen ist und noch geschieht, die katholische Kirche, die man ihrer vorzüglichsten Etablissements mit Gewalt beraubte, zu keinen Kräften kommen zu lassen. Unbegreiflich ist also vielmehr, daß solche Stationen nach den Stürmen, die der Verfasser anfangs anführte und gegen das Ende seines Aufsatzes wieder vergaß, wirklich vorhanden sind. Daß „aber den armen und barbarischen Völkern, die der besseren Lehre keine alte Civilisation entgegen zu setzen hatten, und bei denen sie willigen Eingang fänden," das Licht der Kirche nicht reichlicher zugetragen wird und „die Hülfsmittel der katholischen Missionen nicht eine, wenn auch weniger glänzende als in China und Indien, aber wohlthätigere und sichere Anwendung fänden" — hieran tragen, wenn dieß wirklich der Fall ist — vor Allem diejenigen Schuld, welche seit mehr als 50 Jahren durch alle Mittel der Gewalt, heimliche und offene Verfolgung die Kirche zwangen, sich mit blutendem Herzen dem ergiebigen Felde ihrer Thätigkeit zu entziehen und unter Chinesen und Indiern ein Asyl zu suchen.

elehren kann. Der Vorwurf endlich sie würden Streit und Krieg
rregen, ist bei dem musterhaften Benehmen der Bekenner der katho=
schen Kirche in Asien und Amerika, ihrer Standhaftigkeit und
eldenmüthigen Ergebung bei Verfolgungen so absurd, daß wir
m so lange die Antwort darauf verweigern, bis er uns die
rage beantwortet, wer seit 300 Jahren Ursache der religiösen
Streitigkeiten und der daraus folgenden blutigen Kriege und Um=
älzungen gewesen? Der Verfasser klagt ferner, daß sich ne=
en der calvinistischen Mission auf Neuseeland auch „eine neue
Mission einer andern Kirche" und jetzt statt jener eine angli=
anische gebildet habe. Er scheint nicht zu wissen, daß in
Nordamerika sehr häufig in Einem indianischen Dorfe Mis=
onäre zweier protestantischer Secten — oder wie der Ver=
asser gewöhnlich sagt, Kirchen, sich befinden; wenn also hie=
in etwas Unrechtes ist, so kann es wenigstens nicht der ka=
olischen Kirche zugerechnet werden. Daß der übrigens nicht
esonders „regelmäßige" anglikanische Clerus den Scandal
erhindert hätte, ist möglich, aber auch eben so wahrscheinlich,
aß er eben so wenig eigentliche Frucht gebracht haben würde.
Was der Verfasser von der Aufopferung der mährischen Brü=
er in der Sierra Leona, und ihren Leiden durch das Clima
erichtet, wird gewiß der verdienten Anerkennung nicht entge=
en; allein er übernimmt sich, wenn er das traurige Schick=
al von 20 oder 30 Personen über die Wucht der zugleich gei=
igen und körperlichen Verfolgungen erhebt, die seit einer
Reihe von Jahren die großen und kleinen Tyrannen China's
nd Cochinchinas über ganze christliche Bevölkerungen verhän=
en. Warum kann er nicht den Einen rühmen, ohne den Andern
u beeinträchtigen? Mit demselben innern Groll, aus welchem
ne Seitenbemerkung entfloß, bemerkt er auch, wie die Ka=
oliken im Missisippithal zwar Bisthümer gründeten, aber
e mit Verfolgungen begleitete Bekehrung der Neger Westin=
ens und der Antillen den Protestanten überließen; doch setzt
r wieder einlenkend hinzu: „im Kampfe für Abschaffung der
Sklaverei sind übrigens beide Kirchen einig." Der Verfasser

verirrte sich hiebei und in dem nun folgenden Schlusse seines Aufsatzes in ein Gebiet, in welches wir ihm nur schwer folgen können. Seine Kenntnisse über die gegenwärtig vorhandenen katholischen Missionen sind so mangelhaft, daß seine Behauptungen zu leeren Declamationen werden. Er scheint die Meinung zu hegen, als wenn erst seit dem Breve des jetzt regierenden Papstes von Seite der Katholiken die Abschaffung der Negersklaverei betrieben, niemals sich katholische Missionäre mit der Milderung des Looses ihrer unglücklichen afrikanischen Brüder beschäftigt hätten — während schon im Jahre 1506 ein christliches Negerreich in Afrika war, von P. Sandoval allein es nachgewiesen ist, daß er 47000, von P. Claver, daß er an 400.000 Negersklaven bekehrte, und die Blüthen christlicher Civilisation in Afrika, Asien und Amerika vorzüglich durch diejenigen Staaten zerknickt wurden, welche sich in den Besitz der Colonien katholischer Mächte oder überhaupt der katholischen Missionen setzten. Mögen die mährischen Brüder in Afrika, die Wiedertäufer in Westindien ruhig ihr Heil versuchen. Wir sind gewohnt, in so Vielem, was von jener Seite her geschieht, große Ankündigungen zu vernehmen, denen dann der Erfolg nur zu oft nicht entspricht. Ist es dem Verfasser unbegreiflich, daß die Katholiken in Südamerika nicht Eine Station besitzen, so ist uns der Verfasser Unkenntniß vollends unbegreiflich, obwohl selbst, wenn die Sache wirklich so wäre, dieß deßhalb nicht unbegreiflich seyn würde, weil von gewissen Seiten aus Alles geschehen ist und noch geschieht, die katholische Kirche, die man ihrer vorzüglichsten Etablissements mit Gewalt beraubte, zu keinen Kräften kommen zu lassen. Unbegreiflich ist also vielmehr, daß solche Stationen nach den Stürmen, die der Verfasser anfangs anführte und gegen das Ende seines Aufsatzes wieder vergaß, wirklich vorhanden sind. Daß „aber den armen und barbarischen Völkern, die der besseren Lehre keine alte Civilisation entgegen zu setzen hatten, und bei denen sie willigen Eingang fänden,“ das Licht der Kirche nicht reichlicher zugetragen wird und „die Hülfsmittel der katholischen Missionen nicht eine, wenn auch weniger glänzende als in China und Indien, aber wohlthätigere und sichere Anwendung finden“ — hieran tragen, wenn dieß wirklich der Fall ist — vor Allem diejenigen Schuld, welche seit mehr als 50 Jahren durch alle Mittel der Gewalt, heimliche und offene Verfolgung die Kirche zwangen, sich mit blutendem Herzen dem ergiebigen Felde ihrer Thätigkeit zu entziehen und unter Chinesen und Indiern ein Asyl zu suchen.

XLIX.

Studien und Skizzen zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.

X. Manifeste und Verfassungsentwürfe der aufrührerischen Bauern.

Der Geist, welcher die Bauern trieb, die im Namen des Glaubens zum Umsturze der weltlichen Ordnung aufgestanden waren, sprach sich unzweideutig in ihren Handlungen aus. Außerdem ist eine Reihe von Urkunden, Aufrufen und öffentlichen Erklärungen aufbewahrt, die von den Häuptern der Bewegung erlassen, das eigentliche Ziel der letztern klar enthüllen. In diesen Manifesten liegen bereits die Anfänge der revolutionären Theorie vom Staate, welche seit jener Zeit allenthalben mit dem Abfall von der Kirche Hand in Hand gegangen ist, wo sie nicht von den, auf derselben Grundlage ruhenden Doctrinen des Absolutismus in Schatten gestellt ward. Diese kirchlich-politische Lehre, als die geheime Seite der damaligen Staats- und Religionsveränderung, ist daher zugleich als wichtiger Beitrag zur Geschichte der Theorie des pseudo-philosophischen Staatsrechts doppelter Beachtung werth.

Es ist bereits früher erwähnt, daß sich an der Spitze der Bauern Menschen befanden, welche allerdings fähig waren, die Feder zu führen, und die mit nicht geringem Geschick das, was den Zwecken des hellen Haufens am meisten frommte, schriftlich zu verfassen wußten. Zu diesen gehörte zunächst eine bedeutende Zahl Prädicanten der neuen Lehre, welche, um das Feuer zu schüren, mit den Bauern im Lande umherzo-

gen; außerdem aber hatte dieser, wie jeder Aufruhr, tüchtige Köpfe, aus der Mitte des Volks heraus, zu großem Ansehen und Einfluß gebracht. — Unter diesen zeichneten sich besonders aus: Georg Metzler, ein verdorbener Schenkwirth aus Ballenberg im Odenwalde, und Wendel Hipler, ehemaliger Geheimschreiber der Grafen von Hohenlohe, der sich mit diesen verfeindet hatte und nun vornämlich beflissen war, dem Aufstande eine gewisse Form und Ordnung zu geben, und ihm den bestimmten Zweck einer neuen Gestaltung der Verfassung des ganzen Reiches unterzuschieben. — Es spricht für die geistigen Fähigkeiten dieser Wortführer, daß die Mehrzahl ihrer öffentlichen Erklärungen durch eine gewisse, wenn gleich nur scheinbare Mäßigung und Haltung, sich vortheilhaft vor den zornmüthigen und blutdürstigen Ausbrüchen der rohen Heftigkeit Luther's und Hutten's auszeichnet. — Das am weitesten verbreitete und wichtigste jener Manifeste sind die zwölf Artikel, als deren Verfasser von den Meisten der lutherische Prädicant Schappler zu Memmingen bezeichnet wird. — Form und Ausdrucksweise, vornämlich aber die Sitte, jeden Satz durch willkührlich herbeigezogene, am Rande vermerkte Stellen der heil. Schrift zu belegen, weisen jedenfalls hinlänglich auf einen durch Luther's Einfluß gebildeten Diener des Wortes hin. „Es seyn vil widerchristen", so beginnt dieser Erlaß, der bald eine Art symbolischer Schrift für die rebellischen Bauern wurde, „die yetzund von wegen der versammelten Baurschaft das Evangelium schmehen Ursach nemen, sagent, das sein die Frücht des neuen Evangeliums? Nyemant gehorsam seyn, und sich an allen orten emporheben und auffpömen, mit großem gewalt zu hauffen lauffen und sich rotten. Geistliche und weltliche Oberkeiten zu reformiren, außzereuten, ja vielleicht gar zu erschlagen? — Allen diesen gotlosen, freventlichen urtheylern antwurten diese nachgeschriebne artikel. Am ersten, daß sie diese schmach des wort Gottes auffheben. Zum andern die ungehorsamkeit, ja die empörung aller Bauern, christenlich entschuldigen". Was

nun folgt liefert ein merkwürdiges, und für die antikirchlichen Tendenzen jener, wie aller Zeiten charakteristisches Beispiel von tiefer Heuchelei, verbunden mit einer fast unglaublichen Fertigkeit, den natürlichen Gesetzen des Denkens Hohn zu sprechen. „Zum ersten ist das Evangelium nit ein versuch der empörung oder auffrührer, die weyl es ein red ist, von Christo dem verheißenen Messia. Welches wort und leben, nichts als liebe, Frid, Gedult und eynikeit lernet. Also das alle die in diesen Christum glauben, lieplich, friedlich, gedultig und eynig werden.“ (Eben darum konnte also die neue Lehre, welche zu Haß, Zwietracht und Empörung aufstachelte, nicht das Evangelium Christi seyn). „So dann der Grund aller Artikel der Bauern (wie dann clar gesehen wirt), das Evangelium zu hören, und dem gemäß zu leben dahin gericht ist.“ (Als Mittel zur Erreichung dieses löblichen Zweckes galt ihnen die Ermordung der Priester und Edelleute, und die mordbrennerische Zerstörung der Klöster und Schlösser!) „Wie mugen dann die widerchristen das Evangelion ein Ursach der Empörung und des ungehorsams nennen? Das aber etlich widerchristen und Feynd des Evangelii, wider solliche anmutung und begerung sich lönen und auffbömen, ist das Evangelion nit ursach, sondern der teuffel,“ (bekanntlich war Luther gewohnt, die eignen Uebertretungen des göttlichen Gebots dem Teufel aufzubürden), „der schedlichst feinde des Evangelii, der sollchs durch den unglawben in den seinen erweckt, hiemit daß das wort Gottes (das liebe, fride und einigkeyt lernet) undertrückt und weggenommen würde. Zum andern dann clar volgt, das die Bauern in jren artikel solches Evangelion zur leer und leben begerend, nit mögen ungehorsam auffrierisch genannt werden. Ob aber gott die Bauren (nach seynem wort zu leben engstlich ruffend) erhören wille, wer will den willen Gottes tadeln? Wer will in seine gerichte greuffen? Ja, wer will seyner Majestet widerstreben? Hat er die kinder Israhel zu ihm schreyendt, erheret und auß der handt Pharaonis erledigt. Mag er nit noch heut die seinen

erretten? ja, er wirts erretten. Und in einer kurtz. Derhalben Christlicher Leser, solche nachvolgendt artikel, liese mit fleyß; Und nachmals urteyl." —

Daß jeder Versuch, die Geistesnacht eines solchen Fanatismus durch gütliches Zureden, durch ruhiges Vorbringen von Gründen aufzuhellen, umsonst seyn mußte, bedarf keines Beweises. — Die Fähigkeit zu denken, zu schließen, zu urtheilen war in demselben Augenblicke getrübt, wo sich der Geist in rebellischer Auflehnung von der Kirche, als dem Urquell aller Wahrheit und Wissenschaft, abgewendet hatte. Desto merkwürdiger ist es, daß eben diese geistige Verfinsterung kein Hinderniß gewesen ist, die Artikel selbst mit großer Schlauheit und besonnener Hinterlist abzufassen. — Der Hauptpunkt nämlich, um welchen sich das Begehren der Prädicanten drehte, von denen diese Artikel ausgingen, war der: daß der neuen Lehre freier Lauf gelassen, und daß, auf dem geistlichen Gebiete, der Revolution gestattet werden solle, sich ein absolutes, demokratisches Kirchenthum zu schaffen. „Zum ersten ist unsere demüthige Bitte und Begehr auch unser aller Will und Meinung, daß wir nun fürohin Gewalt und Macht wollen haben, eine ganze Gemeinde soll einen Pfarrer selbst erwehlen und kiesen. Auch Gewalt haben, denselbigen wieder zu entsetzen, wenn er sich ungebührlich hielte. Derselbige erwählte Pfarrer soll uns das heilige Evangelium lauter und klar predigen, ohne allen menschlichen Zusatz, Lehr und Gebot." — Wurde nun hiemit zugleich, wie es in den Artikeln geschieht, die Anforderung verbunden, daß auch der gesammte, bisherige, weltliche Rechtszuständ nach eben jener Schriftauslegung umgeschmolzen, und in eine neue Form gegossen werden solle, so leuchtet es von selbst ein, daß durch eine solche Verfassung gleichzeitig auch alle Gewalt im Staate in die Hände der kirchlichen Demagogen gelegt wäre, welche den Inhalt des lautern und klaren Evangelii zu bestimmen gehabt hätten. — Von diesem Grundsatze machen die folgenden Sätze bereits die Anwendung. Der rechte Zehent sey im alten Te-

stament aufgesetzt und im neuen erfüllt. Nichts desto weniger wollten sie den rechten Kornzehent gern geben. Nur wird eine neue Art der Verwendung desselben angeordnet. Zunächst solle der von der ganzen Gemeinde erwählte Prediger des lautern und klaren Evangelii davon erhalten werden, „und was übrig bleibt, soll man armen Dürftigen, so in demselbigen Dorfe vorhanden sind, mittheilen nach Gestalt der Sache und Erkenntniß einer Gemeinde. Was weiter übrig bleibt, soll man behalten, ob man reisen müßte, von Landesnoth wegen, damit man keine Landsteuer darf auf den Armen anlegen, soll man's von diesem Ueberschuß ausrichten.“ — Wenn der Zehnte in andere Hände übergegangen sey, so solle die Gemeinde sich mit dem, der ihn erkauft habe, vergleichen, und die Leistung mit ziemlichen Ziel und Zeit ablösen. „Aber wer von keinem Dorf solches erkauft hat, und ihre Vorfahren ihnen selbst solches zugeeignet haben,“ dem sey man nichts weiter schuldig zu geben. — „Den kleinen Zehent wollen wir gar nicht geben, denn Gott der Herr hat das Vieh frei dem Menschen geschaffen, daß wir einen unziemlichen Zehent schätzen, den die Menschen erdichtet haben. Darum wollen wir ihn nicht weiter geben.“ — Im dritten Artikel wird der Hörigkeit der Stab gebrochen. „Zum dritten ist der Brauch bisher gewesen, daß man uns für eigene Leute gehalten hat, welches zum Erbarmen ist, angesehen, daß uns Christus all mit seinem kostbarlichen Blut vergossen, erlöst und erkauft hat, den Hirten gleich, als wohl als den höchsten, keinen ausgenommen. Darum erfindet sich mit der Schrift, daß wir frei seyn und wollen seyn. Nit daß wir gar wollen frei seyn, keine Obrigkeit haben wollen“ . . . . . Sie wollten sich auch gegen ihre „erwählten und gesetzten Obrigkeiten (so uns von Gott gesetzt)“ in allen ziemlichen und christlichen Sachen gern gehorsam verhalten. „Seyen auch ohne Zweifel ihr werdet uns der Eigenschaft (als wahre und rechte Christen) gern entlassen, oder uns im Evangelii berichten, daß wir's seyen. — Nach dem vierten Artikel scheint ihnen der bisherige Brauch,

„daß kein armer Mann nicht Gewalt gehabt hat, das Wildprett, Geflügel, oder im fließenden Wasser zu fahen," „ganz unziemlich und unbrüderlich," „sondern eigennützig und dem Wort Gottes nicht gemäß." — Nach dem fünften Artikel sollen alle Waldungen, es habens Geistliche oder Weltliche innen, die es nicht erkauft haben," der ganzen Gemeinde wieder anheimfallen. — Mit denen, die es erkauft hätten, solle man sich vergleichen. Im sechsten und siebenten Artikel wird Ermäßigung der Dienste begehrt, „wie unsere Eltern gedient haben allein nach Laut des Wortes Gottes." Dasselbe fordert der achte Artikel in Hinsicht der Gülten, „damit der Bauer seine Arbeit nicht umsonst thue, denn ein jöglicher Taglöhner ist seines Lohnes würdig." (Matth. 10.) „Neuntens wird verlangt, daß man es „bei der alten geschriebenen Strafe lasse," zehntens werden die veräußerten Gemeindewiesen wieder zurückgefordert. — Im eilften Artikel wird erklärt, daß man den Todfall nicht mehr leiden und gestatten wolle, „das Gott nicht mehr leiden will, sondern soll ganz alseyn, und kein Mensch nichts hinfüro schuldig seyn zu geben, weder wenig noch viel." Jeder Unpartheiische wird zugeben, daß auf der Basis des oben erwähnten höchsten Grundsatzes, wonach die gesammte bisherige Verfassung nach der neuen Auslegung der heiligen Schrift reformirt werden sollte, — noch ungleich mehr hätte gefordert werden können. Ueberhaupt war es unmöglich, den Verfassungsentwürfen, die aus solcher Quelle stammten, irgend eine feste Gränze zu setzen, und dieß zwar aus dem einfachen Grunde, weil Jeder mit Bestimmtheit sagen konnte, wie er gestern die Bibel verstanden hatte, nicht aber wie er sie am nächsten Morgen verstehen werde. Um sich also für die Zukunft den Fortschritt auf der betretenen Bahn offen zu halten, fügt der Verfasser klüglich eine Clausel hinzu, welche zum Voraus in Bausch und Bogen die Anerkennung jeder weitern Revolution enthält. „Zum zwölften ist unser Beschluß und endliche Meinung, wann einer oder mehr Artikel als hie gestellt (so dem

Wort Gottes nicht gemäß) wären, als wir dann nicht vermeinen, dieselbigen Artikel, wo man uns mit dem Wort Gottes für unziemlich anzeigen, wollen wir davon abstehen, **wenn man uns mit Grund der Schrift erklärt.** Ob man uns schon etliche Artikel jetzo zugebe, und hernach sich befindet, daß sie unrecht wären, sollen sie von Stund an, todt und ab seyn, nichts mehr gelten." (Der schlaue Prädicant wußte wohl, daß hiermit nichts versprochen sey, da die **Auslegung** der heiligen Schrift immer von der Zustimmung des hellen Haufens abhing, gegen den der Beweis aus der Bibel hätte geführt werden sollen.) „**Dergleichen, ob sich in der Schrift mit der Wahrheit mehr Artikel erfinden, die wider Gott und (zur) Beschwernuß des Nächsten wären, wollen wir uns auch vorbehalten und beschlossen haben, und uns in aller christlichen Lehre üben und gebrauchen.**"

Bei solchen Vorbehalten konnte es nicht fehlen, daß gleichzeitig und kurz darauf ganz andere, nicht minder auf die Bibel gegründete Versuche zur Umgestaltung der politischen Gesellschaft an's Licht traten. In der Lagerordnung der Würzburger Bauern wird bestimmt, daß die Burgen des Adels gebrochen, die Edelleute dem gemeinen Bürger gleichgesetzt werden, und die Ritter keinen reisigen Gaul mehr halten sollen. Einzelne Hauptleute befahlen sogar, daß der Adel überhaupt nicht reiten, sondern nur zu Fuße gehen dürfe; den Juden aber wurde aus nahe liegenden Gründen auferlegt, daß keiner von seinem Habe oder Gut etwas wegschaffen solle. Ueberhaupt war die Lehre der Reformatoren, von der Freiheit und Gleichheit der Christen, dem hellen Haufen bald geläufig geworden. Als einst die Bauern den Grafen von Löwenstein durch Weinsberg führten, verneigte sich ein Einwohner vor ihm. — Da trat ein alter Bauer mit einer rostigen Hellebarde auf ihn zu, und sprach: „Was neigst Du Dich, ich bin so gut als er?" — Die Grafen, welche mit den Haufen zogen, wurden, um diese Gleichheit zu veranschaulichen,

und zur Erlustigung der Bauern, von Zeit zu Zeit gezwungen, vor ihnen die Hüte abzunehmen. Adlige Frauen wurden genöthigt, den Bauern, welche die Burgen eingenommen hatten, als Köchinnen zu dienen. — Andere Hauptleute jedoch, und insbesondere der schlaue Wendel, suchten den Adel möglichst zu schonen, und sich seiner Beihülfe für die Zwecke der Revolution nach Kräften zu versichern.

Die ausführlichsten Verhandlungen über die künftige Verfassung Deutschlands fanden jedoch während der Belagerung Würzburg's zu Heilbronn statt. Dort kamen Abgeordnete aller Haufen aus dem Elsaß, den Rheinlanden, aus Schwaben und Franken zusammen. Die Vertreter des bei Würzburg versammelten Bauernheeres brachten eine förmliche, von Wendel Hipler ausgearbeitete Instruction mit, in welcher unter anderm die Frage aufgeworfen wird: ob man Fürsten, Herren und Edlen gestatten solle, eine Anzahl Räthe abzuordnen, um bei der Reformation die Widerparthei zu handeln? — Ein andrer Rädelsführer der fränkischen Bauern, Friedrich Weigant (Kellner zu Miltenberg) sandte an Hipler einige Artikel, über welche gerathschlagt werden sollte. In diesen begegnen wir mit Erstaunen Maaßregeln, welche, nachdem die neuern Staatstheorien durchgegriffen haben, von ganz anderer Seite her als durch empörte Bauern in's Leben gerufen sind. „Das Wort Gottes soll ungehindert gepredigt werden dürfen, und Alles, was bisher gegen Gottes Wort“ (die neue Lehre) „durch die vermeinte Geistlichkeit geboten worden sey, solle abgeschafft seyn. Alle geistlichen Häuser sollten aufgehoben und ihre Einkünfte zum gemeinen Nutzen verwendet werden. Es soll kein Bettler seyn, sondern alle nothdürftige Christen sollen versorgt werden.*) Allen Geistlichen solle

*) Es ist ein nicht genug beachteter Zug, daß die gesetzliche Staats- und Zwangswohlthätigkeit, — welche eben dadurch aufhört ein freier Act der Liebe zu seyn, — allenthalben erst im Gefolge

f Lebenszeit der Genuß ihrer Pfründen bleiben, er eine Pension gegeben werden, doch keinem er hundert Gulden; alles Uebrige, so wie ihre d der Kirche Schätze und Kleinodien sollen der ltlichen Obrigkeit eingehändigt und zu gemei- n Nutzen verwendet werden." ... „Die weltli- n Fürsten, Herren, Städte und Edelleute sol- für das, was sie durch die Veränderung der herigen Verfassung, an Zoll, Ungeld und Scha- ng verlieren, aus den geistlichen Gütern ent- ädigt werden u. s. w." *) In einem später zu demsel- Zwecke nach Heilbronn gesandten Briefe, meint er, es nöthig, alle Fürsten, Grafen, Ritterschaft und Städte dieser Reformation zu bringen. „Denn welcher Fürst und er das nicht halten, seine Briefe und Siegel vergessen und chen sollte, den würde ohne Zweifel sein eigenes Volk todt agen, und die andern Brüder säßen in Frieden und Ruhe. rgestalt wäre die Sache zu gutem Ende gebracht, und es be ewiglicher Friede und fürderliches Recht dem Armen, dem Reichen, so weit als deutsche Nation und das ganze nische Reich gränzen und reichen. Das hab ich euch brü- licher Meinung nicht verhalten wollen, doch auf Eure und rer Mitbrüder Verbesserung. Gott verleihe seine Hülfe Gnade dazu. Amen!" —

des Bruches mit der Kirche aufgetreten ist. — Wurden die Ar- men des Kirchengutes beraubt, — dessen Ertrag und Nutzung zum großen Theile unmittelbar oder mittelbar ihnen zufloß, — so lag es im Geiste des Despotismus, daß dieser, nachdem er sich an dem Eigenthume der Dürftigen vergriffen hatte, nunmehr die Unterhaltung derer, die nichts hatten, jenen auflud, die etwas hatten. So verdankt auch England seine Armentare dem Protestantismus, der größtentheils jene Armen geschaffen hatte.

*) Herr Oechsle, der diese Vorschläge eines Hauptmanns räu- berischer Rebellen mittheilt, findet sich veranlaßt „zu gestehen, daß sie größtentheils nicht unbillig waren." (Beiträge zur Ge- schichte des Bauernkrieges. Heilbronn 1830. S. 159.)

Ein anderer Verfassungsentwurf für das deutsche Reich wurde nach dem Muster eines ältern, wahrscheinlich aus der früher schon geschilderten Gährung im Schooße der Reichsritterschaft hervorgegangenen, revolutionären Projects (der fälschlicherweise sogenannten Reformation Friedrich's III.) von Wendel Hipler ausgearbeitet, und auf dem Convente zu Heilbronn übergeben. — Dieser sehr umständliche Entwurf ist interessant, weil er ziemlich genau den Punkt angiebt, bis zu welchem die revolutionäre Staatstheorie sich damals schon in den praktischeren Köpfen der Parthei entwickelt hatte, welche die Umwälzung der Kirche als ihren Hauptzweck verfolgte. Nach jenem Entwurfe, dessen staatsrechtliche und nationalökonomische Grundsätze der Unklarheit Luther's und dem fanatischen Ingrimm Hutten's angemessener gewesen wären, als dem Verstande eines so praktischen Kopfes, wie Wendel Hipler, sollen alle Geweihten und Ordensleute „reformirt" werden, weil sie, wie am Tage liege, „unter dem geistlichen Scheine reißende Wölfe sind." Mit demselben Schicksale werden aber auch „alle weltlichen Fürsten, Grafen, Herren, Ritter und Edle" bedroht, ohne daß diese „Reformation" näher bestimmt würde, „damit der arme Mann nicht gegen die christliche Freiheit so hoch von ihnen beschwert werde." — Nicht minder sollen auch „alle Städte, Communen und Gemeinden im heiligen Reiche, keine ausgenommen, zu göttlichen und natürlichen Rechten nach christlicher Freiheit reformirt und bestätigt werden." Hierwider soll Niemand alte oder neue menschliche Erdichtung einführen, „damit der Eigennutz unterdrückt, dem Armen wie dem Reichen geholfen, auch brüderliche Einigkeit erhalten werde." — Insbesondere sollen alle Bodenzinse mit zwanzig Pfennigen für einen abgelöst werden. Allen Kaufleuten soll eine Taxe vorgeschrieben werden, „wie sie jede Waare geben sollen, damit man sich im Kaufe danach richten könne, und der gemeine Nutzen gefördert und gemehrt werde." — Eine Reihe von großer Erbitterung zeugender Maaßregeln wird gegen die Doctoren der

Rechte vorgeschlagen. Sie mögen geistlichen oder weltlichen Standes seyn, „so sollen sie in keiner Fürsten Rath, auch an keinem Gericht zu sitzen, zu reden, zu rathen oder zu handeln gelitten, sondern ganz abgeschafft werden, auf daß dieselben sich von Menschengesetzen auf die göttliche Schrift legen, und als geschickte Personen zum Predigen berufen werden, denn es werden viele Personen durch ihre Verzögerungen und Ausflüchte verderbt." Aber auch kein Geweihter, er sey hohen oder niedern Standes, soll zu des Reiches Rath oder zu anderer weltlichen Fürsten, Herren oder Communen Rath beigezogen oder gebraucht werden. „Es wäre gut, wenn alle weltlichen Rechte im Reich, die bisher gebraucht worden sind, abgeschafft und aufgehoben würden, und das göttliche und natürliche Recht, wie hievor und hernach bemerkt wird, eingeführt würde, dadurch hätte der Arme so viel Zugang zum Recht, als der Höchste und Reichste." — Für das Reich wird eine neue Gerichtsverfassung erdacht: ein Kammergericht, vier Hofgerichte, sechszehn Landgerichte, vier und sechszig Freigerichte, darunter die Stadt- und Dorfgerichte. „Es wäre gut, wenn alle Zölle, Geleit, Ungeld, Aufschläge, Steuer und Beschwerden, die bisher allenthalben im Gebrauch waren, abgeschafft würden, ausgenommen, was als nothwendig erkannt würde," (von wem?) „damit der Eigennutz den gemeinen Nutzen nicht beschwere." — Alle Straßen im deutschen Reiche sollten frei und Niemand gezwungen seyn, Geleit zu bezahlen; dagegen müßte jeder Fürst und Herr gehalten seyn, den Schaden zu ersetzen, der in seinem Gebiet geschehe. Alles Ungeld von Wein, Bier und Meth soll abgeschafft werden, „es würde denn aus wichtigen Ursachen etwas Weniges bewilligt." — Steuern, Bedelosung „und andere Neuerungen" sollen aufgehoben werden, „ausgenommen, dem römischen Kaiser soll seine Steuer, die in zehn Jahren einmal kommt, vorbehalten seyn." Dann wird ein neues Münzwesen für das ganze Reich in Vorschlag gebracht; auch soll im Reiche nur ein Maaß, eine Elle, ein Fuder und gleiches

Gewicht aufgerichtet werden. Die großen Handelsgesellschaften soll man aufheben; wenn mehrere Kaufleute eine Gesellschaft bilden wollen, so soll das Betriebskapital nicht über 10,000 Gulden betragen, wenn bekannt wird, daß einer mehr im Handel stecken habe, so soll das Hauptgut und die Hälfte dessen, was er über die bestimmte Summe umtreibt, für die Reichskammer eingezogen werden. Wenn ein Kaufmann einen Ueberschuß an Gelde „über sein Leggeld und Kaufhändel" hat, so kann er es beim Rathe der Stadt hinterlegen, und jährlich vier vom hundert nehmen. Der Rath soll diese Capitalien armen Männern gegen Versicherung leihen, und fünf vom hundert nehmen, damit dadurch geschickte arme Männer zur bessern Betreibung ihres Gewerbes unterstützt werden u. dgl. — Besondere Beschlüsse scheinen jedoch über diese und ähnliche Entwürfe auf dem Heilbronner Tage nicht gefaßt worden zu seyn. — Auch lehrte Georg Truchseß die Reformatoren gar bald, zuerst an ihre eigene Sicherheit zu denken. — Hätten sie keinen Widerstand gefunden, so würden, wie in allen Revolutionen, die gewaltsamsten und übertriebensten Richtungen sehr bald die Oberhand behalten haben. —

In der That fehlt es nicht an Beispielen, daß auch diese bereits in jener Zeit ihre Vertreter gefunden hatten. Es liegt uns ein „an die Versammlung gemeyner Pawerschafft" *) gerichteter Aufruf vor, der nicht bloß zur Charakteristik des Geistes der rebellirenden Bauern dient, sondern einen wichtigen Beitrag zur Geschichte jener revolutionären, staatsrechtlichen Grundsätze enthält, welche die „Reformationsperiode" gesäet, und deren Früchte das achtzehnte Jahrhundert geärndtet hat. Von diesem Gesichtspunkte aus hat die Schrift das höchste Interesse; sie ist der älteste uns bekannte Versuch, die revolutionäre Praxis der sogenannten Reformationsperiode in

*) Literärische Notizen über diese höchst merkwürdige Schrift finden sich in Strobel's Beiträgen zur Literatur, besonders des sechzehnten Jahrhunderts Bd. II. St. 1 S. 44 u. ff.

jene Theorie zu fassen, welche die Basis des Ideenkreises der französisch = europäischen Revolution bildet. — Das Büchlein, von welchem wir sprechen, ist in eilf Capitel getheilt, von denen das erste die Ueberschrift führt: „Der war Christlich glaub will keyn menschlich oberkeyt haben.“ — Hier wird unter Herbeiziehung vieler Bibelstellen ausgeführt, daß die Liebe, welche die Christenheit durchdringen solle, jede menschliche und weltliche Obrigkeit ausschließe. — Dessen zum Zeugnisse beruft sich der Verfasser, unter mehreren andern Stellen auf den Ausspruch des Apostels (Gal. 3.): „Hie ist weder Knecht noch Herr, wir sind allzumal Einer in Christo.“ — Dann heißt es im zweiten Capitel: „Allayn die unchristlich art erheischet ayn menschlich Oberkeyt,“ — wiederum mit Berufung auf Timoth. 1. Ich weiß, daß den Frommen kein Gesetz gegeben ist, sondern nur den Bösen. Diese Grundansicht, welche einer am Neujahrstage 1523 erschienenen Schrift von Luther entlehnt *) ist, kann als der eigentliche Quell und Ursprung der revolutionären Strömung angesehen werden, welche, dicht neben streng absolutistischen Tendenzen, durch die gesammte Geschichte der drei letzten Jahrhunderte geht. — So richtig und unverfänglich nämlich an und für sich der Grundsatz ist, daß der irdische Staat, ja die Kirche selbst, als Erlösungsanstalt, bloß in Folge des Falles der ersten Menschen denkbar ist, so falsch und gefährlich wird diese Auffassungsweise, sobald man damit die Ansicht in Verbindung bringt, daß hier auf Erden eine Anzahl von guten und reinen Wesen lebe, die jenes babylonischen Gefängnisses der weltlichen Zucht, und Unterwerfung unter eine irdische Macht nicht bedürften. — Stützt sich dieser Irrthum gar noch auf das bekannte, unsittliche Princip: daß der Glaube allein, ohne Werke, zur Seligkeit genüge, — so liegt die Folgerung nahe, daß die Gläubigen eben jene Reinen und Hei-

---

*) Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sey? Luther's Werke. Jena'sche Ausgabe Th. II. Fol. 193.

ligen seyen, für welche die Schranke des gemeinen Staats ein eben so überflüßiges als lästiges Gefängniß seyn soll. Die weitere Folgerung ist klar: Freiheit und Gleichheit der neu evangelischen Bruderschaft unter sich, und Krieg auf Leben und Tod gegen die Staatsordnung, welche dieses neue, pseudochristliche Reich in seinem Schooße nicht anerkennen, geschweige denn sich selbst demselben unterwerfen will. — Dieß ist, in kurzen Worten, die Geschichte des Kampfes zwischen dem Puritanismus und der Monarchie in England, bis zum Siege der Republik und der Errichtung des Protectorats. Was hier in der Praxis geschah, entwickelte für Deutschland die in Rede stehende Schrift 125 Jahre früher als Theorie. Das dritte Kapitel führt die Ueberschrift: „die Verpflichtung ayneß Christlichen Amptmannes, er sey yedoch Fürst, Bapst oder Kayser". Von der unläugbaren Wahrheit ausgehend, daß jede Obrigkeit auf Erden sich als Dienerin Gottes betrachten müße, sucht der Verfasser diesen Satz allmählig und unvermerkt in das andere, völlig verschiedene Princip hinüber zu spielen, daß alle Obrigkeiten, auch die Fürsten und Herren, Schaffner einer Communität und Diener ihrer Unterthanen seyen. „Nun ist aber wissentlich, daß ein yedes Land oder Stadt muß haben einen gemeinen Seckel, Weg und Steg damit zu bauen, das Land zu beschirmen, und in allweg den gemeinen Nutz damit beschirmen. — Und welcher christ wollt sich hieher widersetzen, und nit aus brüderlicher Lieb die Anzahl seines Vermögens herzureichen? — — In solcher Gestalt gab auch Christus (Matth. am 22.) den obgemeldten Zinsgroschen in den gemeinen Seckel zu Rom, und gar nit dem Kaiser Tiburtio zu verstechen, zu verspielen, pfeiffen oder singen, noch zu verbankettiren und andern Vergailungen, damit gemeinlich der armen blutiger Schweiß und sauer erändter Liedlohn verdämpft wird. — In Summe: eine jede Obrigkeit soll Steuer, Zoll u. s. w. nit anders einnehmen, denn als ein treuer, lieber Pfleger, der sein Einnehmen den armen Waisen wiederum zu Nutz wendet. Also ist

klärlich, wie der Unterthan aus brüderlicher Liebe schuldig ist, Steuer, Zoll u. s. w. zu geben. Also gleicher Weis soll die Gewalt oder Oberkeit Steuer, Zoll, seinem christlichen Mitbruder nit anders abnehmen, denn wiederum aus brüderlicher Lieb, seinen Unterthanen in Nutz zu wenden". — Der Betrug des schlauen Demagogen steckt hier in dem doppelten Kunstgriff, jedwede Abgabe oder Leistung der Unterthanen an die Obrigkeit, ohne Rücksicht, ob sie dafür eine Gegenleistung empfangen oder nicht, für eine Steuer auszugeben, und alle Einkünfte der Fürsten und Obrigkeiten als aus Steuern fließend darzustellen, überhaupt an die fürstliche Herrschaft schlechthin das Maaß der Einrichtungen einer Republik oder Communität anzulegen. Dann fährt er fort: „Auf diese Meinung beschleust St. Paulus im 13ten Cap. zu den Römern, von der Gehorsamkeit auch Steuer und Zoll ꝛc. Ihr seyd niemand nichts schuldig, denn daß ihr euch unter einander liebet. Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung u. s. w. Aus diesem Grund und aus keinem andern Grund ist man schuldig Steuer, Zoll ꝛc. und gar nicht, wie sie plaudern, aus eignem alten Herkommen und Gerechtigkeit". — Beide sollen nichts gelten; aber die „widerspenstigen Köpfe", welche nicht aus christlicher Liebe geben, wenn es die gemeine, brüderliche Noth erheischt („wie jetzt bei euch Mitbrüdern gemeiner Bauernschaft"), werden mit strengem Gerichte bedroht. „Und ob sich jetzt gleich Schneider, Schuster oder Bauern zur Obrigkeit aufwürfen, die euch treulich vorstünden, in aller brüderlichen Treu, die christliche Brüderschaft zu erhalten, dieselbigen haltet für König und Kaiser in aller Gehorsamkeit". — Dann folgt im vierten Capitel („von der falschen, selbst unvermeßnen" (angemaaßten) „Gewalt, dem man Gehorsam nicht schuldig ist" —) ein heftiger Ausfall gegen jene Fürsten, die sich aus eigener Gewalt zu regieren anmaaßen, verbunden mit einer schauerlichen Schilderung der Bedrückungen des gemeinen Mannes durch Adel und Fürsten. „Welche Fürsten oder Herren ihnen selbst eigennützige Be=

schwerde und Gebot erdichten und aufrichten, die ampten falsch mit Vermessenheit Gott ihren eignen Herrn zu betrügen. Wo bleiben hie die Wehrwölf, der Behamothhaufe mit jrer Finantz, die ein neu Beschwerde über die andere, auf arme Leut richtent, heuer ein selbs gutwilligen frondienst, zu jer daraus ein vergwaltig vermüssung, wie dann mererteils jr alt herkommen gerechtigkeit erwachsen ist. Jn welchem Domenia oder Codex hat got jr herr jnen solchen Gewalt geben, daß wir armen jnen zu frondienst jrer gütter pawen müßen, und nur bei schönem Wetter, aber bei Regenwetter unser Armuth, den erarbeiten plutigen Schweiß im Feld verderben laßen..... Wo bleybent hie' die Stecher und Renner, die Spieler und Banketierer, die da völler seind, dann die kotzende hundt, darzu müßen wir armen jnen stewern, zinsen und gilt geben, und solt der arm nicht destermynder weder prot, saltz noch schmalz daheymen haben, mit samst jren weybern und kleinen unerzogenen Kindern. Wo bleybent hie die mit jrem handlon und haubtrecht, Ja verflucht sey jr schandlon und raubrecht. Wo pleibent hie die Tyrannen und wüttrich, die jnen selbs zuaygnen Stewer, zoll und umgelt u. s. w. und das so schämlich und lästerlich verthuhent und anwendent, das doch alles in gemeynen sekel oder bewtel zu nutz dem land dienen soll, und trutz daß sich keiner darwider rümpffe oder gar flux mit ihm als mit aynem verrätherischen Buben dahin plöcken, köpffen, viertaylen, da ist mynder erbarmung, dann mit aynem wüttenden thörichten hundt. Hat Got jnen solchen gewalt geben, in welchen kapffenzipfel stet doch das geschrieben. Ja jr gewalt ist von Gott. Aber doch so vern, daß sy des Teuffels söldner seyent, und Sathanas jr hauptmann. Ja sy seind warhaftig abgesagt feyndtschaffter jrer aignen landtschaft. Wo bleybent hie die mit der leybaygenschafft. Verflucht sey jr unchristlich haydnisch art, was marter treybent sie noch mit uns armen. Wir seind der Geistlichen seel aygen, aber des weltlichen Gewalts leybaygen. — — — Wo aber jr Schultheiß ayner, im Dorf im

selbs zu aygnem nutz auff die armen etwas schlahen wolt, ungezweiffelt sy würden jn mit harter straff entsetzen, noch viel weniger gepürt den Fürsten und herren jnen selbs aygennützigebot zu machen, ausserhalb dem gemeynen nutz, und der brüderlichen aynigkeit unverdienstlich". —

Dieser Lehre wurde bekanntlich damals, und später noch, von den Freunden und Dienern der fürstlichen Gewalt die Bibel entgegengesetzt. — Allein es zeigte sich hier, wie allenthalben, daß es thöricht sey, die Auslegung der heil. Schrift dem Dünkel der menschlichen Willkühr anheim zu geben, und dennoch durch eine Berufung auf ihre Aussprüche irgend etwas beweisen zu wollen. — Nicht genug, daß unser Autor jeden seiner Sätze, nach Art der Neulehrer, mit zahllosen Bibelsprüchen belegt, die nicht besser und nicht schlechter zur Sache dienen, als Luther's und Zwingli's „schriftmäßige" Beweise für ihre Lehre, so läßt er sich gegen die Stelle 1 Petri 2, welche Unterwürfigkeit auch unter die unfreundlichen Herren gebietet, in eine weitläuftige, polemische Exegese ein, bei welcher, da die neu evangelische Lehre alle Menschen zu Auslegern der Schrift und zu Richtern in Glaubenssachen bestellte, die Entscheidung den Leidenschaften der empörten Bauern anheim gegeben war. Das fünfte Capitel ist überschrieben: „welche Oberkeit, ob die angeborn, oder die erwelet auff eyn zeyt, für die ander zu erkiesen". — Hier rückt der Verfasser, der Anwendung seiner „evangelischen" Grundsätze merklich näher. „Vil wirt von dyser materien part und widerpart gedisputirt, und tringend jr gar viel auf den ersten teyl in meynung, der natürlich vatter hausset gar treulich seine Kinder, dann der Stieffvater. Dieß argument hat ein schein, das sieht man gar lauter bey den Christlichen Fürsten, als Herzog Friedrichen in Sachsen *); und Philipsen, Marg-

*) Es ist bereits in frühern Artikeln hervorgehoben worden, welche Hoffnungen die revolutionäre Parthei in ganz Deutschland auf diesen Fürsten setzte.

graf zu'Baden. So man dargegen aber die geschrifft durchlaufft und ermist die sachen gar aygentlich, so fint man fürwar on zal, unaussprechlicher, greulicher trübsal und jammer, so auß aignem angebornen Gewalt entstanden ist. Und was sollen wir der alten tyrannischen thaten gedenken, und was ist doch greulicher, denn das jetzt zur zeyt von geytz und prachts wegen, das lauter gots wort so ganz frevenlig undtergetruckt wird mit thürnen, plöcken, und dergleichen hochmüthigen gewalt und fürnemen. Und was darf der gotloß, frevenlich, angeporen gewalt sich nit unterston gegen seinen undterthanen! Do die Römer regierten mit Zunfftmaystern und Rathe ayns gemeinen Regiments, da heuffet sich teglich die mechtigkeit jres großen gewalts über die ganze welt. Do aber der gelust sie verleckert und raytzet, von gemaynem Regiment zu fallen und fingent an koning zu aygen Herren auffzuwerffen. Also baldt fing an al jr unhayl und zerstörung jres Reichs, durch aygen besuchten geytz, pracht und hochmuet der selbigen auffgeworfenen Kaysern". — Auf diesen Eingang folgt ein, in demselben Geiste entworfener Abriß der römischen Geschichte. Die Betrachtungen, mit denen der Autor diesen durchspickt, und deren Zweck es ist, jede eigne, natürliche Gewalt, besonders die wohlthätigste von allen, die geistliche, als einen Raub an der Freiheit der Untergebenen, oder den Schwächern darzustellen, — weisen deutlich die Quelle nach, aus welcher, 250 Jahre später, die Jakobiner in Frankreich schöpften. — Die verruchten Tyrannen der römischen Kaiserzeit, — des dunkelsten Fleckens in der Weltgeschichte, — werden von unserm „evangelischen" Autor als die gemeine Regel und Norm der fürstlichen Herrschaft hingestellt. „Was soll ich doch vil erzellen dyß löblich geschlein und kurtz davon. Es warent von dem ersten kayser Julio, biß auf den großen Karolum Sechs und sybenzig Romisch Kayser, der wurdent Vier- und dreyssig schentlich und jämmerlich ertöttet, all von wegen jrer tyrannei. Ettlich ertrenkt, ettlich köpfft, und etlich verprennt. — — — — In summa. So baldt die Römer

vom gemaynen Regiment auf die Kayser fielent, so bald fieng an all jr jammer under jnen so lang, biß sy arm aigen lewt wurdent, welcher jrer gewalt dervor mechtig herrschet in aller welt. Das zayg ich hie allayn darumb an: Dieweyl doch die grossen Herren gemaynlich all sich berüment jrs alten löblichen herkommens von Rom, ja sy beryment sich ayns alten Heydnischen herkommens, und gedenckent nit, daß wir allzumal von Gott herkomment, vnd kayner umb ein minut seyns herkommens älter ist denn der ander, König oder Hyrt" ꝛc. — Auch die Geschichte der Israeliten, und Samuels bekannte Weissagung in Betreff der kriegerischen Könige, welche die absolutistische Schattirung des Protestantismus so häufig zu Gunsten der unumschränkten Willkührherrschaft in Anspruch nahm, wird von der demokratischen Faction, als Argument gegen die fürstliche Herrschaft überhaupt gebraucht. „Da das außerwelt geschlecht gottes kynder, die Jsraeliter ain gemayn Regiment fürten, und kain konig hatten, da wonet got hertzlich bey jnen, regierten loblich, lebten seligklich. Do aber der heydnisch lust sy raytzet und verlocket auch ein gewaltigklichen konig under jnen aufzuwerffen, vnd begerten von dem Propheten Samuel, daß er jnen von got ain konig erwurde, als dann am 2 Capitel Samuelis klerlich angezaygt wirt, was grossen mißfallens got darob hett, und jnen verkündigt grosse elend und jammer, mit leybaygnschafft vnd anderen, so jnen an die hand stossen würd, auß gewalt der angebornen herschafft". — — — — Die Moral des dann folgenden Abrisses der hebräischen Geschichte ist keine andere, als daß: „die angeborn vergewaltig herrschaft artet gemaynlich nach der waren abgotterei". — Das sechste Capitel („Ob das Wilpret des gemaynen mans sey oder nit") offenbart immer deutlicher den ingrimmigen Zorn gegen jede fürstliche Macht, der mit Begierde nach jedem Mißbrauche greift, um die Sache selbst zu schmähen. Im siebenten Capitel wird die Frage verhandelt: „ob ayn Gemayn jr Oberkayt möge entsetzen oder nit". — „Nun wolan, das walt Got, hie wills

an die sturmglocken gan, noch muß die wahrhaytt heraus in dyser zeit der gnaden Luc. 19. und solltens die felsen reden". — — — „Alle die herren so auß jrs hertzen lust und aygenwilligen, letzen köpffen aygennützige gebot, ich geschweyg vergwaltigung, stewer, zoll, ungelt behendigent, und was dergleychen dem gemeynen seckel dienet zu schirm und unterhalt der gemeinen landschaft, die sind recht wahrhafft rauber und abgesagt feynd jrer aygen landtschaft. Nun dysen Nemb, Agag, Achap, Phalaris und Nero auß den stülen gestossen, ist gottes höchst gefallens. Die schrifft nennet sy nit diener gottes, sondern Schlangen, Drachen, Wölffe. Wolan wie leicht ist für die oren kommen des herrn sabaoth so ernstlich das kleglich ruffen der einernder, und das geschrey der arbeyter, daß ers so gnedigklich erhört hat, daß der schlachttag soll angan über das gemest vieh; die jre hertzen geweydet haben mit allem wollust in des gemaynen mans armut. Jacobus am 5." Das Nachfolgende läßt auch hier wieder dieselbe Taktik hervortreten, die sich in allen Revolutionen wiederholt. Die angreifende, Umsturz und Empörung predigende Parthei setzt sich in den Zustand des offenen Krieges gegen die Autorität; jeder Act der Gegenwehr von Seiten der letztern aber gilt ihr für verabscheuenswerthes Unrecht und empörende Tyrannei. „Man sieht ya lauter, wo die gotßlesterer und mörder gots ain Evangelischen" (so nannte die Parthei diejenigen, die mit ihr jede fürstliche Herrschaft für Abgötterei und Teufelsdienst erklärten!) „erwürgen, so springen 20.000 aus dem stumpff, damit das Evangelium Joannis am zwölften erstattet wirt". — „Daß aber die Landtschafft oder ain gemaynde macht hab jren schedlichen Herrn zu entsetzen, will ich auß der götlichen Juristerey dreizehn Spruch einfüren, welch die hellisch pfort abermals mit jrer gantzen Ritterschafft nit mag zerreissen, welchen aber gelust, der mag sein buckel heran reyben, das will ich gewertig seyn, er lüg aber für sich, daß er nit verschnap, wie die Bäpstler, was geben sie yetzt da-

rumb, daß sy dem Luther in seyner ersten trewen warnung im dem büchlein von dem Bapstthumb gefolgt hatten, und weren darauff zu Ruhe gestanden. Es were gar vil in der feder stecken plyben, daß sich jetzt niemals will lassen herabschaben noch kratzen". — — — Zum Schluße der gesammten, in der Weise Luther's gehaltenen „schriftmäßigen" Beweisführung sagt der Verfasser: „Ob aber sy sagent: solch entsetzung der gewaltigen stände den kaysern zu, und nit jren unterthanen u. s. w. Es sind aber plaw Enten. Wie, wann kayser und kunnig auch unnütz werent? Sind nit in menschlicher gebechtnuß könnig und kayser auch in solcher gestalt selbst vertrieben worden von jren underthanen? In summa: Es soll keyn parthehischer Richter gesetzt werden, es würt sonst auch nichts anders drauß, dann: hilff mir, so hilff ich dir".

Das achte Capitel giebt nähere Anweisung: „mit was gestalt ayn Gemaynd jren Herren entsetzen möge." „Wollent aber ewer Herren ye Herren seyn, und grossen mutwillen mit euch armen treyben, wider die yetzt obgeschrieben gotliche Juristerey. So volgent dem Salomon und springen dapffer zusammen. Bewapent euch mit dem gemüth der kuwen, ochsen und stieren, die sich so treulich zusammen setzen in aynen ring, vnd die hörner herfür, nit in maynung sich zu empören, sondern allein sich zu beschirmen vor den einreissenden wolffen. Fürwar rausschet ein wolff unter sy, ungeripstosset kümpt er nit davon, ja kömpt er mit dem leben darvon." — Das neunte Capitel („wer ayn auffrürer soll gescholten werden") beruft sich zur Rechtfertigung der Empörung auf Elias und Moses (der auch wider den Tyrannen Pharao „ein armen Cuntzen" aufgeworfen habe), ja auf Christum den Herrn. „Lassent euch nicht betören," setzt der Verfasser hinzu, „alt herkommen hin, alt herkommen her, man sagt nit von herkommen, man sagt von rechtem herkommen, tausent jar unrecht gethan, wart kein stund nye recht." — Das zehnte Capitel („was jamer und trübsal gemayner pawrschafft begegnen

würde, wo sy sich selbs veruntreweten") schildert mit den schwärzesten Farben das Unglück, welches die Bauern treffen würde, wenn etwa Einige unter ihnen Friedensvorschlägen und gütlichem Zureden Gehör gäben. Nur kein Friede, nur keine Versöhnuug! „Horcht jr lieben Brüder, also hart habt jr verbittert das hertz ewer herren mit übergelauffener gallen, daß es sich nymmermer läßt versüßlen, da ist alles denken an verlorn, die herren wöllent unerzürnt seyn, sy wollen herren seyn, ja selbs abgötter seyn. — — — — — Es ist von jnen prophetisiert: Sy werden sich setzen wider got und seinen sun. Psalm am 2." — Das eilfte und letzte Capitel („Ayn tröstliche ermanung an die bemelten Christlichen Brüder") giebt den Rebellen praktische Rathschläge, die, wie die ganze Schrift, von einem ungemeinen Talente zur Verführung und Leitung des großen Haufens zeugen. Die Bauern werden ermahnt, gute Ordnung zu halten; über je zehn der ihrigen, solle ein Rottmeister, über zehn Rottmeister ein Centurio, über zehn Centurionen ein Capitain oder Hauptmann, über zehn Hauptleute „ain Printz" gesetzt werden u. s. w. — Ein zweiter Rathschlag geht dahin, nur ihres Gleichen zu Anführern zu erwählen und dem Adel zu mißtrauen; „dann es will sich fürwar nit reymen, daß man wolffshar under die schafswollen verschlaychen will, die eingepflanzte natur lieffent sich den habich mit der tauben niemants veraynigen." — „Item" wird der Rath gegeben, daß man oft Gemeinde unter einander halten solle, „dann nichts behandvestigt und behelt den gemaynen hauffen hertzlicher zusammen". — Die Bauern möchten sich „on alles mittels gantz underwürffig, wie ander fromm Reychstett, dem Kayser im namen der christlichen ordnung" erbieten; — schon früher hat der Verfasser geltend gemacht, daß der Kaiser keine geborne, sondern eine erwählte Obrigkeit sey. — Dann wird gerathen, daß Niemand „on getrungener not" seine Hände mit fremden Gute beflecken möge. „Will man aber ye mit euch mutwillen, und dabey nit pleyben lassen, so muß manns gott lassen walten, vnd lasset

einherrauschen, was nit anders will". — Dann folgen eine Reihe Tröstungen aus der heil. Schrift, denen sich folgende, höchst charakteristische Stelle anschließt: „Und daß ich der alten Histori beschweyg, wie groß unsäglich gethatten hatt so offter mals begangen daz arm pawers heuflein ewer nachparen, die Schweytzer, wie offt hatt man sy mit grossem pracht hyndter dem wein geschlagen, da ye ayner drey Schweitzer hat besteen wollen, oder sy nur mit hyrten und meßnern erschlagen wollen, sind doch der merertayl allwegen in die Flucht getrieben und könig, kayser, fürsten und herren darüber zu spott worden, wie mechtig und mit großer heers krafft sy mit aller rüstung wider sy warent...... Das sonder zweyffel alles auß der krafft und verhenknuß gottes geschehen, wie möcht sonst die Aydgenossenschafft yener nur alleyn von dreyen aynfeltigen pewrlein erwachsen sein, die sich noch teglich meret, und da kayn nachlassens seyn will, — — — biß villeycht die Prophecey und das alt sprüchwörtlein erfüllt wird, daß ayn Kuw auff dem Schwanberg im land zu Franken gelegen solle stan, und da luegen und plarren, daß mans mitten in Schweytz höre".

Der Verfasser dieser Schrift, welche nach Strobels Vermuthung, die sich auf die Form der Lettern gründet, zu Nürnberg gedruckt ward, ist nicht bekannt geworden. Der Schluß weist jedoch ziemlich deutlich auf die Richtung hin, in der wir ihn zu suchen haben. Jedenfalls ist Müntzer unschuldig daran, da sich der anonyme Autor auf Luther's Autorität beruft, gegen den Müntzer die tiefste Verachtung hegte. — Auch Luther hat an dieser Schrift zuverläßig keinen Theil. — Sie ist, von allen andern Gründen abgesehen, mit einer Folgerichtigkeit der Gedanken, einer dialektischen Klarheit und einer Ehrlichkeit und Unerschrockenheit geschrieben, deren Niemand den Wittenberger Reformator fähig halten wird. — Außerdem gingen dessen Wünsche, wie wir in spätern Artikeln weiter ausführen werden, mit nichten auf

eine Bauernrepublik. Der Aufstand war ihm nur Mittel, nicht Zweck; er hat, wie wir dort nachweisen werden, dessen kein Hehl: daß die Bauern zuerst den Widerstand der katholischen Fürsten brechen, dann aber ärger als zuvor mit Bürden beladen werden sollen, damit ihnen der muthwillige Kitzel wieder vertrieben werde.

L.

Philosophische Literatur.

Versuch einer systematischen Beleuchtung der ersten Elemente einer christlichen Philosophie, von Constantin Joseph, Erbprinzen zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Frankfurt a. M. Andräische Buchhandlung. 1840. XII. 406 S. 8°.

De l'intelligence et de la foi, par M. Guillemon, capitaine du Génie. Paris chez L. Hachette. Fevr. 1840.

Die philosophische Forschung hat sich bisher als ein eben so undankbares, wie unausweichliches Geschäft erwiesen. Viele halten es für Thorheit, Manche fast für Sünde, sich derselben zu ergeben. Und doch: wer kann ihrer entbehren? — Uns dünkt, was so tief in der menschlichen Natur begründet, ein so unabweisbares Bedürfniß des geistigen Lebens ist, das müsse eine Wahrheit in sich haben, die von dem entstellenden Irrthum zu befreien, eine des Christen im höchsten Grade würdige Aufgabe sey. Die Einheit in den Elementen unseres Selbstbewußtseyns ist es, um was es sich handelt; die Einheit, ohne die es kein geistiges Leben gibt, und die wir, wie das tägliche Brod, uns jetzt im Schweiße unseres Angesichts wieder erwerben müssen. Daß der Mittelpunkt unserer inneren, geistigen Welt nicht mit jener der äußeren Welt zusammenfällt, unser geistiges Leben kein concentrisches ist, kann nur als eine Folge und als ein Beweis sündhafter Abweichung eben dieses geistigen Lebens begriffen werden. Diese aber zu heben, ist die

Aufgabe der Philosophie. Es handelt sich also hier um die Bekämpfung und Beseitigung der Folgen der Sünde, gerade in den höchsten Regionen des Lebens; und das ist, wenn je eines, ein christliches Werk. Freilich, wenn das Werk mit selbstsüchtigem Dünkel nur in der Absicht unternommen wird, die ganze Welt der Erkenntniß bloß den Gelüsten unseres Stolzes dienstbar zu machen, dann möchte es besser unterbleiben; denn so wird nur Sünde auf Sünde und Irrthum auf Irrthum gehäuft. Aber wenn es umgekehrt aus dem Verlangen hervorgeht, das Reich Gottes zu erweitern, und alle durch die Sünde entfesselten geistigen Kräfte durch ihre Aufnahme in den Lebenskreis eines christlichen Gemüthes wieder der Verherrlichung Gottes dienstbar zu machen; dann wird sicherlich der Segen von Oben dem frommen Unternehmen, wofern es mit Treue verfolgt wird, nicht fehlen. Manche schätzen indessen die Philosophie darum gering, weil sie meinen, das Beste, was sie im glücklichsten Falle gewähren könne, sey doch nur, daß sie auf weiteren Umwegen und mit großer Anstrengung zu dem Punkte ruhiger Ueberzeugung führe, zu welchem der einfache, kindliche Glaube mit einem Schritte gleichsam, ohne Anstrengung und weit sicherer gelange, und sie halten es deßhalb auch für verdienstlicher, mit Verzichtleistung auf jene tiefen Fragen, die die Philosophie sich zum Vorwurfe macht, nur die sogenannten positiven Wissenschaften zu pflegen, die den Vorzug unmittelbarer praktischer Brauchbarkeit haben. Allein diesen Gegnern der Philosophie müssen wir bemerken: Es ist mit solcher geistigen Armuth und Verzichtleistung auf selbstständige Begründung in der Wissenschaft, wie mit der äußeren Armuth und der Aufopferung des eigenen Willens im praktischen Leben: es ist dieß Sache des besonderen Berufes, der nicht Jedem gegeben ist; und bleibt gleich Ziel und Ausgangspunkt für Alle gleich, so sind doch der Wege mancherlei, auf denen Jeder nach seiner Weise zur gemeinsamen Freude Aller den Schöpfer zu verherrlichen hat. Die Verfasser der beiden uns hier beschäftigenden Schriften haben ihre Wege aufrichtig mit dem Verlangen, zur Ehre Gottes beizutragen, und mit Glück verfolgt: wir betrachten daher ihre Bestrebungen als einen würdigen Gegenstand allgemeiner Theilnahme: auch sind die Ergebnisse, zu welchen sie gelangten, wenn gleich noch mancher Einwendung ausgesetzt, doch von der Art, daß wir dieselben als Gemeingut christlicher Erkenntniß mit Freude fortan in Anspruch nehmen mögen.

Was sie beide gemeinschaftlich auszeichnet vor den bisherigen Arbeiten dieser Art, ist das Bestreben, den denkenden Geist aus der Isolirung und Einseitigkeit zu befreien, in die er durch die philosophische

Methode, besonders seit Cartesius gebannt ward. Das Zerwürfniß zwischen allen vorhandenen Autoritäten hat nämlich dahin geführt, nicht bloß Alles zu verwerfen, was mit der unmittelbaren Gewißheit, die der Mensch aus seinen eigenen Wahrnehmungen durch und an sich selbst schöpft, sich nicht vereinigen ließe, sondern auch nichts anders gelten zu lassen, als was durch diese unmittelbare Wahrnehmung verbürgt, mit gleicher Nothwendigkeit, wie sie selbst, angenommen werden müßte, was also, mit unserem eigenen Bewußtseyn schon gegeben, als logische Folge sich aus ihm entwickelt. Da indessen die eigenen Wahrnehmungen des Menschen an sich selbst untereinander oft in Widerspruch gerathen, so zeigte sich die Nothwendigkeit, dieselben alle auf Eine Thatsache des Bewußtseyns zurückzuführen, an der sie in eben der Weise gemessen und geprüft werden sollten, wie vorher die Erfahrungen der Außenwelt an ihnen sollten geprüft werden, und auch hier die unmittelbarst gewisse, erste Thatsache zu finden, aus welcher alle andern durch logische Folgerung sich müßten gewinnen lassen.

Diese unmittelbarste erste Gewißheit erblickte der Eine in den Offenbarungen seines sinnlichen Lebens, der Andere in denen des geistigen, und fortan mühten sich die philosophischen Schulen damit ab, entweder die Erscheinungen des geistigen Lebens aus den Gesetzen des leiblichen, oder die des leiblichen und die durch dieselben gewonnenen Erfahrungen der Außenwelt aus den Gesetzen des geistigen Lebens zu entwickeln. Auf diese Weise wurde nicht bloß der einzelne Mensch aus der ursprünglichen Lebensgemeinschaft und geistigen Gesammtbürgschaft des Geschlechtes herausgerissen und mit seiner vereinzelten Kraft auf die Spanne von Zeit und Raum, die er mit seinem individuellen Daseyn auszufüllen vermochte, beschränkt; sondern er wurde auch in seinem persönlichen Gesammtbewußtseyn verkümmert, und auf eine einzige Reihe von Thatsachen in demselben unbarmherzig eingeengt, alles aber, was darüber hinausging, und namentlich das, was dem Gebiete der Freiheit angehört und das eigenste Wesen der Persönlichkeit ausmacht, auf dem Wege der Construction seiner wahren Wirklichkeit zu entkleiden, und somit eigentlich zu verläugnen gezwungen. Auf diesem Punkte konnte die Philosophie nicht lange verharren. Kaum hatte die eben angedeutete Methode durch Hegel die Spitze ihrer Entwicklung erreicht, als bereits in Deutschland eine Reaction zu Gunsten der Freiheit sich geltend machte, welche eine positive Persönlichkeit Gottes, als Grund und Ausgang ihrer Speculation, als höchsten Einheitspunkt des Idealen und Realen, alles inneren und äußeren Lebens in Anspruch nahm. Dieselbe wagte jedoch nicht, die bisherigen Wege gänzlich zu verlassen,

sondern beschränkte sich darauf, nachzuweisen, wie die Phänomene des individuellen Bewußtseyns selber auf diese höhere Persönlichkeit, und die auf dem logischen Wege der Vernunftnothwendigkeit gefundenen Ergebnisse auf die göttliche Freiheit, als auf ihre nothwendige Voraussetzung, hinwiesen. Sie blieb aber innerhalb der Schranken stehen, mit welchen die philosophische Forschung sich einmal umgeben hatte, und konnte, trotz der mühseligsten Anstrengungen, zum wahrhaft Positiven, zur wirklichen Welt der Freiheit und That nicht hindurchdringen. Mit größerem Glücke, weil mit größerer Unbefangenheit und Freiheit von den Gewohnheiten der Schule, scheinen unsere beiden Verfasser ihre Aufgabe gelöset zu haben. Sie knüpfen allerdings beide an die Ergebnisse der neueren, namentlich der Hegel'schen Philosophie in so ferne an, als sie die Gleichzeitigkeit des subjectiven und objectiven Moments im menschlichen Bewußtseyn und die nothwendige Beziehung beider auf einander durch die wechselseitige Voraussetzung des einen durch das andere zum Ausgangspunkte nehmen; aber indem sie dieses Selbstbewußtseyn nicht bloß in abstracter Vollendung und Ruhe, sondern in seiner lebendigen Wirklichkeit auffassen und in seiner Entwicklung beobachten, dem Ich auf dem Wege seiner Erweckung und Heranbildung am Nicht-Ich bedachtsam folgen, gelangen sie plötzlich zu einem Standpunkte, auf welchem die Schranken verschwinden, die bisher das Subject vom Object, den einzelnen Menschen von allen anderen Wesen seiner Gattung zu trennen schienen, und der Gesichtskreis in einer Weise sich erweitert, daß wir bald wieder eine freiere und sicherere Bewegung im Gebiete der philosophischen Forschungen uns versprechen dürfen. Fürst Löwenstein hat dabei noch das besondere Verdienst, daß er durch eine klare und besonnene Umschreibung eben dieses Gebietes einem anderen Mißgriffe begegnet, welcher bisher die Quelle namenloser Verwirrungen geworden ist. Weil nämlich, wie wir im Eingange bereits bemerkt haben, in Folge der Sünde unser geistiges Leben kein concentrisches ist, und der Mittelpunkt unserer inneren, geistigen Welt nicht mit jenem der äußeren Welt zusammenfällt, also auch die Erfahrungen beider Welten in uns vielfältig in Conflict gerathen, so ist der Philosophie die doppelte Aufgabe gesetzt, durch die Verfolgung der verschiedenen Erscheinungen bis zur Quelle, von der sie ausgehen, sowohl in dem Bewußtseyn des Menschen von sich selbst, als in seinem Bewußtseyn von der Welt außer ihm jene Einheit, Ordnung und Uebereinstimmung wieder herzustellen, ohne die er keinen Augenblick der Ruhe und der Zufriedenheit zu genießen vermag. Sie soll und will den letzten Grund aller unserer Wahrnehmungen, einmal in uns selbst (subjectiv), dann

aber auch an sich (objectiv), nach ihrem selbstständigen Daseyn, erforschen, und dadurch entsteht eine doppelte Philosophie oder Wissenschaft unseres Selbstbewußtseyns, welche einmal die Erklärung unseres Selbstbewußtseyns als solchen, ohne Rücksicht auf seinen Inhalt, und die Darstellung seiner Gesetze, dann aber die Erklärung dieses Inhaltes selbst und dessen Zurückführung auf seine letzten Gründe zum Gegenstande hat. Die neuere Philosophie hat, durch die Zurückführung aller Erscheinungen auf ihren Grund im denkenden Subject, beide Aufgaben verwechselt und in dem Grunde der subjectiven Wahrnehmung zugleich den zureichenden Grund der wirklichen Existenz der Dinge, in dem Gesetze, das jene beherrscht, auch das Gesetz der wirklichen Hervorbringung der letzteren gefunden zu haben sich eingebildet. Daher die Usurpationen der Hegel'schen Logik, das Bestreben, eine Philosophie der Geschichte, eine Philosophie des Rechts u. dgl. bloß nach dem Gesetze der dialectischen Bewegung des Gedankens hervorzubringen, mit der anmaaßenden Behauptung, daß nichts der Wissenschaft des Menschen sich entziehen könne. Mit klarer Einsicht in die Fehlerhaftigkeit dieses Verfahrens sagt Fürst Löwenstein (S. 36): „Die Philosophie muß nothwendig den gesammten Inhalt des menschlichen Selbstbewußtseyns in gewisser Beziehung zum Gegenstande haben, und zwar das Innere, Subjective, wie das Aeußere, Objective, das Uebersinnliche, wie das Sinnliche, in so ferne sie dem Erkenntnißvermögen erreichbar sind. Doch die Gränzen dieses letzteren sind zugleich die natürlichen Gränzen aller Philosophie. Eben so ungerecht wäre es, von einem philosophischen Systeme die Aufklärung mancher Thatsachen, die der Mensch zwar wahrzunehmen, nicht aber zu ergründen vermag, so lange dessen geistige Thätigkeit an sinnliche Werkzeuge gebunden ist, zu erheischen; als hätte man zu Strabo's Zeit dessen Erdbeschreibung als mangelhaft verworfen, weil er keine Nachricht über die Länder und Bewohner der jenseitigen Hemisphäre darin ertheilte. Um nur diejenige Philosophie für vollkommen erkennen zu wollen, welche uns eine wahre und zusammenhängende Theorie der gesammten Schöpfung, von ihrem Urquell und ersten Grund an, gewährte, müßten wir zuerst einer vollkommenen Erkenntniß dieses ersten Grundes uns erfreuen; und diejenigen Philosophen, welche ein solches System zu liefern versuchten, sahen sich genöthigt, damit anzufangen, ihre eigene Vernunft zu vergöttern. Sie vergaßen nämlich, daß, wäre einmal die menschliche Vernunft im Stande, den Grund aller Dinge, oder auch nur den Grund ihres eigenen Daseyns, zu fassen und zu begreifen, alle mühsame Entwicklung, Erklärung und Folgerung, d. h. alle Philosophie eben dadurch über-

g würde. Gerade deßhalb, weil unsere Erkenntniß nur aus Bruch-
en besteht; weil wir alles Allgemeine und selbst unser eigenes Da-
nur als Abstractes, und nur dadurch, daß wir dessen einzelne Mo-
te dem Auge entrücken, zu denken vermögen, bedürfen wir einer
losophie zum Behufe der allmähligen Zusammenstellung
Vereinigung der einzelnen Bruchstücke unseres
lbstbewußtseyns in Ein geordnetes Ganze. Aber aus
dem Grunde kann auch unsere Philosophie immer nur relativ wahr
vollständig seyn, wie es überhaupt bei allen Producten menschlicher
igkeit jeder Art der Fall ist. Doch hat sie diese relative Vollkom-
heit unwidersprechlich erreicht und ihre Aufgabe gelöst, sobald sie
menschliche Selbstbewußtseyn dadurch zum höchstmöglichen Selbst-
ändniß gebracht hat, daß sie solches in dessen eigentliche Elemente
zulösen und von einer jeden Erkenntniß genau nachzuweisen vermag,
welchem Wege und durch welche Mittel dieselbe ein Gegenstand
res Bewußtseyns geworden sey; daß sie die Gesetze erkennt, nach
chen die Thätigkeit des Bewußtseyns sich entfaltet, und nach wel-
die Erscheinungen der äußeren Welt auf solches einwirken; daß
endlich den gesammten vereinzelten Inhalt des Bewußtseyns, den
rgenommenen Gesetzen gemäß, verbindet, ordnet und in seinem na-
lichen Zusammenhange darstellt. Ein philosophisches System ist dem-
): die wissenschaftliche Darstellung der Rechenschaft, welche der
nsch über sein eigenes Selbstbewußtseyn, nämlich über den natürli-
Zusammenhang der verschiedenen Bestandtheile seines Selbstbe-
ßtseyns, über die Mittel und Wege, vermöge welcher letzteres zu
em Inhalt gelangt, über die Gesetze, nach welchen dessen Thätig-
statt findet, endlich auch über das Verhältniß unseres Selbstbe-
ßtseyns zu den verschiedenen Gegenständen, die dessen Inhalt veran-
en, sich ablegt".

Von der objectiven Seite scheint uns zwar der Begriff der Philo-
hie einer größern Ausdehnung fähig, indem wir, mittels der Er-
ntniß, die wir auf dem Wege der Offenbarung von dem ersten
unde der Dinge erlangt haben, allerdings die verschiedenen Theile
erer Erkenntniß zu demselben zurückführen und so zu einer voll-
ndig befriedigenden Theorie für dieselben gelangen können; aber an
ist die eben angeführte Bemerkung unseres Verfassers nicht bloß
llkommen richtig, sondern wir müssen es auch geradezu unter die vor-
glichsten Verdienste seines Werkes rechnen, dadurch die Philosophie
f ihre natürlichen Gränzen zurückgeführt zu haben, die sie nur aus-
hmsweise, mit Hülfe der Offenbarung nämlich, zu überschreiten vermag.

Der charakteristische Unterschied zwischen der Aufgabe der Philosophie, wie unser Verfasser sie beschrieben, und derjenigen, welche ihr verschiedene ältere und neuere Lehrer dieser Wissenschaft unterschieben, liegt also, nach seinen eigenen Worten (S. 38), darin, daß Letztere alles Erkannte zu seinem ersten Realgrunde zurückführen und von diesem abzuleiten versuchten, während er diese Aufgabe darauf beschränkt, jede Erkenntniß bis zu den ersten Gründen ihres Entstehens in unserem Selbstbewußtseyn zu verfolgen, und aus diesen wieder zu erklären und zu entwickeln.

Der zweite wesentliche Dienst, welchen unser Verfasser der Philosophie geleistet, besteht darin, daß er das menschliche Selbstbewußtseyn als ein Product der Erfahrung darstellt, und das Gefühlsvermögen als Erkenntnißquelle des menschlichen Geistes der Philosophie eben so entschieden wieder vindicirt, als auf der andern Seite vor der supranaturalistischen Verirrung, selbes als eine von der sinnlichen Wahrnehmung und dem Verstande gleich unabhängige Sehergabe zu betrachten, sich verwahrt hat.

Seine Theorie in dieser Beziehung ist in Kürze folgende: „Es läßt sich, sagt er (S. 57 ffg.), keine geschaffene Kraft denken, die, ohne alle äußere Veranlassung, aus freien Stücken sich in Thätigkeit zu setzen vermöchte; sie müßte, um dieß zu können, sich des ihr verliehenen Daseyns bewußt seyn, ehe sie je thätig sich geäußert, und zugleich die Macht erhalten haben, sich, sobald es ihr beliebt, den Gegenstand der Aeußerung selbst zu geben, also diesen aus Nichts hervorzurufen. Jede nicht von jeher selbstbewußte Kraft setzt demnach eine mit ihr verbundene Anregbarkeit oder Empfänglichkeit für gewisse Gegenstände voraus, deren Begegnen allein sie zuerst in Thätigkeit zu setzen vermag. Wiewohl Empfänglichkeit und thätige Kraft sich als Begriffe scheinbar ihrer Natur nach widersprechen, so sind beide dennoch in allen geschaffenen Wesen Eins und unzertrennlich; denn eine Empfänglichkeit oder Anregbarkeit kann nur vermittels der auf erhaltene Anregung erfolgten Thätigkeit sich manifestiren, und umgekehrt sind plötzlich stattfindende Aeußerungen einer nicht von jeher selbstbewußten und bis dahin gänzlich ruhenden Kraft, wie gesagt, nur als Folgen einer äußeren Anregung, und mithin einer gleichzeitig schon vorhandenen Empfänglichkeit für den anregenden Gegenstand, denkbar. Für den menschlichen Geist geht nun der erste Impuls zur Thätigkeit von der sinnlichen Empfindung und Wahrnehmung aus, und wir verdanken unser Selbstbewußtseyn offenbar nur der durch die Wirksamkeit der körperlichen Organe bedingten Erfahrung; denn wir verlieren das Selbstbewußtseyn, sobald das mate-

rielle Befinden unserer körperlichen Organe in einem gewissen Grade gestört ist.

Wenn gleich indessen das sinnliche Wahrnehmungs-Vermögen allein den Stoff liefert, durch welchen unsere geistige Kräfte in diesem Leben angeregt werden, und an welchem sie, so lange sie mit einem Körper verbunden sind, ihre Thätigkeit zu üben vermögen, so ist es dennoch nicht jenes sinnliche Wahrnehmungsvermögen selbst, welches unsere geistigen Kräfte in sich enthält, sondern es sind nothwendig eigene, für sich bestehende Organe in der menschlichen Seele *) vorhanden, welche sowohl jene sinnlichen Wahrnehmungen zu empfangen, als, wenn sie einmal angeregt sind, durch Hervorbringung neuer sinnlicher Empfindungen dem irdischen Bewußtseyn des Menschen sich kund zu geben bestimmt sind.

Bei dem Menschen findet sich nämlich, außer den Anlagen, die er mit den Thieren und der Pflanze, und mit dem Thiere allein, gemein hat, für das Erste eine Empfänglichkeit, vermittels welcher er sich nicht nur der empfangenen Eindrücke, sondern auch seiner eigenen angebornen, sowohl materiell-organischen als übersinnlichen Anlagen und Kräfte, sobald solche einmal angeregt sind, und auf andere von ihm wahrgenommene Dinge wirken, in einem gewissen Grade bewußt wird. — Daraus geht hervor: die Denkkraft oder der Verstand; sodann eine zweite Empfänglichkeit, vermöge welcher der menschliche Geist sich mehr oder weniger angezogen fühlt von den, den seinigen gleichartigen oder analogen geistigen Anlagen und Kräften, deren Aeußerungen durch sinnliche Wahrnehmung zu seiner Kunde gelangen — diese nennen wir das Gemüth; endlich das aus der Zusammenwirkung des Gemüthes und des Verstandes hervorgehende Vermögen, unter den verschiedenen, sein Gemüth anregenden Eindrücken dem einen oder dem andern der empfangenen Eindrücke das Uebergewicht über die solchem entgegenstehenden zu verschaffen und, in Gemäßheit dieses überwiegenden Eindrucks seine angebornen Kräfte auf andere Menschen oder auf andere Dinge wirken zu lassen — die Freiheit des Willens und die Vernunft. Das Gemüth insbesondere ist also diejenige Empfänglichkeit der menschlichen Seele, vermöge welcher sich dieselbe zu den von ihr sinnlich wahrge-

*) Unter Seele versteht unser Verfasser im Allgemeinen eine jede einigermaaßen ihres Daseyns bewußte Individualität; in Bezug auf den Menschen insbesondere den Gesammtbegriff aller Kräfte, die zu unserem Selbstbewußtseyn beitragen; unter Geist dagegen vorzugsweise diejenigen Seelenkräfte, die den Menschen vor dem Thiere auszeichnen.

nommenen Gegenständen, oder zu den geistigen Kräften, die sich mittels solcher kund geben, angezogen oder von demselben zurückgestoßen fühlt. Eben so wie das sinnliche Wahrnehmungsvermögen den menschlichen Geist mit der ihn umgebenden äußeren, materiellen Schöpfung verbindet, ist das Gemüth das Mittel, durch welches unser Geist mit einer höheren, geistigen Welt verkehrt. Es ist das geistige Gefühlvermögen des Menschen, dessen Aeußerungen auf unser sinnliches Gefühl rückwirken, und mittels dieser Rückwirkung erst zu unserem Bewußtseyn gelangen, dessen unmittelbare Organe aber wir in diesem Leben nicht wahrzunehmen vermögen. In dieser, der magnetischen in einer höheren Potenz analogen Anziehungskraft unseres Gemüthes entdecken wir gleichsam zwei Pole, deren einer die Selbstliebe ist, die wir mit dem Thiere gemein haben, der andere aber die Liebe zum Guten, welche allein uns in den Stand setzt, das Gute als solches zu erkennen, und jeder wahren Liebe zum Grunde liegt". Eine dritte Form der geistigen Anziehung bemerkt endlich unser Verfasser in dem Sinn für das Schöne.

Der Raum gestattet uns nicht, dem Verfasser in seinen geist- und lichtvollen Untersuchungen über die nähere Beschaffenheit dieser und unserer übrigen Seelenkräfte, über die Natur des Guten und Bösen, die Freiheit des Willens u. s. w. zu folgen. Er ist überall gleich scharfsinnig und fleißig in der Auffassung und Darlegung seines Stoffes, und wir sind bei der Durchlesung des Buches öfter von wahrer Bewunderung für die edle Selbstverläugnung und den lebendigen Eifer ergriffen worden, womit ein Mann in seiner Stellung sich solchen Forschungen nicht bloß hingab, sondern auch selbe für Andere gemeinnützig zu machen bemüht war. Wer sollte nicht beklagen, daß ein solcher Streiter für die Wahrheit so früh schon der an dergleichen Männern so armen Welt entrissen worden?

Was wir von dem Buche bisher gesagt, könnte schon hinreichen, um dem Kenner anzuzeigen, mit welchem Rechte selbes auf dem Titel sich rühmt, uns die Elemente einer christlichen Philosophie zu bieten. In der Darstellung der Abhängigkeit des menschlichen Geistes und in der Bedeutung, die dem Gemüthe auf alle Aeußerungen und Entwickelungen desselben zuerkannt wird, liegt bereits der wesentlich christliche Character desselben. Es schließt sich in der Beziehung würdig an die Untersuchungen der älteren christlichen Schule an, und weiset den Neueren ihre, dem Christenthum feindseligen Verirrungen vielfältig auf eine ganz schlagende Weise nach. Der Verfasser ist indessen noch näher auf das Verhältniß des menschlichen Geistes zur Religion, zum Christenthum

und zur Kirche eingegangen, indem er die Grundlagen alles menschlichen Wissens, die ersten Elemente und Motive des religiösen Glaubens und die Grundlehren der christlichen Metaphysik in der zweiten Abtheilung seines Buches einer ernsten Untersuchung unterwarf, und endlich, als dritte Abtheilung, philosophische Betrachtungen der Grundlagen des Glaubens an eine allgemeine christliche Kirche beifügte.

Wir bedauern lebhaft, nicht in eine nähere Erörterung seiner hier dargelegten Ansichten eingehen zu können. Es genüge zu bemerken, daß der Verfasser allerdings auch die Evidenz in der bisherigen Weise als Grundlage alles Wissens annimmt, mithin auf die Gewißheit des eigenen Daseyns Alles zurückführt, jedoch mit der wesentlichen Modification, daß, da der Ausspruch: „Ich bin“, nur das Resultat einer Reihe von Erfahrungen ist, wir eben dieses: „Ich bin“ auch nicht aussprechen können, ohne eben diese Erfahrungen als wahr vorauszusetzen, und derjenige, der aus den Begriffen des Seyns oder der Persönlichkeit die Wahrheit seiner Wahrnehmungen und Erfahrungen erst beweisen will, in einen Cirkel-Schluß verfällt und gegen die Grundregeln der Logik verstößt. Die Unwahrheit irgend einer Erfahrung läßt sich aber, wie unser Verfasser bemerkt, nur durch eine neue oder durch die Erinnerung früherer, vollständigerer Erfahrungen erkennen und beweisen. Daraus erhellt schon die Bedeutung der Tradition im Gesammtbewußtseyn der Menschheit. Selbe wird aber noch deutlicher durch folgende Bemerkung unseres Verfassers (S. 180): „daß alles Wissen, dessen der menschliche Geist auf Erden fähig ist, sich gründet auf den Glauben an die Wahrheit seiner Eindrücke, daß die Beschaffenheit aller sinnlichen Eindrücke aber jederzeit abhängt von der Beschaffenheit der Organe, mittels deren solche zu unserem Bewußtseyn gelangen; daß es mithin für den Menschen auf Erden kein anderes, als relatives Wissen, keine andere als relative Gewißheit gibt; daß die Möglichkeit, unsere Erkenntniß Anderen mitzutheilen, oder unsere Ueberzeugung Anderen als wahr zu beweisen, nur auf der Gleichartigkeit unserer Wahrnehmungsorgane und der Gleichartigkeit der Eindrücke beruhet, die äußere Gegenstände auf unser Inneres bewirken. Sobald diese Gleichartigkeit zwischen zwei Individuen in irgend einer Beziehung nicht vorhanden ist, gibt es für diese in gedachter Beziehung kein Mittel, sich vollkommen zu verständigen“. Hieraus ergibt sich, namentlich in Beziehung auf religiöse Belehrung und Mittheilung, eine Reihe der wichtigsten Folgerungen, die wir gerne hier aufzählten, die aber jedem Kundigen wohl von selbst einleuchten werden. Die Quelle der religiösen Erkenntniß ist unserem Verfasser die Liebe. Die Empfänglichkeit

für wahre Liebe, sagt er (S. 224), ist das Organ, mittels dessen allein es dem Menschen vergönnt ist, seinen Schöpfer, den unserem Verstande sonst unbegreiflichen Urquell alles Seyns, einigermaaßen zu erkennen und sich ihm zu nähern.

In der Läuterung und Vervollkommnung dieser Empfänglichkeit für wahre Liebe erblickt er daher auch das höchste Ziel des Menschen, den Anfang und das Ende aller menschlichen Weisheit.

Hier sey uns auch vergönnt, diese Anzeige vorläufig abzubrechen. Die Erörterungen, in die sich unser Verfasser mit den Protestanten einläßt, können wir füglich übergehen. Der Kundige wird zwar bemerken, daß hier dem Verfasser in mancher Beziehung die nöthigen Vorstudien fehlten; er wird aber die Irrthümer, die er unseren modernen Historikern hie und da nachgeschrieben, seinem lauteren Willen und wahrhaft rührenden Eifer gerne nachsehen und mit bereitwilliger Ueberzeugung der Versicherung des Herausgebers beipflichten: daß, wenn dem Verfasser eine oder die andere Aeußerung entschlüpft seyn sollte, die mit dem Kirchen-Dogma nicht ganz in dem von ihm beachsichtigten Einklange stünde, mit Sicherheit zu behaupten sey, daß er dieses bei wiederholter Durchsicht selbst berichtigt oder entfernt hätte, so bald er dessen inne geworden.

(Schluß folgt.)

LI.

Syrien.

Bei den gegenwärtigen Zeitverhältnissen werden unsere Leser einige Notizen über das Land, welches nunmehr der Schauplatz des Kampfes zwischen Ibrahim Pascha und den mit den Türken verbündeten Engländern und Oesterreichern geworden ist, nicht unwillkommen seyn. Wir entnehmen dieselben einem offiziellen Berichte des bekannten Dr. John Bowring, welchen dieser nach seiner Rückkehr von der im Auftrage der Regierung dorthin unternommenen Reise den beiden Häusern des Parlaments vor Kurzem abgestattet hat. Dieses interessante Aktenstück führt den Namen: „Report on the commercial statistics of Syria", und ist vor einigen Wochen in London erschienen.

Es ist in der That erstaunlich, mit welcher Genauigkeit die Engländer bei dergleichen Nachforschungen zu Werke gehen, wie sie Alles und Jedes zu erfahren wissen, was nur irgend von Interesse für ihren Handel seyn könnte. Hat daher zwar das ganze Aktenstück seine nächste und unmittelbare Beziehung auf den Handel, so läßt sich doch auch so manche andere, nicht unwichtige Notiz daraus entnehmen. Herr Bowring ist, wie sich leicht denken läßt, von den Consuln und Agenten seiner Nation in Syrien auf das eifrigste unterstützt worden, und es mußte die Aufmerksamkeit der englischen Regierung um so größer seyn, als der Handel mit jenem Lande vor einigen Jahren, unmittelbar nach der ägyptischen Occupation, viel lebhafter war, als in neuester Zeit. Begreiflicher Weise stellten sich den Nachforschungen der Engländer bedeutende Schwierigkeiten in den Weg, da die Orien=

[illegible] mit statistischen Tabellen abgegeben
[illegible] in Betreff der Bevölkerung die Anga-
[illegible] sammelte, ziemlich verschieden ausgefal-
len sind. [illegible] aber ist es der Beharrlichkeit der Englän-
der gelungen, eine Menge Aufschlusse zu sammeln. Nicht
[illegible] von jedem Produkt und Fabrikat, welches ein-
und ausgeführt wird, von jedem Schiffe, welches in den letz-
ten Jahren in Syrien ein- und ausgelaufen ist, sondern sie
sind [illegible] in eine specielle Kenntniß der gesammten
[illegible], der Bildung des Volkes, haben die detaillirte-
sten [illegible] unter Civil- und Militärverwaltung u. s. w.

Was zunächst die Bevölkerung Syriens anbetrifft, so
[illegible] verschiedentlich angegeben; gewiß übersteigt sie eine
Million; [illegible] fünf- oder achtmalhunderttausend, schwer-
[illegible] zahlreicher. Nicht ganz drei Viertheil der Bewohner
sind [illegible], und besonders unter diesen stellt sich
das Verhältniß der männlichen zu der weiblichen Bevölkerung
[illegible] wie 8 : 11. Die Anhänger des Islams ha-
ben [illegible] die zum Ackerbau geeigneten Gegenden, so wie
die [illegible] Städte und Dörfer inne, und bilden in den be-
deutenderen Plätzen den größten Theil der vornehmen Bevöl-
kerung. [illegible] frühern Privilegien und Immunitäten genießen
sie [illegible], und dasjenige, was sie ehedem für ihre größte
Ehre und [illegible] Stolz hielten, das Recht des Heeresdien-
stes, ist zu einer schrecklichen Last für sie geworden. An dem
[illegible] der Künste und Industrie nehmen sie fast gar kei-
nen Antheil, und [illegible] sie sich im Besitze der einflußreich-
sten [illegible] befinden, so tragen sie doch nichts zur Vermeh-
rung des Nationalreichthums bei (Rep. p. 7). Alle ihre Sit-
ten und Gewohnheiten stehen im völligen Gegensatze zu der
[illegible], welche die Betreibung von ausgebreiteten Handels-
geschäften erfordert, woher es auch kommt, daß die bedeu-
tenderen Etablissements sich in den Händen der Christen oder
Juden befinden. Es ist ein seltener Fall, daß ein Musel-
mann durch eignen Fleiß und ausdauernde Thätigkeit sich ein

großes Vermögen erworben hätte; weder Ackerbau, Manufacturen noch Handel sind die Quellen des Reichthums der Muhamedaner, sondern wo dieser sich einstellt, ist er entweder ein plötzliches Glücksgeschenk oder die Folge von Gewalt und Erpressung. Nichts aber steht in dem Charakter der Muselmänner mehr den gesunden Handelsprincipien entgegen, als ihre Gleichgültigkeit gegen den Fortschritt des Verfalles, ihre Ungeneigtheit zur Wiederherstellung dessen, was der Zahn der Zeit zernagt hat. Selbst wenn nur eine geringe Aufmerksamkeit und unbedeutende Kosten erforderlich sind, um dem Verfalle eines Hauses vorzubeugen, so geschieht Nichts; eben so, wenn eine Erderschütterung die Mauern eines Hauses bersten gemacht hat oder dasselbe eingestürzt ist, so wird es ganz aufgegeben, und Niemand denkt daran, den Schutt hinwegzuräumen. So sieht man selbst in den belebtesten Städten Syriens eine Menge eingestürzter Häuser, aber statt daß einige Stunden Arbeit daran gewendet würden, um den Weg zu bahnen, ziehen die Leute, welche die Straßen täglich zu passiren haben, es vor, über Steine und Geröll zu klettern. Diese Apathie geht sogar so weit, daß im Jahre 1838 die Zimmer in dem Castell von Aleppo sich noch ganz in dem nämlichen Zustande befanden, in welchem sie den Siegern überlassen worden waren. Zerbrochene Waffen aller Art, Pfeile und Armbrüste und noch eine Menge von Papieren mit des Sultans Signet waren im ganzen Gebäude umhergestreut. Hiezu kommt aber noch ein anderer Umstand, der nämlich, daß bei den Muhamedanern nur der Krieger und der Ulema Ansehen genießt, der Kaufmann aber nicht. Jene bilden die höchsten Rangclassen, und halten jede Arbeitsthätigkeit und Verwendung von Capitalien für etwas Gemeines. Nur in den Syrischen Hafenstädten hat sich durch europäischen Einfluß dieß etwas geändert, dagegen in den übrigen Orten zeigt sich in den großen Depots und in den Bazars noch immer das alte Handelssystem, wie es seit vielen Jahrhunderten bestanden hat. Noch wie ehedem nehmen die alterthümlichen

weitläufigen Gebände (Khans) in den Städten die Karawanen auf, welche von fernen Gegenden ankommen; außer dieser Zeit ist's aber in den Khans gewöhnlich sehr stille. Eines der schönsten Gebäude der Art ist der Khan zu Damascus, um welchen rings herum die Verkäufer der in demselben aufgestellten Güter ihre Comptoirs haben. Die Bazars sind in verschiedene Abtheilungen getheilt, gewöhnlich finden sich besondere Bazars der Druggisten, der Spezereihändler, Woll-, Seiden- nnd Baumwollhändler, der Schuhmacher, Kleiderhändler, Eisenkrämer u. s. w.; jedes von diesen Gewerken pflegt eine eigene Straße zu haben, und es werden hier die Geschäfte stets mit großer Formalität abgeschlossen. Der Käufer geht in den Laden des Verkäufers, wird sogleich mit Kaffee und einer Pfeife Tabak regalirt, und alsdann beginnt ein weitläuftiger Discurs über den Werth und den Preis der Waare (Rep. p. 28, 29). — Trotz dessen, daß dem Handel gerade in dem muselmännischen Charakter so manche Hindernisse entgegenstehen, so verspricht sich dennoch der englische Berichterstatter außerordentlich viel von dem Lande, sobald demselben nur der Friede gegeben werden könnte. So hat es namentlich nicht an einem Aufblühen des Handels unmittelbar nach der Eroberung des Landes durch Ibrahim Pascha gefehlt, so lange derselbe ein mildes Regierungssystem befolgte, was aber seit 1835 gänzlich aufgegeben worden ist. Vorzüglich rühmt Bowring die große Geschicklichkeit der Handwerker, und meint, daß man sein Augenmerk vorzüglich auf die Einführung von Rohstoffen oder halb verarbeitetem Material richten, die letzte Vollendung aber den einheimischen Handwerkern überlassen müße.

Der eigentliche Großhandel selbst wird, wie zuvor bemerkt, durchaus von den Christen und von den Juden geführt. Es hat sich die Lage der ersteren, deren Zahl im Ganzen sich auf etwas über 600000 belaufen mag (26000 Katholiken und Maroniten, 345000 Griechen), unter der Herrschaft Ibrahim Pascha's sehr verbessert, namentlich sind sie in

Betreff der Ausübung ihrer Religion keinen Vexationen mehr ausgesetzt worden; ja sogar einer der einflußreichsten Beamten in Syrien, Bacri Bey, der an der Spitze der Finanzen steht, ist ein Christ. Juden sind vorzüglich in den Städten zahlreich, es mögen ihrer im Ganzen etwa 160000 seyn. Größtentheils sind sie arm, doch bilden sie in manchen Städten, wie zu Damascus und Aleppo die reichsten Häuser; mehrere der dortigen Consuln sind Juden, welche bedeutenden Aufwand treiben und großen Einfluß haben. In mehreren jüdischen Familien sieht man die Frauen mit Diamanten geschmückt, und umgeben von allen Bequemlichkeiten des Lebens. Im Ganzen genommen hat sich seit der ägyptischen Herrschaft der Zustand der Juden nicht gebessert, was seinen Grund zum Theil in der persönlichen Abneigung Mehemet Ali's und Ibrahim Pascha's gegen sie hat, so wie auch die Christen ihnen feindlich gesinnt sind. Dessenungeachtet haben auch sie freie Ausübung ihrer Religion, und Ibrahim hat ihnen gestattet, sich zu Jerusalem eine Synagoge zu bauen. Außerdem halten sich in Syrien sehr viele Armenier auf, welche, obschon sie den größten Theil des Jahres hier verweilen, sich doch nicht hier ansiedeln, sondern immer auf einige Zeit nach ihrer Heimath, mit welcher sie einen sehr lebhaften Verkehr unterhalten, zurückkehren. Unter allen Bewohnern Syriens zeichnen sich aber durch ihre Thätigkeit und Arbeitsamkeit die des Libanon aus; viele von ihnen sind Christen, ja in manchen Gegenden wohnen hier nur Christen; schon in ihrer äußern Erscheinung unterscheiden sie sich sehr zu ihrem Vortheil von den übrigen Syriern. Ihr Land — fast alle sind sie Grundbesitzer — haben sie oft auf eine so künstliche Weise angebaut und ihre Bergterrassen so schön geziert, daß es ganz den Gartenanlagen von Lucca und Toskana gleich sieht. — Mit der ägyptischen Eroberung ist noch eine neue Classe der Bevölkerung hinzugekommen, nämlich arabische Beduinen, welche Ibrahim hier angesiedelt hat; man hat ihnen Land gegeben und sie für mehrere Jahre von der Grundsteuer be-

freit, wofür sie dann Kriegsdienste zu leisten haben; sie bilden in der Armee Ibrahims die irreguläre Cavallerie und gehören zu den brauchbarsten seiner Truppen.

Für die Nationalerziehung (vergl. Rep. p. 105) hat die ägyptische Regierung in Syrien nicht viel gethan; dennoch ist die syrische Bevölkerung besser unterrichtet, als die Aegyptier. In allen bedeutenderen Städten, so wie überhaupt in jedem Bezirke, in welchem sich eine Moschee befindet, sind auch muhamedanische Schulen für den Elementarunterricht angelegt; dieser besteht im Lesen und Schreiben, und wird geleitet von Imams oder Ulema's; bisweilen sind bei den Schulen für ganz kleine Kinder beiderlei Geschlechts ältliche Frauen angestellt, welche den ersten Unterricht ertheilen. Außerdem sind aber auch von der Regierung einzelne Schulen angelegt worden, gegen welche die Syrer anfänglich sehr mißtrauisch waren, nachgehends haben sie sich aber damit ausgesöhnt. Namentlich bestehen zu Aleppo, Damascus und Antiochien höhere Bildungsanstalten (Nizam-Colleges, von der Regierung angelegte Collegien). Zu Aleppo beläuft sich die Zahl der Schüler auf 400 bis 450, sie haben im Collegium Wohnung und Kost, bekommen ein Gewand und 15 bis 70 Piaster (2 bis 9 Gulden) monatlich. Sie werden unterrichtet im Arabischen, Türkischen, Persischen und in der Arithmetik; die zum Schulgebrauche bestimmten Bücher kommen von Kairo, einige derselben sind historischen Inhalts. Zur Aufsicht über diese Schulbibliothek, zu gleicher Zeit über die Kinder, ist ein sogenannter Nazir bestellt, der einen monatlichen Gehalt von 650 Piaster bezieht. Die Kinder, welchen der Titel Effendi zusteht, haben den Freitag, als den muselmännischen Sabbath, Vacanz, und werden dann spazieren geführt. Die Zahl der Lehrer beläuft sich auf achtzehn. Zahlreicher noch ist das Collegium zu Damascus (600 Schüler), auf gleichem Fuße mit dem zu Aleppo das zu Antiochien. — Die christlichen Schulen in Syrien genügen noch nicht dem Bedürfnisse; es haben zwar die Katholiken mehrere Schulen zu Aleppo und zu Da-

mascus, wo der Unterricht vorzüglich in den Händen der Lazaristen ist, welche auch die Schule zu Antourah versehen, allein im Ganzen genommen soll nach dem englischen Berichte (wohl mit Ausnahme der Religion) der Unterricht nicht sehr weit gebracht werden. In den Schulen zu Aleppo, deren eine von einem unirten Griechen gehalten wird, werden vorzüglich die Psalmen Davids, der Brief Pauli an die Römer, ein Lobgesang auf Jesus und die heil. Jungfrau, und das sogenannte Makamat El Haizerih, eine Anthologie poetischer und prosaischer Stücke, gelesen. Ist ein Schüler so weit gebracht, daß er eines von diesen Büchern lesen kann, so schicken die Eltern dem Lehrer ein Geschenk, sey es Geld, oder ein seidenes oder wollenes Kleid, je nach ihren Vermögensumständen. Außerdem haben auch die Griechen gleich den Armeniern ihre Schulen, so wie auch die Juden deren zehn allein in Damascus zählen. Besonders thätig sind aber die Amerikaner; sie haben eine Schule zu Beirut angelegt, in welcher die Knaben viel weiter, als in den übrigen Schulen gebracht werden; es begreift sich, daß diese eine Missionsschule ist, so wie daß sich bei ihr eine Druckerei befindet, welche in dem Drucke religiöser Schriften in arabischer Sprache mit der englischen Druckerei ebendaselbst wetteifert. Sonst haben nur noch die Katholiken eine Presse in Schwer, welche ehedem den Griechen gehört hat.

Wir haben schon oben angedeutet, daß Ibrahim das anfänglich von ihm beobachtete milde Regierungssystem aufgegeben habe, und zu Maaßregeln geschritten sey, welche dem Lande tiefe Wunden geschlagen haben. Die Aufstände, welche an mehreren Orten in Syrien gegen die neue Herrschaft ausgebrochen waren, gaben im Jahre 1836 ihm den Vorwand und die Veranlassung, sowohl die Drusen im Libanon, als auch die Bewohner in den Städten, namentlich zu Aleppo und Damascus, gänzlich zu entwaffnen. Diese bekannte Maaßregel wurde mit Schnelligkeit und nicht ohne Grausamkeit vollzogen, und wir haben jetzt das Gegentheil vor sich gehen

gesehen, indem die Engländer den Syrern Waffen in die Hände liefern. Durch dieß Verfahren zog sich Ibrahim den Haß der Bewohner zu, mehr aber noch durch sein Conscriptionssystem, welches das größte Elend über das Land gebracht hat. Vor dieser Conscription haben die Syrer eine solche Furcht, daß sie schaarenweise auszuwandern anfingen; die Population hat sich in Folge dessen so vermindert, daß es an Händen zur Bestellung des Ackers fehlt, und zwar in dem Grade, daß selbst in der Nähe bedeutender Städte oft große Strecken des fruchtbarsten Bodens völlig wüst und öde liegen; zu gleicher Zeit hat die Regierung den ankommenden Caravanen alle Kameele und überhaupt aus dem Lande das Zugvieh hinweggetrieben, und so hat auf diese Weise Ackerbau, Handel und Gewerbe gleichmäßig gelitten. Oft hat aber auch selbst die Flucht nicht vor der Conscription schützen können; denn, wenn die Unglücklichen auf türkisches Gebiet kamen, fand sie hier ein Conscriptionsdecret von Constantinopel; das trieb die Strömung nach Syrien zurück, und nun suchte man seine letzte Zuflucht im Gebirg und in der Wüste und unterwarf sich lieber allen Gefahren, als dem ägyptischen Kriegsdienst. Gewöhnlich bediente sich Ibrahim Pascha bei seinen Aushebungen des Mittels, daß er an einem und demselben Tage, mitten in der Nacht, in sämmtlichen Städten und Ortschaften die Straßen mit Soldaten besetzen, und alle Männer, ohne Unterschied, von ihrem Lager holen und in ein Castell einsperren ließ. Hier mußten die Gefangenen bleiben, bis sie von einem Arzte wegen ihrer Brauchbarkeit zum Kriegsdienste geprüft worden waren. In dieser Zwischenzeit bedienten sich die Subalternbeamten aller möglichen Mittel, um von den Conscribirten zu erpressen, was sie nur irgend konnten. Auf diese Weise hat Ibrahim in der Frist von nicht zwei Jahren 36100 Mann ausgehoben, und von diesen wurden 19160 nach Aegypten geschickt, die Uebrigen aber unter die ägyptischen Regimenter in Syrien gesteckt; nur ein Garde-Regiment Ibrahim's macht eine Ausnahme, in welchem ein

Bataillon aus Aleppinern, eines aus Damascenern und ein drittes aus den Bergbewohnern von Naplous (Samaria) gebildet wird. Zu einer höhern Stelle in der Armee als bis zu der eines Colonels, kann kein Syrer emporsteigen; auch diese Würde hatte bis dahin (1838) nur ein Syrer, Jber Taleb, welcher seither gestorben ist, erlangt.

Die Stärke der ägyptischen Armee in Syrien belief sich (1836) nicht über 60000 Mann, worunter 12000 irreguläre Truppen; die Kosten, welche dieselbe verursacht, sind sehr bedeutend; die Soldaten sind schlecht bezahlt, die Offiziere sehr gut, wenigstens im Verhältniße zu den türkischen. Die Ausgaben für die Armee belaufen sich auf 111,320,000 Piaster (etwa 12 Millionen Gulden), ungerechnet die Kosten für die Militairärzte, die Spitäler und sonstige militärische Anstalten, so wie der Gehalt Jbrahims Pascha, welcher als General en Chef die Summe von 12 Millionen Piaster bezieht. Rechnet man zu der obigen Summe 7,453,000 Piaster für die Civiladministration und stellt die Revenuen der Regierung aus Syrien mit 71 Millionen Piaster entgegen, so ergiebt sich ein jährliches Deficit von ungefähr 11 Millionen Gulden, welches Mehemet Ali aus den Einkünften Aegyptens bestreiten muß. Seit dem Jahre 1836 hat sich aber der Stand der Finanzen noch viel ungünstiger gestellt. Und dennoch schreien die Bewohner Syriens über die gewaltigen Abgaben, über die hohen Zölle und über die Last, die ihnen daneben das große Heer verursacht. Vorzüglich ist die Klage über die Höhe der Abgaben nicht ungegründet, denn die einzelnen Steuern Ferdeh (Kopfsteuer), Karach (Tolerationssteuer), Miri (Grundsteuer) u. s. w. sind, namentlich die letztere, da das Land zum großen Theile brach liegt, jetzt sehr drückend.

Was wir hier nur in aller Kürze gegeben haben, ist in dem Report des Herrn Bowring bis in das kleinste Detail ausgeführt, man kann sich daher leicht davon eine Vorstellung machen, in welchem Grade dieses der Fall seyn muß da, wo die eigentlichen Verhältnisse des Handelsverkehrs zur Sprache

gebracht werden. Zimmerholz, Baumwolle, Seide, Wolle, Olivenöl, Wein, Cochenille, Zucker, Tabak, Wachs, Seife, Kohlenminen, Salz, Salpeter u. s. w., dann die verschiedenen Fabrikate sind Artikel, über welche der Engländer sich nicht genug verbreiten kann; ich glaube in diesem Punkte ist Nichts übersehen worden, was für England irgend von Wichtigkeit seyn konnte, selbst der Handel mit Rosenkränzen, dessen Monopolisirung, zu Gunsten der Väter vom heil. Grabe, keinen Beifall bei dem Berichterstatter gefunden hat, ist nicht unberücksichtigt geblieben. Er erzählt ausführlich, wie hübsch die Rosenkränze und ähnliche Gegenstände, z. B. Modelle des heil. Grabes von Holz, mit Perlemutter ausgelegt, Trinkschalen vom Strande des Jordan, mit eingegrabenen Bibelworten u. s. w. gearbeitet seyen. Eben so liefert der Bericht eine genaue Uebersicht der Schifffahrt in Bezug auf Syrien; jedes ein- und auslaufende Schifflein ist genau verzeichnet, und vollständige Hafenlisten sind dem Berichte beigefügt. Wir wollen unsere Leser mit diesen Einzelnheiten nicht hinhalten, sie sind im Allgemeinen nur interessant wegen des überaus großen Interesses, welches die Engländer schon seit mehreren Jahren an Syrien genommen haben; nur beispielsweise möge die folgende Tabelle der in den Hafen von Beirut in den Jahren 1835 bis 1837 eingelaufenen Schiffe ihre Stelle finden.

	1835.	1836.	1837.
Britische . . .	13.	13.	13.
Malteser . . .	4.	6.	2.
Jonische . . .	9.	3.	1.
Aegyptische . .	124.	134.	340.
Französische . .	26.	36.	49.
Oesterreichische .	20.	19.	9.
Russische . . .	10.	3.	2.
Sardinische . .	31.	34.	8.
Griechische . .	104.	108.	48.
	341.	356.	472.

Diese Tabelle giebt einen ungefähren Maaßstab für den

Umfang des Handels einzelner, nach Syrien handelnden Nationen im Verhältnisse zu einander; mehr noch ersieht man dieß aus der nachfolgenden Uebersicht vom Jahre 1835:

Ausfuhr.	Piaster.	Einfuhr.	Piaster.
Von Oesterreich	957,700	Nach Oesterreich	1,581,500
= Frankreich	6,525,000	= Frankreich	6,682,000
= Aegypten	12,090,000	= Aegypten	14,684,000
= Großbritannien	550,000	= Großbritannien	7,261,000
= Griechenland	246,680	= Griechenland	124,000
= Sardinien.		= Sardinien	5,700
= Toskana	3,133,520	= Toskana	9,022,000
= Türkei	4,677,300	= Türkei	8,841,400
Summa	28,180,200	Summa	48,199,600 *)

Die Einfuhr übersteigt demnach die Ausfuhr beinahe um 20 Millionen Piaster, welche Syrien in Geld, oder wenigstens in Gold= und Silberbarren bezahlen muß.

Schließlich möchten wir nur noch einen Gegenstand mit einem Worte berühren. Nicht ohne Humor bemerkt ein Correspondent der Allg. Zeitung, der Euphrat sey ein englischer Fluß; in London sey das Steamboat=Office, wo man sich einschreiben lasse; beim Tower steige man ein und am Euphrat aus, um dort sein Beafsteak zu verzehren. Unsere Quelle theilt auch Einiges über die projectirte Dampfschifffahrt auf dem Euphrat mit; und schon vor einiger Zeit ist von dem Colonel Chesney ein Bericht über die Bewerkstelligung dieses Planes abgestattet worden. Es stehen der Ausführung des Planes jedoch noch sehr bedeutende Hindernisse, theils wegen der Schwierigkeit einer Canalverbindung zwischen Euphrat und Tigris, theils wegen der anwohnenden wilden Stämme entgegen. Indessen die gegenwärtige Gestaltung der Dinge in Sy=

*) So nach richtiger Addition. In dem Berichte lauten die Totalsummen anders, nämlich 29,270,200 Ausfuhr und 48,210,600 Einfuhr.

rien ist auf jeden Fall ein Schritt näher zur Ausführung jener Idee, so daß man sich einige Hoffnung machen darf, im Laufe weniger Jahre auf den paradiesischen Flüssen spazieren fahren zu können.

LII.

Die neuen katholischen Zeitungen: Sion in Ungarn und Tablet in England. — Kirchliche Berichte der letzteren.

Die Zahl der eigentlich katholischen Zeitungen ist in Deutschland, wie überhaupt in Europa, verhältnißmäßig außerordentlich gering; ohne uns weiter auf die Ursachen dieser Erscheinung einzulassen, machen wir nur im Allgemeinen darauf aufmerksam, daß der Grund davon am aller Wenigsten darin zu suchen ist, daß es solchen Zeitungen an einem Publikum fehlen könnte. Es ist daher als eine erfreuliche Erscheinung zu betrachten, wenn ein neues Unternehmen der Art in's Leben tritt. Dieses Jahr hat uns zwei derselben gebracht: zunächst das Journal: the Tablet in England, sodann ein anderes, zweimal wöchentlich zu Pesth erscheinendes, welches den Namen: Sion führt, und, in lateinischer Sprache redigirt, eine Menge interessanter Artikel enthält, von welchen wir gelegentlich Einiges unsern Lesern mittheilen wollen. Der Redacteur ist Dr. Gyarmathy, das Journal erscheint in der Druckerei der k. k. Universität; den Inhalt gibt die Zeitung auf folgender Weise an: *Argumentum Scripti:* Acta [illegible] Regiminis, Eventus Ecclesiae memorabiles, Status [illegible] et externus, Literatura recentior, Dissertationes [illegible] nostrum attinentes, Nuntia Literaria; ihren [illegible] Charakter bezeichnet sie auch durch ihre Titelvig-

Umfang des Handels einzelner, nach Syrien handelnden Nationen im Verhältnisse zu einander; mehr noch ersieht man dieß aus der nachfolgenden Uebersicht vom Jahre 1835:

Ausfuhr.	Piaster.	**Einfuhr.**	Piaster.
Von Oesterreich	957,700	Nach Oesterreich	1,581,500
„ Frankreich	6,525,000	„ Frankreich	6,682,000
„ Aegypten	12,090,000	„ Aegypten	14,684,000
„ Großbritannien	550,000	„ Großbritannien	7,261,000
„ Griechenland	246,680	„ Griechenland	124,000
„ Sardinien.		„ Sardinien	3,700
„ Toskana	3,133,520	„ Toskana	9,022,000
„ Türkei	4,677,300	„ Türkei	8,841,400
Summa	28,180,200	Summa	48,199,600 *)

Die Einfuhr übersteigt demnach die Ausfuhr beinahe um 20 Millionen Piaster, welche Syrien in Geld, oder wenigstens in Gold- und Silberbarren bezahlen muß.

Schließlich möchten wir nur noch einen Gegenstand mit einem Worte berühren. Nicht ohne Humor bemerkt ein Correspondent der Allg. Zeitung, der Euphrat sey ein englischer Fluß; in London sey das Steamboat-Office, wo man sich einschreiben lasse; beim Tower steige man ein und am Euphrat aus, um dort sein Beafsteak zu verzehren. Unsere Quelle theilt auch Einiges über die projectirte Dampfschifffahrt auf dem Euphrat mit; und schon vor einiger Zeit ist von dem Colonel Chesney ein Bericht über die Bewerkstelligung dieses Planes abgestattet worden. Es stehen der Ausführung des Planes jedoch noch sehr bedeutende Hindernisse, theils wegen der Schwierigkeit einer Canalverbindung zwischen Euphrat und Tigris, theils wegen der anwohnenden wilden Stämme entgegen. Indessen die gegenwärtige Gestaltung der Dinge in Sy-

*) So nach richtiger Addition. In dem Berichte lauten die Totalsummen anders, nämlich 29,270,200 Ausfuhr und 48,210,600 Einfuhr.

annoch in Deutschland in den Händen Weniger ist, so wollen wir Einiges aus den interessantesten Berichten der jüngsten Vergangenheit in Kürze entnehmen. Dazu gehört namentlich die Consecration des neuerwählten Bischofs, Thomas Joseph Brown; derselbe ist vom Papste zum Titularbischof von Apollonia und zum ersten apostolischen Vicar für Wales ernannt worden. Der Neuerwählte hat sich schon seit geraumer Zeit nicht nur das Zutrauen seiner Amtsbrüder erworben, sondern hat stets in dem Rufe eines durchaus unbescholtenen Mannes und einer der wärmsten Vertheidiger der katholischen Religion gestanden; seine Controverspredigten gegen mehrere der in England wider die katholische Kirche gemachten Angriffe sollen ganz vorzüglich gewesen seyn. Er selbst hat sich lange gesträubt, die bischöfliche Würde anzunehmen, und nur der entschiedene Wille Sr. Heiligkeit des Papstes hat ihn dazu bestimmen können. Die feierliche Handlung seiner Consecration wurde am 28. October zu Bath in der katholischen Kirche in der Pierrepontstraße durch den Bischof des Londoner Districts, Dr. Griffiths, unter dem Beistande zweier andern Bischöfe, Collyer und Wareing, vollzogen; der Coadjutor, Dr. Wiseman, hielt die Predigt. Mindestens sechsundvierzig Priester, und darunter mehrere vom Orden des heil. Benedictus, hatten sich dazu eingefunden, ein für England sehr gutes Zeichen, weil dort eine höchst traurige Spaltung zwischen dem Kloster- und Säcular-Clerus herrschte. Durch den feierlichen Act und die vortreffliche Predigt war die ganze Versammlung auf das Tiefste ergriffen. Wie Alles in England, so muß selbst eine Bischofsconsecration mit einem Diner gefeiert werden; dieses wurde in Prior Park gehalten, den Beschluß des festlichen Tages machte Feuerwerk und Illumination. Das gedachte Diner war auch nicht ganz ohne Interesse. Lord Clifford führte den Vorsitz und brachte, als ersten Toast, die Gesundheit Sr. Heiligkeit Papst Gregor's XVI. aus. Die englische Zeitung sagt, Lord Clifford habe seinen Toasts mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit der Anek-

bote und Anmuth des Ausdruckes einen besondern Reiz gegeben. So erzählte derselbe: „bei seiner ersten Zusammenkunft mit dem Papste, bald nach dessen Erwählung, habe dieser gesagt, daß, als er an den Stufen seines Convents San Agostino herabgeschritten und nach dem Vatikan gegangen sey, er sich der Sage erinnert habe, daß der heil. Augustinus die nämlichen Stufen hinabgegangen sey, als er seine Reise zur Bekehrung Englands angetreten habe, und er hege die Hoffnung, daß seine Mission, zu der er berufen, auch zum Nutzen „„seines theuren Englands““ ausfallen werde“. Nach solcher Rede stand Alles auf, und man trank die Gesundheit des Papstes stillschweigend. Dieß nämlich ist das Zeichen der größten Hochachtung, dieß geht noch über den fürchterlichsten und betäubendsten Lärm, der sonst bei einem Toast zum Zeichen der Freude und Ehrerbietung, gemacht wird. Mit solchen Freudensbezeugungen wurde der darauf folgende Toast auf Ihre Majestät die Königin begrüßt. Auch dieser ward vom Lord Clifford ausgebracht, und mit folgenden Worten begleitet: „er thue dieß mit ganz besonderem Vergnügen, weil Ihro Majestät der erste Souverain dieses Landes sey, welcher ein richtiges Princip oder System christlicher Erziehung zu befolgen sich vorgesetzt habe. Ihre Majestät hätten dieß mit ihren eignen Worten dahin ausgedrückt: „„es ist mein Wunsch, daß die Jugend in meinem Königreiche eine religiöse Erziehung, im Einklange mit der Gewissensfreiheit erhalte““. — Als späterhin einmal der Erzbischof von Canterbury mit einer Deputation des Clerus Ihrer Majestät aufwartete und eine Adresse überreichte, worin er auseinandersetzte, daß ein solches System der Nationalerziehung der Ruin der Kirche von England seyn würde, so hatte Ihro Majestät die Entschlossenheit, dem Herrn Erzbischof und dem ihn begleitenden Clerus zu bemerken, daß sie diese Besorgnisse nicht theilen könne“. Begreiflicher Weise galt einer der nächsten Toaste dem neu consecrirten Bischofe, welcher dann aufstand und eine Rede, in der er den wärmsten Dank abstattete, hielt,

zu gleicher Zeit aber auch die Freude ausdrückte, zu sehen, wie die katholische Kirche Fortschritte in England mache, und wie diese Versammlung selbst ein Zeichen sey, wie viel Einigkeit nunmehr unter ihren Mitgliedern herrsche, da eine gleiche Freude unter dem Säcular-, wie unter dem Regular-Clerus darüber herrsche, daß die seit den Zeiten der „Reformation“ nicht mehr in dem Westen Englands gesehene Feierlichkeit der Consecration eines Bischofes vor sich gegangen sey. Dem auch hier in München wohlbekannten Dr. Wiseman — er wohnte der feierlichen Einweihung unsrer Universität bei — war es vorbehalten, die Gesundheit des Chairman Lord Clifford auszubringen. Dieß geschah mit einem wohlverdienten Lobe der gesammten Familie, die sich vielfach um die Kirche verdient gemacht habe, insbesondere aber des großen Eifers, mit welchem der edle Lord, den er seit geraumer Zeit kenne, stets der Kirche diene. Er (der Redner) sey mehrere Jahre hindurch (zu Rom) fast das Opfer dieses brennenden Eifers geworden. Denn bisweilen sey er früh am Morgen, bevor er aufgestanden, mit einem Besuche Sr. Herrlichkeit beehrt worden, der ihm neue Nachrichten über den Zustand von Australien gebracht habe, bisweilen wiederum spät in der Nacht, wenn er eben im Begriffe gestanden, ins Bett zu gehen, eine Neuigkeit in Betreff des Zustandes der katholischen Kirche in Canada, dann wiederum bisweilen, wenn er sich eben niedergesetzt habe, um zu frühstücken, eine Mittheilung, die Sr. Herrlichkeit eben hinsichtlich Schwedens zugegangen war. Doch dieß sey nicht Alles, denn seine Mildthätigkeit sey so groß, daß man bei einem religiösen Orden in Rom es zum Princip gemacht habe, keinem Bettler irgend etwas zu geben, von dem man wußte, daß Lord Clifford mit ihm gesprochen habe. Auf diese harmlose Weise wird bei dergleichen Diners auch der Scherz dem Ernste beigemischt. Wir dürfen alle diese Dinge nicht nach unserer Sitte beurtheilen, wo die Tischreden neu consecrirter Bischöfe nicht gerade an der Tagesordnung sind, allein in England dienen diese Zusammenkünfte

ganz wesentlich zur Kundmachung der Gesinnung, und haben daher auch ihre bestimmte Bedeutung und ihren Werth.

Indessen auch bei andern Gelegenheiten lieben die Engländer zu reden, und so machen es denn die Katholiken in jedem Falle, wo sich eine solche bietet. Dieß geschah namentlich am 10. November, wo eine Versammlung gehalten wurde wegen des Aufbaues einer neuen großen katholischen Kirche in dem südlichen Theile Londons, nämlich in St. George's Fields in Southwark, zu welcher bereits Ende Octobers die Fundamente gelegt worden waren. Die Reden, welche hier gehalten wurden, hatten zum Theil die katholische Architectur überhaupt, dann den speciellen Bau, um den es sich handelte, zum Gegenstande. Einer der Redner schloß mit den Worten: „Unser Werk ist nicht für einige wenige Jahre, es ist für die Ewigkeit; es ist nicht so, wie so manche Kapellen im Lande, welche gebaut sind, wie die Religionsgebäude ihrer Lehrer, beide gleich vergänglich. Ich habe die meisten von ihnen geboren werden sehen, und ich hoffe, ich werde die meisten von ihnen auch noch vergehen sehen"!

Außerdem findet man in der Tablet eine Menge Nachrichten, sowohl über den Zustand der Kirche in den drei vereinigten Königreichen, als in den englischen Colonien. Diese Nachrichten zeigen denn doch, daß die Kirche bedeutende Fortschritte in jenen Ländern macht, so viele Vorurtheile ihr auch gerade dort entgegenstehen und daher die hochkirchlichen Versammlungen, welche in Exeter Hall am Strand gehalten zu werden pflegen, Feuer und Flammen gegen die Katholiken sprühen. Wie schlecht es aber um die Sache der established Church stehe, geht insonderheit auch daraus hervor, daß, obschon man längst eines Bessern überzeugt ist, dennoch immer wie zuvor am 5. November, so auch dieses Jahr, das Fest der Pulververschwörung begangen wird. Obgleich auf der zum Andenken hieran errichteten Säule die Worte, daß die Katholiken die Verschwörung angezettelt hätten, schon seit vierzehn Jahren verschwunden sind, so wird jenes abgeschmackte

Fest, gleichsam wie ein Fundamentalfest der anglikanischen Kirche, von Jung und Alt begangen, und die Buben laufen nach wie vor mit ihren Guy-Foxes auf den Straßen herum. Die Tablet behandelt diesen Gegenstand in einem sehr launigen Artikel unter der Ueberschrift: „die große jährliche Nationallüge vom 5ten November“, der mit den freilich etwas bittern Worten schließt: „Sie sehen, meine Herren, wie die Beobachtung dieses Gebrauchs die Hochkirche in der angenehmen Stellung der Cendrillon auf dem Balle erhält, indem derselbe sie in den Stand setzt, es für eine Zeit lang zu verbergen, daß sie wirklich nur eine Aschenbrödel ist“.

Als ein anderer Beweis von Unduldsamkeit wird besonders das Verfahren gegen die in Indien dienenden katholischen Soldaten hervorgehoben; in Calcutta hatte man ihnen bis dahin wenigstens eine Wagenremise für ihren Gottesdienst eingeräumt, indessen jetzt ist auch diese ihnen entzogen worden. Dennoch gelingt es den Jesuiten, namentlich dem P. Sumner, viel Gutes zu stiften, und es will gewiß viel sagen, wenn sie es so weit gebracht haben, daß von 400 Irländern am St. Patrikstage Alle ohne Unterschied nüchtern geblieben sind. Am St. Aloysiustage gedachten die Jesuiten auch ein Noviziat zu Calcutta zu eröffnen; fünf bis sechs geborne Engländer wollten eintreten, und eben hierauf gründet sich vorzüglich die Hoffnung der Mission, da von den Einheimischen Wenige in den geistlichen Stand treten. Die Ursache liegt theils in dem Geize der Leute, indem sie, sobald als möglich, ihre Kinder in irgend einer Weise als Schreiber zu beschäftigen suchen, um dadurch sich selbst auf's Nichtsthun verlegen zu können, anderntheils haben portugiesische Priester hier den geistlichen Stand sehr in Mißcredit gebracht, indem sie nicht nur die Cölibatsgesetze vielfach übertraten, sondern auch keine Scheu trugen, mit ihren Kindern zusammenzuwohnen. Auch für die Errichtung eines Ursuliner Klosters zu Calcutta haben die Jesuiten eine Subscription eröffnet, welche in wenigen Tagen 1000 Pfund Sterling eingetragen hat.

Eine merkwürdige Erscheinung ist auch die, daß in Calcutta eine eigene katholische Zeitung herauskommt, The Bengal Catholic Expositor, welche äußerst interessante Nachrichten von Calcutta, Madras, Bombay, China und Australien enthalten soll.

Wenden wir dann noch einmal unsern Blick nach Großbritannien zurück, so müssen wir uns wirklich freuen über den Eifer, mit welchem dort für die Kirche gewirkt wird. Sehr merkwürdig sind in dieser Hinsicht die Berichte über die Visitationsreisen der Bischöfe, über die Wirksamkeit der barmherzigen Schwestern, über die neue Gründung von Klöstern. Namentlich enthält die letzte Nummer der Tablet einen Bericht über die Stiftung eines Convents der Frauen von der Präsentation zu Cahirciveen im südlichen Irland durch den Bischof Dr. Egan. Diese Frauen, welche sich der Erziehung der armen Kinder widmen, wurden mit dem größten Jubel empfangen. Von allen Seiten waren Tausende herbeigeströmt, mit Musik und Fahnen zog man ihnen entgegen. Der Convent ist schön gebaut und herrlich an der Seeküste gelegen; das Schulgebäude hat Raum für 300 Kinder. Es ist dieß bereits der vierte Convent der Art, welchen der würdige Prälat im Zeitraume von fünf Jahren gegründet hat; selbst nicht reich begütert, hat er doch mit der größten Bereitwilligkeit Alles, was er konnte, dazu aufgewendet. Ein Laye gab für den Convent das Grundstück nebst drei Acres Land für ewige Zeiten ohne Zins; dann gab eben derselbe Wohlthäter tausend Pfund für die Errichtung des Hauses. Dieß war — O'Connell.

LIII.

Graf Montalembert und das Univers.

Die in Paris erscheinende Zeitung L'Univers konnte mit Recht bis auf die neueste Zeit hin darauf Anspruch machen, zu den wohlgesinntesten Erscheinungen der Journalistik gerechnet zu werden. Es war bekannt, daß Graf Montalembert in einer Verbindung mit jenem Blatte stand; zum Unglück für dieses mußte sein Beschützer in einem äußerst kritischen Momente auf einer Reise in den Orient begriffen seyn, denn kaum war der Vertrag vom 15. Juli unterzeichnet, so fiel das Univers ganz und gar aus seiner Rolle. Es hatte sich auf einmal zum Organ des Herrn Thiers hergegeben; nun sind wir allerdings der Meinung, daß dieser Minister nicht gerade besonders feindselige Gesinnungen gegen die katholische Kirche habe, sondern glauben im Gegentheil, daß er Einiges zu Gunsten für die Kirche gethan haben würde, allein im Traum hätte es wohl Niemanden einfallen können, daß das Univers auf einmal die Sache der katholischen Kirche mit der des Herrn Thiers identificiren würde. Dieß aber ist in dem Grade geschehen, daß gedachte Zeitung nahe daran war, einen wahren Kreuzzug aller Katholiken gegen das häretische England zu predigen. Dadurch hat es dazu kommen können, daß eine toryistische Zeitung, der Standard, die abgeschmackte Idee aufstellte, eigentlich rühre die ganze Verwicklung der Verhältnisse in Frankreich von dem Papste her, dieser hätte die Nationaleitelkeit der Franzosen gegen England erregt. Dieß wurde dann auch bald weiter ausgesponnen und der hochkirchliche Zionswächter Mr. Stowell wußte bereits, wie englische

Katholiken sich auf einen Krieg mit Frankreich aus dem Grunde freueten, weil dann vermuthlich die Franzosen England erobern und der katholischen Kirche ihre Rechte restituiren würden. Was nun aber das Univers anbetrifft, so hätte man anfänglich kaum seinen Augen trauen sollen, wenn man eigentlich ganz ähnliche Zumuthungen an die deutschen Katholiken las, welche glauben sollten, Frankreich stehe im Begriffe, einen heiligen Krieg zu führen. Wahrlich, wenn der in Aussicht gestellte Krieg ein heiliger seyn sollte, so könnte dieß nur dann einen Sinn haben, wenn auf einmal die ganze Christenheit sich auf den Standpunkt des Islam stellte und Frankreich nun für die altgläubigen Anhänger des Koran gegen die Neologen die Waffen zu führen hätte. Wir können uns daher leicht denken, von welchem Erstaunen Graf Montalembert ergriffen worden seyn muß, als er, der auf seiner Reise gerade die beste Gelegenheit hatte, sich über den wahren Stand der Dinge im Orient zu belehren, auf einmal solche Theorien in dem Univers vertheidigt sah. Er schrieb daher von Malta unterm 14. October einen Brief an den ersten Redacteur des Univers, einen Brief, der eben so sehr dem Gerechtigkeitsgefühle als dem Herzen seines Autors die größte Ehre macht, einen Brief, den wir in der That in dieser Angelegenheit als ein wichtiges Actenstück bezeichnen dürfen. Der Fränkische Courier, welcher alsbald rüstig gegen das Univers in die Schranken trat, so wie die englische Zeitung The Tablet, mit welcher das Univers eine eigne noch nicht beendete Fehde begann, haben diesen Brief, jener im Auszuge, diese ganz geliefert. Aus dem vorhin angegebenen Grunde nehmen wir keinen Anstand, jenes Document unsern Lesern zur fernern Aufbewahrung hier mitzutheilen, um so mehr, da wir glauben, einem Wunsche des edeln Pairs dadurch zuvorzukommen. Können wir zwar keineswegs alle Ansichten desselben theilen, müssen wir einige derselben auch für irrthümlich halten, so spricht sich doch in dem ganzen Schreiben nur ein edles Herz und ein reiner Wille aus. Der Brief lautet wie folgt:

Malta den 14. October 1840.

„Mein Herr und Freund!

Sie nehmen mit so viel Bereitwilligkeit die Mittheilungen Ihrer Freunde auf, daß ich so frei bin, an Sie einige Bemerkungen zu richten, welche mir eben so sehr durch meine Liebe zur Wahrheit als durch meine tiefbegründete und gewohnte Sympathie für die Grundsätze des Univers eingegeben werden. Dazu kommt, daß manche Ihrer Leser in der Levante während meiner Reise in jene Gegenden mich für die Ansichten, welche dasselbe in den Angelegenheiten des Orients ausgesprochen hat, als verantwortlich gehalten haben; es ist daher nicht mehr als recht, daß die gemeinschaftliche Verantwortlichkeit, welche bei so manchen andern Gelegenheiten für mich eine Quelle des Stolzes war, nicht auch in Betreff einer Frage auf mich falle, in welcher ich nicht die gleiche Ueberzeugung hege. — Unglücklicher Weise bekenne ich mich, hinsichtlich der Beschaffenheit und Zweckdienlichkeit des Krieges, der vielleicht schon ausgebrochen ist, wenn diese Zeilen Sie erreichen, zu einer Ansicht, welche der des Univers geradezu widerspricht. Ueber die Frage seiner Nothwendigkeit will ich mir meine Ansicht noch vorbehalten; dieß ist eine Frage der Nationalehre, auf deren Lösung die heillose auswärtige Politik, welche Frankreich in den letzten zehn Jahren beobachtet hat, nothwendig einen mächtigen Einfluß haben muß. Nachdem wir auf allen Punkten unsere Flagge vor dem Despotismus von Europa gestrichen haben, so muß einmal der Augenblick kommen, wo wir genöthigt sind, sie wieder aufzuziehen, selbst wenn der Grund der allerunvortheilhafteste und illegitimste ist. So kann es möglich werden, daß nachdem wir den Untergang Polens und die Verstümmelung Belgiens unter den Canonen von Metz zugelassen haben, wir genöthigt sind, den Krieg gegen ganz Europa erklären zu müssen, um Syrien, das unter einem 70jährigen Despoten steht, vor der nämlichen Theilung zu bewahren, welche wir uns haben bei Luxemburg unter dem Schwiegersohne des Königs gefallen lassen. In diesem Falle wird uns ein neuer Beweis davon gegeben werden, daß eine edelmüthige Politik nicht immer eine unkluge ist. Was ich jedoch nicht zugeben kann, ist, was das Univers mehr als einmal und zwar ganz besonders in seinen Nummern vom 24. September und 3. October behauptet hat, nämlich daß dieser Krieg „eine Veranlassung zur Freude und Hoffnung für die Katholiken,“ daß er ein Krieg zwischen der katholischen Kirche und der Häresie sey, ein Kreuzzug, so heilig als die des zwölften und dreizehn-

en Jahrhunderts. Ich weise mit aller Kraft meiner Seele diese Zusammenstellung von mir. Ein Franzose aus dem Zeitalter des heil. Bernhard oder des heil. Ludwig würde nicht anders als mit Abscheu einen Krieg verworfen haben, der hätte unternommen werden sollen, um ein Reich, gegründet wie das Mehemed Ali's auf Unterdrückung, Materialismus und Entvölkerung des Landes, aufrecht zu erhalten. Ein Christ jenes Zeitalters würde darüber errröthet seyn, die Soldaten des Renegaten Soliman, welche die Priester und Mönche des Libanon in Oel gesotten haben, zu seinen Bundesgenossen zu zählen. Nach dem, was ich in der Levante gesehen und gehört habe, sind alle religiösen Interessen dem Geiste der künftig kriegführenden Mächte, mit Ausschluß von Rußland, welches allein von dem Kriege einen Vortheil ziehen wird, völlig fremd. Das griechische Schisma wird ohne Zweifel einen entschiedenen Fortschritt machen, während die katholischen Einrichtungen entweder zerstört oder aus französischem in österreichischen Schutz übergehen werden. Dieß wird das erste Resultat eines kriegerischen Zusammenstoßes im Oriente seyn. Es sind Gründe vorhanden, anzunehmen, daß die Fortdauer des Friedens mehr nützlich für den allmähligen Fortschritt der katholischen Kirche im Orient gewesen wäre, als auch, daß diese Entwicklung leichter und natürlicher von Statten gegangen wäre unter einer Regierung, welche durch den Hattischerif von Gulhané das Prinzip religiöser Freiheit verkündet hat, als unter der gräßlichen Verwaltung, deren Einflüsse auf Syrien das Univers selbst so vortrefflich geschildert hat. — Erlauben Sie mir jedoch zu bemerken, daß das Univers sich noch mehr gegen die Wahrheit und Gerechtigkeit verfehlt hat durch die Sündfluth von Scheltworten, die es unaufhörlich gegen England gerichtet hat, durch die Zusammenstellung, die es beharrlich versucht hat zu begründen und durch das fortwährende Zurückkommen darauf: den Krieg in einen Religionskrieg umzuwandeln, den Krieg zwischen jenem edeln Lande und Frankreich. Mein Herz, mein Gewissen, meine Vernunft empört sich gegen einen so beklagenswerthen Irrthum und ich hoffe, Sie werden es mir nicht abschlagen, dagegen zu protestiren, was ich als eine schreiende Ungerechtigkeit betrachten muß. Welcher Verbrechen sich auch immer die englische Regierung früher gegen die katholische Kirche schuldig gemacht haben mag, und welches auch die Vergehen seyn mögen, wodurch sie ihre auswärtige Politik verunehrt hat, wenn ferner auch die Leichtfertigkeit, mit welcher Lord Palmerston so eben das Bündniß mit Frankreich aufgegeben hat *), tadelnswerth ist,

*) Damals kannte Graf Montalembert noch nicht die Noten des Herrn Thiers vom 2. und 8. Oktober. Anm. d. Red.

Malta den 14. October 1840.

„Mein Herr und Freund!

Sie nehmen mit so viel Bereitwilligkeit die Mittheilungen Ihrer Freunde auf, daß ich so frei bin, an Sie einige Bemerkungen zu richten, welche mir eben so sehr durch meine Liebe zur Wahrheit als durch meine tiefbegründete und gewohnte Sympathie für die Grundsätze des Univers eingegeben werden. Dazu kommt, daß manche Ihrer Leser in der Levante während meiner Reise in jene Gegenden mich für die Ansichten, welche dasselbe in den Angelegenheiten des Orients ausgesprochen hat, als verantwortlich gehalten haben; es ist daher nicht mehr als recht, daß die gemeinschaftliche Verantwortlichkeit, welche bei so manchen andern Gelegenheiten für mich eine Quelle des Stolzes war, nicht auch in Betreff einer Frage auf mich falle, in welcher ich nicht die gleiche Ueberzeugung hege. — Unglücklicher Weise bekenne ich mich, hinsichtlich der Beschaffenheit und Zweckdienlichkeit des Krieges, der vielleicht schon ausgebrochen ist, wenn diese Zeilen Sie erreichen, zu einer Ansicht, welche der des Univers geradezu widerspricht. Ueber die Frage seiner Nothwendigkeit will ich mir meine Ansicht noch vorbehalten; dieß ist eine Frage der Nationalehre, auf deren Lösung die heillose auswärtige Politik, welche Frankreich in den letzten zehn Jahren beobachtet hat, nothwendig einen mächtigen Einfluß haben muß. Nachdem wir auf allen Punkten unsere Flagge vor dem Despotismus von Europa gestrichen haben, so muß einmal der Augenblick kommen, wo wir genöthigt sind, sie wieder aufzuziehen, selbst wenn der Grund der aller unvortheilhafteste und illegitimste ist. So kann es möglich werden, daß nachdem wir den Untergang Polens und die Verstümmelung Belgiens unter den Canonen von Metz zugelassen haben, wir genöthigt sind, den Krieg gegen ganz Europa erklären zu müssen, um Syrien, das unter einem 70jährigen Despoten steht, vor der nämlichen Theilung zu bewahren, welche wir uns haben bei Luxemburg unter dem Schwiegersohne des Königs gefallen lassen. In diesem Falle wird uns ein neuer Beweis davon gegeben werden, daß eine edelmüthige Politik nicht immer eine unkluge ist. Was ich jedoch nicht zugeben kann, ist, was das Univers mehr als einmal und zwar ganz besonders in seinen Nummern vom 24. September und 3. October behauptet hat, nämlich daß dieser Krieg „eine Veranlassung zur Freude und Hoffnung für die Katholiken,“ daß er ein Krieg zwischen der katholischen Kirche und der Häresie sey, ein Kreuzzug, so heilig als die des zwölften und dreizehn-

cher ich gerade jetzt schreibe, zu deren Besitz
3 durch eine Art Wunder gelangte, ging uns
'olksaufstandes, der durch religiöse Verfolgung,
ı. dgl. hervorgerufen wurde und während der
and dieselbe wieder inne hat, ist die Kirche
löster, Kirchen und die Geistlichen so zahl=
unabhängig, wie in Rom selbst. Ja, um
) suche vergeblich in der ganzen Welt katholi=
uf gleiche Weise verhalten. — Ich darf nicht
ber die Rolle, welche Frankreich im Orient
zu ändern, auch weiß ich, daß für England
värtigen Augenblicke eben so viel ist, als mich
auszusetzen, aber ich greife an mein Herz,
im Namen der Religion, Gerechtigkeit und
ie Proscription einzulegen, durch welche der
önigin Victoria, welche O'Connell anbetet,
:ine Nation, die beinahe zur Hälfte aus Ka=
der Sache der Freiheit und der Würde des
zende Dienste geleistet hat, mit der andern
ellen würde, welche — Dank den unverzeih=
: vorschnellen Bereitwilligkeit zu allen Extre=
:lichkeit und Kraft bestimmt zu seyn scheint,
lisirten Welt zu zerschmettern. — Dies Bünd=
› England war die einzige menschliche Schutz=
erungen Rußlands aufhalten konnte. Wenn
schlüssen Gottes liegt, an die Stelle dieses
en Krieg treten zu lassen, so laßt uns ler=
; laßt uns kämpfen gegen England, ohne es
Tausende von katholischen Brüdern, welche
)treihen gestellt werden, zu beleidigen. Wir
Sewalt denen überlassen, welche von weniger
reinen Hoffnungen beseelt sind. In dem Au=
ınd der größten Gefahr ausgesetzt ist, ist es
ı Beispiel der Ruhe, Unpartheilichkeit und Ge=

ı Ausdruck meiner warmen Hochachtung

Graf von Montalembert.

so laßt uns doch nicht vergessen, daß (wenn wir Katholiken bleiben wollen d. h. gerecht und unpartheiisch) England das erste Land war, welches der Welt das Schauspiel einer freien Regierung dargeboten hat. Laßt uns nicht vergessen, daß, im Hinblicke auf die unsterblichen Prinzipien des katholischen Jahrhunderts, welches die Magna Charta dictirte, England allein in Europa im Stande gewesen ist, hundert und sechszig Jahre lang Freiheit mit Autorität, königliche Gewalt mit volksthümlichen Institutionen zu vereinigen und daß auf diese Weise der alleinige Weg eröffnet worden ist, auf welchem die Völker zu gleicher Zeit dem Fluche des Despotismus und dem des Demagogismus entgehen können. — In der neuern Politik Englands nichts weiter als einen häretischen Propagandismus zu erkennen, heißt erstens soviel, als keine Notiz von Thatsachen nehmen, welche allen Denen bekannt sind, die nur oberflächlich mit der Geschichte vertraut sind, es heißt aber auch zweitens mit einer empörenden Undankbarkeit die liberale Parthei, welche jetzt an der Spitze der Regierung steht, beleidigen, welche nach einem Kampf von dreißig Jahren die Emancipation der irischen Katholiken durchgesetzt hat und diese noch täglich gegen die Torypartheі vertheidigt, welche ferner in dem weiten Umfange des britischen Reiches eine große Menge katholischer Institute errichtet hat und erhält. — Kämen Sie, wie ich, eben aus der Levante zurück, so würden Sie wahrgenommen haben, wie die englischen Beamten und Diplomaten eben so weit von irgend einer Idee eines protestantischen Propagandismus entfernt sind, als französische Beamten und Diplomaten von der eines katholischen. Das häretische England gewährt seinen acht Millionen Katholiken die köstliche Freiheit, daß sie ihre Kinder in dem Glauben ihrer Väter auferziehen können ohne einen Schatten von Beschränkung, und sodann die nicht minder kostbare Freiheit, religiöse Anstalten ganz nach Belieben zu gründen und auszustatten und das zu einer Zeit, während im katholischen Frankreich dreißig Millionen sind, denen diese unverjährten Rechte durch zwei- oder dreihundert vermeintliche Philosophen vorenthalten werden. — Das häretische England hat 500 Millionen dazu verwendet, um die Negersklaverei abzuschaffen, welche der heil. Stuhl als verhaßt und unrechtmäßig erklärt hat, die aber das katholische Frankreich in seinen Colonien beibehält. Die Flotten Englands, von denen das Univers spricht, als säeten sie über den Erdkreis einen häretischen Merkantilismus aus, bringen täglich nach Canada, Westindien, Guiana, Indien, ja sogar nach Australien katholische Bischöfe, anerkannt und bezahlt von der protestantischen Regierung, während das katholische Frankreich nicht einen einzigen Bischof in seinen Colonien hat. — Diese

nämliche Insel, von welcher ich gerade jetzt schreibe, zu deren Besitz Frankreich im Jahre 1798 durch eine Art Wunder gelangte, ging uns verloren in Folge eines Volksaufstandes, der durch religiöse Verfolgung, Plünderung der Kirchen u. dgl. hervorgerufen wurde und während der vierzig Jahre, daß England dieselbe wieder inne hat, ist die Kirche hier so frei, sind die Klöster, Kirchen und die Geistlichen so zahlreich, so geachtet und so unabhängig, wie in Rom selbst. Ja, um die Wahrheit zu sagen, ich suche vergeblich in der ganzen Welt katholische Mächte, welche sich auf gleiche Weise verhalten. — Ich darf nicht hoffen, Ihre Ansichten über die Rolle, welche Frankreich im Orient spielen könnte und sollte, zu ändern, auch weiß ich, daß für England Parthei nehmen im gegenwärtigen Augenblicke eben so viel ist, als mich dem allgemeinen Unwillen auszusetzen, aber ich greife an mein Herz, um mit aller meiner Kraft im Namen der Religion, Gerechtigkeit und Wahrheit Protest gegen eine Proscription einzulegen, durch welche der Kaiser Nicolaus mit der Königin Victoria, welche O'Connell anbetet, verwechselt würde; welche eine Nation, die beinahe zur Hälfte aus Katholiken besteht und welche der Sache der Freiheit und der Würde des Menschengeschlechts so glänzende Dienste geleistet hat, mit der andern Macht in eine Kategorie stellen würde, welche — Dank den unverzeihlichsten Fehlern, Dank einer vorschnellen Bereitwilligkeit zu allen Extremen — durch ihre Geschicklichkeit und Kraft bestimmt zu seyn scheint, die Unabhängigkeit der civilisirten Welt zu zerschmettern. — Dies Bündniß zwischen Frankreich und England war die einzige menschliche Schutzwehr, welche die Vergrösserungen Rußlands aufhalten konnte. Wenn es nunmehr in den Rathschlüssen Gottes liegt, an die Stelle dieses Bündnisses einen schrecklichen Krieg treten zu lassen, so laßt uns lernen, uns darein zu fügen; laßt uns kämpfen gegen England, ohne es zu schmähen und ohne die Tausende von katholischen Brüdern, welche gegen uns in die Schlachtreihen gestellt werden, zu beleidigen. Wir wollen Beleidigung und Gewalt denen überlassen, welche von weniger hohen Ideen und weniger reinen Hoffnungen beseelt sind. In dem Augenblick, wo das Vaterland der größten Gefahr ausgesetzt ist, ist es Sache der Katholiken, ein Beispiel der Ruhe, Unpartheilichkeit und Gerechtigkeit zu geben.

Genehmigen Sie den Ausdruck meiner warmen Hochachtung

Graf von Montalembert.

Wir erlauben uns an diesen Brief folgende Betrachtungen zu knüpfen. Die Hauptidee, welche durch denselben hindurch geht und auch erst vor Kurzem in einer Rede des Grafen Montalembert in der Pairskammer ausgesprochen wurde, ist die: für Frankreich sey ein Krieg zu wünschen, damit dessen seit zehn Jahren beobachtete Politik aufhöre, aber die Veranlassung zu diesem Kriege müsse eine gerechte seyn; die gegenwärtige jedoch sey eine unrechtmäßige, am allerwenigsten aber handle es sich bei dem Zerwürfnisse mit England um eine Vertheidigung der Kirche gegen die Fortschritte der Häresie. Ohne gerade die einzelnen Voraussetzungen mit anzunehmen, auf welche die Meinung des Grafen Montalembert: daß ein Krieg für Frankreich wünschenswerth sey, sich stützt, vielmehr die Ansicht festhaltend, daß da, wo der sittliche Kern eines Volkes beschädigt ist, jede gewaltsame Erschütterung die böse Gährung nur fördern müsse, so gewinnt es doch einigen Anschein, wie vom Standpunkte eines wohlmeinenden französischen Patrioten aus diese Ansicht getheilt werden könnte; es würde Frankreich einer Menge seiner revolutionären Stoffe entledigt und das Feuer, welches dasselbe in seinem Innern verzehrt und ihm Kraft und Saft ausbrennt, würde dem Auslande zugewandt werden. Indessen der Autor des Briefes faßt das Verhältniß höher auf, indem er meint: Frankreich sey berufen eine entscheidende Stimme in Europa zu führen, da wo von andern Staaten das Völkerrecht verletzt und Bedrückungen der Kirche Statt finden. Wir wollen nicht in Abrede stellen, daß es für Europa wirklich wünschenswerth wäre, wenn ein solches katholisches Frankreich bestünde, welches seine Stimme in der vom Grafen Montalembert angegebenen Weise erhöbe, ja wir würden noch weiter gehen und sagen, wenn Frankreich irgend welche Garantien bieten könnte, so gäbe es für Deutschland keine bessere Politik, als sich mit Frankreich zu verbinden, um gemeinschaftlich gegen den Osten gewaffnet zu seyn. Aber auch in dieser Hinsicht sind die Zeiten des heiligen Bernhard und des heiligen Ludwig längst vor-

über. Frankreich ist nicht mehr jenes christlich gesinnte Land des Mittelalters, Frankreich ist seit Jahrhunderten Deutschlands Feind und unser Vaterland ist von zwei Seiten her bedroht. Wir wollen uns nicht dem Vorwurfe, welchen der Autor des Briefes an dem Schlusse desselben dem Univers macht, aussetzen, wohl aber ist, was nicht von England zu befürchten, von Frankreich zu befahren. Wer herrscht in Frankreich? Wir müssen Gott bitten, daß Er noch lange Ludwig Philipp erhalten wolle; wie oft hat die gütige Vorsehung die tödtliche Kugel von ihm ferngehalten?! Das ist geschehen für Frankreich, für ganz Europa und wir gestehen dieß zu, so wenig wir auch geneigt seyn können, die Regierung Ludwig Philipp's als vollkommen in göttlichen und menschlichen Rechten beständig zu halten. Aber der König ist hoch bejahrt, was wird nach ihm seyn, was kann unter, mit ihm und gegen ihn sich zutragen, wenn es jetzt schon geschehen konnte, daß ein Aventurier, wie der Exminister Thiers, durch eine verbrecherische Erhitzung der französischen Nationaleitelkeit ganz Europa in Feuer und Flammen stürzen konnte. Müssen wir nicht jeden Augenblick befürchten, daß die hohe Diplomatie überhaupt ganz aufhört, Meister der in Frankreich auf den ersten Wink loszulassenden infernalen Gewalten zu seyn. Wer steht uns dafür, daß nicht in kurzer Frist die Emeute Frankreich regiert? Wir haben alle Achtung vor dem, was bessere, von der Liebe zum Vaterlande bewegte Franzosen den französischen Nationalcharakter nennen, er hat neben einigen Schwächen seine eigenthümlich schönen Seiten, aber wenn jene Zeiten kommen und sie kommen entweder im Gefolge des Kriegs oder haben diesen in ihrem Gefolge, wird der letzte Rest jenes Nationalcharakters mit den Menschen, die seine Träger sind, verloren gehen und wir haben es dann nicht mehr mit einer Nation, sondern mit einer Bande von Meuterern zu thun. Darum müssen wir Deutsche auf unserer Hut seyn, daß diese uns nicht einmal bei Nacht und Nebel überfallen und wollen uns einstweilen nicht dem tröstlichen und einschlä-

fernden Gedanken hingeben: „es wird keinen Krieg geben." Es wird Krieg geben, Krieg gegen die Revolution, sie werden ihn uns bringen! Da wolle Gott uns Kraft verleihen, dann müssen wir, wenn wir in unsern Herzen ein noch so schönes Ideal von der belle France haben, gegen Frankreich um so mehr kämpfen, damit nicht die zersetzenden und verzehrenden Revolutionsstoffe auch uns vernichten, da sie gewiß so geneigt wie etwas sind, sich mit dem äußersten Despotismus zur Zerstörung aller Civilisation zu vereinigen. Wir müssen gegen Frankreich kämpfen, auch ohne uns umzusehen, welche Gefahr uns von der andern Seite her drohet. Auf daß uns aber Gott in diesem Streite den Sieg verleihe, wäre es freilich das erste Erforderniß, daß wir uns Seines Segens würdig machten, daß in unserm Vaterlande Alles, was ungerecht ist, wieder gut gemacht würde, damit Deutschlands Fürsten und Deutschlands Söhne mit Freuden und gutem Gewissen das Schwert führen können. Noch besteht in Deutschland eine große Schuld gegen die Kirche, diese ist noch nicht versöhnt; möge unsre Kraft nicht durch längern Aufschub gelähmt und gebrochen werden! die Zeit mahnt und drängt!

LIV.

Der Erzbischof von Köln.

Unsre neulich ausgesprochene Hoffnung, den gefangen abgeführten Oberhirten nach Ablauf von drei Jahren wiederum bei seiner Heerde begrüßen zu können, ist nicht in Erfüllung gegangen. Diese Maaßregel der Versöhnung mit der Kirche ist auf Hindernisse gestoßen. Wie? ein Act der Gerechtigkeit, von dem zum guten Theile die Zukunft Deutschlands abhängt, findet so große Hindernisse? Doch man könnte scheinbar entgegnen, wir legten der ganzen Sache zu viel

Wichtigkeit bei. Hierüber hat man sich von Anfang an bei der Kölner Angelegenheit getäuscht; man hatte geglaubt, Niemand werde sich darum kümmern, ob man den Erzbischof von Köln auch in die Gefangenschaft fortführe, und siehe da! die ganze katholische Welt ward durch diesen Act erschüttert. Der gegenwärtige Augenblick ist aber noch wichtiger; der Krieg pocht an Deutschlands Pforten. Nun, was thut das? Deutschland ist einig, treu schlagen die Herzen der Unterthanen ihren Herrschern entgegen! Gott sey Dank, das ist wahr, und freudig können wir dieß aussprechen; aber etwas Anderes ist auch wahr, Gott ist ein Gott der Gerechten, Gott fordert Gerechtigkeit, und Die Gerechtigkeit üben, die wird Er nicht verlassen! — Wiederum könnte man einwenden: es sey zu viel verlangt, daß Personen, die nicht katholischer Confession sind, sich auf den Standpunkt hineindenken sollten, wie tief die katholische Welt durch diese Kölner Angelegenheit berührt, ja verletzt werde. Allein, sogar abgesehen davon, daß viele wahrheitliebende Protestanten, z. B. Florencourt, sich recht klar hineingedacht haben, so scheint hier das Hineindenken in eine katholische Auffassungsweise gar nicht in Betracht zu kommen, sondern abermals nur einzig und allein das, daß wir Deutschen in dem Kampfe bestehen, und darum den Segen Gottes, der jede That der Gerechtigkeit lohnt, über uns haben müssen. — Noch ist der Kirchenfürst nicht auf seinen bischöflichen Sitz restituirt, wogegen das Verfahren des Kapitels alles Maaß überschreitet und darauf gerichtet ist, die Diöcese der heiligen Stadt Köln gänzlich zu verderben. Ja man spricht so viel von den Verwicklungen dieser Kölner Angelegenheit, aber sie wird mit jedem Tage verwickelter. Wir sehen nur zwei Wege, auf welchen diese Sache beendet werden kann. Der Knoten kann nicht gelöst, sondern nur kurz durchschnitten werden: entweder dadurch, daß es Gott gefällt, den glorwürdigen Bekenner zu Sich zu rufen, oder daß derselbe nach Köln zurückgeführt wird.

Im ersten Falle wird gewiß Niemanden so sehr gedient seyn,

als dem Herrn Erzbischof selbst, wenn Gott ihn von diesen irdischen Leiden erlöst und mit den himmlischen Freuden belohnt; für alle ihm treu anhängenden Herzen würde dieß aber, menschlich betrachtet, ein Ereigniß des tiefsten Schmerzes seyn! Was aber würde es für die Gegner seyn? Wahrlich, sie würden große Ursache gehabt haben mit jenen zu wünschen, daß Gott noch lange das Leben Clemens August's erhalten hätte. Im zweiten Falle würde, ganz im Gegentheil gegen die gewöhnliche Vorstellung, die Verlegenheit, in welcher die Regierung sich befindet, aufhören, und die Verlegenheit des Erzbischofes beginnen. Der aber würde mit Gottes Hülfe schon Herr darüber werden!

So hätten wir also dießmal keine Jahresfeier des zwanzigsten Novembers? Ja, wir feiern diesen Tag wie zuvor; der Kirche ist an diesem Tage ein Heil widerfahren, an welchem Clemens August gewürdigt ward, den Glauben an Jesum Christum und den Gehorsam gegen die Gebote Seiner Kirche so standhaft zu bekennen. Freut sich die Kirche der Kettenfeier des Apostelfürsten, so ist für die katholische Kirche Deutschlands die Gefangenschaft des Erzbischofs von Köln für alle kommenden Zeiten ein Ereigniß, für welches Gott nicht genug gedankt werden kann. Warum wünscht und begehrt Ihr denn aber so sehr die Freilassung? Nicht um des erhabenen Gefangenen, nicht um der Kirche willen! Aber bei dem lebendigen Gotte möchten wir die Hand, welche allein der Kirche die Friedenspalme reichen kann, beschwören, daß sie es thue, bald wird sie das Schwert führen müssen!

LV.

Aegypten.

S. Jean d'Acre ist gefallen und man kann daher den Kampf in Syrien so ziemlich als beendet ansehen. Auf jeden Fall ist diese Eroberung der syrischen Hauptfeste eine glänzende Waffenthat, und wir freuen uns besonders, daß auch deutsche Waffen und ein deutscher Fürst so wesentlich zu dem schnellen Gelingen derselben mitgewirkt haben. Es lenkt sich nunmehr die Aufmerksamkeit Europa's nach Aegypten hin, so wichtig wegen der Verbindung mit Asien, wegen der Nähe des rothen Meeres und des persischen Meerbusens; es kann den Engländern zwar lieb seyn, daß Mehemet Ali trotz dessen, daß man ihm Syrien fortnimmt, noch immer freundlichst die indische Post bestellt, indessen auf die Dauer wird damit wohl nicht gedient seyn; Aegypten ist das Thor von Indien, wo die Engländer bis jetzt immer nur bei der Hinterpforte hineingekonnt haben. Im gegenwärtigen Augenblicke ist es auch noch nicht außer Frage gestellt, ob nicht von den Alliirten ein Angriff auf Aegypten gemacht werden könnte; der glückliche Succeß in Syrien ist sehr dazu geeignet, zu erproben, ob der siebenzigjährige Despot zu Hause vielleicht auch nicht viel Widerstand leisten kann. Unter diesen Umständen mögen einige nähere Notizen über Aegypten hier ebenfalls ihre Stelle finden, wie sie aus dem Report on Egypt and Candia des Dr. Bowring sich schöpfen lassen, den er, wie seinen Report on Syria, aus welchem wir mehrere Mittheilungen machten, dem englischen Parlamente vorgelegt hat.

Die Bevölkerung Aegyptens besteht wie die in Syrien aus einer Mehrzahl verschiedener Stämme; sie beläuft sich muthmaaßlich auf etwa dritthalb Millionen, genau läßt sie sich nicht bestimmen; eine von Mehemet Ali beabsichtigte Volkszählung rief einen Aufstand in Kairo hervor, und mußte daher aufgegeben werden; die Harems insbesondere blieben verschlossen, und dieß war das wesentlichste Hinderniß. Die Zahl der Geburten ist außerordentlich groß, aber die Hälfte aller Kinder stirbt bei der Geburt, weshalb ein Engländer Mehemet Ali auch den Rath gegeben hat, er möchte sein System der Volkszählung mit dem Zählen der Grabhügel anfangen. Den größten Theil der Bevölkerung bilden die Araber, Fellah's genannt; es werden diese Muhamedaner im Allgemeinen als ein harmloses Volk geschildert; sie treiben vorzüglich den Ackerbau, sind die Handwerker und überhaupt die eigentlich arbeitende Volksklasse; wogegen die ganz geringe Zahl von etwa 20000 Türken den herrschenden Stand bilden, so daß die Unterwürfigkeit und Demuth der Araber oder eingebornen Aegyptier so weit geht, daß man öfters die Aeußerung hört: „Wir sind nur Fellaheen". Daher kommt es, daß der gemeinste Mann, welcher türkisch redet, über dem Fellah steht, und daß es für nicht schicklich gehalten wird, zu einem höheren Beamten irgend einen Auftrag durch einen arabisch sprechenden Bedienten ausrichten zu lassen. In neuerer Zeit hat sich durch die Verminderung der türkischen Bevölkerung die Stellung der Fellahs in dieser Hinsicht verbessert, so wie ihnen auch mancherlei Aemter anvertraut werden. Aus ihnen nimmt Mehemet Ali seine Soldaten, aber auch hier finden die Muhamedaner an der Prärogative des Kriegsdienstes eben so wenig Freude, wie in Syrien. Dazu kommt, daß die Fellah's, so genügsam sie auch sind, eine ganz besondere Anhänglichkeit an ihre Heimath haben, so daß einer der schlimmsten Feinde, mit welchem der Pascha bei seiner Armee zu kämpfen hat, das Heimweh, die Nostalgie, ist. An dieser Krankheit, an welcher außer den Fellah's, deren Herz vom Nil nicht

scheiden kann, ohne zu brechen, vorzüglich auch die Bewohner aus den nubischen Gebirgen, so wie auch die Beduinen der Berge leiden, sterben außerordentlich viele. „Ich kann sie nicht am Leben erhalten", sagte ein Arzt zu unserm englischen Berichterstatter, „wenn sie anfangen nach Hause zu denken und von Hause zu reden"; bei den syrischen Gebirgsbewohnern ging dieß so weit, daß Ibrahim Pascha Viele nach Hause schickte, Andern erlaubte, ihre Weiber, Concubinen und Verwandte mit sich zu nehmen. Läge nicht auf ihnen die Bürde des gehässigen Kriegsdienstes, so könnte man sagen, Niemand sey so froh und heiter, wie der Fellah. Seine Ansprüche an das Leben sind nicht groß, er lebt von der Hand in den Mund. Dazu ist er sehr aufgeweckt, ist aber ganz für den Frieden gemacht; er liebt sein Vaterland, strebt aber nicht nach dem Ruhme, es durch Siege zu vergrößern; käme es auf ihn an, er rührte kein Schwert an. „Auf diesen Stamm, den Stamm der glanzvollen Augen und der schönen Gestalten kann man nicht anders, als mit dem höchsten Interesse blicken; von allen Fröhlichen ist er der Fröhlichste, von allen Geschöpfen für Heiterkeit der Empfänglichste. Könnten diesen Aegyptiern Tage des Friedens und Wohlfahrt gegeben werden, wieviel Gesänge, wieviel Musik würde man hören, wieviel Fröhlichkeit und Munterkeit sehen"! Gesang und Musik ist jetzt schon der stete Begleiter bei der Arbeit *), die Heiterkeit der Fellah's

*) Bei ihrer Feldarbeit, von welcher ein großer Theil in der Bewässerung besteht, bedienen sie sich einer eigenthümlichen Sonnenuhr. Es wird ein Stock in die Erde gesteckt, und rings herum nach der muthmaaßlichen Stundenentfernung, Stücke Kalk gelegt; wenn dann der Schatten auf ein solches Stück Kalk fällt, so wechseln die Arbeiter; die, welche bisher gesäet oder gepflügt haben, lösen die Andern, welche es mit der Bewässerung zu thun hatten, ab. Scheint die Sonne nicht, so dient ein irdenes, mit einem Loche versehenes Gefäß, in welches Wasser gegossen wird, als Surrogat.

scheint unzerstörbar, selbst wenn sie die Peitsche eines Aufsehers bei der Arbeit fühlen müssen, der Gesang hört nicht auf, das Gemüth wird nicht gebrochen, ja selbst in Ketten, welche das Fleisch zerschneiden, bleibt der Fellah fröhlich und kann Andern zulächeln. Daher hat es auch kommen können, daß dieser Volksstamm, trotz der fürchterlichen Bedrückungen, die er erlitten hat und noch erleidet, nicht entartet, sondern stets derselbe geblieben ist. Der Charakter des Fellahs hat freilich auch seine Fehler, wozu namentlich eine gewisse Indolenz gehört, die immer eine Entschuldigung für das Nichtsthun bereit hat. Bläst auf dem Nile der Wind, so sagt der arabische Schiffer: „was soll ich arbeiten, der Wind weht", geht kein Wind, so sagt er: „was soll ich arbeiten, es geht ja kein Wind". Besonders häufig hört man von ihm den Ausdruck: Ki di, welches heißt: „so ist es", mehr aber dem deutschen oft indolenten: So, womit Alles und Nichts gesagt wird, entsprechen möchte, oder er sagt: Boukra oder Badboukra, d. h. morgen oder übermorgen, indem er nichts mehr liebt, als eine Sache so viel als möglich aufzuschieben; um seine Ergebung in die Nothwendigkeit auszudrücken, heißt es bei ihm: Allah kerim, Allah will es so haben. So fügt er sich denn auch in das Loos, welches ihm die gegenwärtige Regierung bereitet; die armen Leute sind so gewaltig besteuert, daß ihnen ohnehin nichts bleiben kann, um so mehr, da die Steuern auf eine höchst willkührliche Weise eingetrieben werden. Kann einer nicht zahlen, so nimmt man das Fehlende seinem Nachbarn; ist eine Ortschaft mit den Steuern im Rückstande, so wird dieser einer andern abgefordert; die Engländer könnten in gewisser Weise ihre Armentaxen damit vergleichen, die wie ein Krebsschaden um sich fressen und bei welchen ganze Gemeinden verarmen, und nun als arm den benachbarten Gemeinden zur Last fallen. Dazu kommt in Aegypten, daß die Verhältnisse in Betreff des Grund und Bodens alle Jahr nach dem Belieben Mehemet's geändert werden. Jetzt steht es so, daß der Fellah von dem Pascha ein Stück

Land zu einem gewissen Preise übernimmt, und nach Anweisung der Regierung mit Indigo, Hanf und Baumwolle bebaut und dann seine Steuer theils in Naturalien, theils in Gelde zahlt. Was ihm der Pascha noch läßt, das nimmt ihm sein Scheikh, und so ziehen sehr viele Fellahs es vor, lieber nach den Städten zu gehen, um hier als Handwerker sich ihr Brod zu verdienen, allein in diesem Falle werden sie gewissermaaßen als Deserteure behandelt; im Frühlinge und Herbste kommen die Scheikhs der einzelnen Dörfer nach Kairo und Alexandrien, lassen die Flüchtigen aufgreifen und in ein öffentliches Gefängniß sperren, um sie dann aneinander gebunden und unter Escorte wieder nach ihren Dörfern zu bringen. Denkt man sich dazu den Kriegsdienst, dem diese armen Leute unterliegen, so ist ihr Loos nicht beneidenswerth; hier entflieht man demselben nicht, wie in Syrien, dafür sind aber die Selbstverstümmelungen sehr häufig. Ein Reisender sah auf dem Wege nach den Cataracten in mehreren Gegenden, daß die Männer entweder Alle auf dem rechten Auge blind waren, oder daß sie sich den Zeigefinger an der rechten Hand abgeschnitten oder alle Zähne auf der rechten Seite ausgerissen hatten. Der Pascha hat dem dadurch abhelfen wollen, daß er die Verstümmelten in ein Regiment zusammensteckte; ein solches war zu Siout zu sehen. Den Kriegsdienst haßt aber der Fellah, weil er ihn von der Heimath, von dem Nile entfernt, und er liebt es, sein Grab in der Nähe seiner Wiege zu haben. Wie Viele haben jetzt dasselbe im fremden Lande unter rauchenden Trümmern gefunden!

Wie die Fellahs für den Acker und für den Pflug bestimmt sind, so sind es, wie unser Bericht sich ausdrückt, die Kopten*) für das Büreau und die Feder. Die Zahl derselben beläuft sich auf 200000; unter ihnen sind etwa 6000 katholisch, welche unter einem vom Papste ernannten Bischofe stehen, die übrigen haben zwölf eigene Bischöfe und einen

*) Ueber sie ist besonders interessant: Lane, Description of Egypt. London 1837.

Patriarchen, der von jenen gewählt wird. Diese koptischen Prälaten üben zu gleicher Zeit eine Art weltlicher Jurisdiction aus; sie werden gewöhnlich aus der Zahl der Mönche von St. Antonius, die ungefähr 200 beträgt, genommen. Die Kopten gewinnen von Tage zu Tage einen immer größern Einfluß, was sie vorzüglich ihrer Anstelligkeit und Klugheit verdanken. Sie sind die Schreiber, die Rechenmeister, überhaupt die gebildeten Leute des Landes; der koptischen Sprache bedienen sie sich gegenwärtig vorzüglich nur bei ihrem Gottesdienste, die Laien sprechen das Arabische und haben sich überhaupt so sehr an die Fellahs angeschlossen, daß sie in manchen Gegenden sich ganz mit ihnen vermischen und auch Muhamedaner werden. Ihre Frauen halten sie in gleicher Abgeschiedenheit, wie die Muselmänner, Manche halten sich auch ihren Harem und haben die Beschneidung eingeführt. Scheidung der Ehe ist sehr leicht zu erlangen, öfters werden die Bedingungen, unter welchen sie eintreten solle, schon in den Ehepakten selbst festgestellt. Durch den Uebertritt zum Islam, wie auch aus andern Gründen — (sie haben besonders viel von den Epidemien, Pest, Cholera und Augenentzündung zu leiden, vielleicht eine Folge davon, daß sie der Trunkenheit ergeben sind) — hat die Zahl der Kopten in letzterer Zeit sehr abgenommen. Der Berichterstatter hat die Kirchen der Kopten, welche zu Kairo ein eigenes Stadtviertel bewohnen, sämmtlich besucht; er war zu diesem Zwecke mit einem Empfehlungsbriefe des Patriarchen an alle Bischöfe und andere Geistliche versehen, worin es heißt: „sie sollten ihm himmlische Höflichkeit und vollkommene Hochachtung erweisen; ihm ihre Kirchen öffnen, mit ihm über ihre Angelegenheiten sprechen, ihn bewillkommen bei der Ankunft und ihn segnen beim Scheiden“. Die Kopten haben daher bei jeder Gelegenheit dem Engländer ihr Herz ausgeschüttet, und ihre Beschwerden ihm zur Empfehlung an den Pascha mitgetheilt. In religiöser Beziehung haben sie jetzt keine Verfolgung zu leiden, und selbst der katholische Bischof kann ungehindert mit seinem bischöflichen Kreuze und

dem Hirtenstabe durch die Straßen von Kairo wandeln. Ueberhaupt hat Mehemet Ali sich bemühet, die verschiedenen Religionen einander zu nähern; auf die Bemerkung: man wundere sich, daß die Pilgrimme nach Mekka sich auf dem rothen Meere der Dampfboote der Ungläubigen bedienten, antwortete er: im Koran steht Nichts gegen die Dampfboote.

Noch auffallender als bei den Kopten ist die Minderung in der Zahl bei den Türken; diese übersteigt kaum 20000, welche über das ganze Land zerstreut sind; in Dörfern zwei oder drei, in den Städten zwölf bis zwanzig; in Alexandrien mögen ihrer 2000, in Kairo 5000 wohnen. Es ist sehr merkwürdig, daß die Osmanlis nicht bis in die dritte Generation sich in Aegypten erhalten, selbst dann nicht, wenn sie mit arabischen Weibern sich verheirathen; auch die Kinder aus solchen Verbindungen, die sogenannten Chelibi, sterben aus; von achtzig Kindern, welche ein Türke in Aegypten erzeugt hatte, gelangte nur eines bis zu den Jahren der Mannbarkeit. Stehen die Türken zwar gegenwärtig zu den Eingebornen nicht mehr wie die Herren zu den Sclaven, so bilden sie doch die eigentlich höhere Rangklasse, welche mit Verachtung auf die Araber und Kopten herabblickt.

Zu der Bevölkerung Aegyptens gehören auch Beduinen, deren Zahl sich jedoch nicht angeben läßt; viele von ihnen führen noch das herumziehende Leben, andere haben sich, wie es auch in Syrien geschehen ist, niedergelassen, und zahlen dafür eine mäßige Grundsteuer. Sie sind gegenwärtig ganz und gar Mehemet Ali unterthänig. Ein Engländer, welcher zwei Jahre unter ihnen gelebt hatte, erzählte dem Berichterstatter, daß er bei ihren Berathungen gegenwärtig gewesen sey, als sie von einem Corps des Pascha, mit der Aufforderung sich zu unterwerfen, angegriffen wurden. Sie sprachen: „Euch brauchten wir uns nicht zu unterwerfen, wir könnten jeden von Euch ohne Schwierigkeit vernichten, keiner von Euch könnte entwischen, aber wir wissen, daß Euer Herr ein Heer senden könnte, das wir nicht vernichten konnten --

deshalb wäre es besser, wenn wir uns unterwerfen, und somit wollen wir uns unterwerfen". Nicht lange nachher hatten sie eine Caravane von Mekka angefallen, und sie um etwa 20000 Dollars an Caffee und Seide beraubt; der Caffee war bald verzehrt und die Seide bald verbraucht. Darauf wurde eine Abtheilung regelmäßiger Truppen von dem Pascha gegen sie gesendet, ihr Scheikh und dessen Söhne wurden als Geiseln fortgeführt und nicht eher losgelassen, bis sie den vollen Werth ersetzt hatten. Dabei verloren sie sehr viel von ihrem Hab' und Gut, und versicherten jenem Engländer: das Rauben sey nicht mehr ein vortheilhafter Handel. Ein Andere, welcher sich in Aegypten angesiedelt hatte, erklärte: wer wird jetzt noch ein Beduine seyn wollen, wenn man für jede Räuberei, die Statt findet, bestraft wird.

Einen sehr großen Einfluß üben in Aegypten auch die Armenier aus, wenn sie gleich an Zahl gering sind; im Ganzen möchten ihrer etwa 2000 seyn, von denen der größere Theil sogenannte orthodoxe, d. h. schismatische Armenier sind. Ihre Sprachkenntnisse machen sie für öffentliche Aemter sehr geschickt, und so ist sogar Boghos Bey, der erste Minister des Pascha's, ein Armenier. Viele von ihnen sind als Secretaire und Dragomans beschäftigt, manche betreiben ein Gewerbe, vorzüglich Gold- und Silberarbeit. Unter ihnen sind Einige, welche man aus Ostindien, Andere, die man aus Smyrna nach Aegypten eingeladen hat, jene um hier den Indigobau, diese um die Bereitung des Opiums zu fördern.

Nächst diesen giebt es noch eine große Anzahl freier Schwarzer in Aegypten, welche aus Nubien dort hinkommen. Sie sind sehr zuverläßige Dienstboten, und werden vorzüglich als Portiers und Wächter verwendet. Sehr selten verheirathen sie sich mit ägyptischen Weibern, sondern gehen mit ihrem Erwerbe heim. Sie zeichnen sich durch ihre Haltung und ihre edle Miene aus, sie haben ein großes Vertrauen auf sich selbst und auf ihre Landsleute. In Kairo allein möchte sich ihre Zahl auf 5000 belaufen. Daß Aegypten außerdem

t seinen Bewohnern noch eine Menge Leute von verschiede=
er Abkunft, namentlich Griechen, Malteser und Franken
ihlt, ist begreiflich.

Von einer Menschenklasse in diesem Lande haben wir aber
isher noch nicht gesprochen; wir meinen die eigentlichen Scla=
en, so weit nicht faktisch auch eine große Zahl der freien Einge=
ornen in einem der Sclaverei sehr ähnlichen Zustande sich
efindet. Das Loos der armen Neger aber ist ein in der That
chreckliches, und kömmt dem ganz gleich, welches ihre un=
lücklichen Mitbrüder trifft, die man auf Schiffen nach Ame=
ika hinüberbringt. Von Zeit zu Zeit werden nämlich von
em Pascha sogenannte Gazzua's, d. h. Negerjagden veran=
taltet, und zwar zu dem doppelten Zwecke: der Recrutirung
einer Armee und der Zahlung des rückständigen Soldes an
eine Truppen. Dieß wird ganz systematisch betrieben; den
Soldaten von Kordofan ist Gebel Nuba, denen von Sennar
und Wadey Medinah Gebel Fungi, Gebel Liddук oder Deaka,
denen von Kortoum das Land der Schellooks am weißen Nile
und die Gränzbezirke von Abyssinien am Fluße Rahad als Jagd=
bezirke angewiesen. Die allergrößten Grausamkeiten werden
hier bei dem Einfangen der armen Neger verübt; setzen sie
sich zur Wehr, so werden sie getödtet, verstecken sie sich in ihren
Hütten, so wird an diese Feuer gelegt. Nachdem man die
erforderliche Zahl zusammengetrieben hat, transportirt man
sie weiter in Parthien von fünfzig, so zwar, daß immer ihrer
zwei durch einen langen Stock, dessen Enden an dem Halse
jedes der beiden Unglücklichen befestigt sind, verbunden wer=
den. Von diesem Transport soll man sich keine Vorstellung
machen können, denn mehr als der vierte Theil der Neger
kommt auf demselben um. Eine Negerin zu Kairo giebt fol=
gende Beschreibung, wie sie durch die Wüste von Es Siout
gebracht worden ist: „wir hatten nicht Nahrung genug, um
zu essen, und bisweilen hatten wir gar Nichts zu trinken und
unser Durst war schrecklich; wenn wir, beinahe sterbend vor
Durst, nicht mehr weiter konnten, so tödtete man ein Kameel

und gab uns sein Blut zu trinken. Aber die Kameele selbst konnten bisweilen nicht mehr fort, dann tödtete man sie und gab uns ihr Fleisch zur Speise und ihr Blut statt Wasser. Manche von uns blieben todt liegen, und am Ende unserer Reise waren Viele, die mit uns ausgezogen waren, nicht mehr mit uns". Wenn dann die Sclaven an dem Orte ihrer Bestimmung anlangen, so werden die zu Recruten tauglichen (— gewöhnlich sind es sehr wenige) ausgesucht, die übrigen aber werden in vier Classen getheilt; in die erste kommen alte, kranke und schwangere Frauen nebst den jungen Mädchen; sind unter diesen noch einige, die auch nur den leisesten Anspruch auf Schönheit oder Brauchbarkeit machen können, so bilden sie eine besondere Classe, meistens aber ist über alle Wohlgestalteten schon im Voraus für die Harems disponirt. In die zweite Classe kommen Knaben von 8 bis 12 Jahren, in die dritte Kinder von 4 bis 8, und in die vierte Kinder von 1½ bis 4 Jahren; man sieht in welcher Ausdehnung dieß furchtbare Handwerk betrieben wird. Alsdann werden die Soldaten für ihren rückständigen Sold zur Hälfte mit Menschenfleisch, zur Hälfte mit Geld bezahlt, ungefähr in der Weise, daß ein Capitain statt 1800 Piaster vier erwachsene Sclaven und drei Kinder, zwei Soldaten zusammen einen erwachsenen Sclaven erhalten. Jeder zieht dann mit seinem Antheil ab, der eine mit der Mutter, der Andere mit dem Kinde, und diese scheiden dann von einander, um sich nimmer wieder zu sehen. Ein eigner Zufall trug sich einstens zu, als ein schwarzer Soldat, welcher nun auch statt seines Solds einen Antheil an der eben angestellten Gazzua erhalten sollte, unter den Gefangenen seinen fünfjährigen Bruder erkannte, auf ihn zueilte und ihn herzte und küßte. Mustapha Bey, der mit dem Vertheilungsgeschäfte beauftragt war, bestimmte nun, daß dem Schwarzen sein Bruder auf den Sold anzurechnen sey, und so ward ein Krieger Mehemet Alis, dieses „Regenerators" Aegyptens, gezwungen, seinen leiblichen Bruder an Zahlungsstatt anzunehmen. Mit diesen Gazzuas

ht nun zu gleicher Zeit der fürchterlichste Sclavenhandel in
:rbindung; Eltern verkaufen ihre Kinder, ja selbst von ei=
n christlichen, abyssinischen Priester wird erzählt, er habe
ei Knaben unter dem Vorwande, sie nach Palästina zum
l. Grabe zu führen, an die Jellabs (Sclavenhändler) ver=
ift. Bis vor wenigen Jahren war Es Siout der eigentli=
Sclavenmarkt; die Caravanen von Darfour und Sennaar
ichten früher jährlich viele Tausend Neger, jetzt werden
se gewöhnlich auf dem Nil fortgeschafft. Auch fehlt es
ht an Europäern, welche an diesem Sclavenhandel sehr be=
ichtlichen Antheil nehmen. Einer der bedeutendsten Sclaven=
ndler ist namentlich eine Franzose Vissiere, Ritter der Eh=
nlegion, zu Soudan, er rivalisirt mit Soliman Aga, dem
ouverneur von Kortoum; außerdem giebt es mehrere fran=
sische Sclavenhändler zu Kairo. Die Art des Verkaufes
schieht entweder durch Privatverträge oder durch öffentlichen
usruf; die Preise sind ungefähr folgende:

Ein tüchtiger, männlicher, wachsener Sclave . . .	400 bis	500 Piaster,	4		bis	5 Pfund
Ein gewöhnlicher, männli=r, erwachsener Sclave .	150 =	300 =	1½		=	3 =
Ein männlicher Sclave n Denka	70 =	100 =	14	Schill.	=	1 =
Ein Abyssinischer Knabe .	600 =	1000 =	6	Pfund	=	10 =
Ein erwachsenes Frauen=mmer	200 =	400 =	2	=	=	4 =
Ein Frauenzimmer von enka	100 =	200 =	1	=	=	2 =
Ein Abyssinisches Mädchen	600 =	1500 =	6	=	=	15 =

Es ist begreiflich, daß die menschliche Würde unter sol=
en Umständen auch noch weiter erniedrigt wird, namentlich
Kordofan der Platz, wo die Emasculationen vorgenommen
erden. Der Bruder des verstorbenen Königs von Darfour
einer der größten Speculanten in dem Artikel Eunuchen,
ren er jährlich etwa 150 verkauft. Eben so läßt sich ein
chluß auf die Behandlung und namentlich auf die Bestra=

fung der Sclaven machen, doch wir wenden uns von diesen furchtbaren Bildern hinweg, von denen der Bericht Bowrings noch eine große Menge enthält.

In den bisherigen Bemerkungen hat es hin und wider nicht an Gelegenheit gefehlt, Einiges hervorzuheben, was die Regierung Mehemet Ali's charakterisirt. Da sich aber an diesen merkwürdigen Mann noch viel mehr als das Schicksal Aegyptens knüpft, insbesondere dieß Land von dem Geiste regiert wird, der den Pascha belebt, so wird seine Persönlichkeit, über welche freilich schon sehr verschiedene Urtheile gefällt worden sind, näher zu berücksichtigen seyn.

Er ist geboren im Jahre der Hegira 1182 (1769 christlicher Zeitrechnung) zu Cavalla in Rumelien; sein Vater war Ibrahim Aga, oberster Polizeibeamter jenes Districts. Zu Anfang dieses Jahrhunderts betrat Mehemet Ali zuerst das Land, welches er jetzt beherrscht; er kam mit einer kleinen Schaar von 300 Mann, als dem Contingente, welches Cavalla gegen die Franzosen stellte. Ueberall zeigte er große Unerschrockenheit und Kühnheit, namentlich in den Kämpfen mit den Mameluken, deren Anführer er im Jahre 1811 zu Kairo hinrichten ließ, seit welcher Zeit die Regierung Aegyptens in seinen Händen blieb; die hohe Pforte bestätigte ihn in dieser Herrschaft, welche er in kurzer Zeit nach Süden zu sowohl, als in Asien und Europa ausbreitete*); Arabien, Syrien und ein Theil von Klein-Asien, nicht minder Candia und für eine zeitlang Morea mußten sich ihm unterwerfen, und schon wollte er weiter auf der Bahn seiner Siege gegen seinen Herrn fortschreiten, als ihm durch die Diplomatie und durch das Landen russischer Truppen zu Constantinopel ein Ziel bei Kutayah in Klein-Asien gesetzt wurde. Dessenungeachtet verdient er nicht den Namen eines Eroberers, weil auf diesen Ruhm eigentlich nicht sein Augenmerk hingerichtet ist, sondern er folgte bloß der Laufbahn, die sich ihm von selbst bot, d. h. er der Stärkere fand bei

*) Ueber die Geschichte Aegyptens vom Jahre 1823 bis 1838. s. *Mengin*, Histoire sommaire de l'Egypt. Paris. 1839.

dem Schwächeren keinen oder wenigen Widerstand; er schuf allmählig eine Armee und eine Marine, aber ursprünglich nicht zum Zwecke der Eroberung, sondern zum Schutze des ihm Zugefallenen, und so ist allmählig die Schutzwaffe zu einer Trutz= und Angriffswaffe geworden. — In Aegypten hat die Herrschaft Mehemet Ali's zunächst die Folge gehabt, daß die große Menge verschiedener Unterdrücker des Landes aufgehört hat, sodann daß der Boden mehr als zuvor cultivirt worden ist; allein bei dem früheren Zustande hing Alles von der sehr verschiedenen Individualität der Bey's ab; war einer grausam und hart, so hatte er doch oft einen milderen Nachbarn und nicht alle Theile des Landes litten auf gleiche Weise; jetzt aber, wo alle Macht in eine Hand gelegt ist, und dieser Eine überall mehr Gewalt hat, als ehedem der einzelne Bey, so fühlt das Land die Unterdrückung mehr als zuvor. Ist jetzt auch der Grund und Boden mehr angebaut und cultivirt als früher, so sind dafür auch die fiscalischen Abgaben auf eine höchst lästige Weise gestiegen. Die Erndten sind zwar reichlicher, als zuvor, aber das Resultat zeigt sich vornämlich in Mehemet Ali's Cassen; seine Einkünfte sind gestiegen, aber nicht sowohl durch die ausgedehntere Cultivirung, als vielmehr durch die Gewalt der Steuer=Eintreibung. — Eine rastlose Thätigkeit ist seine stete Begleiterin, dieß zeigt die ganze neuere Geschichte Aegyptens; Kaufmann und Regent hat er das Land zu einem großen Comptoir gemacht, und seine Magazine mit Baumwolle, Indigo und Opium gefüllt. Ganz eigenthümlich ist in ihm das Verlangen, seine Kenntnisse zu bereichern, weshalb auch jeder Europäer von einiger Auszeichnung sich leicht den Zutritt zu ihm verschafft. Er ist daher auch mit Europa wohl bekannt, und weiß die Lebensgeschichte aller bedeutenderen Staatsmänner; mehr aber als alles Andere interessirt ihn der Fortschritt der mechanischen Wissenschaften, weshalb ihm Nichts mehr Freude macht, als die möglichst detaillirteste Beschreibung irgend eines neuen mechanischen Instruments. Auch Hr. Bowring

hatte mehrere Unterredungen mit ihm, welche er, mit möglichster Treue die Ausdrucksweise des Pascha wiedergebend, in seinem Berichte mittheilt. Z. B.: „Beurtheilet mich nicht nach dem Maaßstabe Eurer Kenntnisse. Vergleicht mich mit der Unwissenheit, welche mich umgiebt. Wir können nicht die nämlichen Grundsätze auf Aegypten, wie auf England anwenden, es haben Jahrhunderte dazu gehört, Euer Land zu dem gegenwärtigen Zustande zu bringen, ich habe erst wenige Jahre. Ihr habt eine große Menge verständiger Leute, welche ihre Lehrmeister verstehen und ihr Werk ausführen, ich aber kann nur sehr Wenige finden, welche mich verstehen und meinem Gebot nachkommen. Ich werde oft getäuscht, und ich weiß, daß ich getäuscht werde, indeß Viele getäuscht werden ohne es zu wissen. Ich bemühe mich um Jedermann, der mir eine Belehrung geben kann.“ — „Thun und Handeln ist die Hauptsache. Während des Aufstandes in Syrien empfahlen mir Colonel D. und M. M. die Geschichte zu studiren, um daraus die Regierungskunst zu lernen. Ich bin zu alt, um Geschichte zu studiren. Mein Sohn schrieb mir, ich möchte ihm Verhaltungsbefehle zugehen lassen, da er von Schwierigkeiten umringt sey. Ich dachte, der beste Verhaltungsbefehl sey, selbst zu gehen. So machte ich mich auf den Weg nach Jaffa und schlug die Insurrection in einem Augenblicke nieder — dieß war praktische Regierung.“ — „Ich habe fast den größten Theil meines Lebens hindurch allein gestanden, denn ich fand Niemand, mit Ausnahme von Boghos Bey, der mich unterstützt hätte. Erst von meinen letzten fünfzehn Jahren kann ich sagen, daß ich gelebt habe und jetzt kann ich mehr in vier Jahren ausführen, als in den fünfzehn verflossenen. Ich habe sogar an der Geschicklichkeit meiner eignen Kinder,*) selbst Ibrahim Pascha's gezweifelt;

*) Von seinem Favoritweibe, einer Rumeliotin, die einen großen Einfluß auf ihn ausübte, hat er fünf Kinder: Ibrahim, die Wittwe des Defstardar Bey, Tossoun, der an der Pest starb,

jetzt aber habe ich es erfahren, daß ich mich ganz und gar auf ihn verlassen kann. Wir können nicht so rasch vorwärts schreiten, als wir möchten, noch können wir Alles erfüllen, was wir wünschten. Wollte ich etwa Colonel Campbells lange Hosen anziehen (— indem er auf den englischen General-Consul, der sechs Fuß hoch ist, schaute —), würde mich das so groß als Colonel Campbell machen?" — „Europäer, welche nach Aegypten kommen, meinen öfters, sie könnten die Araber so gut verwenden, wie ihre eignen Landsleute; sie verlangen, was sie nicht bekommen, und bilden sich ein, die Aegyptier könnten so arbeiten, wie Europäer; aber das geht nicht. Als ich nach Ober-Aegypten kam, wurde mir ein Beamter als ein sehr ausgezeichneter Mann empfohlen und man sagte mir, ich müsse auf jeden Fall mich seiner Dienste versichern. Ich that es. Er kam zu mir und ich fragte ihn, was ich nach seinen Ansichten wohl thun sollte, um hier die Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Er antwortete mir: dazu muß man dieß, dieß und dieß haben. Darauf sagte ich: Aber dieß, dieß und dieß ist hier nicht zu haben! und somit schickte ich ihn heim." „Ich theilte Colonel Duhamel, dem Russischen Consul, meine Ansichten über die Dinge mit und äußerte, daß nicht Alles auf einmal geschehen könne. Er sagte, ich hätte ganz recht, denn er müsse bemerken, daß es eine Zeit gab, wo Petersburg nur zweitausend und zwar lauter hölzerne Häuser hatte und jetzt habe es mehr als zweitausend Paläste." — „Als ich in Ober-Aegypten war, besuchte mich ein russischer Graf und ein englischer Capitain von der Marine. Der russische Graf fing an von meiner Flotte zu sprechen und lobte sie über die Maaßen. Hierauf sagte ich ihm: was wissen russische Grafen von Schiffen, ich will einmal den englischen Capitain fragen, der weiß Etwas von solchen Sachen, und ich sagte zu dem englischen Capitain: Was halten Sie von mei-

---

Ismael (von den Schwarzen zu Shandy in Sennaar ermordet) und Sayd Bey (Flottencapitain). —

ner Flotte? und er sagte: sie ist ziemlich gut." — „Als ich nach Candien kam, war dort ein französischer Consul, der that nichts als schwätzen, schwätzen, schwätzen. Wenn zwanzig oder dreißig Personen zusammen waren, so schwätzte er mehr als sie Alle und Niemand konnte reden außer ihm. Wohl, er ist nach Brasilien gegangen und wenn er jetzt schwätzt und schwätzt, so ist er zu weit entfernt, als daß man ihn hören könnte." — „Ich bin bisweilen von Andern getäuscht, bisweilen täusche ich mich selbst, aber die Täuschung dauert nicht lang." — „Was der Türkei fehlt, ist das, was England hat, Männer, die zu regieren verstehen, aber die Türken sind stolz und unwissend und ihr Stolz und ihre Unwissenheit wird zu ihrem Untergange führen." — „Die Engländer haben viele gute Erfindungen gemacht, aber die beste ihrer Erfindungen ist die Dampfschifffahrt." Ich bemerkte ihm, sagt Bowring, daß der Erfinder der Dampfschifffahrt ein Amerikaner gewesen sey. Doch Mehemet Ali wußte mit folgender Schmeichelei sehr glücklich zu erwidern: „hätten die Amerikaner nicht Väter gehabt, wie Ihr es seyd, sie würden nicht so gescheidte Kinder geworden seyn." — „Ich habe nicht die Wohlthat einer frühen Erziehung genossen, ich war sieben und vierzig Jahre alt, als ich lesen und schreiben lernte. Ich habe nie Länder gesehen, welche mehr cultivirt waren, als das meinige und so kann ich nicht erwarten, im Stande zu seyn, es Euch gleich zu machen und die Höhe zu erreichen, zu welcher Ihr gelangt seyd." „Die Schwierigkeit ist der Anfang. Ich mußte damit anfangen, den Boden Aegyptens mit einer Nadel aufzukratzen; jetzt bin ich dahin gekommen, es mit dem Spaten zu cultiviren und ich hoffe alle die Vortheile des Pfluges zu haben." — „In Eurem Lande müßt Ihr eine Menge von Händen haben, um die Staatsmaschine in Bewegung zu setzen; ich bewege sie mit meinen eigenen. Nicht immer sehe ich mit Bestimmtheit, was gerade am Besten zu thun ist, wenn ich es aber sehe, so erzwinge ich prompten Gehorsam gegen meine Wünsche und was augenscheinlich das Beste ist, geschieht." —

Nach manchen dieser Aeußerungen möchte man nicht ungeneigt seyn, Mehemet Ali für einen ganz umsichtigen Mann zu halten, durch welchen ein Staat leiblich regiert werden könnte. Es läßt sich ihm der Scharfblick und die Umsicht auch nicht absprechen, aber dennoch eignet er sich zu nichts weniger, als zu einem wahren Regenerator eines Volkes, welches er etwa durch Segnungen beglückte. Nicht einem guten Gärtner gleich liebt er zu pflanzen, die aufkeimende Pflanze zu pflegen, zu begießen und dann endlich nach Jahren die lohnenden Früchte seiner Mühe und Arbeit einzuerndten, sondern er wird von Ungeduld gestachelt und will gleich von Allem die Frucht, das Resultat haben. Er hat ganz recht, wenn er den unpraktischen Beamten fortschickt, allein seine Praxis besteht in der baaren Gewalt. Durch diese wird freilich immer ein gewisses Resultat erstrebt, allein das eigentliche Resultat ist, daß sein Volk unter einer fürchterlichen Despotie schmachtet, die von der europäischen Bildung nichts weiter als einen zerfetzten Mantel borgt, um damit einigermaaßen die Blöße zu decken. Er sagt von sich selbst: „Ich bin alt und kann nicht abwarten, wie es junge Leute könnten, was ich will, muß schnell geschehen“ und so wie er auf die unglücklichen Neger Jagd machen läßt, so hetzt er auch sein armes Volk, welches nicht so schnell laufen kann, wie er es haben will, in einem wahren Treibjagen ab; sein hohes Alter läßt nur vermuthen, daß er im eigentlichen Sinne des Treibens bald müde werden wird, wenn ihm nicht noch auf andere Weise sein grausames Civilisationshandwerk gelegt werden sollte. Und dennoch wäre es ihm leicht gewesen, selbst in dieser Hinsicht so Manches auszurichten, wenn er sich nicht dazu hätte fortreißen lassen, die Schwäche der Herrschaft des Sultans in Asien zu Eroberungen zu benützen. Statt seiner Kämpfe in Syrien, welche ihm jährlich große Summen gekostet haben, die Aegypten zahlen muß, würde er diesem Lande eine große Wohlthat haben erweisen können, durch die völlige Schiffbarmachung des Nils; an Geld würde es ihm nicht

gefehlt haben und er hätte das große Unternehmen in zehn Jahren vollführen können. In welchem Grade würde dann erst die Schifffahrt auf dem Nile zugenommen haben, da sie jetzt schon im Verhältniß gegen früher so bedeutend ist. Zur Zeit, als die Franzosen unter Buonaparte nach Aegypten kamen, gab es auf dem Nile nur 700 Fahrzeuge, jetzt hat sich deren Zahl bis auf 3300 gesteigert, von denen 800 der Regierung, die übrigen aber Privatpersonen angehören. Dessenungeachtet ist der Nil nicht das, was er seyn könnte; er ist, wie Bowring sich ausdrückt, mehr ein der Agricultur als dem Handel dienender Fluß, mehr eine Hochstraße, als ein zum Meere führender Canal, eine Arterie, strömend durch Gegenden, welche sie fruchtbar macht, dient aber nicht zur Schifffahrt, nicht zur Verbindung der westlichen Welt mit der östlichen. So aber ist der Hauptnutzen des Nils für das Land die Ueberschwemmung; wenn das Nilwasser nach dem Nilometer auf der Insel Rhoda auf 19 bis 21 Coudees steigt, dann ist die Ueberschwemmung am fruchtbarsten. Die feierliche Durchschneidung des Deichs wird dann von Tausenden mit dem Rufe Oufra Allah, d. h. Allah hat sein Versprechen gehalten, begrüßt.

Unter den Einrichtungen, welche Mehemet Ali in seinem Lande getroffen hat, haben vorzüglich seine Schulen Aufmerksamkeit auf sich gezogen; obschon sich nicht leugnen läßt, daß in dieser Hinsicht in Aegypten manche Fortschritte gemacht worden sind, trotz des Vorurtheils der Ulemas, daß außer dem Koran Nichts zu lernen sey, so zeigt sich doch auch bei den Schulen das System der Hast und Eile, mit welcher man Früchte pflücken will, während kaum der Keim hervorsproßt. Vorzüglich mangelt es an Lehrern, wovon die Folge ist, daß der Unterricht in den Primärschulen äußerst mangelhaft ist, woran sich dann weiter anschließt, daß die jungen Leute für die weitere Ausbildung wenig empfänglich sind; hiezu kommt dann noch die durchaus nur militärische Einrichtung aller dieser Schulen. Mögen die Manen des un-

sterblichen Karl des Großen selbst diese höchst entfernte Parallele verzeihen, aber wie ganz anderes hat es Karl, als er auch schon hochbejahrt war, angefangen, um die Erziehung seines Volks zu leiten. Auch ihm standen viele Hindernisse im Wege, und dennoch dankt das abendländische Europa zum großen Theile seine Bildung den von Karl angelegten Schulen. Doch wir dürfen hier nicht bei dem Orient verweilen, auch wollen wir Mehemet Ali aus dem ihm nur noch nachtheiligeren Glanze, welcher Karl umstrahlt, herausziehen. Die allgemeinen Bildungsanstalten, welche der Pascha angelegt hat, zerfallen in zwei Classen: Primär- und Vorbereitungsschulen, an welche sich dann die Specialschulen anschließen. Die Zahl der Primärschulen beläuft sich auf fünfzig, jede von ihnen ist auf etwa hundert Schüler berechnet, nur die vier Schulen zu Kairo, die von Antiochien und Siout haben jede zweihundert. In diese werden Kinder von 7 bis 12 Jahren aufgenommen, bekommen ihren Unterhalt und werden im Schreiben und Lesen, in der Arithmetik und Religion unterrichtet; der Lehrcursus ist auf 4 bis 5 Jahre berechnet. Von hier aus gehen die durch Examen als tauglich befundenen Schüler in die Vorbereitungsschulen über, von denen die eine zu Kairo mit 1500, die zweite zu Alexandrien mit 500 Schülern besteht. Hier wird Unterricht im Arabischen, Türkischen und Persischen ertheilt, in der Arithmetik, Algebra, allgemeinen Geschichte, Kalligraphie und im Zeichnen. Die ganze Einrichtung ist militärisch. Zu Kairo sind die Schulen in drei Bataillone, jedes Bataillon, welches von einem Studienpräfecten commandirt wird, in vier Compagnien getheilt; die am weitesten vorgerückten Schüler versehen die Stellen von Unteroffizieren. Der Strafen giebt es hier in Menge: Ruf zur Ordnung, Verweis in Gegenwart des Bataillons, Arrest, Suspension vom militärischen Amte, Verlust des Ranges, Umwendung des Rockes, Einsperren bei Wasser und Brod, Gefängniß, körperliche Züchtigung, Entlassung. Zu den Specialschulen gehört vorzüglich die nach dem Muster der

Pariser eingerichtete polytechnische Schule zu Kairo, die Infanterie-Schule zu Damiette, die Cavallerie-Schule zu Gyzeh, die Artillerie-Schule zu Tourah, die Schule für die Sprachen, vorzüglich Uebersetzer zu bilden, die medizinische Schule, die Veterinärschule. Alle diese Anstalten erhalten ihre Zöglinge aus den beiden Vorbereitungsschulen. Außer diesen von der Regierung angelegten Schulen giebt es noch viele andere, vorzüglich solche, die zu den Moscheen gehören; hier beschränkt sich der Unterricht auf den Koran und auf etwas Schreiben. In den eigentlichen Religionsschulen bezieht sich dieser aber außerdem vorzüglich auf Untersuchungen und Belehrungen darüber, unter welchen Umständen das Wasser nicht mehr zur Ablution gebraucht werden kann, über die Verhältnisse, in welchen eine Abänderung in den Fastengeboten gemacht werden kann, über die Bewegungen der Anbetung, welche Allah am wohlgefälligsten sind u. s. w. Auch die Kopten haben ihre Schulen, welche jedoch auch auf einer sehr niedern Stufe stehen und den unbedeutendsten Dorfschulen in England nicht gleichkommen möchten; statt des Korans wird dort der Psalter im Arabischen gelesen. Der Lehrer macht den Schülern die Buchstaben mit einem hölzernen Stifte bemerklich, und diese folgen ihm singend nach. Dieß ist überhaupt Sitte in Aegypten, daß die Schüler dasjenige, was sie eben lernen, singend repetiren, womit dann eine fortwährende Bewegung des Kopfes von hinten nach vorne und wieder zurück verbunden wird. Im Ganzen sind in diesen koptischen Schulen etwa 2000 Kinder, doch besuchen manche koptische Kinder, so wie auch mehrere muhamedanische die englische Missionsschule zu Kairo, welche von Deutschen geleitet wird. Daneben hat auch eine Miß Holiday eine Mädchenschule von 100 Zöglingen.

Wir schließen, um diesen Gegenstand nicht zu weit in die Länge zu ziehen, noch mit einigen statistischen Angaben in Betreff des Heeres, der Marine, der Einkünfte und Ausgaben, wobei wir uns freilich genöthigt sehen, so manches

Interessante zu übergehen, namentlich die Berichte über Pest, in Betreff welcher wir auf unsere Quelle selbst verweisen müssen.

Der Stand der Armee Mehemet Ali's möchte sich auf ungefähr 100,000 Mann Infanterie, etwas über 12.000 Mann Cavallerie, 1300 Sappeurs, 7600 Mann Artillerie belaufen; dazu kommen noch über 5000 Veteranen und beinahe 2000 Invaliden, ferner 10 bis 12,000 Mann irreguläre Truppen, und im Falle der Noth noch etwa 30,000 Beduinen. Die Kosten der Armee beliefen sich im Jahre 1813 auf 120.000 Börsen, ungefähr auf 7,200,000 Gulden. Dagegen betrug damals das Budget der Marine 60,000 Börsen, 3,600,000 Gulden, wobei der Schiffsbau nicht eingerechnet ist, der in letzterer Zeit sich für die Kriegsschiffe allein auf eine sehr hohe Summe belaufen hat; schon in den Jahren 1834 bis 1837 betrugen diese Kosten für Kriegsschiffe über 5000 Börsen. In der Uebersicht der gesammten ägyptischen Flotte, welche der englische Berichterstatter giebt, sind 9 Linienschiffe, zusammen von 888 Kanonen, 7 Fregatten, 4 Corvetten, 7 Briggs und mehrere andere kleine Kriegsschiffe angegeben; außerdem wird bemerkt, daß auf der Werfte von Alexandrien damals noch drei Linienschiffe und mehrere kleinere Fahrzeuge im Bau begriffen gewesen seyen.

Heer und Marine nehmen begreiflicher Weise den verhältnißmäßig größten Theil der Einnahmen des Pascha in Anspruch. Diese Revenuen haben sich aber in der letztern Zeit um ein Bedeutendes vermehrt, da der Pascha sein Land wahrhaft auszusaugen verstanden hat. Im Jahre 1821 betrugen diese Einnahmen 239.940 Börsen, nach zwölf Jahren (1833): 505,135 Börsen; ähnlich ist das Verhältniß bei den Ausgaben; 1821: 189,400, 1833: 415,513 Börsen. Wir haben in dem Berichte über Syrien gesehen, wie hier die Revenüen von Aegypten haben nachhelfen müssen. Unter diesen Einnahmen hat die Landtaxe (Miri) die oberste Stelle, sie ist in dem Budget für 1833 auf 225,000 Börsen veran-

schlagt, 172,000 Börsen werden gerechnet auf die Vortheile, welche der Bau von Indigo, Baumwolle und andere Producte, so wie deren Verarbeitung für die Regierung abwirft. In eben diesem Budget findet sich auch eine Revenüe von 900 Börsen, welche dem Pascha von den Abgaben der Tänzerinnen, Musikanten und Sänger zugeht. Diese Personen sind es, welche vorzüglich für die Belustigungen des Volks dienen, sonst liebt dasselbe auch die professionirten Geschichtserzähler anzuhören, oder auch wohl sich an dem Theater zu ergötzen, welches sich jedoch vorzüglich auf zwei Gegenstände beschränkt, nämlich auf Religion und Steuerpflichtigkeit. In den religiösen Dramen erscheint gewöhnlich ein Christ, dem man durch die Bastonade die Ueberzeugung von der Wahrheit des Islam beibringt, mit dessen Triumph das Ganze endet; die Steuerpflichtigkeit aber bietet meistens in so fern den Stoff, als ein Steuerbeamter einem armen Fellah, der überhaupt zehn Piaster besitzt, hundert als Steuer abfordert, und ihn, da er sie nicht zahlen kann, dafür prügeln läßt. — Hieran mahlt sich sehr charakteristisch das Schicksal des armen Volkes der Aegyptier!

LVI.

Philosophische Literatur.

Versuch einer systematischen Beleuchtung der ersten Elemente einer christlichen Philosophie, von Constantin Joseph, Erbprinzen zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. Frankfurt a. M. Andräische Buchhandlung. 1840. XII. 406 S. 8°.

De l'intelligence et de la foi, par M. Guillemon, capitaine du Génie. Paris chez L. Hachette libraire de l'université royale de France, Rue Piere Sarrasin, 12. Fevr. 1840. VIII. 307. 8°.

(Schluß.)

Die Philosophie verdankt viel, sehr viel dem verstorbenen Erbprinzen von Löwenstein: er hat sie zurückgeführt auf das Gebiet des Lebens und der Erfahrung, hat sie vertrauen gelehrt diesen, von unserem Selbstbewußtseyn in der That untrennbaren Elementen aller Erkenntniß, und hat ihr, mit derselben Hand, die ihr im Gebiete der sinnlichen Wahrnehmung ihre Schranken nachwies, im Gemüthe, welches in den sinnlichen Erscheinungen die durch selbe sich kund gebenden geistigen Kräfte erkennt, die Quelle einer unendlichen Entwicklung und Bereicherung gezeigt. Das ist das namhafte Verdienst des deutschen Fürsten. Um einen großen Schritt weiter führt uns, im raschen Satze, der französische Capitaine du Génie. Er dringt tiefer in das Wesen unseres Selbstbewußtseyns. Der selbstbewußte Mensch, sagt er, ist nicht bloß das von sich selbst wissende, es ist das sich selbst kennende: Ich. Dieses entfaltet sich, mit der Fülle seiner unendlichen Kräfte, nicht am abstracten: Nicht-Ich, sondern am lebendigen: Du, an der ihm gegenüber tretenden, concreten Persönlichkeit, welche, durch die zündende Macht der Liebe, alle im Menschen schlummernden, ihr entsprechenden Kräfte der Seele zur Thätigkeit und zum Bewußtseyn bringt. Das

menschliche Selbstbewußtseyn ist solchergestalt die Frucht einer, die Schranken des Sinnenlebens überschreitenden Initiation.

Die erste Initiation zum höheren Leben der Seele empfängt der Mensch an der Brust und in den Armen der Mutter. „Während der Säugling", sagt Guillemon, „auf dem Herzen der Mutter ruht, deren Milch er genießt, befindet diese Mutter sich in einem Seelenzustande, dessen Macht schwerlich zu erfassen ist. Nicht bloß, daß sie in ihm ihr Blut, die Frucht ihres Leibes und ihrer Jugend, ihren Stolz und ihre Liebe, ihre gegenwärtige und künftige Freude erblickte; .... nein, die Seele der Mutter und die Seele des Kindes sind alsdann eine und dieselbe Seele, weil der Gedanke der Mutter zugleich der Gedanke des Kindes wird: alsdann überflügelt das „Ich" der Mutter die Organe des Kindes, und stellt sich dar auf der noch dunklen Bühne seines erwachenden Bewußtseyns; und dann geschieht es, daß im Kinde das „Ich", welches durch seine eigene Kraft hervorzutreten strebt, plötzlich in den Besitz seiner selbst tritt, weil es dem mit ihm selbst identischen „Du", dem „Ich" seiner Mutter, sich gegenüber stellen konnte". — „Der entscheidende Augenblick der inneren Initiation", sagt er ferner, „läßt sich nicht genau bestimmen; sie muß früher oder später erfolgen, je nach der Beschaffenheit der Mutter und der des Kindes. Wahrscheinlich sogar bleiben die Ergebnisse derselben anfänglich etwas verworren, und erlangen erst nach einiger Zeit eine gewisse Bestimmtheit, wie dieß mit den Phänomenen des Gedankens gar oft der Fall ist. Von dem ersten Tage nach der Geburt an brütet die Mutter so zu sagen, unter den Flügeln ihrer Liebe und Zärtlichkeit, das Bewußtseyn ihres Kindes. In der Zeit geht ein geheimnißvoller, unbemerkbar stufenweiser Prozeß vor sich; aber endlich erscheint ein Augenblick, wo dieser Prozeß zum Schluße kommt; der Keim des kindlichen Bewußtseyns, befruchtet durch die mütterliche Einwirkung, tritt hervor aus dem Gefängniß und es ist ein Mensch mehr da. — Indessen glaube man nicht, daß die Mutter allein im Stande sey, bei ihrem Kinde den Dienst der Initiation zu leisten. In dieser Hinsicht steht das Kind unter dem Einflusse aller derer, die es lieben, die mit ihm spielen, wie der heilige Augustin sagt, und zwar zum großen Glücke; denn nicht selten sehen wir die Mutter dieser edlen Verrichtung entsagen, in welcher die Natur ihr die erste Rolle vorbehalten hat. Die durch die Mutter vollbrachte innere Initiaton ist die prototypische, die von der Natur beabsichtigte. Die innere Initiation fehlt der Natur niemals, von welcher Seite sie auch ausgehe; aber sie kann in verschiedenen Graden stattfinden".

Das Tiefe und Wahre dieser Bemerkungen wird Niemanden entgehen, der das Leben in seinen Entwicklungen, wenn auch nur in späteren Stadien, beobachtet hat. Doch wird es nicht überflüßig seyn, zur Unterstützung derselben einige Worte aus den Betrachtungen anzuführen, womit der Verfasser die eben gegebene Darstellung einleitet. Nachdem er der gewöhnlichen Erklärung gedacht: daß die Intelligenz im Kinde durch die Rede geweckt werde, bezeichnet er mit Recht dieselbe als ungenügend, indem das Geräusch der Worte in der Seele des Kindes unmöglich einen Gedanken erzeugen könnte, wenn nicht in seinem Inneren eine geistige Kraft wirkte, um mit dem Worte einen bestimmten Sinn zu verbinden *), und sagt dann: „Ein Wort ist nicht bloß ein Zeichen, nicht bloß ein Ton; das Aussprechen eines Namens muß vor Allem von der Ueberzeugung begleitet seyn, daß dieser Name wahrhaft sey. Diese Ueberzeugung ist eine Thatsache des inneren Gefühls, ohne welche die Sprache gar keinen Werth, gar keine Autorität hätte: in der Initiation zu dieser Thatsache des Bewußtseyns besteht die Ueberlieferung der Sprache. In der Ueberlieferung der Sprache ist eine erste Benennung, welche als Prototyp für alle andern dient: ein Kind kann reden, sobald es seine Mutter zu nennen weiß, und wir werden später sehen, daß die Erfindung der Sprachen ganz und gar in dem Namen Gottes begriffen ist". — „Wenn die Töne und Zeichen allein zum Unterricht in der Sprache hinreichten, so könnte man auch einen Automaten, der darauf eingerichtet wäre, Wörter zu artikuliren und Zeichen zu machen, einem Kinde zum Lehrer geben. Glaubst du wohl, daß ein Automat solchergestalt zum Lehrer werden könne? Du glaubst es nicht; das Kind würde höchstens lernen wie ein Papagei. Warum denn nun vermagst du mehr, als ein Automat? weil dein Unterricht nicht bloß ein Ton, nicht bloß ein Zeichen ist; weil nicht bloß ein Ton oder ein Zeichen von dir ausgeht, sondern etwas, das in's Innere dringt und belehrt". — „Eine unendliche Kluft scheidet das Hören eines Wortes und die Leibwerdung eines Gedankens in diesem Worte: der Unterricht muß diese Kluft überspringen. Die Mutter muß daher nothwendig, ohne Hilfe der Sinne, in das Bewußtseyn ihres Kindes eindringen und das Wort mit dem Gedanken verbinden. Das Argument also, womit man, außer der natürlichen Ueberzeugung, die Existenz der intelligenten Wesen zu beweisen sucht (daß nämlich ihre Rede bei ihnen dieselbe Kraft der Intelligenz kund

*) Admonere possumus per strepitum vocis nostrae si non sit intus qui doceat, inanis fit strepitus noster, sagt Augustinus in seinen Bekenntnissen.

gebe, welche das Selbstbewußtseyn in uns wahrnimmt), führt uns wieder zu unserem Princip zurück. Je mehr man darüber nachdenkt, desto mehr überzeugt man sich, daß, wenn der Mensch sich durch sein Selbstgefühl als thätig und intelligent erkennt, aus dem Charakter von Nothwendigkeit und Ueberzeugung, der unserem Glauben an die Gleichheit der Intelligenzen anklebt, zu erkennen ist, daß auch dieser Glaube aus dem nämlichen Selbstgefühl hervorgeht. Ist dem so, so muß man diesem Selbstgefühle eine neue Macht einräumen, und zugeben, daß es uns nicht bloß das, was in uns, sondern auch das, was in Anderen ist, kund zu geben im Stande sey. In der Vorstellung, die wir von uns und den Anderen haben, scheint uns der Gedanke eben so wahr hinsichtlich des Subjekts, wie des Objekts, weil wir fühlen, daß derselbe Gedanke gemeinschaftlich ist zwischen dem Subjekt, Ich, und dem mit dem Ich identischen Objekt; daß das Objekt seinerseits das Bewußtseyn von sich selbst und vom Subjekte hat, und daß es von dem Subjekt eben das denkt, was das Subjekt von ihm. Fühlen wir nun aber unwiderstehlich und immer, daß hier für das Ich und das Du eine Gemeinschaft in den Thatsachen des Selbstbewußtseyns stattfinden, wie können wir in Abrede stellen, daß diese Gemeinschaft die Grundbedingung eben dieser Thatsachen sey? Wir treten also ein in das Leben der Intelligenz, weil ein Initiator, über die Organe unserer Sinne hinwegsetzend, bewirkt, daß unser Bewußtseyn gleich wird dem seinigen".

Vollkommen übereinstimmend mit dem Erbprinzen von Löwenstein fährt Guillemon an einer andern Stelle fort: „Alles in dieser Welt zeuget von der Nothwendigkeit eines ursprünglichen, durch Ueberlieferung sich fortpflanzenden Impulses. Der menschliche Geist selbst, sagt er, bedarf so zu sagen einer Initial-Geschwindigkeit, und daraus folgert er, daß gleich wie eine solche Initial-Geschwindigkeit das Schicksal der Gestirne bestimmt, so auch der Werth des ersten Unterrichts, den das Kind empfängt, das Schicksal des Menschen bestimmen müsse. Indeß die Mutter das Kind liebt, bemerkt er, tritt bei diesem das „Ich", welches durch seine eigene Kraft hervorzubrechen strebt, in den Besitz seiner selbst, weil es dem mit ihm selbst identischen „Ich" der Mutter, dem „Du", sich gegenüberstellen kann; weil es das gleichzeitige Bewußtseyn dieser Entgegenstellung und Identität hat; weil es das Bewußtseyn hat, daß das „Du" vom „Ich" eben das denkt, was das „Ich" vom „Du". In diesem Sinne, sagten wir, wird die Intelligenz der Mutter zum Bewußtseyn und Gedanken des Kindes. Die Elemente der Initiation liegen also in dem Gedanken der Mutter. — In der Mutterliebe ist ein tiefes Gefühl von Egoismus und Indivi-

nalität; die Mutter liebt ihr Kind, weil es ihr Kind ist, und ihre Liebe ist voll des lebendigsten Gefühls des Eigenthums, weßhalb denn auch eine Negersclavin zuweilen ihr neugebornes Knäblein bloß darum verläßt, weil dieses Knäblein einen Herrn hat".

„Der Gedanke der Mutter ist also ganz erfüllt von ihrer eigenen Individualität und der Individualität ihres Kindes. Weil nun der Gedanke der Mutter zum Gedanken des Kindes wird, so kann es nicht fehlen, daß die Mutter in ihrem Sohne das Bewußtseyn von seinem Ich und von ihrem Ich und zugleich das Bewußtseyn von seiner Thätigkeit und von der ihrigen, die mit einander in Wechselwirkung treten, erweckt. Bis dahin hatte der Knabe noch kein Bewußtseyn von seiner Thätigkeit; er konnte nur dulden und schreien, wie ein Automat, der nicht weiß, was er thut; wenn aber seine Mutter ihn nimmt, ihn an sich drückt und stillt, dringt sie in sein Inneres, erweckt das Auge des Bewußtseyns und läßt ihn in jener automatischen Thätigkeit eine freie und willkührliche Kraftäußerung erblicken. Durch die mütterliche Initiation wurden die zwei Vorstellungen: Ich, Du (sum, es) dem Kinde mitgetheilt, und was der ersten beigesellt ist, ist es auch der anderen; d. h. mit der Vorstellung seines Daseyns erwirbt das Kind auch das Bewußtseyn seiner Thätigkeit, mit der Vorstellung des Daseyns seiner Mutter erwirbt es auch das Bewußtseyn ihrer Thätigkeit; d. h. ferner: das Kind erwirbt durch das Selbstbewußtseyn mit den ursprünglichen Vorstellungen von „Ich" und „Du", von der Persönlichkeit und einer Aussenwelt, zugleich die Vorstellung seiner eigenen Causalität und der äußeren Causalität; dieß ist aber eben die ternarische Vorstellung, welche, laut der Analyse und der inneren Beobachtung, alle Thätigkeiten des Gedankens beherrscht, und selbe dermaßen durchdringt, daß ohne diese ternarische und unzerstörbare Vorstellung durchaus kein Gedanken sich erfassen ließe." — Nun aber kommt noch ein moralisches Element hinzu, um diesen ternarischen Heerd aller unserer Erkenntnisse zu beleben: Das ist die Liebe. „Wenn ein Kind auf dem Herzen seiner Mutter ruht, so ist diese Mutter nicht bloß ein thätiges, sie ist vor allen Dingen auch ein liebendes, ein glückliches Wesen. Die Liebe ist der nothwendige Vorläufer der Initiation; sie ist das Ich, wie auch die Thätigkeit, wie auch die freie, wollende Ursache. Nimmt also das Kind Antheil an Allem, was sich in seiner Mutter entwickelt, so nimmt es auch Antheil an ihrer Liebe, an ihrem Glücke. Und so giebt sich, vom ersten Anbeginn an, jenes Gesetz unserer Natur kund, vermöge dessen die Neigungen des Herzens sich in parallelem

Forschritt mit der Intelligenz entwickeln; die Neigungen des Herzens, die stets den Geist umfangen und beleben."

„Man frage nicht, warum wir an das Daseyn der Außenwelt, wie an unser eigenes, an die intelligente Causalität der anderen Menschen wie an unsere eigene, an alle Neigungen ihres Wesens wie an unsere eigenen glauben: alle diese Annahmen von unserer Seite sind gleichzeitig, alle sind unter sich solidarisch und fließen zusammen in derselben Gewißheit. Wer ein einziges dieser Elemente seines Geistes oder seines Herzens aufgäbe, der würde darum auch seine intellectuelle oder moralische Natur verstümmeln. Das reinste und fruchtbarste Gefühl, das ihn je beleben mag, senkt sich in das Herz des Menschen in derselben Zeit, wie in seinen Geist die Grundlagen des Gedankens."

So weit lag uns daran, unserem Verfasser zu folgen, um die wichtigen Folgerungen zu zeigen, die sich nach seiner Ansicht an die erste, mütterliche Initiation knüpfen. Mit Uebergehung alles dessen, was er dann weiter über die Unterscheidung und Einigung des leiblichen und geistigen Lebens in einem und demselben Bewußtseyn sagt, so wie der moralischen und intellectuellen Folgerungen, die er in besonderen Kapiteln aus dem Bisherigen zieht, wenden wir uns zur zweiten, höheren Initiation der Seele, die durch Gott erfolgt.

Hier aber ist ein großer Unterschied zwischen der ursprünglichen Initiation des ersten Menschen und der traditionellen, die uns zu Theil wird. Von jener sagt Guillemon unter Anderem Folgendes: „Wenn das neugeborne Kind sich nicht anders, als mit Hülfe einer initiirenden, in die Tiefe des „Ich" eindringenden Kraft zur Intelligenz zu erheben vermag, wie geschah denn die Initiation des ersten Menschen? Und vorerst wer war der Initiator? Auf diese Frage ist die Antwort leicht; denn wer war der Vater und die Mutter des ersten Menschen? Gott. — Gott selbst war also der erste Initiator. „Gedenke, Mensch, der alten Tage! Der Herr, dein Gott, hat dich auf seinen Armen getragen wie ein kleines Kind; wie ein Adler, der seine Jungen trägt, der seine Fittige über ihnen ausbreitet, der über ihnen fliegt und sie zum Fliegen auffordert. Er hat dich an seinen Brüsten getragen und auf seinen Schooß gesetzt; er hat der Nahrung Liebkosungen und Zärtlichkeiten beigefügt, wie eine Mutter das säugende Kind an ihrer Brust liebkoset." Wenn die heilige Muse der Tradition von der Sorge erzählt, womit Gott einst die neugeborne Menschheit pflegte, so ist es, als hätte ihr die Zärtlichkeit einer Mutter gegen ihr Kind zum Vorbilde gedient. Und dieser Charakter der heil. Schrift würde allein schon genügen als Zeugniß von einer, der mütterlichen ähnlichen, göttlichen Initiation,

wenn wir auch nicht wüßten, daß ohne diese eben so die allgemeinen Ideen in uns, wie ohne jene die Elementar-Vorstellungen in unserem Bewußtseyn unerklärbar wären."

In Beziehung auf die Mittheilung dieser allgemeinen Ideen sagt dann unser Verfasser weiter: „Wie der Gedanke der Mutter zum Gedanken des Kindes, so mußte der göttliche Gedanke zum Gedanken des ersten Menschen werden. — Wie durch die mütterliche Initiation das Kind sich und seine Mutter erkennt, so mußte gleich im ersten Acte der göttlichen Initiation, in jenem hehren Augenblicke, als das göttliche „Ich" plötzlich in dem menschlichen Bewußtseyn auftrat, Adam auch sich selbst erkennen und Gott erkennen. Ich bin, Er ist, das waren die ersten Vorstellungen Adams; und diese Vorstellung: Er ist, in Hinsicht auf Gott, mußte sich dem Menschen in ihrer ganzen Fülle und Macht darstellen; denn sie mußte in dem menschlichen Gedanken so eintreten, wie sie in Gott war, als die Vorstellung eines Wesens, das sich mit den Worten bezeichnet hat: Ich bin der, ist. — Mehr noch: Wie in der mütterlichen Initiation das Kind lieben lernt, sich selbst und die Mutter, so auch mußte Adam mit unaussprechlicher Glückseligkeit Gott und sich selber lieben lernen. . . . . Wenn die mütterliche Initiation uns die Elementar-Vorstellungen des Geistes und zugleich die Gefühle verschafft, worauf die Familie sich gründet, so hat die ursprüngliche Initiation die allgemeinen Ideen in die Menschheit gebracht, zu welchen der menschliche Geist sich erheben kann, und zugleich, in inniger Verbindung mit Gott, das Gefühl der Liebe, auf welcher die Religion und die Gesellschaft ruht. — Die innere Initiation legt nicht die Ideen wie gleichsam mit der Hand in uns nieder; sondern sie muß ein Element der geoffenbarten Idee bereits im Gewissen vorfinden und dem inneren Auge entdecken. Die Idee des Unendlichen muß also ihre Elemente in den Tiefen des Ich haben; im Wesen des Menschen muß etwas Unendliches seyn. Das „Ich" der inneren Initiation ist unsere Seele; damit nun in dieser Seele etwas Unendliches sey, was gehört dazu? Daß sie unsterblich sey".

„Wenn der Mensch in seinem Gewissen sagt: Ich bin unsterblich, hat er nicht etwa bloß die Ahnung einer, unendlicher Fortsetzung fähigen Thätigkeit und Liebe, sondern er fühlt wirklich, daß er unendlich ist in allen seinen Fähigkeiten, in der Fähigkeit der Erkenntniß, wie in der Fähigkeit der Liebe: er fühlt nicht bloß, daß seine Fähigkeiten in seiner Seele aus einer nie versiegenden Quelle schöpfen, er fühlt auch, daß diese Fähigkeiten bestimmt sind, zu ihrer vollen Befriedigung zu gelangen. Es tritt also ein Augenblick ein im Leben, wo der

[illegible] [illegible] [illegible] von einer ganz neuen Persönlichkeit, von einer [illegible], die durch eine unendliche Kluft von jener geschieden ist, [illegible] seiner Mutter erworben".

Was bedarf das Ich, um diese neue Eroberung in seinem eigenen Gewissen zu vollbringen? Es bedarf eines ähnlichen Ereignisses, wie jenes war, wodurch es zum ersten Male zum Besitze seiner selbst gekommen, als plötzlich das Ich seiner Mutter, das Du, in seinem Bewußtseyn auftrat: der Mensch besitzt sich in der That ganz in seinem Bewußtseyn erst dann, wann er in seinem Gewissen zu Gott „Du" sagt. — Dieses Ereigniß begreifen wir bereits in Beziehung auf die erste Initiation, wo Gott selbst und der Mensch die einzigen handelnden Personen waren. Aber wie steht es mit der Tradition? — In der Tradition stellt sich das Ich (der Mensch), welches Gott kennt, dem Ich gegenüber, das ihn nicht kennt, und letzteres wird, durch diese innerliche Entgegenstellung, eingeweiht in das Gefühl einer bis dahin verborgen gebliebenen innern Kraft in ihm, einer Kraft, die nun hervortritt, sich plötzlich entwickelt und die Seele bis zu Gott erhebt. Das Ich erhebt sich zur Idee Gottes, weil die Idee Gottes die Formel der höchsten Entwicklung unserer Fähigkeiten ist, einer Entwicklung, zu welcher das Ich gleich wie das andere Ich, das ihm gegenüber getreten, zu gelangen begehrt. Die Idee Gottes ist geoffenbart, weil der Gedanke des Initiators zum Gedanken des Eingeweihten wird, in eben dem Sinne, wie der Gedanke der Mutter zum Gedanken des Kindes. Der Initiator muß daher die Gegenwart Gottes fühlen in seinem Gewissen; er muß die Unendlichkeit aller seiner Fähigkeiten fühlen und jener vollen und ganzen Persönlichkeit genießen, von der wir vorhin sagten; nur dann vermag er, indem er in das Innerste unseres Gemüthes eindringt, indem er seine ewige Seele vor unsere Seele stellt, zu bewirken, daß die Idee Gottes aus seinem Gewissen in das unsere hinüberblitze, und uns den vollen Besitz unserer selbst verschaffe.

Das ist die Feier-Stunde der menschlichen Initiation, hominis consummatrix. An den beiden Endpunkten dieser Initiation erscheinen, unserem Ich gegenüber, unsere Mutter und Gott".

„Wir sagten früher, die Idee unserer Freiheit vermische sich mit der Idee der göttlichen Freiheit *); diese große Thatsache des Selbstbewußtseyns tritt aber hier in ein viel helleres Licht: „hier erkennen

*) Etwas weiter oben hat nämlich der Verfasser gezeigt, daß ohne die Selbstständigkeit des Ich kein Selbstbewußtseyn, mithin auch die Idee Gottes selbst nicht möglich wäre.

wenn wir auch nicht wüßten, daß ohne diese eben so die allgemeinen Ideen in uns, wie ohne jene die Elementar-Vorstellungen in unserem Bewußtseyn unerklärbar wären."

In Beziehung auf die Mittheilung dieser allgemeinen Ideen sagt dann unser Verfasser weiter: „Wie der Gedanke der Mutter zum Gedanken des Kindes, so mußte der göttliche Gedanke zum Gedanken des ersten Menschen werden. — Wie durch die mütterliche Initiation das Kind sich und seine Mutter erkennt, so mußte gleich im ersten Acte der göttlichen Initiation, in jenem hehren Augenblicke, als das göttliche „Ich" plötzlich in dem menschlichen Bewußtseyn auftrat, Adam auch sich selbst erkennen und Gott erkennen. Ich bin, Er ist, das waren die ersten Vorstellungen Adams; und diese Vorstellung: Er ist, in Hinsicht auf Gott, mußte sich dem Menschen in ihrer ganzen Fülle und Macht darstellen; denn sie mußte in dem menschlichen Gedanken so eintreten, wie sie in Gott war, als die Vorstellung eines Wesens, das sich mit den Worten bezeichnet hat: Ich bin der, ist. — Mehr noch: Wie in der mütterlichen Initiation das Kind lieben lernt, sich selbst und die Mutter, so auch mußte Adam mit unaussprechlicher Glückseligkeit Gott und sich selber lieben lernen. . . . . Wenn die mütterliche Initiation uns die Elementar-Vorstellungen des Geistes und zugleich die Gefühle verschafft, worauf die Familie sich gründet, so hat die ursprüngliche Initiation die allgemeinen Ideen in die Menschheit gebracht, zu welchen der menschliche Geist sich erheben kann, und zugleich, in iniger Verbindung mit Gott, das Gefühl der Liebe, auf welcher die Religion und die Gesellschaft ruht. — Die innere Initiation legt nicht die Ideen wie gleichsam mit der Hand in uns nieder; sondern sie muß ein Element der geoffenbarten Idee bereits im Gewissen vorfinden und dem inneren Auge entdecken. Die Idee des Unendlichen muß also ihre Elemente in den Tiefen des Ich haben; im Wesen des Menschen muß etwas Unendliches seyn. Das „Ich" der inneren Initiation ist unsere Seele; damit nun in dieser Seele etwas Unendliches sey, was gehört dazu? Daß sie unsterblich sey".

„Wenn der Mensch in seinem Gewissen sagt: Ich bin unsterblich, hat er nicht etwa bloß die Ahnung einer, unendlicher Fortsetzung fähigen Thätigkeit und Liebe, sondern er fühlt wirklich, daß er unendlich ist in allen seinen Fähigkeiten, in der Fähigkeit der Erkenntniß, wie in der Fähigkeit der Liebe: er fühlt nicht bloß, daß seine Fähigkeiten in seiner Seele aus einer nie versiegenden Quelle schöpfen, er fühlt auch, daß diese Fähigkeiten bestimmt sind, zu ihrer vollen Befriedigung zu gelangen. Es tritt also ein Augenblick ein im Leben, wo der

LVII.

Aus dem Kirchenrecht.

Es hat sich in unserer Zeitschrift schon mehrmals die Gelegenheit gefunden, einzelne Fragen des canonischen Rechts zu erörtern; das Verhältniß der Kirche zum Staate, Gerechtsame des päpstlichen Stuhles, die Stellung der Cardinäle, der Capitel u. s. w. waren es, welche die Gegenstände der Besprechung bildeten. Einen sehr reichhaltigen und des allgemeinen Interesse's nicht entbehrenden Stoff würden für eine solche Entwicklung die in der bischöflichen Gewalt enthaltenen Rechte bieten. Allein diese Materie ist einestheils fast zu umfangreich, anderntheils auch sonst schon auf ziemlich allgemein zugängliche Weise behandelt worden, so daß es zweckmäßiger erscheint, einzelne in Betreff der Bischöfe in Betracht kommende Verhältnisse, welche eine solche Bearbeitung in neuerer Zeit nicht gefunden haben und doch auch für die Gegenwart nicht ganz unwichtig sind, etwas ausführlicher zu berücksichtigen. Ohnehin hat das Kirchenrecht, welches man fast wie eine Antiquität zu behandeln angefangen hatte, jetzt wiederum, obgleich nur zu wenig gekannt, einen so hohen Grad von Bedeutung erlangt, daß wir auch schon aus diesem Grunde es wagen dürfen, ein Institut hier zu behandeln, von welchem selbst Walter in seinem schönen Werke über das Kirchenrecht sagt: es werde jetzt wohl selten noch vorkommen. Wir meinen das Institut der Coadjutoren, zu dessen Besprechung sich in der neuerlich geschehenen Ernennung des Dr. Wiseman in England und des Dr. Räß in Straßburg, also, wenn auch nicht in Deutschland selbst, so doch in einer

ehemals zum deutschen Reiche gehörigen Stadt, eine unmittelbare Veranlassung bietet. —

Einst kam — es war bald nach dem Tode des Kaiser Severus — der heil. Alexander, Bischof von Kappadocien, nach Paläst na, um hier die heiligen Stätten zu verehren. Schon zählte der damalige Bischof von Jerusalem, Narcissus, hundert Jahre und fühlte sich außer Stande, seinem hohen Amte zu genügen. Da ward Alexander von Narcissus und dem gesammten Clerus zurückgehalten und alle Bischöfe der ganzen Provinz kamen zusammen und beschlossen einmüthig, Alexander solle neben Narcissus Oberhirte von Jerusalem seyn und diesem nach seinem Tode nachfolgen. So geschah es und es bietet uns die Geschichte hierin das erste Beispiel eines Coadjutors mit dem Rechte der Nachfolge. Es werden nach diesem Falle bald andere der Art berichtet, es war aber nicht immer bloß die Altersschwäche oder Kränklichkeit des bisherigen Bischofes die Veranlassung dazu, daß er sich einen Coadjutor mit Genehmigung des Provinzialconcils bestellte, sondern öfters beabsichtigte man auch, wenn große Zwistigkeiten nach dem Tode des bisherigen Bischofes zu befürchten waren, durch Bestellung des Coadjutors denselben vorzubeugen. Ein merkwürdiger Fall aus dieser Zeit ist die Ernennung des heiligen Augustinus zum Coadjutor des Bischofes Valerius von Hippo und auch Jener ließ, als er sein Alter herannahen fühlte, sich in der Person des Eraclius seinen Nachfolger wählen. Es ist leicht zu ersehen, daß so zweckmäßig, ja nothwendig unter gewissen Voraussetzungen die Ernennung eines solchen Coadjutors auch seyn kann, sich hieran möglicher Weise auch so manche Mißbräuche anschließen konnten. Daher erklärt es sich, daß auch schon frühzeitig die Concilien sich dahin aussprechen, es solle nur aus dringend bewegenden Ursachen ein Bischof sich einen solchen Gehülfen an die Seite stellen.

Sobald dieser Grundsatz beachtet wurde, war das Institut selbst ein gewiß ganz zweckmäßiges, denn es war dieses in manchen Fällen der einzige Ausweg, wie den Bedürfnissen

einer Diöcese abgeholfen werden konnte. Der zur Ausübung seines Amtes untauglich gewordene Bischof konnte, als mit der Kirche, für die er consecrirt war, vermählt, nicht zu einer Abdankung gezwungen werden und andrerseits war das Versprechen der künftigen Succession die fast einzige Belohnung, welche dem Coadjutor geboten werden konnte. Schon Gregor I. spricht jenen Grundsatz, daß man den alt, schwach und krank gewordenen Prälaten möglichst schonen solle, sehr unzweideutig aus; er sagt, man solle sich kein Urtheil in Betreff seiner Gebrechlichkeit erlauben, sie könne eine von Gott gesendete Strafe, wohl aber auch eine von Gott verhängte Prüfung seyn und man solle daher auf keine Art demjenigen, der bereits von Kummer heimgesucht ist, einen neuen Kummer bereiten. Eben dieß hebt auch Innocenz III. in seinen canonischen Vorschriften hervor und macht ganz vorzüglich noch auf jenes nur durch päpstliche Dispensation zu lösende Band zwischen dem Bischofe und seiner Kirche, insbesondere zwischen dem Bischofe und denen, die ihn gewählt haben, aufmerksam; schon vor der Consecration sey dieß vorhanden, um wie viel mehr nachher, ohnehin unterscheide sich das Körperliche von dem Geistigen darin, daß das Erstere schwer zu begründen, aber leicht zu zerstören, dieses hingegen leicht zu begründen, aber schwer zu zerstören sey.

Bis zur Zeit dieses großen Papstes hin hatte sich das Institut der Coadjutoren auf dem Wege der Gewohnheit und der Gesetzgebung, schon um Vieles weiter ausgebildet und es handeln in dem Corpus juris canonici außer mehreren in das Gratianische Decret aufgenommenen Canones (vorzüglich Causa 7. Q. 1) diejenigen Titel davon, welche die Ueberschrift de clerico aegrotante vel debilitato führen. Besondere Aufmerksamkeit verdient aber ein späteres Gesetz aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts, welches von Papst Bonifacius VIII. herrührt. Während ehedem die Bestellung der Coadjutoren von dem Bischofe mit Zuziehung des Provinzialconciliums geschehen konnte, so zeigte sich auch bei diesem In-

stitute die allgemeine Erscheinung, daß allmählig die wichtigsten Gerechtsame jener Concilien auf den Papst übergegangen waren. Nicht nur die Coadjutoren mit dem Rechte der Nachfolge, sondern auch solche, die nur temporär für die Dauer einer Krankheit einem Bischofe bestellt werden sollten, mußten durch den Papst ernannt werden.

Diese Regel sollte nach dem oben erwähnten Gesetze Bonifaz VIII. nur in einigen Fällen der temporären Coadjutur eine Ausnahme erleiden. Wenn nämlich die Entfernung von Rom sehr groß und das Bedürfniß sehr dringend ist, so kann der kränkelnde Bischof mit Zuziehung des Capitels sich einen oder zwei Coadjutoren beiordnen, ist er aber wahnsinnig, so steht diese Befugniß dem Kapitel zu, doch muß die Entscheidung durch zwei Drittel der Stimmen geschehen und sofort nach Rom darüber berichtet werden; eben dieß ist unter jener Voraussetzung der zu großen Entfernung nothwendig, wenn ein ganz unbrauchbarer Bischof durchaus keinen Coadjutor annehmen will. Im Laufe der Zeit haben nun vorzüglich in Deutschland sowohl bei den Bisthümern, als auch bei andern Benificien, die Coadjutoreien außerordentlich zugenommen und es waren die Mißbräuche dabei, indem das Institut gar zu leicht den Charakter einer Exspectanz annehmen konnte, so groß geworden, daß dasselbe auf dem Concilium zu Trient ebenfalls als einer derjenigen Punkte der kirchlichen Disciplin behandelt wurde, bei welchen eine Reformation unumgänglich nothwendig erschien. Das erwähnte Concilium hat sich in der fünfundzwanzigsten Sitzung dahin ausgesprochen: „Da bei den kirchlichen Beneficien Dasjenige, was eine Aehnlichkeit erblicher Nachfolge an sich hat, den heiligen Verordnungen widrig und den Beschlüssen der Väter entgegen ist, so soll künftighin, auch mit Einwilligung, Niemanden ein Acceß oder Regreß auf ein kirchliches Beneficium, von was immer für einer Beschaffenheit es sey, ertheilt — werden dürfen. Und dieser Beschluß soll Statt haben bei durchaus allen kirchlichen Beneficien und Personen, auch bei denen, welche mit der Car

dinalswürde glänzen. Eben dasselbe werde von nun an auch bei den Coadjutoreien mit künftiger Nachfolge beobachtet, so daß sie Niemandem für was immer für kirchliche Beneficien erlaubt werden sollen. Wenn aber irgend eine dringende Nothwendigkeit oder der offenbare Nutzen einer Cathedralkirche oder eines Klosters es erfordert, daß ihrem Prälaten ein Coadjutor gegeben werde, so darf dieser mit künftiger Nachfolge nicht anders gegeben werden, als nachdem zuerst jene Ursache dazu sorgfältigst vom heiligsten Römischen Papste in Kenntniß genommen, und es gewiß ist, daß in Jenem sich alle Eigenschaften vereinigen, welche vermöge des Rechtes und der Beschlüsse dieses heiligen Kirchenrathes für die Bischöfe und Prälaten erfordert werden. Widrigenfalls sollen die hierüber gemachten Zugeständnisse für erschlichen gehalten werden." Wir wollen uns hier auf die Streitfrage nicht einlassen, ob durch diese Bestimmung des Conciliums von Trient die Coadjutoreien mit künftiger Succession für die niederen Beneficien ganz abgeschafft seyen oder nicht; wer sich des Näheren darüber unterrichten will, findet das Erforderliche in dem Werke Papst Benedict XIV. de synodo dioecesana (Lib. XIII. Cap. 10. §. 20.). Soviel ist aber gewiß, daß, obschon man viel über die Abschaffung der Coadjutoreien überhaupt verhandelt hatte, sie durch das Concilium in zweien Fällen ausdrücklich gestattet wurden, nämlich 1) Coadjutoreien mit der Nachfolge bei Bisthümern und Abteien unter den obigen Voraussetzungen und 2) Temporäre Coadjutoreien auch bei niedern Beneficien nach einer andern Stelle des gedachten Kirchenrathes (Sess. 21. Cap. 6.); die Bestellung solcher Coadjutoren kann von den Bischöfen, als päpstlichen Delegaten, geschehen. Für uns hat gegenwärtig nur der erstere dieser beiden Fälle Interesse.

Also auch nach dem heutigen Rechte sind bei Bisthümern und Abteien Coadjutoreien mit der künftigen Nachfolge zulässig; ihre Anordnung kann aber von Niemand sonst, als nur allein von dem Papste unter Voraussetzung der genügendsten

Gründe geschehen. Der Papst ist hier auch nicht an das Capitel gebunden, selbst wenn diesem in Betreff der Besetzung des bischöflichen Stuhles ein Wahlrecht zusteht. Die Ernennung eines Coadjutors ist eine eigentliche Causa major, welche zum Wohle der Kirche gebieterisch nothwendig seyn kann und somit muß das Capitel mit seinem sonstigen Wahlrechte hier zurückstehen. Scheinbar könnte man einwenden, daß, indem durch die Bestellung eines Coadjutors die Sedisvacanz vermieden wird, dem Papste das Mittel gegeben sey, alle Wahlfreiheit der Capitel zu vernichten, allein nach dem Fingerzeige, den das Concilium von Trient gegeben hat, geschieht eine solche Bestellung nur in sehr dringenden Fällen, in diesen aber muß es dem Oberhaupte der Kirche gestattet seyn, diejenige Maaßregel zu ergreifen, die zur Abhülfe am Geeignetsten erscheint. In der Regel geschieht eine solche Bestellung in Folge einer Vereinbarung mit dem Bischofe oder wohl auf dessen Wunsch, allein die Umstände können auch von der Art seyn, daß ohne Beistimmung des Bischofes ihm ein Coadjutor an die Seite gesetzt werden kann. So ernannte auf Antrag der Congregatio de propaganda fide Papst Alexander VII. dem nicht residirenden und fortwährend kränkelnden Bischof Bernhard von Babylon im Jahre 1657 in der Person des Benedictiners Placidus Duchemin einen Coadjutor und fügte der deßhalb ausgestellten Urkunde ausdrücklich die Worte bei: Te eidem Bernardo, etiamsi ejus ad hoc non accedat assenssus, atque etiam ipso invito, in Coadjutorem perpetuum — constituimus et deputamus. Eben so setzte Papst Clemens XI. im Jahre 1714 dem Bischof Alexander Sigismund von Augsburg den Bischof Johannes Franciscus von Constanz zum Coadjutor ein und verlieh ihm die facultas — ad Sedis Apostolicae beneplacitum omnia et singula munia Episcopalia tam in temporalibus, quam in spiritualibus in Civitate et Dioecesi Augustana gerendi et exercendi, etiam ad hoc deficiente ipsius Alexandri Sigismundi consensu.

Außer den bisher berührten Punkten knüpfen sich an die Ernennung eines solchen Coadjutors noch mehrere andere praktische Fragen an. Zunächst ist es nicht unwichtig, die Coadjutorei von andern ähnlichen Verhältnissen zu unterscheiden, namentlich von der Resignation und von der Exspectanz. Diese beiden sind ihrer ganzen Natur nach an eine Vacanz des Beneficiums geknüpft, was bei der Coadjutorei nicht der Fall ist; tritt der Tod des Coadjutus ein, so bedarf es nicht einer neuen Collation, denn der Coadjutor ist bereits der Bischof, weshalb auch seiner Ernennung von dem Papste regelmäßig die Clausel beigefügt wird: ex nunc prout ex tunc. Jene beiden andern Institute kommen ferner in der Regel lediglich zu Gunsten irgend einer dritten Person vor, wenigstens ist dieß das Hauptmotiv dabei, während bei der Coadjutorei es wesentlich das Interesse der Kirche ist, auf welches Rücksicht genommen wird. Die Resignation ist ein freier Act des Bischofs, zu welcher er auch von dem Papste nicht gezwungen werden kann, während die Coadjutorei allein vom Willen des Papstes abhängig ist; ferner läßt sich von der Exspectanz nicht leugnen, daß sie immer etwas Gehässiges, das Warten und Harren auf den Tod eines Andern, an sich trägt; die Kirchengesetze sind ihr niemals günstig gewesen. Das lateranensische Concilium vom Jahre 1179 verwieß ausdrücklich auf den aus diesem Grunde (ne quis mortem alterius desiderare videretur) bei den Heiden verbotenen Erbvertrag. Augenscheinlich haben die vielen Lehns-Anwartschaften in diesem Punkte auch auf das kirchliche Beneficialwesen eingewirkt. Mit Recht hat daher das Concilium von Trient diese Exspectanzen verboten, aber wie schon oben bemerkt, dieß Verbot trifft, abgesehen von der ausdrücklich gesetzlich festgestellten Bestimmung, die Coadjutoreien nicht, denn während bei der Exspectanz der Inhaber mit dem Anwärter in gar kein näheres Verhältniß tritt, sondern sie sich ganz fremde Personen bleiben, so sollen Coadjutus und Coadjutor gerade in das innigste und nächste Verhältniß zu einander

treten, sie sollen gemeinschaftlich in gegenseitiger Aushülfe die Diöcese regieren. Daher hebt die Ernennung eines Coadjutors für den Coadjutus noch keineswegs die Pflicht der Residenz auf, sondern beide sollen mit einander residiren. Dessenungeachtet gebührt doch dem bisherigen Bischof der erste Anspruch, in Betreff der Einkünfte des Bisthums, dann erst ist der Unterhalt des Coadjutors zu bestreiten, so daß, wenn jene Einkünfte nicht für beide hinreichend sind, für diesen auf andere Weise Vorsorge getroffen werden muß.

Die Frage, wie weit die Rechte des Coadjutors sich ausdehnen, ist lediglich aus den ihm ausdrücklich eingeräumten Vollmachten zu beurtheilen. Wird er nur als Verwalter der Temporalien bestellt, so hat er auch mit den Spiritualien Nichts zu thun, gewöhnlich beziehen sich aber seine Fakultäten auch auf diese, dann muß der Coadjutor natürlich Weihbischof seyn. Ist der Coadjutor dem Bischofe nicht wegen einer Neigung desselben zur Dilapidation oder überhaupt ganz gegen dessen Willen bestellt, so pflegen diesem gewisse Rechte vorbehalten zu seyn, nämlich die Veräußerung der Kirchengüter und die Vergabung derjenigen Beneficien, bei welchen der Bischof kein Patronat- oder Präsentationsrecht zu berücksichtigen braucht. Ein besonders streitiger Punkt möchte aber noch der seyn, ob der Coadjutor in die Ausübung solcher Gerechtsame eingreifen dürfe, welche der Bischof sich ausdrücklich vorbehalten hat. Daß er dieß thun dürfe in dem Falle, wo er dem Bischofe wider dessen Willen bestellt wird, unterliegt keinem Zweifel, in allen andern Fällen aber nur dann, wenn der Coadjutus wirklich nicht handeln kann, sonst darf aber von jener Zulässigkeit der Bestellung wider den Willen des Bischofs kein weiterer Schluß gezogen werden, denn der Bischof ist doch der unmittelbare Inhaber der Jurisdiction und Administration in der Diöcese und diese bleiben ihm habituell.

Was endlich die Obliegenheiten des Coadjutors anbetrifft, so

bestehen diese außer in der schon oben angegebenen Verpflich-
tung zur Residenz, vorzüglich in der fleißigen Ausübung der
ihm ausdrücklich übertragenen Geschäfte und in der Rech-
nungsablage, die ihm auch während der Dauer seines A
tes abgefordert werden kann; er hat dieselbe dem Coadj
oder nach Umständen dem Capitel zu stellen. Im Rang
er dem eigentlichen Bischofe sich unterordnen, denn: Co
corruscat radiis, non fulget propriis!

Indem wir hier ein scheinbar unpraktisches Institut,
welches sich in den gangbaren Handbüchern des Kirchenre
nur sehr wenig antreffen läßt, hervorgehoben haben, ge
dieß auch in der Absicht, um darauf aufmerksam zu ma
ein wie reichhaltiger Stoff auf diesem Gebiete der Wi
schaft noch zu bearbeiten übrig ist, und wie es wohl zu w
schen steht, daß hierin wirklich mehr gethan würde.

LVIII.

Der Erzbischof von Köln.

Das Jahr 1840 naht sich seinem Ende, und der würdige
Prälat, welcher dem Könige seinem Herrn mit Schmerzen in
einem besondern Schreiben ausgedrückt hat, wie weh es ihm
thue, nicht persönlich seine Huldigung darbringen zu dürfen,
und welcher sich sehnt, als ein treuer Hirte zu seiner Heerde
zurückzukehren, wird dieselbe schwerlich in diesem verhängniß-
vollen Jahre wieder sehen. Wenn Gott dereinst von den Hir-
ten Rechenschaft fordern wird, warum sie der ihnen anver-
trauten Heerden nicht gewartet haben, Dieser kann vor Gottes
Thron im vollen Gefühle der Unschuld ausrufen: „Herr, ich
bin nicht schuld daran"! Nun, dieß Gericht ist es freilich, wel-
ches über Alles entscheidet, und somit kann der Herr Erzbi-
schof dieserhalb getrost seyn; aber soll es den würdigen Greis

nicht schmerzen, wie Hüsgen, statt seiner von der Huldigung heimkehrend, in Gemeinschaft mit einem Kapitel, gegen seinen Bischof treulos, wie es deren noch nicht leicht eines gegeben hat, der Kirche eine Wunde über die andere schlägt? Diese nden werden, wir hoffen es, ihre Heilung finden, aber noch viel tiefere, welche dem kirchlichen Frieden durch die angennehmung des Herrn Erzbischofes geschlagen, und durch e fortdauernde Entfernung von Köln stets offen erhal- wird, kann nur durch die heilende Salbe der Gerech- eit vernarben, und das kann nur durch die Restitution des rn Erzbischofs geschehen. Wir wollen nicht die Zumu- ng machen, daß man den Herrn Erzbischof im Gepränge in n einführen solle, ja der Act der Restitution könnte in viel ßerer Stille als der der Dejection vor sich gehen; dieß ist s gleichgültig, es ist aber nicht gleichgültig, ob die Ge- tigkeit geschieht oder nicht. Warum, darüber haben wir schon in mehrern Artikeln ausgesprochen. Wir fürchten t eine Entfremdung des seinem hochbegabten und persönlich überaus liebenswürdigen Könige und Herrn mit Innigkeit ängenden Volkes der Rheinlande und Westphalens! Mit hten, Ihm sollen und müssen sie treu anhangen, denn das ist Gottes Gebot, und sie haben es vor dem Allmächtigen be- schworen, aber wir fürchten, daß Gott nur da seinen Segen so reichlich spendet, als wir ihn bedürfen, wo nicht ein Un- recht zu Ihm gen Himmel schreit. Wir erkennen aber gerade darin eine besondere Güte Gottes, daß er dem verehrten Ober- hirten eine kräftige Gesundheit schenkt. Zu unserer großen Freude können wir es mittheilen, daß uns von verschiedenen Seiten her die zuverlässigsten Nachrichten darüber zugegangen sind, wie der Herr Erzbischof sich wohler fühlt, als seit lan- ger Zeit. Er versieht alle kirchlichen Funktionen in voller, frischer Thätigkeit, hört Samstag Nachmittags und Sonntag früh Beichte und theilt die heilige Communion aus, zu wel- cher ein solcher Andrang ist, daß er neulich drei Viertelstun- den allein bei dieser heiligen Handlung zugebracht hat. Wie

sehr aber ist sein Herz erfreut worden, als ihm zu seinem Namenstage der heil. Vater ein eigenhändiges Schreiben mit seinen Glückwünschen und mit Reliquien des heil. Clemens übersendet hat. Nun, so wollen wir Gott bitten, daß er dem Herrn Erzbischof die körperliche und die geistige Kraft, deren derselbe sich erfreut, erhalte, damit er den glücklichen Augenblick der Rückkehr zu seiner Heerde noch lange zum Heile derselben überlebe.

LIX.

Die katholischen Missionen.

Wir haben die Leser unserer Blätter schon im vorletzten Hefte auf einen neuen Sprecher über katholische Angelegenheiten aufmerksam gemacht, welcher sich in der A. Allg. Zeitung über die katholischen Missionen vernehmen ließ. Erkennen wir im vollen Maaße es an, was von Frankreich aus für die Verbreitung des katholischen Glaubens gethan ist, so dürfen wir doch mit Recht jenen Correspondenten einer Ueberschätzung dieser Leistungen zeihen, um so mehr, da dieß nur darauf hinaus will, die von dem Mittelpunkte der Christenheit ausgehenden und unter der unmittelbaren Aufsicht des Papstes und des heil. Collegiums stehenden Missionen in den Schatten zu stellen. Trat diese Absicht bei dem neuen Pariser Correspondenten dieser vielgelesenen Zeitung in dem ersten Aufsatze über die katholischen Missionen noch nicht ganz klar hervor, so liegt sie nun in einem zweiten Artikel vom 1. Dezember (A. A. Z. Num. 343, Beil. z. 8. Dez.) ganz unverholen vor uns da. Der Verfasser hatte uns schon das erste Mal so unverkennbare Andeutungen eines halb kundgegebenen, halb zurückgehaltenen Planes gemacht, daß wir nicht umhin können, den nunmehr enthüllten Grundgedanken hervorzuheben, und von dem kirchlichen Standpunkt aus gehörig zu beleuchten. Der um das Schicksal der katholischen Missionen so sehr besorgte — wahrscheinlich protestantische Correspondent räth nämlich in seinem jüngsten Artikel, geradezu das Seminar der Propaganda von

Rom nach Paris zu versetzen, „denn das Centrum der katholischen Mission ist nicht mehr in Rom, sondern hier". Wer mit dem Zwecke der katholischen Kirche und der Aufgabe des Papstes, als ihres Oberhauptes und Mittelpunktes, auch nur etwas bekannt ist, weiß, daß die Ausbreitung des Glaubens vor Allem hiezu gehört. Wie aber die Erhaltung der Reinheit der Lehre mit der Ausbreitung derselben Hand in Hand gehen muß, und das letztere von dem ersteren nicht getrennt gedacht werden kann, so ist es auch besonders nothwendig, daß gerade am Mittelpunkt der katholischen Kirche das Hauptinstitut zur Ausbreitung der vor Allem durch die Päpste rein und unverfälscht zu erhaltenden Lehren sich befinde. Es kann begreiflicher Weise sehr nützlich seyn, wenn dergleichen Missionsanstalten auch an andern Orten bestehen, und wenn es sich um die leichtere Möglichkeit, zu den entferntesten Nationen das Licht des Christenthums hinzutragen, handelt, so würde London noch weit eher geeignet seyn, zur Residenz einer Missionsanstalt zu dienen, als Paris; allein unter allen Umständen erscheint es verwerflich, eine andere Stadt als Rom zum Mittelpunkte der Missionen machen zu wollen. Nun kann es seyn, daß durch die Ungunst von Verhältnissen ein solches Institut für den Augenblick nicht das Große und Ausgedehnte zu leisten vermag — obwohl wir damit nicht den jetzigen Zustand der römischen Propaganda meinen — und ähnliche Institute an andern Orten unter glücklichen Umständen Größeres leisten, allein die Bedingung zur glücklichen Wirkung bleibt bei beiden immer dieselbe, nämlich das Wirken im Namen und im Auftrage des Nachfolgers des heil. Petrus, des Grundsteines der christlichen Kirche, deren Glauben ja verbreitet werden soll. Was soll man nun zu einem Vorschlage sagen, wie der des Correspondenten, der an der angeführten Stelle fortfährt: „es sollten wenigstens die Missionen zu Paris eine große Anzahl dieser Art gründen, welche die Regierung wohl daran thun würde zu unterstützen. Sie beraubt sich durch ihre Vernachlässigung der Missionen eines großen Elementes des Einflusses in der Welt, und eines viel legitimeren und dauernderen, als den ihr die Barbaren der Kriegspartei vorschlagen ꝛc." Der Correspondent mißkennt den Zweck der Missionen gänzlich. Gerade damit dieselben nicht zu politischen Zwecken irgend einer Regierung dienten, sondern frei und ungehindert die kirchlichen Zwecke, auf Weise der Apostel, erfüllten, wurden die Hauptanstalten dieser Art nicht in Hauptstädten und von dem Gelde einzelner Regierungen errichtet, sondern von den Päpsten aus dem Kirchengelde zu Rom oder durch freiwillige Beiträge unter einem besondern Orden, den Lazaristen zu Lyon ꝛc., nicht aber in Pa-

ris, damit nicht eine rein kirchliche Anstalt politischen Zwecken diene oder dem wechselvollen Schicksale unterliege, welchem Eigenthum, Personen, Königthum, Verfassung in Paris zu unterliegen pflegen. Wahrhaft katholische Fürsten, wie z. B. der unsterbliche Maximilian von Bayern, haben eben deshalb, wenn sie diese Anstalten unterstützten, die von ihnen ausfließenden Summen zur Verwendung dieser Anstalten gestellt, ohne sich um die Art der Verwendung weiter zu sorgen, da sie ohnehin den besten Händen anvertraut waren, und in neuerer Zeit haben die erhabenen Monarchen aus den altkatholischen Häusern Habsburg und Wittelsbach mit der Gründung der Leopoldinen- und Ludwigsvereine nach denselben Grundsätzen gehandelt. Die katholische Welt hat daher sehr wenig Ursache, dem Correspondenten für einen Vorschlag dankbar zu seyn, welcher eine ihrer Hauptanstalten ihrem ursprünglichen Zweck entfremden, und allmählig aus der kirchlichen Propaganda des Glaubens eine unkirchliche des Unglaubens machen würde. Wir haben jedoch Grund, zu vermuthen, daß dieser Vorschlag etwas tiefer hinausgeht, und es wird uns deshalb nicht befremden, wenn wir ihn in einem künftigen Artikel noch sorgfältiger motivirt und ausgeführt lesen werden. Sehen wir recht, so gehört der Verfasser jener Parthei an, die vor wenigen Jahren in Rom selbst unermüdlich aber auch unergiebig thätig war, die katholischen Institute daselbst in Mißcredit zu bringen, die aber damit endigte, nicht nur in Rom, sondern auch in unserm Vaterlande in den äußersten Mißcredit zu gerathen. Wir versprechen deßhalb auch dem unbekannten Correspondenten, sorgfältig auf seine Berichte ein wachsames Auge zu haben, und werden ihn, wenn wir ihn auf Abwegen ertappen, zurückzuweisen nicht unterlassen. Insbesondere aber wäre es gut, wenn er sich nicht in Widersprüche verwickelte, wie er denn zum Beispiel in dem ersten Artikel die Leiden und Verfolgungen der katholischen Missionäre in China und Cochinchina herabsetzt, um auf ihre Kosten die climatischen Gefahren und Beschwerden zu erheben, denen die Missionäre der mährischen Brüder in Afrika ausgesetzt sind, während er in dem zweiten Artikel gesteht, daß, abgesehen von den Verfolgungen des Staatsoberhauptes und den daraus hervorgehenden Hinrichtungen die Zahl der katholischen Missionäre in Cochinchina auch noch durch climatische Leiden verringert werde. Die Darstellungsweise des Verfassers hat aber außer den angezeigten Motiven, wie uns scheint, noch einen andern Grund, den wir noch weniger billigen können. Nichts ist bei Anstalten zu christlichen Zwecken bedenklicher, als nationelle auf solche Weise mit denselben in Verbindung zu bringen, daß freiwillig oder unfreiwillig jene zuletzt diesen un-

tergeordnet werden. Keine Nation hat sich auf diesem nicht glücklichen Wege zu ihrem eigenen Schaden mehr hervorgethan, als die Franzosen; keine diesen Irrthum stärker büßen müssen, als sie. Sollte es möglich seyn, daß dieser oft bekämpfte Geist jetzt bei den Anstalten hervortrete, durch die die Beweise sich in der neuesten Zeit vor andern katholischen Völkern auszeichnet. Wir glauben es nicht und hoffen zuversichtlich, daß diese verkehrte Ansicht nur eine individuelle des Correspondenten sey. Allein wie dem auch ist, wir halten es für unsere Pflicht, diese Gelegenheit zu ergreifen, um vor solchen Verkehrtheiten zu warnen, und unseren Entschluß auszusprechen, diese, wo wir sie finden, nach Kräften zu bekämpfen.

LX.

Industrie und Religion im zwölften und im neunzehnten Jahrhunderte.

Der Mann, der gegenwärtig wieder an der Spitze der französischen Regierung steht, hat früher einmal den Ausspruch gethan, daß man den wahren Werth der in einer Periode der Geschichte herrschenden Civilisation nicht besser erkennen und zuverläßiger bemessen könne, als wenn man untersuche, was die Institutionen jener Zeit für den persönlichen und moralischen, so wie für den gesellschaftlichen Zustand der Menschen geleistet haben. Verhält es sich so, dann ist es rathsam, daß wir von der Höhe unserer Civilisation herab zuweilen doch auch rückwärts den Blick wendend uns Rechenschaft ablegen, ob nicht eine frühere Zeit Institutionen besessen habe, denen wir nichts nur einigermaaßen Entsprechendes oder Brauchbares entgegenzusetzen haben, und ob nicht gerade die Erneuerung oder Nachbildung einer solchen Institution eine schmerzlich gefühlte Lücke auszufüllen, oder einem gefahrvollen Schaden der Gesellschaft als Heilmittel zu begegnen im Stande sey.

In der raschen Entwicklung eines ungeheuern National-reichthums, in der Verfeinerung und Vervielfältigung der Bequemlichkeiten des Lebens überragt England alle Völker der Erde; Handel und Industrie haben dort einen in der Geschichte beispiellosen Aufschwung gewonnen, die Erhöhung seiner Macht, seines Einflußes auf die nächsten Länder wie auf die entferntesten Völker haben gleichen Schritt gehalten; jährlich sendet es Tausende seiner Söhne aus, vom Mutterlande abhängige Colonien zu gründen und zu erweitern, während die Bevölkerung der Insel in gewaltiger Progression wächst, und so findet sich England im reichsten Besitze alles dessen, was so vielen Politikern und Staatsökonomen bei uns als das höchste Gut der Völker und Staaten, als das Ziel ihrer Wünsche und Pläne, und als der Triumph unserer über die Barbarei früherer Jahrhunderte weit erhabenen Zeit gilt.

Und doch vernehmen wir gerade von England her, von dem so besonnenen, so stolzen, seiner Vorzüge vor den Staaten des Continents sich kräftig bewußten England, Stimmen der bittersten Klage, der peinlichen Angst vor dem, was auch die nächste Zukunft schon bringen werde, und einer nahe an Verzweiflung gränzenden Rathlosigkeit. Wir wollen aus vielen ähnlichen nur auf zwei kürzlich in den gelesensten englischen Zeitschriften, dem Quarterly Review (Septbr. 1840) und dem British and Foreign Review (Juli 1840) erschienenen Artikel verweisen, von denen der eine die Schriften von Carlyle überhaupt, der andere insbesondere dessen Schrift über den Chartismus zum Ausgangspunkte nimmt. Die Verfasser dieser beiden Artikel, wie auch der von ihnen beurtheilte Autor gehen jeder von sehr verschiedenen Principien aus, und gehören verschiedenen Partheien oder Schulen an, treffen aber in ihrer Ansicht über die jetzigen Zustände, die Leiden und Gebrechen Englands zusammen. Man kann sich einer innern Bewegung nicht erwehren, wenn man diese düsteren Schilderungen der Gegenwart, diese trost- und hülfelosen Aussichten, diese bangen Befürchtungen vor der Zu-

kunft liest. Die mächtig um sich greifende, jeder Vorkehrung spottende Demoralisation der untern Klassen, die Fortschritte der Socialisten und ihrer zerstörenden Lehren, die, wenn auch für den Moment erfolglosen Unternehmungen der Chartisten, die immer wilder und furchtbarer sich entwickelnde Unzufriedenheit der industriellen Bevölkerung, die geheimen Verbindungen der Arbeiter, das Heranwachsen einer von aller Religion, von aller Erziehung entblößten Menschenmasse, die nicht zu bändigende Licenz der Presse, die ihre Pfennigmagazine, ihre mit Blasphemie und Sittenlosigkeit angefüllten Blätter unter das Volk wirft, — die stets sichtbarer werdende Ohnmacht und innere Fäulniß der Staatskirche — dieß sind Erscheinungen und Thatsachen, deren Daseyn jetzt nicht mehr geläugnet oder entschuldigt, vielmehr mit den stärksten Farben geschildert wird, und den genannten Verfassern Veranlassung gibt, der ganzen Nation, und den höheren leitenden Klassen insbesondere, tief einschneidende Vorwürfe zu machen.

„Die Meuchelmorde zu Glasgow, — sagt Carlyle, — die nächtlichen Zusammenkünfte der Chartisten, die Empörungen in Birmingham, die Brandstiftungen sind nur so viele Symptome an der Oberfläche; die große Masse der Bevölkerung dieser Königreiche liegt krank darnieder an Unzufriedenheit, windet und wälzt sich machtlos auf ihrem Fieberbette, finster, fast verzweifelnd, in Verschwendung und in Mangel, in Leichtsinn und in nagender Sorge“ *).

„Was hat“ — sagt das Quaterly Review — „ein einfaches, unwissendes, aber nicht unglückliches und nicht entsittlichtes Landvolk in die gährenden, vergifteten Massen von Birmingham und Manchester verwandelt, was hat ihren Geist jenen alten Formen entfremdet, auf denen die Gesellschaft einst ruhte? Was hat die lebendigen, majestätischen Gestalten einer Monarchie und einer Kirche, denen das Volk mit einem willigen, freien und geheiligten Dienste huldigte, in

---

*) Chartism, by Th. *Carlyle*, London 1839, p. 16.

todte Gerippe und Vogelscheuchen verkehrt? Was hat die ganze Gesellschaft hineingetrieben in diese abschüßige, furchtbare Bahn der Entwürdigung — und was ist es, was diesen gräßlichen Fluch auf uns herabgezogen hat, einer entsittlichten, frechen, unchristlichen, socialistischen, chartistischen, meuchelmörderischen Fabrik-Bevölkerung, die mit jedem Tage, gleich einem Geschwüre, anschwillt, und wie ein Krebs sich einfrißt in das Herz dieses großen Reiches"?

„Die furchtbare Wahrheit ist — so läßt das British and Foreign Review sich vernehmen, — daß die Tausende der arbeitenden Klassen Feinde des Staats sind, daß der gemeinsame Glaube, die gemeinsamen Gefühle, welche alle Stände zu Einer Nation verbinden, verschwunden sind, und daß die zahlreichste, unwissendste und rücksichtsloseste Klasse neben und außer den übrigen sich in einer Stellung offen ausgesprochener Feindseligkeit befindet."

„Wir haben ungeheure Populationen um gewisse Mittelpunkte herum bloß zu Zwecken des Gelderwerbs zusammengezogen, und uns sonst fast um nichts bekümmert. Wir haben eine Masse menschlicher Wesen herangezogen wegen des Werths ihrer Hände und der Gewandtheit sie zu gebrauchen, aber wir haben wenig an ihre Seelen gedacht, schlecht für ihre moralischen und religiösen Bedürfnisse gesorgt. Hätten wir nur, wie einst die Spartaner mit den Heloten gethan, ihre Ueberzahl vermindern dürfen, so möchten wir sicher geblieben seyn. — — Hunderte ja Tausende strömen zusammen aus allen Winkeln des Landes zu einer neuerrichteten Fabrik, fremd unter sich, durch keine gemeinsamen Gefühle, Neigungen oder Vertraulichkeiten verbunden, fremd ihrem Meister, von dem sie nichts kennen als sein Gesicht und das Geld, das er durch seinen Werkführer auszahlen läßt — — zu keiner Kirche oder religiösen Gesellschaft gehörig — dieß ist die Bevölkerung, welche unsere großen Dörfer und großen Städte füllt. — Können wir uns wundern, wenn meuterische Gesinnung, Haß und Empörung in einer solchen Masse gährt? — Die Sünde

daß wir die Seelen unseres Volkes vernachlässigt haben, sucht uns nun mit ihren verderblichen Folgen heim.“ —

Dieß ist dort die Lage der Dinge — ähnliche Zustände bestehen oder bereiten sich vor auch anderwärts, wo Handel und Industrie und Fabrikwesen sich entwickeln. Welches sind nun die Mittel, die man als die geeignetsten, dem Unheil zu begegnen, oder die furchtbar drohende Gefahr doch einigermaßen zu vermindern, in Vorschlag bringt? Hier gehen dann die Meinungen und Vorschläge weit auseinander, und was der Eine eifrig empfiehlt, ja als den einzigen Anker der Rettung betrachtet, das verwirft, verlacht der Andere.

Sismondi meint, die Herstellung der alten Gilden und Gewerbsinnungen könnte dem Uebel abhelfen; aber man hat ihm entgegnet, daß jetzt eine Beeinträchtigung der Handels- und Gewerbefreiheit, eine Bekämpfung dieser unwiderstehlich gewordenen Macht nicht mehr ausführbar sey, daß jene alten Schranken mit den Dampfmaschinen, den ungeheuern Fabriken und Capitalien, welche der jetzige Geschäftsbetrieb erfordere, nicht zusammen bestehen könnten. — Carlyle preißt als Panacee die Beförderung der Auswanderung und die Anlegung von Schulen. Das Uebel muß in der That ein verzweifeltes seyn, wenn ein scharfblickender Mann, wie Carlyle ist, nichts anderes vorzuschlagen weiß. Auswanderung! Hat England nicht bereits halbe Welttheile damit bevölkert, verlassen nicht jährlich viele Tausende ihre Heimath, um in Canada, den vereinigten Staaten, Australien, am Cap u. s. f. sich anzusiedeln? Und ist denn etwas damit gewonnen, wenn, um mit dem Quarterly Review zu reden, ein kränklicher, unwissender Pöbel auf ein unbesetztes Land ausgegossen, und dort sich selbst überlassen wird, daß er zu irgend einer Fungus-Gestalt von Gesellschaft zusammenwachse? „Kloaken und giftausdünstende Sümpfe mögen wir bei einem solchen Verfahren, dem einzigen bei den neueren Auswanderungen beobachteten, erzeugen, und durch sie dann die Atmosphäre gan

zer Continente vergiften, wie wir die Atmosphäre von Australien vergiftet haben, und so mag eine Pest sich entwickeln die bald genug nach Europa zurückströmen wird; uns aber wird dieß keine Erleichterung schaffen.“

Und was sollen Schulen hier wirken? Kann Jemand im Ernste glauben, daß die bloße Fähigkeit, Bücher und Zeitungen zu lesen, auch nur Eines der mannigfaltigen Uebel heilen werde, die wir oben aufgezählt haben? Wie viele Tausende haben Lesen gelernt, die nachher keinen oder einen höchst spärlichen Gebrauch davon zu machen im Stande sind? Menschen, welche zwölf bis fünfzehn Stunden des Tags in ununterbrochener Arbeit zubringen müssen, haben zum Lesen weder Zeit noch Neigung, und Kinder, welche, um dem Hungerstode zu entgehen, oder von ihren Aeltern verkauft, schon im zartesten Alter in den Fabriken eingeschlossen, zur Geist und Körper schwächenden Arbeit verdammt sind, können keine Schule besuchen. Denen aber, welche lesen können und mögen, werden die wie Pilze aufschießenden demokratischen Zeitungen, die Pamphlete und fliegenden Blätter in die Hände gespielt, welche die Religion schmähen und höhnen, welche Haß gegen die Reichen und Vornehmen nähren, welche indirect oder direct auf Umsturz des Staates und des Eigenthums hinarbeiten, oder schmutzige sittenlose Schilderungen enthalten. Fürwahr wer es nicht an Ort und Stelle kennen gelernt hat, kann sich kaum vorstellen, bis zu welchem Grade dort die schrankenlose an die niedern Volksklassen sich wendende Presse vergiftet ist.

Der Verfasser des Artikels im British and Foreign Review ist der Ansicht, daß nur die Kirche allein — er meint natürlich seine, die englische Staatskirche — wirksame und nachhaltige Hülfe bringen könne, daß sie aber freilich in ihrem jetzigen Zustand des Verfalls einer solchen Aufgabe auch von ferne nicht gewachsen sey: „Denn — sagt er — wir brau-

chen Institutionen, die nicht nur in jeden Winkel des Landes eindringen, sondern auch im kleinsten Detail auf jede Familie und jedes Individuum wirken; dazu muß eine unermeßlich erweiterte Maschinerie in Bewegung gesetzt werden.“ Hier müßten nun — führt er weiter aus — die Laien durch ihre thätige Theilnahme und durch reichliche Geldbeiträge das Meiste thun, was nicht geschehen werde, wenn man ihnen nicht einen großen Antheil und mächtigen Einfluß auf die Regierung und Disciplin (nicht auch auf die Lehre?) der Kirche einräume. Dieß erinnert an jene Behauptung der Hottentotten, daß die Erde auf einem Elephanten ruhe, dieser aber auf der Erde stehe; die Zerrüttungen und Gebrechen des Laienstandes sollen durch die Kirche geheilt, die Kirche aber ihrerseits durch die Laien reformirt, gekräftigt und erweitert werden. Der Verfasser wird freilich sagen, er meine nur, daß der religiös-gebildete und kirchlich-gesinnte Theil der Laien, in den Kreis der kirchlichen Thätigkeit aufgenommen, den bisher verwahrlosten, unwissenden und irreligiösen Theil in die Pflege nehmen, für dessen Belehrung, Besserung und Erziehung sorgen solle. Aber wer soll denn, wenn die Masse der Laien einmal zur Regierung der Kirche und zur Handhabung der Disciplin zugelassen wird, die Ausscheidung vornehmen, wer, wenn einmal die Pforten in das innere Heiligthum der Kirche geöffnet sind, das vulgus profanum abwehren, wer denn die Verfassung, die Disciplin, die Lehre gegen eine gewaltsam hereinbrechende Fluth von Neuerungen und Umwälzungen schützen? Der Verfasser meint selbst, die von ihm vorgeschlagene Veränderung komme fast einer vollständigen kirchlichen Revolution gleich, entgegnet aber, die Lage sey so gefahrvoll die Doctrinen, die immer mehr Eingang in den Gemüthern finden, so verderblich, Aufruhr, Mord und Brandstiftung so bedenkliche Zeichen, daß man nur von außerordentlichen, den gewöhnlichen Vorurtheilen schroff widersprechenden Mitteln sich einigen Erfolg versprechen dürfe. Indeß hat er selbst wenige Seiten vorher bemerkt, endlos seyen jetzt schon die

Spaltungen, die Reibungen und Leidenschaften, welche die Anhänger seiner Kirche zertheilten — was würde erst entstehen, wenn die Verwirklichung seines Planes versucht würde?

Ernster, tiefer und umfassender hat der talentvolle Verfasser des Artikels im Quarterly Review die große Lebensfrage seines Vaterlands behandelt. Mit Flammenworten spricht er von dem anarchischen Zustande der ganzen Gesellschaft, von der blinden Geldgier, welche aus England ein Pandämonium von Fabrikarbeitern gemacht, und von der thörichten herzlosen Verschwendung, welche die Bevölkerung Irlands zu einer Masse darbender Bettler herabgewürdigt habe. Mit vereinzelten Vorkehrungen — das fühlt er wohl — ist hier nichts gethan; die Staatskirche selbst vermag wenig oder nichts, denn daß sie nicht gänzlich auseinander fällt, und in zahllose Bruchstücke religiöser Sekten und Meinungen sich zersplittert, das verdankt sie nicht der Liebe und Anhänglichkeit ihrer Glieder, sondern dem Interesse oder dem Dünkel, der Unwissenheit oder Trägheit, die jeden an seiner Stelle festhält. *) Dafür klingen aber auch seine Rathschläge fast wie Weissagungen der Cassandra. Er würde es nicht ungern sehen, wenn die Hälfte des großen Babylon — London — und alle jene Badorte, in denen die Aristokratie des Landes ihre Zeit und ihr Geld vergeudet, dem Boden gleichgemacht würden; er erblickt eine Möglichkeit der Rettung nur in einer völligen Bekehrung der obern Stände, und einer Erneuerung, einer Reinigung und Wiederbelebung aller Kräfte seiner Kirche, wie sie ohne ein in der Geschichte beispielloses Wunder wohl nicht möglich ist.

---

*) Saved from splitting off into innumerable fragments of religious dissent, not because the Church is the centre of their affections and duty, but because their interest, or conceit, or ignorance, or indolence keeps them each in their place. p. 469. Ein schmerzliches Geständniß für einen so ergebenen Anhänger der anglikanischen, und so eifrigen Gegner der katholischen Kirche.

Verlassen wir auf einen Augenblick dieses düstere, unheimliche Gebiet, und wenden wir den Blick rückwärts in jene Jahrhunderte, welche so fruchtbar an kirchlichen Schöpfungen, religiösen Innungen und Institutionen waren, dort dürften wir finden, was man in England jetzt so dringend und doch so vergeblich hofft und herbeiruft: die Läuterung und Veredlung der Industrie und des Fabrikwesens durch die Religion.

Im Jahre 1017 ließ der Kaiser Heinrich II. mehrere ihm verdächtige edle Lombarden, besonders Mailänder und Comenser nach Deutschland abführen. In ihrem Exile begannen diese Männer ein gleichförmiges ernst-religiöses Leben zu führen, und von ihrer Hände Arbeit zu leben. Der Kaiser, der davon hörte, ließ sie vor sich kommen; sie erschienen in groben grauen Gewändern und demüthiger Haltung. Ihr seyd also, eurer Kleidung nach zu urtheilen, Mönche geworden, ihr Gedemüthigten (humiliati), redete er sie an. Wie ihr seht, Herr Kaiser, erwiederten sie. Ich fürchte aber, sagte Heinrich darauf, daß euer Vorsatz nur das Werk eines flüchtigen Einfalls oder nur erheuchelt sey, und daß, wenn ich euch frei in die Heimath zurückkehren ließe, ihr euren Sinn wie euer Gewand ändern würdet. Nein, gnädigster Kaiser, sprachen sie, was ihr an uns seht, ist unser ernster, unveränderlicher Wille; Menschen kann man betrügen, Gott aber läßt sich nicht täuschen. Da erhob der Kaiser seine Hand über ihre Häupter, machte das Zeichen des Kreuzes und sagte: Geht hin, wohin ihr wollt, ihr wahrhaft Gedemüthigten (humiliati) — und so entließ er sie in Gnaden.

Nach ihrer Heimkehr blieben diese Männer, welche früher in der Fülle des Reichthums müßig gelebt hatten, ihrer neuen Lebensweise getreu, bald nahmen auch ihre Frauen und ihr Hausgesinde Theil, ihr Beispiel wirkte auch in weiteren Kreisen, so daß die Glieder der neuen Bruderschaft sich schnell mehrten, nicht bloß in Mailand, auch in Monza und

in andern Städten der Lombardei. Die Meisten von ihnen hatten sich der Wollenweberei und Tuchmanufactur gewidmet. In jeder Stadt hatten sie einen selbstgewählten Vorsteher, Minister genannt; aus dem gemeinschaftlichen Vermögen wurden Häuser gekauft oder erbaut (Convenia oder Parlatoria), in denen dann die nothwendigen Zusammenkünfte gehalten wurden. Hier berieth man sich über die Angelegenheiten der Gesellschaft, die Rechnungen über den Absatz der verfertigten Tücher wurden vorgelegt, und nach Beendigung der Geschäfte hielt einer der Brüder, der die Gabe der Rede besaß, einen Vortrag über das Streben nach christlicher Vollkommenheit, und die besten Mittel und Wege des ascetischen Lebens. Dieß waren die ersten Anfänge des Ordens der Humiliaten, ein Name, der indeß erst um das Jahr 1211 gebräuchlich wurde, da die Glieder des Ordens in ältern Zeiten von ihren Versammlungshäusern den Namen: Frati del convegno führten *).

Bisher waren die, welche der Gesellschaft beigetreten, und ihre Lebensweise angenommen hatten, doch jeder in seiner Privatwohnung und im Kreise seiner Familie geblieben, aber allmählig erwachte bei Vielen das Bedürfniß, eine engere Verbindung zur gemeinsamen Erbauung und Förderung des religiösen Lebens einzugehen, und der Wunsch, in Klöstern zusammenzuwohnen. Der heil. Bernhard hatte gerade durch seine Predigten in der Lombardei tiefen Eindruck gemacht, Viele hatten in Folge der durch ihn erzeugten Aufregung sich der Gesellschaft der Humiliaten angeschlossen. Groß war daher die Zahl derjenigen, die, als Pietro del Pozzo um das J. 1137 die neue klösterliche Verbindung stiftete, und damit den Grund zum zweiten Orden der Humiliaten legte, in die Klöster desselben eintraten. Diese Cönobiten unterschieden sich von der älteren

*) *Giulini* Memoire di Milano, III, 128 ff. *Tiraboschi* vetera Humiliatorum monumenta, I, 26.

Gesellschaft auch äußerlich durch die weiße Kleidung, die sie trugen. Wie aber früher schon nicht nur Männer, sondern auch Frauen und Mädchen zum Orden gehörten, so wohnten nun auch in den Klöstern sowohl Brüder als Schwestern, doch in der Weise, daß die weibliche Abtheilung von der männlichen durch einen Zwischenraum getrennt war. Ueberhaupt wurde sorgfältig auf Absonderung der beiden Geschlechter gehalten; weder in der Kirche noch anderwärts konnten Männer und Weiber sich sehen oder sprechen; auch wenn sie gemeinschaftlich eine Predigt anhörten, waren sie meist durch einen hinlänglich hohen Durchzug oder eine dünne Wand geschieden. Doch findet sich, daß ältere Brüder und Schwestern zuweilen zur Berathung über gemeinschaftliche Angelegenheiten sich versammelten. Es gab aber auch viele Klöster, in denen blos Mönche, oder blos Nonnen wohnten; von den letzteren hatte jede eine Oberin (Ministra oder Anciana genannt), während in den gemischten Klöstern auch der weibliche Theil unter der Leitung eines bejahrten männlichen Obern stand. Endlich kam — wenige Jahre nach der Stiftung des zweiten Ordens; ein dritter blos aus Priestern und Clerikern bestehender hinzu, gestiftet durch den heiligen Johann von Meda; diese Priester der Humiliaten wurden nun die ordentlichen Seelsorger und geistlichen Führer der beiden andern Gesellschaften, und hatten daher auch das Recht, die Wohnungen und Klöster derselben zu besuchen.

(Schluß folgt.)

LXI.

Briefliche Mittheilungen

aus Schlesien.

Aus Schlesien. Sie tadeln mich, mein werther Freund! daß ich noch immer so düster und hoffnungsschwach um mich blicke und zu einer freudigen Erwartung der Dinge, die in Betreff unserer kirchlichen Verhältnisse bevor stehen sollen, mich nicht erheben kann. Sie weisen mich hin auf das in so vielen Theilen der Diöcese erwachte katholische Bewußtseyn, auf die Zusicherungen eines Königs, in dessen edler erhabener Gesinnung wir die Bürgschaft für eine bessere Zukunft finden könnten und endlich auf die Abdikation des Fürstbischofs Sedlnitzky, dessen Persönlichkeit ein Hauptgrund der traurigen Stellung war, welche unsere Diöcese in der gegenwärtigen kirchlichen Krisis angenommen hat. Sie nennen mich kleinmüthig.

Nach solchen Aeußerungen bin ich Ihnen und mir schuldig, die Gründe meines, wenn Sie wollen — Kleinmuthes anzugeben und o wie sehr will ich mich freuen, wenn Sie im Stande sind, dieselben als nichtig zu widerlegen.

[illegible] muß ich, daß ich an Gottes Gnade, die stark ist auch in den Schwachen und ihre Kirche so oft aus der tiefsten Schmach und [illegible] am herrlichsten erhoben hat, nie verzweifelt bin, daß vielmehr [illegible] feste Ueberzeugung in mir sey, der Herr wird helfen [illegible] Aber wann — und ob auf dem Wege, auf welchem [illegible] Meisten jetzt diese Hülfe erwarten, das ist eine andere [illegible] Weise — und das ist der Standpunkt, von welchem [illegible] Ansichten und meinen Trübsinn zu beurtheilen haben [illegible] will mir das nicht klar werden.

Sodann muß ich Ihnen sagen, daß ich unseren verehrten König Friedrich Wilhelm den Vierten herzlich liebe und ein großes Vertrauen zu ihm hege und daß ich seinen herrlichen Zusicherungen unbedingten Glauben schenke, sofern nämlich ihre Erfüllung von seinem redlichen Willen abhängen wird. Allein zu einer gründlichen Aufhülfe unserer niedergedrückten und verwirrten und verunstalteten kirchlichen Verhältnisse gehört zuerst eine genaue Kenntniß dessen, was Noth thut. Wer soll diese dem Könige geben, wer darf sie ihm geben? Es gehört ferner dazu ein einmüthiges Walten der Beamtenwelt mit dem Fürsten, und hier lassen Sie mich schweigen. Andeutungen über diesen Punkt werden Sie weiter unten erhalten. Und nun zur Sache:

Graf Sedlnitzky hat, nach einer energischen Aufforderung von Rom aus, sein Amt als Fürstbischof von Breslau in die Hände des heiligen Vaters niedergelegt und der heilige Vater hat diese Abdankung sehr bereitwillig entgegen genommen. Das ist allerdings — wir sagen es mit recht wehmüthigem Herzen — ein Glück für die Diöcese, denn schwächlicher — um uns eines anderen Ausdruckes zu enthalten — kann das Bisthum wohl kaum berathen werden, als es unter der Verwaltung dieses Mannes berathen war. Wollen wir indeß gerecht seyn, so möchten wir die Schuld weniger ihm selbst, als denen beimessen, die ihn zum Bischofe gewählt haben. In der Zeit des Indifferentismus aufgewachsen, hat Graf Sedlnitzky nur solche theologische Vorlesungen gehört, die ihm eben keine großen Begriffe von der theologischen Wissenschaft beigebracht, und jene Abneigung gegen dieselbe in ihm erzeugten, die der Diöcese und ihm selber zu so großem Nachtheile gereichte. Sein Verhältniß zu dem von der Kirche abgefallenen Professor Rachersky konnte nicht dazu dienen, seine Ansichten zu läutern oder auch nur zu mildern und eben so wenig sein ausschließlicher Umgang mit Protestanten. Wäre Sedlnitzky in früherer Zeit auch nur mit einem Manne von wahrhaft theologischer Gelehrsamkeit und kirchlicher Glaubenstreue in Verbindung gekommen, ja hätte er sich an der Seite eines würdigen Pfarrers je in der Seelsorge versucht, wir hegen zu seinem Gemüth und seinem Herzen das Vertrauen, daß vieles anders und besser mit ihm geworden wäre. So aber blieb demselben die katholische Anschauung gänzlich fremd, und da er auch als Domherr sich von allen kirchlichen Funktionen möglichst fern hielt, so wurde endlich ein Bischof aus ihm, der, wir dürfen es ohne ungerecht zu seyn behaupten, von der Erhabenheit seines Berufes und der Größe seiner Verantwortlichkeit keine Ahnung hatte. Gleichwohl würde er, bei den geringen Anforderungen,

die man in unserer Diöcese seit Langem an die Bischöfe zu machen und bei der großen Nachsicht, mit welcher man sie zu beurtheilen gewohnt ist, unter dem kirchlichen Theile seiner ihm anvertrauten Heerde nie so gar alles Vertrauen verloren und zu dem Oberhaupte der Kirche nie in eine so unnatürliche Stellung gerathen seyn, wenn er aus seinem Domcapitel die wenigen Männer zu seinen Rathgebern hätte auszuwählen verstanden, oder — denn hier beginnt seine Schuld — hätte auswählen wollen, die von wahrhaft kirchlichem Sinne beseelt und mit genügender Wissenschaftlichkeit ausgerüstet, ihn mindestens auf Das hingewiesen hätten, was die Kirche nun einmal einem Bischofe nicht erlassen kann. Statt dessen aber wählte er sich einen Mann, der ohne höhere Fähigkeiten, ohne wahre Wissenschaftlichkeit und ohne feste Grundsätze um so bereitwilliger in jede Bahn seines Vorgesetzten einlenkte, weil er selbst nie eine feste Bahn gewandelt und um so leichter in jeden Willen eines Höherstehenden eingeht, je mehr es ihm an Muth und Kraft gebricht, selbst da, wo die unabweisbarste Pflicht gebietet, einen bescheidenen Widerspruch zu erheben, und je leichter es auf solchem Wege unter gewissen Verhältnissen wird, zu sonst unerreichbaren Ehren und Würden zu gelangen. In der That cumulirte Sedlnitzky auf das Haupt dieses einen Mannes alle Aemter, deren Verleihung ihm zustand und der früher ganz unbekannte Domherr Latussek, der unter dem verstorbenen Fürstbischofe Schimonsky den Orthodoxen, unter dem Fürstbischofe Sedlnitzky aber den liberalen Priester spielte, wurde nun in einem Zeitraume von drei Jahren mit rücksichtsloser Uebergehung älterer und verdienter Domherrn — Weihbischof, Domdechant, Generalvikar, Direktor des Alumnats, der Prüfungscommission, des Orphanotrophii ꝛc. Dieses Mannes willigem und unbedingtem Eingehen auf seine Ideen, wir wagen es zu behaupten, dankt Graf Sedlnitzky seinen Fall.

Er scheidet — und an seine Stelle tritt entweder ein neuer Bischof, oder der heilige Vater ernennt einen apostolischen Vikar. Im ersteren Falle wählt das Domcapitel, und angenommen, daß demselben dießmal eine freie Wahl verstattet wäre, was haben wir von dieser Wahl zu erwarten? Von *neun* wirklichen Domherrn haben sich etwa drei als kirchlich gesinnte Männer da erwiesen, wo eine Bewährung schwierig war, die Uebrigen sind entweder abgelebt und nur besorgt, jede Unbequemlichkeit von sich fern zu halten, oder sie lassen sich durch das persönliche Interesse mehr leiten, als die heilige Sache der Kirche, oder sie haben sich, wie der Weihbischof, entschieden auf die Seite des

Grafen Sedlnitzky gestellt. In gleicher Weise und vielleicht noch ungünstiger gestaltet sich das Verhältniß bei den sechs Ehrendomherrn, die Wahlrecht haben, daher auf die Wahl des Capitels keine Hoffnung zu setzen ist. Es ist jedoch zu erwarten, daß man in Rom, von diesem Stande der Dinge unterrichtet, eine Wahl nicht wünschen, sondern daß von dem heiligen Vater ein apostolischer Vikar ernannt werden dürfte, eine Maaßnahme, welcher Se. Majestät der König nach den geäusserten Grundsätzen nicht entgegen seyn wird; und in der That erwarten alle Gutgesinnten nur von Rom und der Gerechtigkeit des Königs die Hülfe. Allein wird Rom bei seiner Unbekanntschaft mit den Persönlichkeiten des Klerus, bei seinem Mangel an guten unpartheiischen Quellen, bei seiner Getrenntheit von einem graden offenen Verkehr im Stande seyn, einen Mann auszuwählen, wie er der Diöcese Noth thut? Einen solchen zu erhalten würde das größte Glück dieses Landes seyn, denn alsdann dürfte man sich der frohen Hoffnung hingeben, daß so mancher große Mißstand eine günstige Veränderung bei uns erfahren würde. Das fühlt jedes katholische Herz und darum vereinigen sich alle wohlgesinnten Katholiken Schlesiens in dem Gebete: Gottes Geist wolle Rom leiten, der hirtenlosen Diöcese endlich einmal einen Vorsteher zu geben, wie sie eines bedarf. Einen Vorsteher, der, wenn auch nicht von Adel der Geburt, doch von Adel des Geistes und des Herzens, Weisheit und Milde genug besitzt, um sich einer sehr verwöhnten weltlichen Bureaukratie gegenüber, fügsam und nachgiebig zu erweisen, so weit es irgend möglich, aber auch Kraft und Bewußtseyn seiner Stellung genug hat, um ungebührlichen Forderungen gegenüber — der Kirche unveräußerliche Rechte zu wahren; einen Vorsteher, der mit den Bedürfnissen und Mängeln der schlesisch-katholischen Kirche genau bekannt, mit dem Willen diesen Mängeln und Bedürfnissen abzuhelfen, auch die Geschicklichkeit und Ausdauer besitzt, diesen Willen ins Werk zu richten.

Angenommen — mein theurer Freund! es finde sich ein solcher Mann, so ist allerdings ein großer Anfang zu dem großen Werke gemacht — und — es wird Manches besser werden, aber nicht so Vieles als man wünscht und zu wünschen ein Recht hat.

Sie fragen verwundert, warum? und um so mehr als sie für die gesegnete Wirksamkeit eines solchen Bischofes unter der Aegide eines weisen und gerechten Fürsten keine Hinderung finden. Hören Sie mich weiter.

Das erste Hinderniß findet der Bischof oder apostolische Vikar in der Geistlichkeit selbst. Verstehen Sie mich dabei nicht falsch. Ich weiß es, die katholische Geistlichkeit in Schlesien hat einen großen geistigen und religiösen Fond in sich, und es dürfte in dieser Beziehung immer noch besser mit ihr bestellt seyn, als mit vielen andern Diöcesen. Es entsteht die Frage: ob unter einer Ueberwachung, wie bei uns und nach einem so langen Drucke aller kirchlichen Verhältnisse und einer allmähligen Abjährung der meisten kirchlichen Rechte, anders wo die kirchlichen Forderungen, zumal in Sache der gemischten Ehen, mit solchem Ernste nnd solcher Festigkeit wären beachtet worden, als von einer großen Zahl der schlesischen Geistlichkeit geschehen ist. Gleichwohl kann nicht geleugnet werden, daß ein Drittheil derselben mehr oder weniger dem Indifferentismus verfallen ist, und daß wir in dieser Zeit, welche die Geister prüft und die mit der Kirche und die wider die Kirche sind, offenbar macht, auch Beispiele der Gleichgültigkeit gegen die heilige Sache, ja Beispiele der Untreue und Verkäuflichkeit gesehen haben, über welche wir im Namen der schlesischen Geistlichkeit erröthen müssen. Wir wollen hier nur einen von K........dt zu S......s, K.....e zu S......n, B...r zu B...g, K....t zu G....n, M...e zu B...n, L.......n zu B....n nennen, die zumeist Erzpriester und Schulinspektoren ihren Einfluß in dem ihnen anvertrauten Umkreise zu üben nicht unterlassen und deren Wirksamkeit um so beklagenswerther ist, als sie bei den Regierungsbeamten nicht nur Schutz, sondern auch Auszeichnung finden. Wir behaupten nichts, das wir nicht durch Thatsachen zu erhärten im Stande wären.

Welche Resultate seiner heißesten und redlichsten Bemühungen hat aber ein Bischof zu erwarten, der in der Opposition gegen verjährte Mißbräuche und gegen den Indifferentismus, der die beinahe hundertjährige Frucht der Erziehung und der äußeren Bearbeitung durch Zeitschriften aller Arten ist, unter einem großen Theile derer, an welche er zunächst gewiesen ist und durch die er allein folgenreich einwirken kann, seine erklärtesten Widersacher findet.

Ein anderes und noch entschiedeneres Hinderniß findet aber der Bischof in den in hiesiger Provinz durchweg protestantischen Behörden. Wir wollen hier von den hundert Klagepunkten, die uns in dieser Beziehung zur Hand liegen, nur einen hervorheben und er wird uns ein Bild von der traurigen Lage der Katholiken in Schlesien geben. Wir meinen das Censurverhältniß. Während nämlich alle literarischen Pro-

dukte, die im Geiste des Protestantismus die katholische Kirche befehden, nicht nur ungehindert ans Licht treten, sondern mit Freudengeschrei begrüßt und verbreitet werden, und wäre, was sie bieten, noch so abgelegene Waare oder noch so schmutziger Unrath, so verstattet man den Katholiken nicht einmal eine ruhige bescheidene Vertheidigung. Die beiden hier in Breslau erscheinenden Zeitungen mögen als ein kleiner Beweis für diese Behauptung dienen und wir wollen aus ihnen nur einige jener Artikel anführen, die wir seit dem Regierungsantritt unseres jetzigen hochverehrten Königs und gewiß sehr gegen seinen Willen zu lesen bekamen.

Beilage Nro. 147 der Breslauer Zeitung erzählt: „Der geheime Rath Schlosser in Heidelberg äußert sich in den Heidelberger Jahrbüchern über verschiedene Personen und Zustände, die für die Gegenwart wie für die nächste Zukunft nicht ohne Wichtigkeit sind in folgenden Worten: „Sehr merkwürdig ist, daß die gläubigen Landsleute des jetzt eben so monarchischen, als einst jakobinischen Herrn von Görres den Bund und die Hülfe des nur von Demokratie redenden, ganz frevelhaft, offen, laut dem christlichen Glauben feindseligen de Potter gegen ihren christlichen und frommen König suchten. Herr de Potter berichtet, daß die Papisten Rheinpreußens sich an ihn wendeten und ihn baten, doch Mord und Brand für sie und den Erzbischof zu predigen. Er möge, baten sie ferner, den Herrn von Lammenais ersuchen, gleich ihrem Freunde Görres, die Fanatiker, Pfaffen und Weiber durch Phrasen in Bewegung zu bringen rc. rc. rc."

Nro. 140 der schlesischen Zeitung lesen wir: „Im entwichenen Jahre gingen vier Berliner Damen zum Katholicismus über, die zuvor eingefleischte Pietistinnen waren. Darum sehen wir mit tiefem Bedauern, daß der Pietismus sich ausbreitet und protegirt wird. Wie bei den Katholiken der Ultramontanismus eine Abgötterei mit Rom, so ist der Pietismus und das Muckerthum bei den Protestanten eine geistige Selbstschwächung, die am Ende Krämpfe und Verzuckungen erzeugt, und hierzu ist gewöhnlich der Uebertritt zu einer anderen Confession oder Religion zu zählen."

Dieselbe Zeitung nimmt unter dem 25. September Beilage 1 einen Artikel aus der Leipziger Zeitung auf, der also lautet: „Der Erzbischof (von Dunin) ist dem Einflusse wieder anheimgefallen, der ihn früher leitete und wie sein Circulaire dies deutlich ausspricht und vorschreibt

dürfte nun gar keine Einsegnung einer gemischten Ehe von Seiten der katholischen Geistlichkeit erfolgen. Gegen einen solchen Ausweg kann allerdings der Staat nichts einwenden, er muß es den Einzelnen überlassen, ob ihre Neigung und die Kraft der Vernunft in ihnen stärker ist, als die Beschwörungen der Priester."

In Nro. 227 derselben Zeitung heißt es in einem aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: „Zuvörderst sind die Katholiken entzückt über die Befreiung des Erzbischofes, und seine Reise nach Königsberg und zurück glich einem Triumphzuge. Nie hätte der gute Mann wohl geglaubt, in seinem Leben so viel Aufsehen zu machen. Auch würde sein Daseyn ziemlich spurlos vorübergegangen seyn, wenn man sich lediglich an das Landrecht gehalten hätte, wonach jede gemischte Ehe gültig vollzogen wird, wenn der evangelische Geistliche die Trauung verrichtet hat. Dieß könnte nun erleichtert werden, indem man die vorgängigen Anfragen und Berichte an die Behörden abschaffen und die Geistlichen dazu autorisiren dürfte. Der gescheide Katholik wußte sich dann schon zu helfen, so wie es jetzt geschieht. Diese Sache ist daher nunmehr glücklich beseitigt; da der Widerstand aufhört, verliert die geistliche Macht an Bedeutung, und diese hört ganz auf, wenn man sich darum so wenig bekümmert, wie um den Rabbiner der Juden, der thun kann, was er will, wenn er nur Steuern bezahlt und kein Gesetz verletzt."

Wem eine solche Geringachtung der katholischen Kirche in einem paritätischen Staate unbegreiflich erscheint, der höre weiter.

Nro. 241 der Breslauer Zeitung liefert den Beschluß eines Artikels über die Posener Zustände. Darin heißt es: „Der Einfluß, den der Staat auf die Kirche geäußert hat, ist wohlthätig, aber nicht dankbar anerkannt worden. Bei der Uebernahme der Provinz bedeckte eine Unmasse von Klöstern das Land und die Bewohner derselben, einzig und allein einem beschaulichen Leben hingegeben, erfüllten wohl die Pflicht des Gebotes, aber nicht die der Arbeit; und in denselben waren alle Laster zu finden, welche auch anderwärts angetroffen worden sind. Unter der Preußischen Regierung ist die Zahl der Klöster außerordentlich verringert worden, ohne daß dabei, wie das in dem erzkatholischen Spanien geschehen ist, Mönche und Nonnen hülflos aus ihrem Asyl gestoßen worden wären. Es sind übrigens für den, welcher

mittelalterliche Institute liebt und lange Röcke und geschorne Köpfe gern sieht, noch Exemplare der Art genug übrig."

Weiter unten in demselben Aufsatze, der einen schlesischen Regierungsrath zum Verfasser haben soll, heißt es: „Das Concubinatwesen, welches aus dem herkömmlichen Institute des Cölibats entsteht, wird so offen und ohne Scheu vor dem Publikum getrieben, daß es selten einen Ort giebt, wo nicht ein Skandal vorgekommen wäre. Von diesem Unfuge nimmt die geistliche Behörde nur in den allerseltensten Fällen Kenntniß; geschieht es, so ist die Strafe des Schuldigen so unbedeutend, daß sie mehr einer Neckerei als einer ernsten Ahndung ähnlich ist."

Es fehlt nicht an andern ganz ähnlichen Beweisen von Toleranz und Unpartheilichkeit, doch eckelt uns, uns ferner damit zu befassen, nur ein Artikel, der allen angeführten die Krone aufsetzt, verdient noch angeführt zu werden.

In Nro. 262 der Breslauer Zeitung aus der Leipziger Allgemeinen Zeitung heißt es: Ein Literat, Namens Dr. Riedel, der früher unter dem Titel: „Athenäum" in Nürnberg eine Zeitschrift herausgab, die oft mit Glück und Geist Preußens Sache gegen den Katholicismus vertrat, hat die Erlaubniß erhalten, seine Zeitschrift hier unter dem Titel: „Berliner Wochenschrift" fortzusetzen und zu erweitern. Mit Neujahr werden die ersten Nummern erscheinen.

Solche Speise bietet man der Bevölkerung einer Provinz, die zur Hälfte aus Katholiken besteht, denen man nicht einmal erlaubt, gegen so hämische Verläumdungen und Anfälle sich zu vertheidigen, mindestens weisen die obenbenannten Zeitungen unbedingt jede, auch die bescheidenste Entgegnung zurück und nur dem in Breslau herauskommenden katholischen Kirchenblatte ist es, zur allgemeinen Verwunderung, einmal gelungen, einen der hier citirten Artikel beleuchten zu dürfen. Aber auch nur einmal, der katholisch geistliche Censor soll der Erste seyn, der seine Loialität durch wackeres Streichen aller auch noch so ruhig gehaltenen katholischen Aufsätze, Nachrichten und Vertheidigungen darthut; man nennt einen Domherrn als solchen, er soll ein Rheinländer seyn und Schonger heißen, doch können wir das nicht als gewiß behaupten, und wollen um so lieber daran zweifeln, weil es gar zu unglaublich erscheint.

Nimmt man hierzu, daß in Schlesien, wie im preußischen Staate überhaupt, beinahe alle katholischen Zeitschriften von Farbe und Tüchtigkeit untersagt sind, wen kann es Wunder nehmen, wenn die katholischen Bewohner Schlesiens, fort und fort mit einer solchen Nahrung, wie die angeführte, bewirthet, allen katholischen Geschmack verlieren und ihren Magen allgemach so verwöhnen und umstimmen, daß ihnen eine gesunde und derbe katholische Kost nicht mehr munden will. O mein theurer Freund! welch ein Kapitel über den katholischen Adel — die wenigen noch vorhandenen hin und wider eingeschobenen katholischen Beamten, die Gymnasiallehrer ꝛc. ꝛc. — ließe sich hier anknüpfen! Doch schließe ich für heute, denn das Gesagte wird Sie überzeugt haben, daß es bei uns auch einem tüchtigen und getreuen Oberhirten schwer werden wird, anders als mit Furcht und Zittern, mit Thränen und Seufzern zu pflanzen und zu bauen in dem gar übel zugerichteten Weinberge des Herrn. Und auch darin werden Sie sich überzeugt haben, daß mein Kleinmuth mindestens kein unbegründeter ist. Erwidern Sie übrigens mein Klagen nicht, so kommt nächstens wieder

Ihr

Jeremias.



